Katholischer Anekdoten-Schatz

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. Hungari.

Dritter Band:

Kreuzes-Früchte.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1856.



XA. u. A. AALBOTH.

Kreuzes-Früchte.

Ein
katholisches Anekdoten-Büchlein
zur
Unterhaltung und Belehrung
für
alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben
von
A. Hungari.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1856.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Das heilige Kreuz des Erlösers.

Das allerheiligste Sakrament des Altars.

Ave Maria!

Das Wort Gottes.

Das Gotteshaus.

Das christliche Gebet.

Werke der Frömmigkeit.

Ereignisse in der Familie.

Die Erziehung.

Tiara und Mitra.

Aus der Seelsorge.

Fürsten-Kronen.

Aus dem Kloster.

Religiöses Still-Leben.

Wundersames.

Werke der Barmherzigkeit.

Bunte Welt.

Krieg und Sieg.

Merkwürdige Geschichts-Stationen.

Sinniges und Gemüthliches.

Aus der Revolution Frankreichs.

Martyrer-Fahnen.

Aus den älteren Missionen.

Kreuzträger und Krankentröster.

Die Stunde des Todes.

Nach dem Tode.

Hehre Grabstätten.

Verbesserungen.

Man lese gefälligst:

Seite 420. Zeile 17 von Unten — Gatten statt Bräutigam.
„ 496. „ 11 von Unten — bestimmt statt beistimmt.

Nachträglich zum I. Bande.

Seite 317. Zeile 3 von Oben — Pyxis statt Pyris.

Nachträglich zum II. Bande.

Seite 467. Zeile 7 von Oben — Hauptmann statt Landsturm.

Kreuzes-Früchte

in

katholischen Anekdoten.

1. Die Fahne des Kreuzes.

Constantin I., mit dem Beinamen der Große, der Sohn des römischen Kaisers Constantius Chlorus und der Helena, wurde am 27. Februar 274 nach Christus geboren und verlebte seine Jugend am Hoflager Diocletian's, welcher ihn als Geisel für seines Vaters Treue betrachtete. Nachdem Diocletian und Maximianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, verlangte Constantius von Galerius, welchem Diocletian's unmittelbares Gebiet zugefallen war, die Entlassung seines Sohnes. Galerius gewährte sie zögernd und ungern, aber er gewährte sie; Constantin gelangte glücklich zu seinem Vater nach Britannien, und als dieser bald darauf (25. Juli 306) starb, begrüßte das Heer ihn als Augustus. Galerius erkannte ihn an, zwar Anfangs nur als Cäsar, doch schon im Jahre 307 als Augustus.

Galerius vermochte das Oberansehen, welches Diocletian geübt hatte, nicht zu behaupten; sechs Kaiser theilten sich in das Römerreich. Unter diesen war Constantin allein der Sohn eines Kaisers, besaß allein bedeutende Herrscher= und Feldherrngaben; er focht glücklich wider die Franken, welche Gallien plünderten, und folgte, in Betreff der innern Verwaltung, den Fußstapfen seines verständigen und milden Vaters.

Inzwischen vertrieb im Westen Maxentius seinen Vater Maximian; im Osten starb Galerius.

Maxentius und Maximinus Daja waren mit ihren schönen Ländern nicht zufrieden und verbündeten sich zum Sturze ihrer Reichsgenossen, wodurch Constantin und Cirinius bestimmt wurden, sich enger an einander anzuschließen.

Als Maxentius daran war, den Kampf zu eröffnen, beschloß Constantin, ihm zuvorzukommen, und rückte in Italien ein.

Auf dem Wege aus Gallien gen Rom überlegte Constantin lange bei sich, welche Gottheit er sich zum Führer und Beschirmer wählen sollte. Er erwog, daß die Meisten seiner Vorgänger, die auf viele Götter gebaut und sie durch Gaben und Opfer verehrt hatten, ermordet worden waren; er gedachte zugleich aber auch an den Einen wahren Gott, den die Christen verehrten. Die Kunde

hierüber hatte er schon frühzeitig empfangen. Seine Mutter Helena war ja eine Christin; am Hoflager von Nicomedien, wo er seine Jugend zugebracht, war bis zum Jahre 303 die Zahl der Christen nicht unbedeutend; als er heimgekehrt, traf er am Hofe seines Vaters auch viele Christen; er hatte daher Gelegenheit genug, mit dem Christenthum bekannt zu werden, und sein Herz begann schon früh das Bedürfniß einer reineren Gottesverehrung zu fühlen. Und die Zeit auch, in welcher er dem gefahrvollen Kampfe mit einem an Hilfsquellen überlegenen Feinde entgegensah, fachte den lange glimmenden Funken zur Flamme an. Und so wendete er sich nun an den Einen Gott der Christen und bat ihn demüthigst, er möchte sich doch ihm zu erkennen geben und ihm bei dem gegenwärtigen Unternehmen beistehen. Und Gott erhörte sein Gebet und offenbarte sich ihm, wie einst dem betenden Moses, durch eine himmlische Erscheinung.

Als Constantin noch in Gallien an der Spitze seines Heeres dahinzog, zeigte sich Nachmittags, da sich die Sonne schon gen Abend neigte, über derselben das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Lichtstrahlen gebildet, mit der Aufschrift: „In hoc signo vinces! Durch dieses Zeichen wirst du siegen!“ —

Diese Erscheinung setzte ihn und sein ganzes Heer, das Zeuge derselben war, in außerordentliches Erstaunen. Jedoch wußte er noch nicht, wie er das Bild zu deuten hätte, und die Nacht überraschte ihn bei seinem Nachsinnen und Zweifeln. Da bot sich ihm eine andere Erscheinung dar. Jesus Christus trat zu ihm im Traum mit demselben Zeichen, das er wachend am Himmel gesehen hatte, und befahl ihm, eine Fahne, ähnlich jener himmlischen Erscheinung, verfertigen und sie als Zeichen des Sieges in allen Kriegen vor dem Heere tragen zu lassen.

Am folgenden Morgen benachrichtigte Constantin seine Freunde von diesem Traumgesicht, ließ dann alle Künstler, die in Gold und Edelsteinen arbeiteten, zu sich kommen, und beauftragte sie, eine Fahne ganz der Beschreibung gemäß, die er ihnen umständlich davon machte, zu verfertigen.

So entstand die Fahne des Kreuzes, „Labarum“ genannt — eine große mit Goldblech bedeckte Stange, durch die ein Querbalken in Gestalt eines Kreuzes ging. An der Spitze war eine Krone von Gold und Edelsteinen befestigt, welche die beiden in einander geschlungenen Anfangsbuchstaben des Namens Christus in sich schloß. An dem Querbalken hing ein viereckiges seidenes Fahnentuch, purpurfarbig mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen besetzt. Ueber demselben, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes, sah man die Bilder

des Kaisers und seiner Söhne. — Diese ebenso kostbare als glänzende Fahne gebrauchte Constantin in allen seinen Kriegen als ein Mittel der Sicherheit und des Sieges. Fünfzig Soldaten der Leibwache, ausgezeichnet durch Körperkraft und frommen Sinn, hatten kein anderes Geschäft, als sie zu bewachen und einander im Tragen derselben abzulösen; und wer sie trug oder nur mit ihrem Dienste beschäftigt war, hatte, wie Constantin selbst versicherte, mitten unter den Pfeilen der Feinde keine Gefahr oder Verwundung zu fürchten. Wo sich die Fahne des Kreuzes zeigte, wurden die Feinde in die Flucht getrieben. Als Constantin dieses merkte, ließ er die Fahne immer dahin tragen, wo die größte Gefahr sich kund gab, und er konnte mit Zuversicht auf einen glänzenden Sieg rechnen, indem die Kraft dieses göttlichen Zeichens alle Soldaten mit neuem Muthe belebte.

Auch befahl Constantin, daß nach dem Muster dieser Fahne mehrere ganz ähnliche gefertigt werden sollten für diejenigen seiner Heere, die er persönlich nicht anführen konnte.

Constantin traf mit dem Heere des Maxentius zusammen und erfocht einen glänzenden Sieg. Maxentius wurde am 28. October 312 bei Rom geschlagen und ertrank in der Tiber.

Fortan ließ Constantin christliche Lehrer kommen, die ihm erklären mußten, warum der Sohn Gottes Mensch geworden und am Kreuze gestorben sei. Und er neigte sich aus dem Heidenthume mehr und mehr zum Christenthume hinüber. Er kündigte sich unzweideutig als Beschützer der Christen und Verehrer des Christenthums an, gab mit Licinius gemeinschaftlich ein Edict, durch welches beide Kaiser nicht nur den Christen ihres Gebiets freie Religions-Uebung gewährten, sondern auch die Zurückgabe der von den Heiden eingezogenen Kirchen und Kirchengüter anbefahlen. Er enthob die Geistlichkeit der Verpflichtung, städtische Aemter zu bekleiden; er erklärte die Freilassung der Sclaven, welche durch die Kirche geschähe, für rechtsgiltig; er erlaubte, Vermächtnisse zu Gunsten der katholischen Kirche zu machen; die Kreuzesstrafe ward aufgehoben und die Sonntagsfeier geboten. —

Von dem Kaiser Constantin erzählt der Kirchengeschichtschreiber Eusebius (3. Buch, § 49 im Leben Constantin's), daß er in dem allervornehmsten Zimmer des Palastes im Mittelpunkte des vergoldeten Gebälkes an der Decke eine große Tafel anheften und das Zeichen der Leiden des Erlösers, aus vielen und kostbaren Edelsteinen zusammengesetzt, inmitten derselben einsetzen ließ. — Mehrere andere dergleichen aus Gold gefertigte Kreuze schenkte dieser großmüthige Fürst auch den Kirchen zu Rom, Constantinopel und Jerusalem, die ein Gewicht von mehr als hundert Pfund gehabt haben sollen. —

Nachdem aber das Kreuz auf den Kriegsfahnen desselben Kaisers den Triumph des Christenthums verkündigt hatte, so währte es nicht lange, daß man es auf den Wegen der Städte und Dörfer aufgerichtet sah. Er selbst ließ statt der abgöttischen Säulen an den öffentlichen Heerstraßen Kreuze aufpflanzen. — Daher machte der heilige Chrysostomus in einer Rede seine Zuhörer auf den christlichen und löblichen Gebrauch aufmerksam: auf den Wegen sich des gekreuzigten Heilandes zu erinnern, welcher „der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.“ —

---

2. Das heilige Blut auf der Reichenau.

Im Jahr 799 lebte zu Jerusalem ein sarazenischer Fürst, Namens Azan, der gerne mit dem weitberühmten Kaiser Carl dem Großen Bekanntschaft gemacht hätte. Er wußte, daß Carl der Große Nichts höher schätzte, als heilige Sachen, darum ließ er ihm einige sehr werthvolle Heiligthümer anbieten, im Fall sich Carl dazu verstehen würde, an einem dritten Orte mit ihm zusammen zu kommen. Rom wurde dazu erwählt, und beide Fürsten machten sich auf den Weg. Aber Azan wurde in Folge einer schweren Krankheit genöthigt, auf der Insel Corsika zu bleiben. Carl jedoch kam nach Rom; von da aus wollte er aber nimmer weiter, denn er wagte es nicht, dem Meere sich anzuvertrauen. Darum erkor er den Abt Waldo vom Kloster Reichenau, der sein Beichtvater war, und den Grafen Hunfried von Rhätien und Histrien, um in seinem Namen den Fürsten von Jerusalem zu begrüßen. Diese zogen nun nach Corsika, wo sie den Fürsten auf dem Krankenlager fanden; sie überbrachten ihm von dem Kaiser herrliche Geschenke, und erhielten von dem Fürsten als Gegengeschenk viele Reliquien und orientalische Kostbarkeiten: unter Anderm ein kostbares güldenes Kreuz von anderthalb Zoll Größe, in welchem das Blut des Heilandes mit einem Stücklein vom Kreuzesholz eingeschlossen war.

Mit diesen Geschenken kehrte Waldo und Hunfried nach Hause. Der Kaiser, hocherfreut über die Gaben, erlaubte den Beiden, sich eine Gnade auszubitten. Abt Waldo erbat sich einige Privilegien für sein Kloster. Hunfried aber wünschte das genannte Kreuz. Aber nur mit Mühe gewährte der Kaiser dem Grafen seine Bitte.

Als Hunfried den köstlichen Schatz erlangt hatte, zog er sich auf seine Burg in Rhätien zurück, um seinem Seelenheile abzuwarten. Er erbaute zu Gottes und des heiligen Blutes Ehren das Stift Schenis, in welchem er das Heiligthum verehrte. Hunfried starb

im Jahr 823 und hinterließ das Heiligthum seinem jüngern Bruder Adalbert.

Als dieser im Jahr 824 von Graf Ruodpert bekriegt und aus dem Seinigen vertrieben wurde, suchte er Hilfe bei seinem Bruder, Graf Burkhard in Histrien. Von diesem unterstützt, zog er gegen Ruodpert und überwand ihn — so erzählt die Legende — mit Hilfe des heiligen Blutes, das er im Treffen bei Zizers bei sich trug. Nach seinem Tod, im Jahr 846, erhielt sein Sohn Udalrich das Kleinod; als aber dieser im Jahr 853 starb und nur eine Tochter, Namens Emma, hinterließ, so kam es auf die Familie der Grafen von Lenzburg, in die sich Emma verheirathete.

Udalrich, der Sohn Emma's und des Grafen Arnold von Lenzburg, bewarb sich um die Hand der Tochter des Grafen Waltharius von Kyburg und der Suanahilde. Er erhielt sie nur unter der Bedingung, wenn er das Kreuz mit dem heiligen Blut ihnen schenken würde. Bei Udalrich überwand die Liebe, und er überließ es wirklich seinen Schwiegereltern.

Waltharius und Suanahilde fühlten sich ungemein glücklich im Besitze des Kleinods, und stellten es in ihrer Schloßkapelle auf. Als im Jahr 919 Herzog Burkhard von Alemannien den Grafen Waltharius zur Osterzeit unvermuthet in seiner Burg Zurzach überfiel und dieselbe der Uebergabe nahe war, da ging die Gräfin Suanahilde mit dem Kreuzlein des heiligen Blutes in den Händen dem Feind entgegen, und bat ihn um Gottes Willen und wegen der heiligen Zeit, von seiner Feindseligkeit abzustehen. Aber die Feinde hörten nicht auf ihre Bitte. Erst, als einer der feindlichen Anführer durch einen Steinwurf aus der Burg getödtet wurde, hoben die Feinde die Belagerung auf. Das schrieb man der Kraft des heiligen Blutes zu.

Als die Gräfin einmal ihren Bruder Udalrich, der Mönch in der Reichenau war, besuchen wollte, nahm ihr Kaplan das heilige Blut mit dahin, ohne daß sie etwas davon wußte. Doch sie ließ es geschehen, als sie davon hörte, und stellte es, im Kloster angekommen, in ein Gemach, wo sie ein Licht vor demselben brennen ließ. Das reizte die Neugierde der Mönche. Als sie nach langem Bitten von ihr erfuhren, was es sei, drangen sie in die Gräfin, bis sie es ihnen erlaubte, das Heiligthum in der Kirche verwahren zu dürfen. Späterhin wurde die Gräfin von ihrem Bruder und fünfen der älteren Mönche gebeten, dasselbe dem Kloster zu überlassen. Das Einzige, was sie von der Gräfin erlangten, war: daß das Heiligthum nach ihrem und ihres Gemahls Hinscheiden an das Kloster kommen sollte. Damit waren die Mönche zufrieden.

Nun brach Suanahilde von der Reichenau wieder auf, um nach Zurzach zurückzukehren. Unterwegs aber erkrankte sie so gefährlich, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Da trat einer ihrer Hofleute, Namens Tongolf, vor sie, und stellte ihr vor, daß ihre Krankheit eine Strafe von Gott sei, dafür, daß sie dem Kloster Reichenau das Heiligthum verweigert habe. Die Worte Tongolf's gingen der Gräfin an's Herz, und sogleich befahl sie, daß man das Heiligthum in die Reichenau zurückbringe. Sieh' da, welch' ein Wunder! die Gräfin stand frisch und gesund von ihrem Krankenlager auf, so bald ihr Befehl ergangen war. Des andern Tages schon kam das Heiligthum in der Reichenau an. Eine innige Freude erfüllte das ganze Convent: die Mönche stellten eine Prozession an, bei welcher sie mit bloßen Füßen das Heiligthum um das Kloster herum, dann in die Kirche hineintrugen und auf dem Hochaltar aufstellten. Das geschah im Jahr 925 den 7. Weinmonat. —

Also lautet die Geschichte vom heiligen Blut, das noch jetzt in der Reichenau aufbewahrt und gezeigt wird. Das Heiligthum besteht aus einem goldnen Kreuzlein, mit der griechischen Aufschrift: „Herr hilf dem Hilarius, dem Herrn und Vorgesetzten des Klosters oder Ortes Tzeretha (Tzerethas)." Das im Kreuzlein befindliche heilige Blut erscheint wie eine dunkle schwarze Erde, die angeblich mit dem heiligen Blut gedrängt sein soll. Das Kreuzlein mit dem heiligen Blut wird unter dreifachem Schloß und Riegel bewahrt und nur bei feierlichen Veranlassungen den Gläubigen gezeigt. —

---

3. Das Kreuz.

(Von Dr. Joseph v. Görres.)

Das Kreuz ist eine der Grundformen aller Form auf Erden. Durch alle Reiche der Natur und durch die ganze Geschichte hat es geherrscht und seine Macht erwiesen.

Die Heiden haben die Macht ihrer Götter von ihm abhängig gemacht, und die Propheten haben von ihm geweissagt.

Die erste Oberfläche sei im Kreuz beschrieben, sagten die Araber; es sei aus der Kraft der Sterne hervorgegangen und behalte in sich die Kraft und den ganzen Geist der Natur; das gesammte Universum, in der Richtung von der Oberwelt zur Unterwelt durch die Mittelwelt mit ihren beiden Seitenrichtungen, sei nach ihm gebaut, und die Weltgegenden in ihm hätten sich gleichfalls in's Kreuz gestellt. —

Das Henkelkreuz war eine Hieroglyphe der Aegypter und bedeutete das künftige Leben; alle ihre Götter führten es daher in Händen. Die ägyptischen Priester hatten eine alte Weissagung: so lange würde das Altverehrte aufrecht stehen, bis jenes Zeichen erscheine, in dem das Leben sei. Auch die Sibylle hat von diesem Symbole geweissagt, und Moses hat es mit der Schlange in der Wüste aufgerichtet. —

Durch die ganze Natur tritt es hervor; die Bäume erwachsen in seinem Gesetz; die Vögel durch die Lüfte fliegend, sie bilden mit ausgebreiteten Flügeln die Kreuzesform; des Menschen Gestalt ist in dieser Form aufgebaut, und Allem, was er ersinnt und ertrachtet, bis zur innersten Werkstätte des Gedankens hin, ist sie aufgeprägt; wenn er wandelt, wenn er auf den Wassern schwimmt, es ist immer nur dieses Zeichen, das er in den Elementen bewegt. Wenn er mit dem Pfluge die Erde bebaut, so wirft er sie in diesem Zeichen auf; wenn er im Schiffe über die Meere segelt, so einigen sich Mast und Segel in diesem Zeichen, und in ihm zieht sich die Meeresfurche; wenn er als Plastiker menschliche Gestalten bildet, er prägt zuerst dieses Zeichen aus. Wenn der Römer seine Siegeszeichen aufgestellt, die aufgehängten Waffen haben sich in ihm zusammengefunden; und der Betende bringt in dieser Form seine Huldigung dem Gegenstande seiner Verehrung dar.

Und so ist denn auch das Kreuz das Zeichen, worin der ewige Sieg erfochten und die ewige Huldigung dargebracht worden, worin die neue Schöpfung erschaffen und die neue Zeit sich bewegt!

---

4. Eine Begrüßung des heiligen Kreuzes.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte Eckbert, der zuerst Mönch in einem Kloster zu Bonn und dann Abt des Benediktiner-Stiftes St. Florin in der Diöcese Trier war und wegen seiner vortrefflichen Gaben als Prediger, sowie wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit allum in hohem Ansehen stand.

Als auf dem Giebel der Klosterkirche ein neues Kreuz aufgerichtet wurde, begrüßte er dasselbe — im Hinblick auf Golgatha's Kreuz — mit den herrlichen Worten des lebendigsten Glaubens:

„Willkommen, o Kreuz, Zeichen des lebendigen Gottes, Zeichen des höchsten Triumphes; willkommen, o herrliches und köstliches Holz, dem Ceder und Cypresse, Lorbeer und Palme, Oelbaum und Weinstock weichen müssen! Heller als die Sonne, klarer als alle

Sterne der Welt leuchtest du Denen, die dich mit den Augen des Glaubens und der Liebe betrachten! Einstmals warst du verflucht und dein Name war schmachvoll; jetzt bist du von der tiefsten Niedrigkeit in wunderbarem Sprunge bis zur Himmelshöhe emporgestiegen, und selbst auf Königskronen prangst du! Wer hat doch deine Schmach getilgt? wer dich zu solcher Ehre erhoben? Kein Anderer, als Der, welcher allein Wunder thut, Jesus Christus, der Eingeborene Sohn des lebendigen Gottes, der Herr des Himmels und der Erde! Da Ihn die sündige Erde von sich stieß, stieg er an dich hinan; du nahmst Ihn auf und trugst die köstliche Bürde seines Leibes! Da wardst du geheiligt, indem dich sein Fleisch berührte, indem dich sein Blut benetzte! Siehe, so salbte dich dein Gott mit Freudenöl vor deinen Genossen, vor allen anderen Bäumen der Wälder, daß du ein heiliger Altar würdest! Ja, du bist wahrhaftig ein heiliger Altar, denn auf dir ist dargebracht das unbefleckte Lamm, welches allein die Erde mit dem Himmel versöhnen konnte!" —

5—14. Erlebnisse beim heiligen Kreuze.

Seine rührenden Erlebnisse beim heiligen Kreuze hat uns der Pater Friedrich Spee in dem „goldnen Tugendbuche" durch die hier folgenden Beispiele geschildert:

1. Jesus und Maria's Abschied.

An einem Mittwoch, da ich keine rechte Andacht in mir entflammen konnte, fiel mir ein, wie Christus von seiner lieben Mutter Maria Abschied genommen und ihr verkündigt hatte, welche große Pein er nun leiden müsse.

Da bat ihn die Mutter milden, sanften Tones: „O mein geliebtester Sohn, wenn du ja leiden mußt, so fleh' ich um die Eine Gnade nur, daß ich auch vor dir, wie Joseph, sterben darf, damit ich dein so bitteres Leiden und Sterben nicht mitansehen müsse!"

Hierauf weinte sie gar sehr, und Jesus weinte gleichfalls mit ihr, und sagte dann:

„„O gute Mutter mein! Zwei haben im Paradiese gesündigt, Adam und Eva! Zwei müssen nun auch dagegen zur Sühne die Marter leiden, Ich und Du!""

Und also weinend schieden sie von einander, und in Maria's Ohr klangen die Weissagungen des greisen Simeon, die er bei der Darstellung des Christkindes ehedessen im Tempel zu ihr gesprochen: „Ein Schwert wird deine Seele durchbohren!'" —

2. Der weinende Petrus.

Ich fand den heiligen Apostel Petrus in einer Höhle bei Jerusalem weinend; und fand ihn weinend, weil er den Herrn verleugnet hatte; und fragte ihn: ob er Jesum nicht gesehen?

Da erwiederte er:

„Ja, er ist hinausgegangen auf den Weg der Buße, da will er Sünder suchen — denn:

Jesus, der so gute Jesus, sucht die Sünder durch innerliche Einsprechungen!

Jesus, der so weise Jesus, sucht die Sünder durch Betrübniß, Unglück, Pein und Plagen, durch Strafen, durch Leidenstage und Krankheiten, die er ihnen gerade zuschickt!

Jesus, der so milde Jesus, sucht die Sünder durch das Wort Gottes, das er, der Gott-Mensch, selbst verkündet, und durch seine rechtmäßigen Stellvertreter hinwieder fort und fort verkündigen läßt!

Jesus, der so barmherzige Jesus, sucht die Sünder durch sich selbst, durch seine Huld und Gnade, die er den Unglücklichen darbietet mit den Worten: „„Kommet her, ihr Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Ich bin ein stets frisch quillender Brunnen des Heiles; wen da dürstet, der komme und trinke, und er wird den himmlischen Frieden haben!““ — —

Gehe denn auch du, armer Sünder, auf den Weg der Buße, und sicherlich wirst du Jesum finden!“ —

3. Der Engel am Oelberge.

Ich fragte einen heiligmäßigen Mann: was wohl der Engel am Oelberge mit Christo Jesu, dem bis zum Tode betrübten, im Gebet geredet hätte?

Und er antwortete, der Engel habe also gesprochen:

„Es sendet mich vom Himmel Gott der Vater zu dir, o Herr Jesus Christus! Du sollst aus Zweien Eines erwählen: entweder Freuden oder Schmerzen! Wenn du die Freude erwählen wirst, so werden alle Menschen verdammt werden; wenn du aber erwählen wirst die Schmerzen, so werden alle bußfertige Menschen, die je gewesen, die jetzt sind, und zukünftig sein werden, selig werden können!“

Worauf denn Jesus sich aus dem mit seinem blutigen Schweiße beträuften und geweihten Staub erhob und alsbald gesprochen:

„„Wohlan, mein treuer Engel, gehe heim zu meinem himmlischen Vater, und verkünde ihm, daß das menschliche Geschlecht und sein grenzenloses Elend mir tief zu Herzen gehe! Liebe leidet Leid, und der Lohn folgt nach der Arbeit. Sag' ihm geschwind, ich wolle mich nun zum Tode bereiten!““ —

4. Ungleiche Erbtheilung.

„O du mein süßer Jesus, o du Ehrenhold meiner Seele! Ich muß weinen, wenn ich gedenke, wie wir mit einander einen Rosenstrauch geerbt haben; — du hast dir genommen die Dörner und mir gelassen die Rosen!

O du treuer Held der Barmherzigkeit, dieser Lieb' und Treue kann ich nimmer vergessen!“ —

5. Das selige Bild: *„Ecce homo!“*

O, wie gedenk' ich einer rührenden Stunde, als ich anschaute das selige Bild: „Ecce homo!“ — Wie war ich so froh, so himmlisch froh, daß auch mich der Gott-Mensch Jesu Christus erlöst hat! Und ich gedachte, an dem Leibe meines Heilandes die Wunden zu zählen; weil es aber so viele waren, daß ich sie nicht zählen konnte, da sprach mein Herr zu mir:

„O du mein liebes Kind! was willst du zählen Meine Wunden? Zähle zuvor, wenn du kannst, deine Sünden; denn nach der Zahl deiner Sünden haben sich gemehrt meine Wunden!“

Da beugte ich mich in Wehmuth und Demuth tief in den Staub, und sprach von Herzen: „„O mein allerliebster Herr, in **mir** ist mein Tod, in **dir** ist mein Leben!““

6. Eine Bitte unterm Kreuze.

Auf einen heiligen Freitag wollt' ich beten, und kam erstlich zu Gott Vater und flehte: „Gott Vater vom Himmel, erbarme dich meiner!“ — Und er sprach: „„O Mensch, wie sollte ich dich erhören! Mein eigener Eingeborener Sohn ruft vom Kreuze, und Ich höre ihn nicht, und lasse Ihn am Kreuze des Todes sterben!““ —

Ich kam zu Gott dem Eingeborenen Sohne, und flehte: „O Jesus, du Sohn David's, erbarme dich meiner!“ — Und er sprach: „„O Mensch, wie sollte ich dich erhören! Es sind meine Ohren noch voll vom Geschrei meiner Feinde, und rufen sie doch Alle: ich solle Mir selber helfen!““ —

Ich kam zu Gott dem heiligen Geiste und flehte: „O Gott heiliger Geist, erbarme dich meiner!“ — Und er sprach: „„O Mensch, wie sollte ich dich erhören! da doch in der Marter am Kreuze hangen bleibt der zarte und reine Leib, den die Mutter Gottes von mir empfangen hat!““ —

Da ging ich zu Maria, der heiligen Mutter Gottes, und flehte: „O Maria, du Thron Salomonis, bitte für mich deinen

lieben Sohn; Mutter, laß mich nicht in Nöthen!“ — Da erhub Maria weinend ihre Stimme und sprach: „„O Mensch, weißt du nicht, daß am Freitag du eine andere Mutter habest, welche mir mein Kind genommen hat und es trägt in ihren Armen?““ — Und sie zeigte das heilige Kreuz auf Golgatha, in dessen Armen ihr liebes Kind wollte sterben. —

Und ich trat hin zu dem heiligen Kreuze und flehte also: „O du heiliges Kreuz, o neue Mutter meines Herrn, wie hart hältst du das zarte Kind Maria's! Man hat mich allenthalben abgewiesen, nun komme ich auch endlich unter deinen Schatten, und bitte dich — laß mich nun allhier ein wenig rasten, damit allein ein einziges Tröpflein deines allerheiligsten Blutes auf mich thauen möge; wenn ich nur dieses erlange, dann will ich wiederkehren, und so wird man mich erhören und mir — das göttliche Erbarmen schenken! Ohne das göttliche Erbarmen kann ich ja nicht entsündigt, heilig und selig werden!“ —

7. Die Boten des Frühlings.

Ich las an einem Sonntage das Hohelied Salomonis, und wie ich zu dem Spruche kam, der da sagt:

„Der Sommer ist in's Land gekommen und die Stimme der Turteltaube hat sich in unsern Landen hören lassen!“

dachte ich über den Spruch ernstlich nach und fand: daß, wenn die Seele anfängt, nach dem ewigen Heil in Christo Jesu zu seufzen, wie eine Turteltaube, so grünen in uns die Bäume der Liebe und Andacht; — daher es nicht zu wundern ist, daß Etliche kalt sind, wie der Winter; denn es liegt noch auf ihnen das ungeschmolzene Eis der Sünden! —

8. Jesus der gute Hirt.

Zur schönen Maienzeit begegnete mir ein frommer Pilger, Sanct Alexius, und ich fragte ihn: ob er meinen Herrn Jesus nicht gesehen hätte?

Da sprach er: „Ich such' ihn auch, und habe Kunde, daß er auf den Bergen Israel's sein soll; da weidet er neunundneunzig Schafe, denn Eines hat er verloren, das sucht er mit Schmerzen! Nun muß man ihn bei den Hirten suchen, zu denen hat er sich gesellt, da lasset uns nachfragen! Seine Eigenschaften aber sind diese:

Jesus ist ein guter Hirt, denn er erlöst mit Macht und Kraft seine Schäflein von den höllischen Wölfen!

Jesus ist ein guter Hirt, denn er setzt seine eigene Seele ein, damit seinen Schäflein die gute Weide des Himmels werde!

Jesus ist ein guter Hirt, weil er seine Schäflein immer bewacht, und ihnen Hüter, Priester und Seelsorger zuschicket!

Jesus ist ein guter Hirt, weil er sie speiset mit seinem eigenen Fleisch und Blut zum ewigen Leben!

Jesus ist ein guter Hirt, weil er seinen Schäflein sieben heilige Sakramente zurückgelassen hat voller Gnadenbalsam, damit die kranken Schäflein bei ihm wohnen sollten in ewiger Freud' und Seligkeit!" —

9. „Mich dürstet!"

An einem stillen, vom freundlichsten Sonnenuntergange durchglänzten Abend saß ich auf einer Fruchtgarbe, und sah, wie die Schnitter des Feldes sich aus steinernen Krügen frisches Wasser zum Trunke darboten und so ihren Durst stillten.

Ich dachte dann an das Leiden meines Erlösers voll Rührung und Mitleid, denn ein Kreuz erhob sich inmitten des Geländes, und ich fragte im Geiste den Herrn: „Welches Wort, o Herr, aus deinen lieben Leidens-Worten soll mich am mächtigsten erschüttern und mich zur innigsten Hingabe an dich begeistern?"

Und er antwortete:

„„Das Wörtlein: „„Mich dürstet!"" — Denn dieses Wörtlein durchdringt Leib und Seele mächtiglich, weil Ich nicht allein dem Leibe nach, sondern auch innerlich an der Seele so überaus heiß gedürstet habe nach dem Heile der unsterblichen Seelen aller armen Sünder, also auch für deine Seele!"" —

10. Die Frucht am Kreuze.

Einmal ging ich mit trockenen Augen an einem Kreuze vorüber; da rief mir ein Engel vom Kreuze herab und sprach:

„Höre, undankbarer Knecht, wie schaust du deinen Herrn mit so undankbaren Augen an! Da werf' ich dir hinab etliche Kreuzesfrüchte, die sollst du essen, und bald wirst du einen anderen Sinn bekommen!"

Da schüttelte er den Baum des Kreuzes und es fielen die schönen Früchte herab, die also hießen:

„„Hier oben am Kreuz ist Pein und Leiden,
Hier oben am Kreuz will Gott verscheiden,
Den Tod unschuldig muß Er leiden!
Wann willst du, Mensch, die Sünde meiden?""

Solche Frucht las ich auf, und gab meiner Seele davon zu essen; von Stund' an bekam ich einen andern Sinn, und weinte zugleich und sang vor Freuden:

„,Wohlan, wohlan, die Welt ist voller Schmerzen,
Ade, ade, das sag' ich dir von Herzen,
An's Kreuz will meine Sünden ich anbinden,
Da soll man mich fortan nur finden!'" —

---

15. Die Kreuzes-Jungfrau.

(Auszug aus: „Giovanna Maria dalla Croce" von Beda Weber.)

Die Eltern der frommen Johanna Maria vom Kreuze (geboren am 8. Sept. 1603 zu Roveredo in Tirol, und in der heiligen Taufe „Bernardina" genannt) waren nach und nach verarmt. Das Unglück des elterlichen Nothstandes hatte selbst die wenigen alten Bekannten und Freunde verscheucht; Niemand mehr kam auf Besuch, als etwa ein stiller Ordensgeistlicher; o! wie fühlte sich Johanna in der Abgeschiedenheit ihres Hauses so wohl, denn diese tiefste Einsamkeit, dem Weltsinne so lästig, war ihrem Herzen ein süßestes Labsal. —

Die Eltern überließen ihr zur Wohnung eine alte Kammer, mit nackten Holzwänden, hinter welchen die Mäuse ihr Winterlager aufgeschlagen hatten; die Fensterscheiben auf echt italienisch größtentheils seit langer Zeit zerbrochen zum freien Durchzuge der Fledermäuse, die sich an die Ritzen der Decke anlegten; mit einem armseligen Bette, dessen vorzüglichster Bestandtheil ein vollgestopfter Strohsack war, in einer so bequemen Windlage, daß in den Nachtstürmen, wie sie in Südtirol besonders im Frühling oft anhalten, Alles zu schwanken und zu schweben schien, voll unheimlichen Krachens und Polterns. Sie bemerkte von diesen mißlichen Eigenschaften der Kammer nicht das Mindeste; mit emsiger Sorgfalt richtete sie sich ein kleines Altärchen ein mit den schönsten Heiligenbildern, die sie auftreiben konnte, ein Crucifix in der Mitte von Oelbaumholz, darunter die heilige Jungfrau, ein bemalter Kupferstich von Antwerpen, das Jesuskindlein mit einer vergoldeten Krone, daneben die heilige Anna, wie sie Maria lesen lehrte, und andere Heilige, das Ganze mit einem Kranze von Goldpapierstreifen eingefaßt. Hier betete sie einsam jede freie Stunde des Tages, und oft die ganze Nacht, wenigstens stand sie jedesmal auf, wenn es in der Kapuzinerkirche um Mitternacht zur Metten läutete, und nur selten kam sie nachher wieder in's Bett. —

Eine neugierige Magd schlich sich einmal an die baufällige Thür und spähte durch eine breite Ritze. Sie erblickte Bernardinen kniend vor dem Altare, starr und unbeweglich wie eine Säule, das Auge geschlossen, ohne Seufzer und Athemzug. Auf einmal wurde sie lebendig, sie drückte einen glühenden Kuß auf die durchbohrten Füße des Gekreuzigten, ihr Nachtkleid fiel von den Schultern bis auf den Gürtel hinab, die linke Hand hielt das Crucifix umschlungen, die rechte schwang eine scharfe Geisel auf den zarten Leib, eine halbe Stunde unausgesetzt, das Blut röthete ihre Glieder, es spritzte an die Wand und netzte den Boden, ohnmächtig sank sie auf ein Bild nieder, das vor ihr auf der Diele lag, das Angesicht des Erlösers auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika, das ein Engel ausbreitete mit den Worten: „Siehe die Frucht deiner Sündenlust!“ — Sie blieb lange im Kusse des Bildes liegen, es benetzend mit ihren Thränen. — Plötzlich fuhr sie hastig empor, wie erwacht aus einem schmerzlichen Traume, richtete sich wieder schnell in Ordnung, trocknete ihre Thränen ab, und eilte zur gewöhnlichen Arbeit zurück. Die Magd, von steigender Neugierde weiter getrieben, trat in die Kammer hinein, und untersuchte den Strohsack. Sie fand darin versteckt zwei Cilicien, eines aus Roßhaaren rauh und stechend geflochten, das andere aus feinen Stahlfedern, nach innen mit eisernen Spitzen, anderthalb Ellen lang, eng um den Leib zu schnallen, die Spitzen mit frischem Blut befleckt. Sie entwischte sogleich, um keinen Verdacht zu erregen, und traf Bernardinen im Gemeinzimmer, zwar mit geschlossenen Augen, aber heiteren Gesichtes, freundlich redend mit Franz Lutterotti, einem schon bejahrten Apotheker der Nachbarschaft, dem einzigen Freunde, der noch bisweilen in's Haus kam. „Ja, Signor Francesco, so ist es!“ schloß sie lebhaft; „liebende Seelen vertiefen sich Tag und Nacht immer mehr in's Leiden mit unaussprechlicher Liebeslust zu ihrem Erlöser; das Leiden verlangen sie mehr, als der Geizige das Gold; das Leiden allein ist ihnen lieblich, die Weltfreude macht ihnen Langeweile! Das Leiden ist das wahre Zeichen der Liebe, das viele und schmerzliche Leiden, das Leiden mit inniger Freude für den Geliebten. Und meldet sich kein fremdes, so machen sie sich ein eigenes durch die Kraft der Abtödtung, und opfern es ihrem Heiland auf!“ — Der Apotheker hinkte zur Thür hinaus, ganz erschüttert durch den Ton der begeisterten Jungfrau; selbst der neugierigen Magd entfiel eine Thräne, und den ganzen Tag flog ihr's vor dem Auge wie Blut und Geiselzischen. —

Es entwickelte sich allmählich das innigste Verhältniß zwischen ihr und der allerseligsten Jungfrau Maria, das sich wunderbar ihr

ganzes Leben hindurchschlang mit unberechenbarem Vortheile für ihre geistige Ausbildung. Sie trug ihr alle ihre Lebensschritte vor und fragte sie um Rath; Maria gab ihr freundliche Antwort, sie wurde ihre vorzüglichste Lehrerin, unzertrennlich von ihrem Wachen und Schlafen, hilfreich in jeder Noth. „Ich bin deine Mutter," sagte sie einst, als Bernardina einsam in ihrer bretternen Kammer betete; „ich weiß, was dir gut ist! Mein Leben auf Erden war lauter Kreuz, das Leben meines Sohnes war nichts als Kreuz; und du, seine himmlische Braut, wolltest etwas Anderes für dich verlangen, als Kreuz? Christi Feinde schrien: „„Steige herab vom Kreuze!"" Er weigerte sich dessen, er blutete bis zum letzten Athemzuge. Anstatt seine ewige Gottheit zu zeigen, zeigte er nichts als Liebe im Leiden und Sterben, um die ganze Welt zu erlösen. Du bist nicht seine wahre Nachahmerin, wenn du nicht am Kreuz ausharrest bis in den Tod! Es giebt kein besseres Mittel, um heilig zu werden, als Kreuz und Trübsal, erduldet aus Liebe zu **Dem**, der für uns so namenlos gelitten, der uns so unendlich geliebt hat! Zum Kreuze, zum Kreuze lade ich dich ein, o Streiterin Christi! Ergreife mit der rechten Hand den Stamm des heiligen Kreuzes, mit der linken den Dornenkranz, dieses Brautgeschenk deines himmlischen Bräutigams! Das Kreuz hilft dir alle Lebensängste glücklich hindurch, die Teufel fliehen vor demselben in verwirrter Angst! Setze dir die Dornenkrone auf's Haupt in der heißesten Pein, und rufe: „„Dieses Leiden ist ein Dorn meines Jesus!"" O, bleibe einsam bei Gott, leidend mit ihm, und im heimlichen Gemache deines Herzens walte und glänze sein heiliges Kreuz!" — Eine unbeschreibliche Leidenssehnsucht wachte in ihr auf, bittersalzige Thränen rieselten einzeln über ihre Wangen, ihre Augen starrten wie vergläsert, sie breitete ihre Arme aus, um den Erlöser am Kreuze mit Leib und Seele zu bedecken. — —

Voll von Leidensbildern schlief sie ein. — Maria stand vor ihrem fortarbeitenden Geist in einer herrlichen Kirche, worin eine feierliche Musik erscholl in übermenschlichen Anklängen. Bernardina wurde dadurch ganz entzückt, umgebildet in Gott. Maria nahte sich ihr im Glanze himmlischer Schönheit, nahm sie bei der Hand, hob sie empor in die Luft und setzte ihr einen wunderschönen Hyazinthenkranz auf's Haupt, in Gold und kostbare Edelsteine eingefaßt. Sie trat hierauf ein wenig von ihr seitwärts, betrachtete sie sorgfältig, ob ihr dieser Schmuck wohl gut stünde, nahm ihn jedoch nach einiger Aufmerksamkeit wieder weg und sprach: „Diesen Kranz, o Tochter! nehme ich wieder mit mir in den Himmel zurück, um

ihn dir zu behalten für's ewige Leben. Hier auf Erden nimm dieses Buch!“ Mit diesen Worten löste sie ein Buch von ihrem Gürtel, und überreichte es ihr. Es war in hellschimmernde Goldfarbe gebunden, mit großen Blättern, mit Perlen von unschätzbarem Werthe besetzt. „In diesem Buche lies die ganze Zeit deines Lebens,“ fuhr Maria weiter, „Tag und Nacht ohne Unterlaß, und studire es durch und durch!“ Hierauf verschwand sie. Bernardina eröffnete es hastig, um zu sehen, was darin stünde. Und sieh'! es war darin gar nichts Anderes zu sehen, als auf dem ersten Blatte der gekreuzigte Heiland, so kunstreich gemalt, daß er am Kreuze zu leben schien, in der letzten Todesangst sein Blut vergießend für das Heil der Sünder. Sie erwachte, von heißer Liebe durchglüht. „‚Mache mit mir, was du willst,‘“ sagte sie ganz gerührt, „‚o göttlicher Heiland! ja, leiden will ich mit dir, leiden und sterben für dich!‘“ —

Von diesem Augenblick an gab Bernardina sich mit der tiefsten Andacht der Betrachtung des Leidens Christi hin, das die mächtigste Wirkung auf ihre Seele und selbst auf ihren Leib übte. Sie trug nach italienischer Sitte ein Korallenband um den Hals; gern hätte sie diese kleine Eitelkeit abgelegt, aber sie durfte nicht vor ihren Eltern, die nun einmal äußerlich der allgemeinen Sitte sich fügen wollten. Vor der Leidensbetrachtung mußte sie es jedoch regelmäßig ablegen, denn es stürzten während derselben solche Thränenströme ihre Wangen herab, ein so gewaltiges Schluchzen erschütterte ihre Brust, daß ihr Hals unmäßig aufschwoll, und das Korallenband gesprengt haben würde. Dabei befiel sie eine verzehrende Sterbelust, ein unbezwinglicher Drang zu leiden bis an den jüngsten Tag, um alles Irdische an ihr zu vernichten in dieser, für Christus erduldeten Schmerzensgluth. Sie wußte sich im Gluthmeere nicht zu helfen, ihr Denken und Wollen war gehemmt, Jesus unendlich weit von ihr, die Seelenkräfte schienen zu stocken, alle Gelenke aus den Fugen gewichen, der ganze Leib tödtlich erschwächt; nur die Lust zu leiden allein noch übrig. „‚Ja leiden oder sterben!‘“ seufzte sie leise, und das Wort erstarb auf ihren Lippen, sie sank ohnmächtig zusammen.

„‚Dieses Betrachten des Leidens Christi wurde mein Reinigungsbad,‘“ bezeugt sie selbst; „‚alle Anhänglichkeit an die Erde verschwand, ich wurde abgelöst von allen Freuden der Welt, und Nichts konnte mich erquicken, als die Liebe zu meinem Erlöser!‘“ —

---

16. Das Gottesgericht des Kreuzes.

Nachdem König Carl sich den Besitz des nördlichen Italiens gesichert hatte, machte er seinen noch jungen Sohn Pipin dort zum Könige. Dieß wollten die Avaren benutzen, welche im Westen des jetzigen Ungarns wohnten, und fielen mit einer großen Schaar in das longobardische Reich ein.

Dem König Carl ward aber sofort die Nachricht überbracht, und er befahl (es war im Jahre 788), daß man zur Sicherheit gegen solche Einfälle die Stadt Verona, deren Befestigungswerke verfallen waren, wieder stark und sicher machen sollte. Zu diesem Ende sandte er seinem Sohne den Grafen Berengar, auf daß er ihm mit Rath und That darin beistehe.

Als aber Pipin und Berengar in Verona die Befestigung stark betrieben, erhob sich ein Streit mit der Geistlichkeit; es war nämlich zweifelhaft: ob diese nur ein Viertel der Mauern auszubessern hätte, wie sie selbst behauptete, oder ein Drittel, wie ihre Gegner, die Bürger der Stadt, aussagten. Der Streit konnte aber darum nicht entschieden werden, weil die longobardischen Statthalter selbst seit langer Zeit die Mauern hatten ausbessern lassen, wenn Etwas daran fehlte, obwohl sie dazu nicht verpflichtet gewesen.

Da nun Niemand wußte, wie die Sache rechtlich entschieden werden müße, gefiel es Allen, die Entscheidung dem Urtheile des **Kreuzes** zu überlassen.

Aregaus, welcher die Bürger vertrat, und Pacificus, welcher auf Seiten des Bischofs war, beide Jünglinge von erprobter Körperkraft, stellten sich mit kreuzweise aufgehobenen Händen vor den Altar, wo man die heilige Messe anfing und die Leidensgeschichte Jesu Christi nach dem Evangelium Matthäi las. — Der lesende Priester war aber noch nicht bis zur Hälfte der Passion gekommen, als dem Aregaus die Kräfte ausgingen und er ermattet seine Hände sinken ließ. Pacificus blieb bis zu dem Ende der Leidensgeschichte stehen, weßhalb er als der Sieger ausgerufen wurde. Der Geistlichkeit der Stadt Verona ward das Recht zuerkannt und bestätigt, daß sie nur „ein Viertel" der Mauern der Stadt fortan in gutem Stande zu erhalten habe. —

Das war das Gottesgericht des Kreuzes, und man sah diesen Ausgang als die Offenbarung des Willens Gottes an. —

Der Einfall der Avaren aber gelang nicht. —

17. Das Zeichen des Christen.

Der heilige Thomas von Kantelberg in England sollte vor dem König erscheinen, der höchlich dem frommen Erzbischofe zürnte, weil dieser, seinen religiösen Pflichten getreu, muthvoll und opferwillig die Freiheit der Kirche Gottes gegen die Bedrückungen des Staates vertheidigte und beanspruchte.

Als er nun dem bevorstehenden Tod entgegensah, nahm Sanct Thomas mit einem freudigen Blicke zum Himmel das Kreuz aus der Hand des Geistlichen, der es ihm vortrug, und rief mit Entschiedenheit: „Dieß ist mein Schutz, und diese Fahne läßt keinen Zweifel zurück, unter **welchem** Fürsten ich diene!“ —

---

18. Der Kreuzes-Segen.

Ein frommer und sinnreicher, aber armer Jüngling (so wird in dem Büchlein „die geistliche Wiese“ erzählt) begab sich zu einem Goldschmied in die Lehre, diese edle Kunst zu erlernen, worin er es auch in Kurzem so weit brachte, daß er seinen Meister beinahe übertraf.

Da kam einstmals ein reicher Herr von Stande und brachte Gold und Edelsteine, damit daraus ein schönes Crucifixbild gefertigt würde. Und es übergab der Meister diese Arbeit seinem Lehrjünger, dieweil er wußte, daß er solche zur Zufriedenheit Aller vollbringen würde. Indeß aber derselbe damit beschäftigt war, gedachte er bei sich selbst: „Wenn dieser adelige Herr Christo dem Herrn so viel Goldes auf Einmal opfern kann: sollte ich nicht auch wenigstens meinen Lohn daran setzen können, und mit jener armen Wittwe zwei Heller opfern?“ Und hierauf besann er sich, wie viel er etwa Lohnes bei dem Kreuze verdienen möchte, und so viel borgte er dann aus und legte für gleichen Betrag Gold dem Kreuze zu. —

Als aber jener Herr kam, das Kreuz abzuwägen, bevor die Steine in dasselbe versetzt würden, da befand er, daß solches schwerer an Gewicht war, als er Gold dazu gegeben hatte. Darum bedrohte er den Jüngling und ließ ihn mit harten Worten an, gleich als habe er betrüglich gehandelt und das Gold durch irgend fremden Zusatz verfälscht.

Auf diese Beschuldigung aber antwortete der unschuldige Jüngling: „Es ist Gott dem Herrn bewußt, der allein das Verborgene der Herzen kennt, daß ich nichts dieser Art gethan habe; sondern weil ich sah, daß Ihr Christo dem Herrn eine so schöne Summe opfertet, gedachte ich, ich wolle meinen Lohn auch dazu legen, damit auch **ich** an diesem guten Werke Antheil erhielte, und Christus

mich mit gnädigen Augen ansehen möchte, gleichwie Er die beiden Heller jener Wittwe angesehen hat.“

Auf diese unerwartete Antwort verstummte der adelige Herr vor Erstaunen und fragte nach kurzem Bedenken: „„Sag' mir, mein Sohn, hattest du in Wahrheit diese Gedanken?““

Und als der Jüngling dieß feierlich bejahte, da sprach er: „„Sieh', weil du deinen ganzen Willen Christo mit so guten Gedanken aufgeopfert, und begehrt hast, Theil mit mir zu haben, so nehme ich dich hiermit an Kindesstatt an.““

Darauf nahm er den Jüngling mit sich und ernannte ihn zu seinem Erben. —

---

19. Die tröstliche Antwort des Gekreuzigten.

Im Juni des Jahres 1619 trotzte Graf Thurn, der Defensor der Protestanten Böhmens, im Einvernehmen mit den in Wien anwesenden evangelischen Ständen, — vor der Hofburg zu Wien dem neuen Herrscher Ferdinand II., dem unbeugsamen Hort des katholischen Glaubens.

In dieser schweren Bedrängniß warf sich Ferdinand inbrünstig flehend vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Kniee, und vernahm von diesem die Trostworte: „Ferdinande, non te deseram! Ferdinand, ich verlasse dich nicht!“

Gleich darauf drangen sechzehn Protestanten aus Oesterreichs Ständen in das Gemach, der Verwegenste faßte Ferdinand an den Knöpfen des Kleides, und rief drohend, indem er eine Schrift vorhielt: „„Wirst Du unterschreiben?““

Da erschallt plötzlich draußen vor der Burg fröhliche Schlachtmusik! — Rettung ist da aus Noth und Schmach! — die Küraßreiter Bucquoy's sind's! — Der Oberst St. Hilaire brachte sie von Krems zu Schiffe nach Wien; die Bürger und Studenten öffneten ihnen schnell das Fischerthor der Stadt. Wie Spreu und Wind sind jetzt die kühnen Protestanten verflogen!

Das Regiment Dampierre's aber, das den Monarchen im entscheidenden Augenblicke gerettet, erhielt — zum immerwährenden Gedächtnisse — das Recht: „mit klingendem Spiel zu allen Zeiten durch die Stadt zu ziehen und auf dem Burgplatze drei Tage lang sein Werbzelt aufzuschlagen.“

Doch auch den Dank gegen Gott für die wundergleich empfangene Rettung vergaß Ferdinand nicht; die zahlreichen Klöster Wiens aus seiner Zeit bezeugen es. —

---

20. Es fehlt noch etwas sehr Wesentliches!

Ein Lehnsherr von Nieupoort ging eines Tages aus und begegnete (wie die Volkssage erzählt) auf dem Feld einem fremden Herrn, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ und endlich sagte: „Aber, Herr, Ihr müßt doch eine Kirche hier bauen lassen!“

„„Dazu habe ich nicht Geld genug,““ antwortete der Lehnsherr, „„anders thäte ich das wohl gern.““

„O, wenn es nur des Geldes wegen ist,“ sprach der Fremde, „dann lasset Euch nicht anfechten, ich will Euch bis morgen früh eine Kirche hinstellen, ohne daß Ihr mir einen Pfennig zu geben braucht; dagegen bedinge ich mir nur Euer Handzeichen aus.“

„„Das will ich Euch geben,““ entgegnete der Lehnsherr; „„aber an der Kirche darf kein Haar fehlen, anders ist unser Handel null und nichts!““

„Ganz wohl! ganz recht!“ sprach der Fremde, und schied. — —

Am andern Morgen kam der Lehnsherr auf die Stelle zurück und fand zu seiner großen Verwunderung die Kirche fix und fertig da stehen; — nur Etwas gebrach ihr.

Bald trat der Fremde zu ihm und rief hochmüthig und triumphirend: „Nun, Freundchen! wie steht's? Seid Ihr mit meiner Arbeit zufrieden? Beschaut sie nur, da fehlt kein Titelchen!“

„„Da fehlt nichts, meint Ihr?““ fragte der Lehnsherr; „„da seid Ihr stark im Irrthum; es fehlt noch etwas sehr Wesentliches!““

„Und was denn?“ frug der Fremde erstaunt.

„„Das Kreuz auf dem Thurme!““ antwortete der Andere.

„Kreuze machen ist meine Sache nicht!“ schrie der Fremde und erhob sich einem Wirbelwinde gleich in die Luft und warf sich aus höchster Höhe auf die Kirche, so daß dieselbe einbrach und zusammenstürzte.

Nur der Thurm blieb verschont, und der steht auch noch bis heute und ist in der ganzen Gegend bekannt unter dem Namen: „Der Teufels-Thurm.“ —

---

21. Das sich neigende Kreuzesbild.

Es ergab sich einst (so erzählt Cäsarius), daß ein Ritter den Vater eines andern Ritters erstach, und daß dieser Letztere den Mörder in seine Gewalt bekam und entwaffnete.

Als er nun das Schwert zückte und seiner Rache ihn opfern wollte, da sprach Jener: „Ich bitte dich um der Ehre des hochheiligen Kreuzes willen, an welchem Gott in der menschlichen Natur hängt, der der Welt sich erbarmt hat, daß auch du meiner dich erbarmest!“

Dieser aber ward durch eine solche Bitte so sehr betroffen und zerknirscht, daß er inne hielt und sich bedachte, was er thun sollte. Und indeß er sich besann, bekam die Barmherzigkeit die Oberhand, und er hob den Menschen auf und sprach zu ihm: „„Sieh', wegen der Ehre des heiligen Kreuzes, auf daß Derjenige, der an demselben gelitten hat, meine Sünden mir verzeihe, erlasse ich dir nicht nur deine Schuld, sondern will auch von dieser Stunde an dein Freund sein.““ Und er gab ihm den Kuß des Friedens! —

Nicht lange hierauf ließ dieser nämliche Ritter sich mit dem Kreuze zeichnen und begab sich auf das Meer, um in das gelobte Land zu ziehen. Da er nun mit anderen frommen Männern aus seiner Heimath in die Kirche des heiligen Grabes gekommen war und vor dem Hochaltar vorüberging, sieh', da neigte sich das Bild des göttlichen Heilandes ziemlich tief vor ihm vom Kreuze.

Dieß aber sahen Alle.

Weil sie indessen nicht wußten, Wem diese so wundersame Ehre war erwiesen worden, beschlossen sie, abermal einzeln vor dem Crucifix vorüber zu gehen; was sie auch thaten. Doch neigte das Kreuz sich vor Keinem aus ihnen, außer vor Demjenigen, dem diese Ehre früher widerfahren.

Und da befragten sie ihn um den Grund dieser wunderbaren Erscheinung.

Er jedoch sprach, er sei so großer Ehre unendlich unwerth, erzählte ihnen aber, was wir soeben vernommen haben.

Und sie erstaunten über diese so demüthige Herablassung Jesu Christi, und erkannten, daß der Herr durch diese Neigung seines Hauptes ihm gleichsam seine Danksagung erwies. —

22. Der braune Christus in Löwen.

In der St. Petrikirche zu Löwen befindet sich ein wunderthätiges Crucifix von brauner Farbe, an welchem das gleichfalls braune Christusbild nebst den Füßen nur mit Einer Hand festgenagelt ist.

Dieses Alles war ehedem schneeweiß und erhielt seine nunmehrige Farbe dadurch, daß die Magistrate der Stadt, welche bei ihrem Amtsantritte den Diensteid vor ihm leisten mußten, so viele

Meineide unter seiner Anrufung schwuren. Darum hat die Sitte auch aufgehört und sind diese Eidesleistungen später verlegt worden. —

Wie aber jetzt noch, so hingen stets reiche Gaben von Silber und Gold, welches die Gläubigen als Danksagung für empfangene Hilfe verehrten, an dem Bilde. — Von diesen Schätzen verlockt, hatten einst Diebe sich in die Kirche geschlichen, um das Kreuzbild dieser Zierden zu berauben. Kaum aber streckte der Kühnste unter ihnen die Hand danach aus, als er sich bei den Haaren festgehalten fühlte. Er strengte sich auf's Aeußerste an, um loszukommen, seine Gefährten halfen ihm gleichfalls, aber nichts wollte helfen; und der Küster fand am andern Morgen beim Aufschließen der Kirche den Dieb noch an derselben Stelle, und, was das Wunderbarste war, von dem Christusbilde, welches Eine Hand vom Kreuze gelöst hatte, festgehalten. Das zeigte der Küster schnell dem Pfarrer an, und der Pfarrer rief den Konstabler, und also griffen sie den Dieb.

Seit der Zeit mehrten sich die Opfergaben an dem Bilde noch, und führte man es jahrjährlich in feierlicher Prozession umher. —

---

23. Das steinerne Kreuz.

Auf einer Anhöhe bei Winnweiler in Bayern steht ein steinernes Kreuz.

Dort jagte einmal ein Reitersmann im einsamen Wald; da brach der Abend herein, und Finsterniß bedeckte Weg und Steg, also daß der Reiter sich der Führung seines guten Rosses überlassen mußte. Das Roß aber kannte den Weg und trug ihn ungefährdet durch die Nacht von dannen. Auf einmal stand es plötzlich still und konnte durch kein schmeichelndes Wort, auch durch keinen Sporn mehr angetrieben werden. So mußte der Reitersmann absteigen und auf derselben Stelle im dunkeln Wald sein Nachtlager nehmen. Als er nun des Morgens erwachte, wie sehr erstaunte er, da sich vor seinen Augen ein gähnender Abgrund aufthat, an dessen Rand er geschlummert hatte. Wäre sein treues Roß gestern einen Schritt weiter zu bringen gewesen, so hätte der Ritter sein Grab in der Tiefe gefunden.

Freudig kniete er nieder und dankte Gott für seine wunderbare Rettung, und ließ nachmals auf jener Stelle ein steinernes Kreuz zum Andenken für ewige Zeiten errichten. —

---

24. Die Wiederaufrichtung eines Missions-Kreuzes.

In seinem Werke, das den Titel führt: „Rheinische Geschichten und Sagen," erzählt Niklas Vogt:

Nach dem Tode des Kurfürsten Carl Philipp, 1743, wurde Friedrich Carl Joseph, aus dem gräflichen Hause von Ostein, zum Kurfürsten von Mainz gewählt. Dieser war ein sehr beschränkter Fürst, welcher nur auf die Bereicherung seiner Familie dachte, übrigens seine Staaten durch seine Minister und Räthe regieren ließ. Unter diesen war von Stadion der wichtigste.

Man kann nicht leugnen, daß Stadion unter seinem beschränkten Fürsten viele Verbesserungen in der Verwaltung des Mainzer Kurstaates hervorgebracht habe. Er ließ das alte Landrecht reformiren, beförderte das Armen- und Waisenhaus, verordnete neue Anstalten in Rücksicht des Bettelwesens und der Feuersgefahr. Aber hauptsächlich wollte er die herrliche Lage von Mainz an zwei großen Flüssen benutzen und den Handel dieser Stadt wieder zu seiner vorigen Betriebsamkeit emporheben. Diesem zufolge ließ er längs dem Rhein Waaren-Lager und einen Weinmarkt anlegen. Höchst und Kastel sollten in Verbindung mit Kostheim neue durch Toleranz und Aufmunterung erweiterte Manufactur-Städte werden; und endlich wendete er alle Mittel an, welche ihm zu Gebot standen, Mainz durch die zwei Messen, welche er jährlich jenen von Frankfurt vorausgehen ließ, zu einem der ersten Handelsplätze am Rhein zu erheben.

Um den Kramläden oder Boutiken, worin die fremden Kaufleute ihre Waaren auflegen sollten, hinlänglichen Raum zu verschaffen, wurde dazu der Speisemarkt und das daranstoßende sogenannte „Höfgen," jetzt „Guttenbergs-Platz," angewiesen.

Auf letzterem stand aber das Missions-Kreuz an der Sebastianskirche, und in seiner Mitte das Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk, des Patrons der Domherrn. Diese Bildstücke versperrten den Kramläden die Reihen.

Der Minister ließ daher einstweilen das Missions-Kreuz wegnehmen,*) in der Hoffnung, auch dem heiligen Johannes

*) Daß der Herr Minister so leichten Gewissens den Krämerbuden dieses religiöse Denkzeichen opferte, erhellt aus seiner unkirchlichen und darum für Kirche und Staat gleich verderblichen Gesinnung; denn im 4. Band, Seite 206 des obengenannten Werkes sagt Niklas Vogt von ihm: „v. Stadion hatte auf seinen Reisen Bekanntschaft mit Voltaire gemacht und heimlich dessen Grundsätze nicht nur in Rücksicht der Jesuiten sondern der Religion überhaupt angenommen."

von Nepomuk eine andere Stelle anweisen zu können. — Der sonst kluge Staatsmann bedachte aber nicht, daß er dadurch gegen die Gesinnungen und Gewohnheiten des Volkes sowohl, als auch des Domkapitels anstoßen und dadurch den Jesuiten, welche das Missions-Kreuz errichtet hatten, eine schickliche Gelegenheit geben würde, öffentlich gegen ihn aufzutreten.

Bald nach der ersten Ostermesse (am 16. Mai) fiel das Fest des heiligen Johannes ein, wo man in einer Prozession zu diesem Bilde zu wallen pflegte; und diese Feierlichkeit benutzte der Jesuit Winter, welcher Domprediger war, und sagte am Ende seiner Lobrede auf diesen Heiligen öffentlich von der Kanzel: „Das Missions-Kreuz hat man weggenommen; heiliger Johann, nehme dich in Acht, daß nicht auch du den **Wucherern** und **Tempelschändern** deinen Platz einräumen mußt!" —

Nicht lange hierauf, am Festtage des heiligen Aloysius, den 21. Juni, suchte er wieder Gelegenheit, gegen die Anstellung Wieland's in Erfurt *) das gläubige Volk aufzubringen. In einer Lobrede, welche er dem keuschen heiligen Jesuiten hielt, und worin er das Laster der Wollust angriff, sagte er unter Anderm: „Ehemal wurde selbst unter den heidnischen Kaisern ein schlüpfriger Ovidius wegen seinen Schandgedichten in das Elend verwiesen, und **jetzt** werden dergleichen Sittenverderber noch zu Lehrstellen befördert!"

Diese Worte hatten sowohl auf das Volk, als das Domkapitel einen gefährlichen Eindruck gemacht.

Der kühne Jesuit Winter wurde zwar aus der Mainzer Diöcese verbannt; allein der Kurfürst mußte, um das Volk zu beruhigen, das Missions-Kreuz wieder herstellen lassen. In einer großen Prozession, der alle Schulkinder, Zünfte, Stifts- und Ordens-Geistlichen mit Fahnen und Kirchenornat beiwohnten, wurde das neue Missions-Kreuz im Bauhofe abgeholt, auf einen mit rothem Sammet belegten und mit den sechs kurfürstlichen Hermelin-Pferden bespannten Wagen nach der Länge gelegt, unter Musik, Gesang und Gebet nach dem Höfgen geführt, und so von dem Weihbischofe, mit Zuthun der Zimmerleute, wieder auf dem alten Platze aufgerichtet. —

*) Der Herr Minister beförderte nämlich diesen so schmutzigen deutschen Dichter zu einer Lehrstelle auf der kurmainzischen Universität zu Erfurt.

25. Das Verlangen Jesum zu sehen.

Die heilige Angela von Foligni erzählt:

Als ich einmal am Schutzengelfest in der Kirche von Foligni war und die heilige Kommunion empfangen wollte, bat ich die heiligen Engel, und vorzüglich den heiligen Michael, sowie die anderen Seraphinen und sprach: „O ihr dienenden Engel, die ihr von Gott den Auftrag und die Macht habet, die Menschen zur Erkenntniß und Liebe Gottes zu führen; ich bitte euch demüthig, mir den Heiland so zu zeigen, wie ihn der himmlische Vater aus Erbarmung den Menschen gegeben, und wie er gewollt hat und will, daß er von uns aufgenommen und verehrt werde, nämlich — als einen armen, verachteten, schmerzhaft verwundeten, blutigen, gekreuzigten, am Kreuze getödteten Herrn!“

Da antworteten mir die Engel: „„O du, an der Gott Wohlgefallen hat, siehe, Er ist dir gegeben, wie du wünschest; und überdieß erhältst du noch die Gnade, Ihn auch Andern so vorstellen und mittheilen zu können!““

Und ich schaute mit den Augen des Geistes Ihn gegenwärtig im heiligen Sakrament als — einen Schmerzhaften, Blutigen, am Kreuze Getödteten. Zugleich empfand ich den heftigsten Schmerz, so daß es schien, als wollte mir das Herz zerspringen von dem Anblick eines so martervollen Schauspieles; — obwohl ich zu derselben Zeit ein großes Ergötzen über die Gegenwart der heiligen Engel fühlte, die ihn rings umgaben; denn ich hätte nie geglaubt, daß die Engel so anmuthig wären, wenn ich's nicht gesehen hätte. —

---

26 — 28. Die Zuflucht zum Allerheiligsten.

1. In allen Angelegenheiten nahm der heilige König von Frankreich, Ludwig IX., seine Zuflucht zu Jesus Christus im allerheiligsten Sakramente des Altars.

In dem Feldlager war das Gezelt, das man für Ludwig aufschlug, stets eine Art Kirchlein, in welchem die heiligste Eucharistie auf einem Trag-Altar, wie einst die Arche des Bundes in dem Feldlager der Israeliten, ruhte. Dort hob er dann, wie auch ehedessen Moses, sein Herz und seine Hände zum Himmel vor dem Beginnen der Schlacht; und gottgestärkt zog er von da hinaus, wie ein anderer Josua, um seine Feinde zu zerschmettern. —

2. Im Morgenlande, wohin gegen das Jahr 1248 Ludwig einen Kreuzzug unternommen hatte, erfuhr er das Hinscheiden seiner Mutter Blanka in Frankreich, die während seiner Abwesenheit das

Land regierte. Es war also höchste Zeit, in die Heimath zurückzukehren. — Am dritten Tage nach der Rückfahrt jedoch stieß das Schiff so gewaltig wider einen Felsen, oder eine Sandbank, daß Alle, und auch die Schiffer, glaubten, es müsse untergehen. Selbst die Priester wurden erschreckt. Sie suchten den König, und fanden ihn betend vor dem Allerheiligsten knien, der in solcher Todesnoth dahin seine vertrauensvolle Zuflucht genommen. Der Sturm legte sich alsbald und das Schiff wurde gerettet. Sie schrieben aber ihre Rettung vorzüglich dem Gebete des frommen Königs vor dem Allerheiligsten zu. —

3. Die betrübenden Nachrichten aus dem heiligen Lande bewogen Ludwig noch im hohen Alter zu einer zweiten Heerfahrt dorthin, die er mit dreien von seinen Söhnen und vielen Vornehmen seines Reiches und großer Kriegsmacht unternahm. Nicht abgeschreckt von der früheren Niederlage, zog er im März des Jahres 1270 zu Marseille vor Anker. Er hielt es zuerst für nothwendig, Tunis zu züchtigen, weil von dorther den Pilgern viel Abbruch geschehen war. Schon hatte er den Hafen von Carthago genommen, als eine verheerende Seuche das Heer überfiel, zuerst den Sohn des Königs, Johann, und dann ihn selbst ergriff und wegraffte. Er ließ sich vor das Allerheiligste bringen, vor dem er niedergesunken noch inniglich flehte und in Seufzern die Worte aushauchte: „Bewirke, o Herr, daß wir das Glück der Erde verachten und ihre Trübsal nicht scheuen!“ — Auch für Diejenigen, welche ihn begleiteten, betete er noch, indem er sprach: „Sei, o Herr, der Heiligmacher und Schützer deines Volkes!“ — Dem Tode nah', begehrte er den Leib des Herrn selbst als Wegzehrung zu genießen. Als der Priester ihm das heiligste Sakrament entgegenhielt und fragte: ob er glaube, daß in demselben der Sohn Gottes mit seiner Gott-Menschheit gegenwärtig sei und er mit demselben gestärkt werde? — erwiederte er: „Das sei ihm ebenso wenig irgend einem Zweifel unterworfen, als er Christum selbst in der Gestalt erblicke, worin er zum Himmel gefahren.“ — Er schaute dann gen Himmel und rief: „Ich gehe, o Herr, in dein Haus! Ich werde dich in deinem Tempel anbeten und deinen Namen bekennen!“ — Als er dieß gerufen, entschlief er glücklich in dem Herrn. Es war am 25. August. — Das Heer kehrte nach Ludwig's Tod nach Frankreich zurück. Man nahm aber den Leichnam des Königs sorgfältig verwahrt mit sich und begrub ihn in St. Denys. — Der Herr verherrlichte ihn durch Wunder, und Papst Bonifazius VIII. versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen.

29. Der Schutz durch das allerheiligste Sakrament.

Die heilige Aebtissin Clara lag oft, wenn sie betete, Stunden lang auf der Erde vor dem Hochwürdigsten Gut, und häufige von der innigsten Liebe zu dem verborgenen Gottheiland ausgepreßte Thränen benetzten den Boden. Dieses heiligste Sakrament, die Krippe und das Kreuz des armen Jesus waren der Hauptgegenstand ihrer Andacht, besonders in ihren Krankheiten; ebenso die Andacht zu Unserer Lieben Frau, welche sie von Kindheit an verehrte. Und mehr als einmal zeigte Gott, und zwar sichtbarlich, sein Wohlgefallen an dem Gebet seiner Dienerin. —

Kaiser Friedrich II. verheerte das Thal Spoleto, das zum Kirchenstaat gehört. Unter seinem Kriegsheere befanden sich viele Sarazenen und andere Ungläubige; diese Feinde der Kirche blieben im Lande, plünderten, raubten und belagerten auch die Stadt Assis, und sahen sich zuerst das Kloster St. Damian aus, das an den Stadtmauern lag, und erstiegen schon die Mauern.

Die heilige Clara, obgleich krank, ließ sich an die Pforte des Klosters tragen, vor ihr her das Hochwürdigste Gut in der Monstranz, und sie ließ es dort im Angesichte der Feinde aufstellen; dann warf sie sich vor demselben auf die Erde nieder, vergoß einen Strom von Thränen und verrichtete folgendes Gebet: „Sollte es möglich sein, o Gott! daß deine Mägde, die du hier versammelt und in deiner Liebe ernährt hast, in die Hände dieser Ungläubigen fallen? Errette sie, o Herr! und mich mit ihnen!“

Da hörte sie eine Stimme aus dem heiligsten Sakramente, welche rief: „Du wirst allzeit unter meinem Schutze sein!“

Und augenblicklich überfiel Schrecken die Feinde, sie ergriffen eilend die Flucht, so daß sogar Viele wegen dieser Eile schwer verwundet wurden. —

---

30. Wie die Andacht bei der heiligen Kommunion erlangt werden kann.

Eines Tages betete die heilige Mechthildis für eine Person, die ihr klagte, daß sie bei der heiligen Kommunion keine Andacht habe.

Von Gott belehrt, gab sie dieser Person den folgenden Rath:

Wenn du das Hochwürdigste Sakrament empfangen willst und bemerkst, daß dein Herz lau und kalt im Gebet ist und nicht die schuldige Liebe und Sehnsucht empfindet, so rufe von ganzem Herzen zu Gott und sprich: „Ziehe mich, so wollen wir dir nachlaufen,

dem Geruche deiner Salben nach!" (Hohel. 1, 3). Bedenke dabei, wie mächtig und unermeßlich die Liebe ist, welche den allmächtigen, ewigen Gott zu dem schmachvollen Kreuztode gebracht hat. Er selbst verhieß: „„Wenn ich von der Erde erhöht sein werde, werde ich Alles an mich ziehen!"" (Joh. 12, 30). Darum bitte ihn, daß er dein Herz und alle Kräfte deiner Seele an sich ziehe, und daß er dich in dem Wohlgeruche der drei Salben, welche aus dem edelsten Schreine seines allersüßesten Herzens so reichlich hervorgeflossen sind, deine Laufbahn voll Liebe und Sehnsucht durcheilen lasse.

Die erste Salbe ist das Rosenwasser, welches die göttliche Liebe auf dem Feuer der Liebe aus den edelsten Rosen des göttlichen Herzens gebrannt hat. Du sollst es durch fleißige Betrachtung zur Abwaschung des Angesichtes deiner Seele gebrauchen; und wenn du eine Sündenmakel findest, so mußt du alsbald bitten, daß dieselbe in dem Quelle der Barmherzigkeit, der den Schächer am Kreuze reinigte, abgewaschen werde! —

Die zweite Salbe ist der rothe Wein seines allerheiligsten Blutes, welches von der Kelter des Kreuzes gepreßt worden und mit Wasser vermischt aus der Wunde seines Herzens hervorgeströmt ist; flehe, daß er das Angesicht deiner Seele mit demselben möge zieren und erglänzen lassen, damit du würdig zu einem so erhabenen Tische hinzutretest! —

Die dritte Salbe ist die überfließende, unsägliche Süßigkeit des göttlichen Herzens, die auch durch die Bitterkeit des Todes nicht hat verringert werden können; dieses ist gleichsam ein Balsam, der alle Wohlgerüche übertrifft und ein Heilmittel in allen Krankheiten der Seele bietet! Du sollst bitten, daß dieser Balsam deiner Seele zu Theil werde, damit sie empfinde und verkoste, wie süß der Herr ist, und, dadurch gestärkt, Dem, der sich dir in solcher Liebe hingegeben hat, vereinigt werde. —

---

31. Woraus das hochzeitliche Kleid gemacht sei.

Eines Tags hörte die heilige Mechthildis im Evangelium den Ausspruch lesen: „Freund! wie bist du hereingekommen, und hast kein hochzeitliches Kleid an?" (Matth. 22, 2). —

Da sprach sie zu dem Herrn: „Mein Geliebter! welches ist doch das hochzeitliche Kleid, ohne welches Niemand zu deiner Hochzeit kommen darf?"

Alsbald zeigte ihr der Herr ein wunderbar schönes Gewand, welches aus Purpur, Gold und weißen Rosen zusammengewirkt

war, und er sprach: „„„Dieses ist das hochzeitliche Kleid, welches aus der Weiße eines reinen Herzens, aus dem Purpur der Demuth und aus dem Golde der göttlichen Liebe gemacht ist. — Wer dieses Gewand will, muß ein reines Herz haben; er muß Alles, was er sieht und hört, nicht zum Bösen, sondern zum Guten wenden und mild beurtheilen; er muß sich auch um Gotteswillen demüthig seinen Vorgesetzten, ja Allen unterwerfen; er muß Gott von Herzen lieben, Gott gegenüber alle Geschöpfe gering achten und nichts so sehr lieben, daß er es nicht, falls es ihn von Gott entfernte, weit von sich werfe und fliehe!“ “ —

---

32. Ein Eiferer für die Verehrung des allerheiligsten Altarsakramentes.

Einmal an einem Markttage trug ein Priester das allerheiligste Sakrament zu einem Kranken. In der großen Menschenmenge auf dem Marktplatze zu St. Lô in Frankreich bemerkte ihn aber Niemand — oder wollte ihn nicht bemerken. Genug, Niemand achtete auf das wandelnde Glöckchen.

Da ging Pater Eudes, ein ausgezeichnetes Mitglied der Congregation der Väter des Oratoriums, vorüber. Schmerzlich ergriffen von dieser Stumpfheit in der Nähe des Allerhöchsten, rief er laut: „Auf eure Kniee, ihr Erdenwürmer, und in den Staub mit euch vor eurem **Gott!**“ — Und folgsam diesem gebieterischen Rufe des gottesfürchtigen Paters beugten sich die Kniee und senkten sich die Stirnen, wie es sich geziemt für den Menschen, wenn sein Gott an ihm vorüberwandelt. —

Aber nicht nur auf diese Gemüther, von denen man vielleicht glauben könnte, daß sie unwillkürlich jedem Befehle gehorchten, übte er solchen Einfluß!

Er las einmal die heilige Messe in Versailles. Der König Ludwig XIV. wohnte derselben mit der vollen Andacht und äußeren Ehrerbietung bei, welche diese heiligste Handlung fordert. Desto nachlässiger benahm sich der Hofstaat. Pater Eudes bemerkte es. Bei dem Offertorium wandte er sich ruhig um und sprach zum König: „Sire, die Demuth, mit welcher Sie dem König der Könige huldigen, erbaut mich; aber eben so sehr betrübt es mich, daß Keiner dieser Herren Ihrem schönen Beispiele folgt!“ — Und wie auf dem staubigen Marktplatz von St. Lô, so bogen sich auch in der goldnen Schloßkapelle von Versailles alle Kniee vor Gott. —

---

33. Die Begleitung des Viaticums.

In der Zeitschrift „Oesterreichisches Schulblatt vom Jahr 1853" erzählt ein Ungenannter:

Wie sehr in Wien die Stimmung nicht nur in politischer, sondern auch in religiöser Hinsicht zum Bessern umgeschlagen, davon habe ich am verflossenen Sonntage, den 28. August, einen herrlichen, tief ergreifenden Beweis erlebt.

Ich ging nämlich an diesem Tage um 10 Uhr Vormittags durch die Kothgasse der Mariahilf-Kirche zu; da hörte ich klingeln; ein Priester trug das Allerheiligste zu einem Kranken. Alles bekreuzt sich; Viele knieten auch nieder. Nun, das ist nichts Ungewöhnliches! Es ist noch so ein altes Stück Gewohnheit, welches sich aus der guten, alten, glaubensfesten Vergangenheit zu uns herüber gerettet hat.

Als aber der Priester näher kam, hörte ich Stimmen, welche beteten: „Heilig, heilig, heilig ist unser Herr Gott Sebaoth!" —

Ich sah auf und bemerkte eine Schaar junger Männer, welche mit entblößtem Haupte paarweise hinter dem Priester herschritten und Gott die Ehre des Geleites gaben. — Ich glaubte Anfangs zu träumen, und wähnte das Wien zu sehen, wie es vor dreihundert Jahren gewesen. — Aber die Stimmen tönten immer lauter, der Zug wurde immer länger, und tief ergriffen schloß auch ich mich demselben an und folgte bis zum Hause des Kranken; doch auch hier entfernten sich die Begleiter nicht, sondern harrten unter Gebet, bis der Priester zurückkehrte. Sie folgten ihm wieder in der schönsten Ordnung und unter lautem Lobgesang, bis sie an der Kirchenthüre angelangt und daselbst auf den Knieen liegend den Segen empfangen hatten.

Und wer waren diese Leute, die wieder einmal öffentlich und feierlich zu Wien zeigten, was echte katholische Sitte sei? — Es waren Handwerksgesellen, welche eben von allen Seiten in die Lehrstunden eilten, die für sie im Locale des „Gesellenvereines" abgehalten werden! —

Und welchen Eindruck machte diese Scene auf das Volk?

Alle Hausgenossen des Kranken versammelten sich und beteten unter Thränen der Andacht mit den in der Hausflur weilenden Gesellen; auf dem Wege las man ringsum auf den Gesichtern Erstaunen, Bewunderung und Rührung — ja, einige Erwachsene und sehr viele Kinder schlossen sich theilnehmend dem Zuge an. —

Nur rüstig vorwärts, brave Gesellen, auf dieser Bahn! dann werden wir sehr bald erfahren, daß sich nicht mehr so viele Christen schämen — katholische Christen zu sein. —

34. Die ewige Anbetung.

Die Kirche der Deutschen zu Paris bot dem christlichen Herzen vom 13. bis 15. November des Jahres 1853 ein wahrhaft rührendes Schauspiel dar. Zum Erstenmal ward ihr die Gunst, an der ewigen Anbetung, die in Paris eingeführt ist, Theil zu nehmen. Die Deutschen wußten diese Gnade zu würdigen; von fünf Uhr früh bis neun Uhr Abends umknieten sie in großen Schaaren den reichgeschmückten Altar, und beteten laut den Rosenkranz, oder sangen Lieder zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes. Bei ihrem heiligen Eifer im Empfang der heiligen Sakramente glaubte man sich in eine jener Pfarreien des katholischen Deutschlands versetzt, wo noch der Glaube seine ganze Macht ausübt. Die Franzosen waren tief bewegt bei diesem Anblick. Einer der Herren Generalvicare hielt das Hochamt; die ehrwürdigen Dominikaner haben täglich Nachmittags um drei Uhr französisch gepredigt; um acht Uhr Abends war die deutsche Predigt. — Diese Andacht wurde von dem hochwürdigsten Erzbischof von Paris, Sibour, mit einem feierlichen Segen geschlossen. Seine erzbischöfliche Gnaden ließen sich durch die späte Abendstunde, das stürmische Wetter und die weite Entfernung nicht abhalten, der ärmsten Kirche und der ärmsten Bevölkerung seiner Diöcese einen Beweis seiner Liebe zu geben. Eine Deputation erwartete den Prälaten mit brennenden Kerzen und geleitete ihn zur Kirche, die buchstäblich mit Gläubigen angefüllt war, und von der Tausende aus Mangel an Platz ausgeschlossen blieben. Der Erzbischof richtete an diese so außergewöhnliche und aller Beachtung würdige Versammlung Worte, wie sie nur aus dem Vaterherzen kommen können. Er sprach etwa Folgendes:

„Meine vielgeliebten Brüder! Ich bin gekommen, um mit euch den im heiligsten Sakramente verborgenen Gott anzubeten, und um die Lehren zu vernehmen, die er uns ertheilt. Ich bin gekommen, um seine Liebe, seine Demuth, seinen Gehorsam, seine Geduld zu bewundern. Nicht zufrieden, das Opfer für uns am Kreuze gewesen zu sein, wollte er uns noch sein Fleisch und Blut zur Speise und zum Trank geben, und darum mußte er nicht nur seine Gottheit, sondern selbst die Glorie seiner Auferstehung unter den Gestalten von Brod und Wein verbergen . . . . . Meine geliebten Brüder! Welch' Beispiel der Demuth, des Gehorsams für uns; — wie lehrt er uns hier die Güter dieser Welt verachten, — aber vor Allem, welche Geduld zeigt er auf unseren Altären! Denn wie viele Sakrilegien werden nicht begangen, welche Lästerungen stößt man nicht gegen ihn aus; und Er, der Flammen aus seinem

Tabernakel hervorbrechen lassen könnte, erträgt Alles mit Geduld, um uns zu lehren, daß wir hienieden sind, um zu leiden, und nicht um uns zu rächen! — Meine vielgeliebten Brüder! Es ist mir ein großer Trost, mich in euerer Mitte zu befinden. Schon längst kannte ich den Glauben des deutschen Volkes; ich wußte, daß die christliche Frömmigkeit die Herzen der Katholiken eueres Landes belebt; ich bin jüngst selbst Zeuge davon gewesen. Ich habe die vorzüglichsten Städte Deutschlands besucht, und bin überall von dem Glauben und der Frömmigkeit ihrer katholischen Bewohner tief gerührt worden. Sittlichkeit und Civilisation stehen bei ihnen auf hoher Stufe, und ich schreibe dieß dem Einflusse der heiligen Eucharistie zu. Sie ist ja die Sonne unserer Seelen; nehmet die Sonne aus der Natur und ihr habet nur Finsterniß, eisige Kälte und Tod . . . . nehmet die heilige Eucharistie hinweg, und unsere Seele verliert Licht, Kraft und Leben. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Bleibet auch ihr dem Glauben treu, den ihr aus euerem Vaterlande hierher gebracht; lebet nach euerem Glauben und seid auf euerer Hut vor den Schlingen, die euch rings umgeben. Ich werde jetzt, während des heiligen Segens, für euch beten, meine geliebten Brüder; aber nicht nur für euch, — auch für das ganze Deutschland, — es ist dieß eine Pflicht der Dankbarkeit für die Gastfreundlichkeit, mit welcher es mich aufgenommen. Damit ist aber meine Schuld noch nicht abgetragen. Ich werde auch für euere Brüder beten, die noch außerhalb der Kirche; ich werde den Herrn beschwören, daß endlich die Schranken fallen, die zwischen uns aufgerichtet sind, auf daß werde Ein Hirt und Eine Heerde." —

Die Anrede des hochwürdigsten Erzbischofes wurde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gehört; und obgleich die Mehrzahl der Anwesenden der französischen Sprache noch nicht kundig, drang doch der väterliche Ton, die sichtbare Ergriffenheit des hohen Redners zu den Herzen. Das deutsche Segenlied und „Großer Gott, wir loben dich!" wurde sodann tausendstimmig gesungen. — Der Herr Erzbischof wurde hierauf mit brennenden Kerzen zum Wagen geleitet und bei seiner Abfahrt mit einem dreifachen donnernden „Lebehoch" begrüßt. Die Menschen zerstreuten sich, ganz beglückt von diesem Feste, und nur traurig darüber, daß die Kirche so klein für die große Zahl Derer, die sie suchen. —

35. Das allerheiligste Sakrament im Feuer.

(Aus: Schweizerchronik von Aegid Tschudi.)

Als die kaiserlichen Lanzknechte im sogenannten Schwabenkriege im Jahr 1499 um die Zeit der Charwoche über den Rhein gezogen waren, trieben sie viel Ungeziemendes in Wort und Werk; besonders aber geschah dieß, als sie „das Dorf zur rothen Kirche," welches den Herren von Sachs zugehörte, verbrannten; da sprachen sie: „Wo ist nun der Schweizer alter Gott, daß er ihnen nicht hilft?" Ein Anderer sprach: „„Er ist nicht zu Hause!"" der Dritte sagte noch andere Lästerungen.

Und da nun der Allmächtige, unser Schöpfer will, daß alle Menschen errettet werden, that er in dieser Absicht ein großes Wunderzeichen, wobei diese rohen Leute seine göttliche Macht erkennen mochten.

Denn als sie das Dorf und die rothe Kirche ganz und gar beraubten und dann in Brand steckten, und nun die Kirche verbrannt und umgestürzt war, da fand man das Hochwürdigste Sakrament, den zarten Frohnleichnam unsers Herrn Jesu Christi in dem Sakramental (Tabernakel) auf einem Stein in einer Hostie schneeweiß, ohne alle Makel und Brandmale unversehrt liegen; und doch war von der großen Hitze die Monstranz und der Schein davon zerschmolzen. — Diese Hostie nahm nun die Priesterschaft mit großer Ehrfurcht und Schrecken, und übertrug sie geziemender Weise an eine andere Stätte. —

Dieß Wunder ließ Gott der Allmächtige an diesem Orte erscheinen, damit man seine Gewalt im Himmel und auf Erden erkennen möchte. —

---

36. Die Immen-Kapelle.

Im Kloster Altenberge (so erzählt die Volkssage) lebte ein Bruder, der war des Klosters Bienen-Wärter und wurde darum auch der „Bienen-Vater" genannt; er schien nicht mit besonders großem Geiste begabt, doch gar sinnig und treu von Herzen.

Da man nun das Allerheiligste durch die Fluren trug unter Gesängen und Litaneien, der Saaten Wachsthum und Gedeihen zu fördern, so dachte der Bienen-Vater in seiner Einfalt: wenn die heilige Hostie dem Korn und Waizen Gedeihen gebe, so könne, werde und müsse sie das auch dem Honig und Wachse geben, nahm heimlich eine geweihte Hostie und legte sie in das Bienenhaus in einen leeren Korb von Glas.

Da schwärmten alsbald die Immen herbei, und bauten um das Heiligthum von lauter Wachs ein überaus kunstvolles Sakramenthäuschen mit Thüren, Kuppeln, Thürmchen, Spitzbogen, Pfeilern und gar wunderzierlichem Schmuck. Darauf kamen auch die Thiere des Feldes, und beugten sich vor dieser wunderbaren Monstranz.

Da nun die Brüder solches Wunder anstaunten, bekannte der Bruder Bienen-Vater demüthig und reumüthig, was er gethan, und man erhob das „Sakramenthaus der Immen" und stellte es unter Absingung frommer Lieder in der Klosterkirche auf; das Bienenhaus aber ward eingebrochen und an seine Stätte eine Kapelle gebaut, die nannte man nachher nur geradezu die — „Immen-Kapelle." —

Der Klosterbruder Bienen-Vater ward aber von der Zeit noch stiller und in sich gekehrter und starb bald darauf. —

---

37. Die wunderbaren Hostien zu Brüssel.

Im Jahr unseres Herrn 1369 lebte in Enghien ein Jude mit Namen Jonathan. Dieser brannte von glühendem Hasse gegen das Christenthum und suchte auf alle Weise in Besitz einer Hostie zu kommen, um an dieser seine Wuth gegen Christus auszulassen. Zu diesem Ende gewann er einen andern Juden, der eben erst Christ geworden, und hieß Meister Johannes von Löwen, und zeigte diesem sechzig goldene Rosennobel, wenn er ihm eine Hostie besorge.

Die versprochene Summe lockte. —

Meister Johannes ging den greulichen Handel ein, und brach im October desselben Jahres in einer stürmischen Nacht in die St. Katharinen-Kirche ein, wo er ein Ciborium mit einer großen und fünfzehn kleinen Hostien stahl. Diese brachte er alsdann nach Enghien zu Jonathan, welcher sogleich die Juden der ganzen Stadt zusammenberief und unter Fluchen und Wünschen die Hostien lästerte und gegen Christus schmähte und schimpfte. Einige sagen, sie hätten die Hostien mit Messern durchbohrt und es sei ihnen Blut entflossen.

Das blieb jedoch nicht ungestraft von Gott; denn als Jonathan bald nachher mit seinem Söhnchen im Garten wandelte, stürzten Räuber auf ihn los und ermordeten ihn. Das Söhnchen war geflohen und erzählte die Sache seiner Mutter; diese erkannte klärlich, daß das Unglück ihr von dem Gott der Christen komme, und beschloß darum, Enghien zu verlassen und mit ihrem Sohne

nach Brüssel zu ziehen; sie nahm die Hostien mit und gab sie den Juden der letztgenannten Stadt.

Mit großem Jubeln und Jauchzen empfingen die Juden die Hostien und trugen sie in ihre Synagoge, welche auf der sogenannten Judenstiege lag. Am Pfingsttage des Jahres 1370 kamen sie dann Alle zusammen und schmähten auch diese Hostien und durchstießen sie gar mit Dolchen. Und siehe, im selben Augenblicke entfloß den Hostien klares Blut, worüber die Juden dermaßen erschracken, daß sie vor Entsetzen rücklings zur Erde stürzten. Als sie sich wieder erholt, riefen sie eine Frau zu sich, die einst auch Jüdin gewesen, seit einiger Zeit sich aber bekehrt hatte. Diese beschworen und baten sie und boten ihr großes Geld, daß sie die blutigen Hostien nach Köln trage; dafür gaben sie ihr zwanzig goldene Rosennobel.

Katharina, so hieß diese Frau, wurde von großer Angst befallen, als sie das Kästchen mit den Hostien nach Köln tragen wollte. In der folgenden Nacht sprach die Stimme Gottes zu ihr, daß sie Alles ihrem Beichtvater bekennen solle; das war der Pfarrer der Kirche „Unsere Liebe Frau von der Kapelle," und dem entdeckte sie die ganze Begebenheit. Der Pfarrer schauderte, als er solches vernahm, und eilte zu dem Bischofe von Cameryk, Johannes von Isscha, welcher zugleich Kanonicus des St. Gudula-Stiftes war; der befahl, Katharina einstweilen in Verwahrung zu bringen, und theilte Alles dem Herzog Wenzel von Brabant mit. Dieser ließ die Juden ergreifen und nach geschehener genauer Untersuchung und erhaltnem Eingeständnisse schwer bestrafen.

Von den Hostien wurden nun Drei der Kirche „Unsere Liebe Frau von der Kapelle" geschenkt, die übrigen in die St. Gudula-Kirche unter großem Zulaufe der Gläubigen gebracht, wo sie in einer kostbaren Monstranz bis zum heutigen Tage bewahrt werden. —

Auch sind noch immer in der St. Gudula-Kirche zwei von denjenigen Goldstücken (Rosennobel) zu schauen, die Johannes von Löwen von dem Juden Jonathan aus Enghien erhalten hatte. —

---

38. Der Raub der Monstranz.

(Aus: Bilder aus dem Nahethale von W. O. von Horn.)

Die Montforter waren zum Theil gar arge Gesellen. Wenn sie auf Raub und Fang ausgezogen, hatten sie die Hufeisen ihrer Pferde verkehrt aufgenagelt, um ihre Feinde irre zu leiten.

Einst hörten sie, der Abt von Sponheim lasse zu Köln eine

kostbare Monstranz von Gold und Edelsteinen fertigen. Nach dieser gelüstete sie, und wirklich raubten sie dieselbe beim Transport und ließen sie in Mainz um schweres Geld verkaufen.

Der Graf von Sponheim, der Schirmvogt des Klosters, beschloß die Frevelthat zu strafen und überfiel einst die Räuber im Dörflein Boos an der Nahe beim Plündern. Einer der Montforter wurde gefangen und nach Sponheim gebracht. Dieser aber behauptete hartnäckig, er habe keinen Theil am Raub der Monstranz. Abt und Graf forderten einen Schwur auf die Monstranz von ihm, und der gotteslästerliche Räuber leistete den Schwur. Gegen geringes Lösegeld freigegeben, kehrte er nach Montfort zurück und schrieb einen Brief voll Hohn, in dem er heraussagte, er allein habe das Kirchenkleinod geraubt. Aber alsbald verdorrten ihm die beiden Finger, die er schwörend auf die Monstranz gelegt hatte. Sein Gewissen erwachte, er hatte fürder weder Ruh' noch Rast und ging endlich in ein Kloster bei Trier. —

39. Der Tod vor dem Venerabile.

Sobald einmal München von den Schweden besetzt war, streiften Abtheilungen sowohl ihres Reiter= als Fußvolkes in das Oberland, raubend und brennend.

Eine solche Rotte war auch in das stille Thal der Loisach gedrungen zum Kloster Beuerberg; alle Mönche waren schon geflohen, hatten den Kirchenschatz in ihren entlegenen Weinkeller bei Wametsberg geflüchtet, und sich zum Theil selber dorthin geborgen.

Nur ein einziger Pater — die Ueberlieferung nennt ihn Vitus Nuntinger — blieb als treuer und ergebener Wächter im Gotteshause.

Es war am 28. Mai 1632, als die Schwedischen in's Kloster stürmten und ausgeliefert verlangten, was das Stift an Gold und Silber besitze. Pater Vitus konnte ihr Begehren nicht erfüllen; da legten ihn die schwedischen Cannibalen im Chor der Kirche auf vier Scheiter Holz, schnitten ihm an Händen und Füßen die Gelenke zur Hälfte durch, und hieben mit ihren Schwertern erbarmungslos auf ihn ein.

Die Sage erzählt, der blutende Mönch habe sich noch vor das Venerabile hingeschleppt und dort in kniender Stellung seinen Geist aufgegeben. —

Weinend bestatteten ihn die zurückkehrenden Mitbrüder im Klostergange zur Erde. —

40. Der Priester und der Ministrant.

Ein Geistlicher, der zu Paris in der Nähe der Kirche St. Roche wohnte, las in derselben täglich in der ersten Frühe die heilige Messe.

Eines Morgens (im Jahre 1771) tritt er wieder vor den Altar, und sieht sich vergebens nach dem Chorknaben um, der ihm bei der Darbringung des gnadenreichen Opfers dienen sollte.

Ein unbekannter Herr in einfacher, aber geschmackvoller Kleidung erbietet sich, die Stelle des Ministranten zu vertreten, und thut es wirklich zur großen Zufriedenheit des Priesters.

Dieser, als er die übliche Danksagung nach der Feier dieses hochheiligen Geheimnisses verrichtet hatte, forderte den fremden Herrn auf, eine von ihm zu Paris gestiftete Wohlthätigkeits-Anstalt unfern der Kirche gefälligst in Augenschein nehmen zu wollen.

Der Fremde willigt ein und geht mit. Er bewundert Alles, was er sieht, und das Wahrgenommene füllte ihm mit Andacht und Rührung das Herz; und als er den Geistlichen verließ, drückte er ihm ein Andenken an „seinen Besuch," wie er sich ausdrückte, freundlichst in die Hand. —

Der Priester war der Abbé Charles Michel de l'Epée, der auf seine eigenen Kosten das erste Taubstummen-Institut in Frankreich im Jahre 1760 errichtete, der unbekannte Ministrant aber der Kaiser Joseph II. von Oesterreich, der ihm eine mit Diamanten besetzte Dose mit seinem Portrait eingehändigt hatte. —

---

41 — 53. Marianisches Kinder-Gärtlein.

1. Merkwürdig ist's im Leben des heiligen Thomas (gestorben als Erzbischof von Villanova), daß seine ersten Worte, die er als Kind deutlich aussprach, die Worte gewesen: „Jesus und Maria!" — so daß man ihn, ob seiner besondern Andacht zu der heiligen Muttergottes, das „‚Kind Maria's'" nannte. — Eben so merkwürdig ist, daß die hochwichtigsten Tage seines Lebens auf ein Fest Maria's fielen, nämlich: die Aufnahme in den Eremiten-Orden am „Namensfeste Maria's," seine Erwählung zum Bischofe am „Himmelfahrt-Feste Maria's," und sein glückseliger Sterbetag am Feste der „Geburt Maria's." —

2. Die heilige Katharina von Siena, kaum sechs Jahre alt, pflegte, so oft sie die Stiegen des Hauses hinauf oder herunter ging, zur Ehre der Königin der Jungfrauen ein „Ave Maria" zu beten. —

3. Die heilige Lidwina war noch ein Kind von sieben Jahren, und schon flößte ihr Gottes Gnade eine besonders innige Andacht zur seligsten Jungfrau Maria ein, deren Bild sich in der Kirche zu Schiedam befand. — Dieß Bild soll Derjenige, der es verfertigte, nach Antwerpen auf den Markt haben bringen wollen, um es dort theuer zu verkaufen. Da er aber in das Schiff hineingetreten, wurde das Bild, das sonst seinem Stoffe nach sehr leicht gewesen, auf einmal so schwer, daß zwanzig und noch mehr Männer das Schifflein nicht von der Stelle bringen konnten, woraus sie schlossen: daß Maria dieses Bild hier haben wolle; und die Bürger kauften es dem Künstler ab und bauten für dasselbe einen eigenen Chor in ihrer Kirche. Auch verbanden sich nachher viele Personen aus allen Ständen zu einer Brüderschaft zur Ehre der Gebenedeiten unter den Weibern. — Dieses Bild nun besuchte Lidwina bereits in ihrer zartesten Kindheit; namentlich geschah dieß, so oft sie von der Schule zurückkehrte, wohin sie ihren Brüdern das Essen bringen mußte; andächtig kniete sie dann auf einige stille Augenblicke, oft auch länger, an den Stufen des Altars und begrüßte Maria freundlichst mit dem englischen Gruße. — Da nun ihre Mutter einmal ihr das so säumige Ausbleiben verwies, antwortete das arglose Kind: „Verzeihe mir, liebe Mutter! ich ging nur in die Kirche, um das Bild der heiligen Muttergottes mit einem Ave zu begrüßen, und da hat sie mich so holdselig angelächelt, daß ich fast gar nicht den Platz dieser Himmels-Süßigkeit verlassen konnte!“ — Die Mutter begnügte sich mit dieser Ausrede ihres frommen Kindes. —

4. Der heilige Alphons Rodriguez machte es sich schon von seiner ersten Kindheit an zur strengen Regel, bei jedem Stundenschlage den englischen Gruß zu beten; und selbst während der Nachtzeit, so oft er vom Schlaf erwachte, unterließ er diese fromme Uebung nicht. —

5. Der heilige Felix von Cantalizien brachte seine ersten Jahre in Uebungen der Frömmigkeit zu, und richtete sein Herz stets auf die Liebe Gottes und auf das Vertrauen zu Maria hin. Sobald er über die Macht der Fürbitte Mariä und ihre barmherzige Liebe gegen die Menschen unterrichtet war, wählte er sie zu seiner Beschützerin; und er ließ keinen Tag vorüber gehen, ohne seine Empfehlung an die Gottesmutter zu erneuern. Dieser frommen Uebung schreibt man die große Gnade zu, die er erhalten, die Tugend der englischen Reinigkeit bis an sein seligstes Ende zu bewahren. —

In seinem zwanzigsten Jahre trat Felix als Bruder in ein Kapuzinerkloster, und zeichnete sich durch den pünktlichsten Gehorsam, durch die strengsten Bußwerke und durch die zärtlichste Andacht zu

Maria aus. An den Vorabenden der Muttergottes-Feste fastete er bei Wasser und Brod. Jeden Tag betete er den Rosenkranz; jeden Samstag den ganzen Psalter. Auch wurde er, der außerordentlichen Gnaden wegen, die er erhielt, der „Liebling Mariä" genannt. —

6. Der gottselige Vincenzius Caraffa (später General der Gesellschaft Jesu) befliß sich bereits in der Blüthe seiner Jahre in der Verehrung der heiligen Jungfrau Maria. Unter anderen frommen Uebungen besuchte der Knabe an allen Festtagen Mariens eine ganz verlassene, gar ärmliche Kirche der heiligen Muttergottes. Hier verrichtete er auch Tempel-Dienste; denn nachdem er vor dem Bildnisse der Gebenedeiten mehrere Stunden gebetet hatte, kehrte er mit eigner Hand die Kirche aus, säuberte die Wände vom Staube und den Spinnengeweben, zierte die Altäre mit den Blumen der Jahreszeit und versah sie mit Lichtern; ebenso sorgte er für das Oel in der ewigen Lampe, und verwendete dazu all das Geld, das er zum freien Verwenden für Spielsachen von seinen Eltern und Verwandten zuweilen empfing. —

7. Während seiner Knabenzeit hatte der fromme Thomas von Kempis die Gewohnheit, täglich gewisse Gebete zu Ehren Maria's zu verrichten; es geschah aber, daß er einmal dieß unterlassen; später unterließ er es eine ganze Woche lang, endlich ganz und gar. Da erschien ihm in der Nacht Maria im Traum, die seine sämmtlichen Mitschüler huldvoll umarmte; als sie aber zu ihm kam, sprach sie zu ihm: „Und was erwartest du von mir, nachdem du deine Andachts-Uebungen unterlassen hast? Entferne dich, denn du verdienst es nicht, daß ich dich umarme!" — Darauf erwachte Thomas, er war ganz erschrocken und tief beschämt, und begann wieder von diesem Tage an seine gewöhnlichen Gebete. —

Es ist doch etwas gar Herrliches — um die Beharrlichkeit im süßen Dienste Maria's, der Gebenedeiten! —

8. Die heilige Marina von Eskobar war eine treue Verehrerin Maria's schon von den Tagen ihrer zarten Kindheit an. Dafür wurde sie auch einmal von einem himmlischen Gesichte belohnt, von dem sie selbst erzählt: — Ich sah die heilige Jungfrau Maria mit dem Jesukind auf den Armen, das scherzte fröhlich nach Kinderart und blickte mit holder Anmuth und Freundlichkeit bald nach der Mutter, bald nach mir, und das stärkte mein armes Herz. Das Kind hatte eine Art Mäntelchen um, das war gar schön und mit reichen Steinen geziert von unschätzbarem Werthe. Dieß ergötzte mich sehr, und ich fragte: „Mutter, wer hat dem Kinde das gegeben?" Die heilige Jungfrau antwortete: „„Der himmlische Vater, der hat mit den kostbaren Edelsteinen Seine

Gottheit und mit heldenmüthiger Tugend die Menschheit des Sohnes geziert.““ — Da sah ich auch, wie das Kind die prächtigsten Diamanten und andere Gesteine abriß und austheilte, ohne daß ihre Zahl sich verminderte, und ohne daß das Kleid seinen alten Glanz verlor. — Das Jesukind hatte auch ein gar zierliches Röcklein an (wenn es auch nicht ganz so schön als das Mäntelchen war), und aus den Reden der Mutter vernahm ich, daß dieses seine heilige Menschheit bedeute, die es aus der Mutter hatte. So vernahm ich auch, daß die schneeweißen Aermel daran und das Hemdlein die Reinigkeit und Jungfrauschaft vorstelle, und dieses habe es von der Mutter geerbt. — Da zeigte mir das Kind auch seine heiligen Wundmale, die man schon an seinen kleinen Händen und Füßen bemerkte; und der göttliche Knabe und die heilige Jungfrau umfingen mich; als ich aber zu mir selbst kam, war ich allein; jedoch es durchflammte mein Herz eine Sehnsucht, die da flehte und seufzte: „O könnt' ich nur immer dem Jesukind und seiner Mutter, die so über Alles lieb sind, wohlgefallen!“ —

9. Die gottselige Fürstin von Tirol, Anna Juliana, aus dem Hause Gonzaga, das damals das Herzogthum Mantua beherrschte, verehrte in ihrer Kindheit mit einer bewunderungswürdigen Andacht die gnadenvolle Mutter des Herrn. Ja, als ganz unmündiges Mädchen schon fand sie die größte Freude an den Gegenständen, die der Verehrung Maria's gewidmet waren. So, zum Beispiele, gab es kein besseres Mittel, ihre Thränen zu stillen, als wenn man ihr einen Rosenkranz in die Händchen gab; da ließ sie Kügelchen für Kügelchen durch ihre Finger gleiten, und bewegte die Lippen so, als wollte sie den Rosenkranz beten; oder wenn man man ihr ein Bild der göttlichen Mutter vorhielt, da küßte sie dasselbe recht herzlich und blickte es mit allem Liebreize der Kindlichkeit unverwandt an. —

Herangewachsen zur Jungfrau, fastete sie, Marien zu Ehren, alle Samstage und verrichtete eine Menge frommer Andachten und guter Werke; ja, sie konnte Niemanden eine Bitte versagen, der sie um der Liebe zu Maria willen um eine Gabe anflehte. —

Um endlich ihre Verehrung gegen die heilige Gottesmutter zu bezeugen, baute sie im Jahre 1610 zu Innsbruck ein doppeltes Frauen-Kloster, nämlich das Regelhaus für Wittwen, die der Welt entsagen und ein heiliges Still-Leben führen wollten, und ein geschlossenes Kloster der Dienerinnen Maria's, sammt einer Kirche, „Maria Opferung“ gewidmet. *) — Dann baute sie für die

*) Kloster und Kirche wurden leider! im Jahr 1783 aufgehoben und 1844 gänzlich niedergerissen, dafür aber eine großartige Kaserne dort gebaut.

Diener der schmerzhaften Mutter Gottes (Serviten) das Kloster und die Kirche zum „heiligen Joseph.“ Sie selbst führte den Titel „Dienerin Maria's,“ auf welchen sie den größten Werth legte.

Ihrer herzlichen Andacht zu Maria verdankt auch das Loretto-Kirchlein bei Hall sein Entstehen, nebst den fünfzehn Säulen, die auf dem Wege von Innsbruck dahin aufgestellt sind. — Oft wallte sie später mit ihrem fürstlichen Gemahle von Innsbruck nach Loretto, unterwegs die fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes betrachtend.

„Wenn ich nur wüßte,“ rief sie oft, „was die Mutter Gottes Alles von mir verlangt, Alles wollte ich gerne hingeben, um nur ihrem Willen zu entsprechen!“ —

10. Der heilige Petrus Damianus erzählt von einem armen, schwächlichen Knaben, dessen Füße so kraftlos waren, daß er stets getragen werden mußte. Eines Tages geschah es, daß ihn seine Wärterin in der Vorhalle einer Kirche auf den Boden setzte, wobei sie die Absicht hatte, in der Nachbarschaft einige Geschäfte zu besorgen, und ihn sodann wieder abzuholen. Als sich der Knabe sich selbst überlassen sah, wandelte ihn die Lust an, in den schönen, lichten Räumen des Gotteshauses sich umzusehen. Er suchte daher sich aufzurichten, und schleppte sich, wiewohl er oft zurückfiel, immer weiter, bis er, meist mit Hilfe seiner Hände, zu einem Muttergottes-Altare gelangte. Hier erneuerte er seine Versuche so oft, bis seine Beharrlichkeit von einem überraschenden Erfolge gekrönt ward. Staunend sahen ihn seine Eltern festen Schrittes zu Fuße zurückkommen. — Dieser merkwürdige Knabe war Odilo, der in der Folge, als Abt von Cluni, eine der schönsten Zierden seines Zeitalters und der christlichen Welt geworden. Denn nicht allein hat er, durch die vermittelnde Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria, selber gehen gelernt, und zwar in jeder Bedeutung des Wortes, sondern ist auch unzähligen Anderen ein weiser Führer geworden. Der vorzüglichste aller Tugendwege ist jedoch, wie der Apostel lehrt, jener der heiligen Liebe; und darum bitten wir die Mutter der schönen Liebe, daß sie auf den Wegen der Weisheit uns leite; darum rufen wir zu ihr mit den Worten der kirchlichen Hymne: „Lenk' uns in reiner Sitte, beschirm' uns auf der Wanderung, damit wir, Jesum schauend, den ewigen Frieden finden!“ —

11. Der heilige Bernardinus von Siena legte, als er noch ein Knäblein war, mit einem Strauß von Lilien auch sein Herz auf den Altar der heiligen Muttergottes und gelobte ihr einen stets keuschen Sinn und Wandel. Er hatte darum auch später als Student durch seine Reinheit der Sitten und musterhaftes Betragen

bei seinen Mitschülern ein solches Ansehen gewonnen, daß sich Keiner in seiner Gegenwart ein unehrbares Wort erlaubte. War unter den Mitschülern irgend eine Rede angefangen, die keusche Ohren beleidigen konnte, so wurde sie bei seiner Ankunft schnell unterbrochen, denn man rief sich mit Hast zu: „Still, still, Bernardinus kommt; wenn der dieß hörte!“ — Seine heilige Erscheinung wirkte aber nach und nach dahin, daß alle Unsitte unter den Studenten aufhörte und in jedes Herz die heilige Gesittung ihre Einkehr hielt zur Ehre von Jesus, Maria und Joseph. —

12. Den heiligen Joseph von Copertino führte seine fromme Mutter gar frühzeitig in die Schule der Liebe zu Jesus und Maria. Der Allerhöchste stellte aber auch die Tugend seines kleinen Dieners auf eine sehr harte Probe. Er schickte ihm eine ebenso schmerzliche, als ekelerregende Krankheit, indem Joseph's ganzer Leib sich mit eiternden Geschwüren bedeckte. Seine Kräfte schwanden dabei allmählich dahin, so daß er nicht mehr gehen konnte. Vergebens suchte man Hilfe bei den Aerzten. Der fromme Knabe jedoch trug Alles mit Geduld und suchte und fand seinen Trost allein bei Gott in der andächtigen Anhörung des heiligen Meßopfers; und da ihm nach einiger Zeit auch der Gang in die Kirche unmöglich geworden, so bat er unter häufigen Thränen seine Mutter, ihn auf den Armen hinzutragen. Solches that sie denn auch jeden Tag. — Als die Krankheit noch mehr zunahm, versuchte ein der Arzneikunde erfahrener Eremit, ihn mit Schneiden und Brennen zu heilen. Allein vergebens; das Uebel peinigte nur noch ärger. — Endlich entschloß sich das so schwer geprüfte Kind, bei Gott durch die Fürbitte Mariens Hilfe zu suchen. Auf sein anhaltendes Flehen brachte ihn die Mutter auf einem Pferde unter vielen Schmerzen nach einer Kirche, genannt „Maria Gnaden“ zu Galatone, neun Meilen von Copertino entlegen, wo auch der Einsiedler sich aufhielt. Joseph verrichtete hier sein Gebet im festen Vertrauen auf die huldvolle Fürsprache der heiligen schmerzhaften Muttergottes; und siehe! kaum hat ihn jener Einsiedler mit etwas Oel bestrichen, da findet er sich augenblicklich von allem Weh' befreit, so zwar, daß er am folgenden Tage ohne andere Hilfe, nur mit einem Stabe zu Fuß nach Hause zu gehen vermochte. — Wie dankbar Joseph für diese wunderbare Heilung dem Allerhöchsten und der gebenedeiten Mutter des Herrn war, dafür zeugt am besten sein späterer Wandel in hoher christlicher Vollkommenheit und besonders die zarte Liebe und Verehrung gegen Maria, die Königin aller Heiligen. —

13. Zu Chartum, der Hauptstadt des Landes Susan, südlich von Aegypten gelegen, trafen am 11. Februar 1848 mehrere eifrige

Missionäre ein, um hier und noch tiefer in das Innere von Afrika den christkatholischen Glauben zu verkünden. Auf dem Sclaven-Markte kauften sie mehrere Mohren-Knaben los, die ihnen gut geartet und von einigem Talente zu sein schienen. — Diese Kinder wurden nun vor Allem in den Wahrheiten des heiligen Glaubens unterrichtet, denn sie sollten einstens zu ihren Landsleuten frei zurückkehren und dort als die ersten Apostel mit dem Beistande der Gnade Gottes die wirksamsten Helfer der Missionäre werden. — Groß war der Eifer der jungen Mohren und ihre Empfänglichkeit für die göttliche Lehre des Evangeliums Jesu Christi, so daß an dem Feste Allerheiligen desselben Jahres bereits die Ersten aus ihnen durch das heilige Sakrament der Taufe in den Schooß der Kirche Gottes aufgenommen werden konnten. — Da trug sich das Folgende zur größten Herzensfreude der Missionäre zu. Am Vorabend des Tauftages besuchte der Direktor der Mission, Pater Knoblecher (zu St. Konzian im Krain'schen gebürtig), wie gewöhnlich das Schlafgemach der Kleinen, um nachzusehen, ob auch Alle in Ordnung zur Ruhe gegangen wären. Da fand er aber Mehrere wach und betend auf den Knieen. Er fragte: was sie da noch machten? Und sie antworteten: „Wir beten zur heiligen Mutter Gottes, damit wir nicht etwa in der Nacht sterben, sondern den morgigen Tag erleben, der uns zu Christen weihen soll!" — — Welcher Glaube unter diesen Erstlingen der jung-afrikanischen Kirche! —

54. Das Hausaltärchen.

Der Same himmlischer Gaben, den Gott in das Herz der heiligen Veronika Juliani (sie trug den Tauf-Namen „Ursula") gelegt, fing schon seine Entwickelung in dem Kinde an, als es kaum drei Jahre zählte.

Von aller kindischen Flüchtigkeit weit entfernt, hatte die kleine Ursula ein schönes Bildniß gewählt, das die heilige Gottesmutter Maria darstellte, wie sie das Jesuskind an der Brust trägt. Vor diesem errichtete sie eine Art Altärchen, und all' ihr Denken und Sorgen ging dahin, Beide so gut als möglich zu zieren; wozu sie auch die Hilfe ihrer Schwestern ansprach. Dieß war aber für Ursula nicht etwa eine zeitverkürzende Unterhaltung, wie es bei Kindern gewöhnlich ist, sondern sie wendete Alles zur Zierde dieses Bildnisses an, was sie immer von der Mutter und den Schwestern Schönes erhielt, und stellte sich die auf denselben gemalten Personen als — lebend vor. Daher entstanden die vertraulichen Gespräche, welche

sie mit Jesus und Maria geführt, als wenn sie ihr leibhaftig gegenwärtig gewesen wären. — Sie brachte ihr Frühstück auf das Altärchen, und lud das göttliche Kind ein, davon zu essen; versteckte sich dann hinter die Thüre, um zu sehen, ob es auch heruntersteige und von dem Dargebotenen verkoste; und wenn dieß nicht geschah, so beklagte sie sich und sagte: „Wenn du nicht issest, so esse ich auch nicht!" — Sie bat Maria, daß sie ihr das Kindlein Jesu in die Arme geben möchte; und wenn sie nicht erhört wurde, stellte sie Sessel auf Sessel, um es ihr mit Gewalt zu nehmen; sie fiel auch öfter herunter und verletzte sich einmal das Köpfchen, worüber sie sich dann bei der göttlichen Mutter beklagte, „daß sie ihr wehe gethan habe, weil sie ihr das Kindlein Jesu nicht heruntergereicht; sie solle darum den erlittenen Fall wieder gut machen;" — und auf der Stelle ward sie geheilt. —

Diese unschuldige Einfalt gefiel aber Maria und ihrem göttlichen Kinde öfter so sehr, daß dieses Bild in lebendige Vorstellungen sich verwandelte, Maria das göttliche Kind der kleinen Ursula in die Arme gab, und Jesus sich auf das Altärchen herabließ, von dem gebrachten Frühstücke zu verkosten schien, und einen Theil davon der holdlächelnden Ursula zum Mitessen darreichte. —

Bei diesem zärtlichen Umgange nahm die Liebe und Andacht zu den zwei Gegenständen des Bildes in dem heiligen Mädchen immer mehr zu, so daß Maria mit ihr zu reden anfing, als wenn sie vor ihr stünde, und ihr heilsame Regeln gab. — Eines Tages, als Ursula recht innig davor betete, sagte ihr Maria: „Mein Töchterlein, dieser, mein Sohn, liebt dich sehr; halte dich bereit, er will dein Bräutigam sein!" worauf sie mit einer außerordentlichen Liebe zu Jesus entflammt wurde, und sehnsuchtsvoll wünschte, sich ihm gänzlich zu schenken. —

Was Ursula immer Anmuthiges und Gutes erhalten konnte, brachte sie auf das Altärchen, worüber das Kindlein Jesus eines Tages sein Wohlgefallen zu zeigen sich würdigte, und mit vernehmlicher Stimme sprach: „Ich liebe dich sehr; sorge, daß du nur mich allein liebest!" worauf Ursula sogleich erwiederte: „„Liebster Jesus, ich liebe dich recht sehr; lehre mich aber die Weise, wie ich mich verhalten soll!"" Und nun wandte sich Jesus zu seiner jungfräulichen Mutter, und sagte: „Diese unsere Geliebte sollst du leiten!" —

Ein anderes Mal sammelte die Kleine im Garten Blumen für ihr Altärchen; das Kindlein Jesus trat vor sie hin, und sprach: „Ich bin die Blume des Feldes!" und verschwand. — Sie eilte hierauf nach Hause, weil sie glaubte, daß er sich verborgen habe, trat vor das heilige Bildniß und jammerte klagend: „„Du hast

mich hintergangen, indem du in die Arme Maria's zurückgekehrt; ich lief so schnell, und doch konnte ich dich nicht einholen!"" und sie fing an zu weinen. — Der liebevolle Jesus aber, um sie zu trösten und zu beruhigen, umarmte sie vom Bildnisse herab. —

Um Jesu und Maria willen trug sie ein besonderes Mitleid gegen die Armen. Oft beraubte sie sich all' des Ihrigen, um es den Elenden zu schenken. — Einst erblickte sie ein Kind, das beinahe ganz nackt und bloß war, und sie reichte ihm ihren Schurz, sich mit demselben zu bedecken. — Später, als sie am Fenster stand, ward sie von einem Reisenden um ein Almosen angesucht; und als sie ihm nichts zu geben wußte, reichte sie ihm eines der neuen Schühchen, die sie das erste Mal angezogen hatte; der Arme nahm es mit dem Bemerken, daß ihm dieses eine nichts nütze, wenn sie ihm nicht auch das andere gäbe, — und sie beraubte sich großmüthig auch des andern. Wer weiß nun nicht, mit welcher hohen Freude die Kinder ihre neuen Schuhe Jedem, der ihnen begegnet, zu zeigen pflegen; daraus läßt sich auch auf Ursula's Barmherzigkeit schließen, mit der sie dem armen Wanderer ihre neuen Schühchen als Almosen hinreichte. Und Jesus gab ihr auch alsbald sein Wohlgefallen über diese mitleidige und opfervolle That durch ein zweifaches Wunder zu erkennen. Als sie nämlich das zweite Schühchen hinunterwarf, und dieses an dem Bogen der Hausthüre hängen blieb, sah sie den armen Pilger zu einer ungeheueren Größe sich erheben und dasselbe herunternehmen; die göttliche Mutter Maria aber erschien ihr, die zwei Schühchen in den Händen, die mit den kostbarsten Steinen ganz besetzt waren, und sagte: „In der Person jenes Armen habe sie die Schühchen empfangen, und ihr göttlicher Sohn dieselben so schön verziert." — Endlich gab sie einmal einem Armen ein Stück schlechtes schwarzes Brod, weil sie in dem Augenblick kein besseres bekommen konnte, im Namen Jesu und Mariä; und sie sah, wie es in den Händen des Armen weißer als Schnee wurde, so daß er es voll Verwunderung überall auf der Straße vorzeigte. —

Ursula bezeigte auch in Allem, was sie sprach und that, eine außerordentliche Begierde nach Schmerzen und Leiden, die auf folgende Weise in ihr geweckt wurde. — Als sie einst mit dem süßen Bildniß über ihrem Altärchen mit andächtiger Verehrung sich beschäftigte, hörte sie vom Kindlein Jesu die Worte: „Meine Braut, das Kreuz wartet auf dich!" Durch diese Worte, so glaubte die unerfahrene Kleine, werde ihr befohlen, das Zeichen des heiligen Kreuzes vor aller Entehrung zu bewahren; daher sammelte sie alle Splitter, Strohhalme und Fäden, die sie auf der Erde, im Hause oder Garten zufällig in der Form eines Kreuzes liegend fand, und

hob sie sorgfältig in einem Schrank auf, damit sie nicht mit Füßen getreten würden. —

Als Ursula's Mutter im Sterben lag, rief die fromme Dulderin ihre fünf Kinder zu sich, gab ihnen noch einige heilsame Lehren, und empfahl sie zuletzt in die heiligsten fünf Wunden des am Kreuze hangenden Heilandes, und wies einem Jeden die seinige an. Der kleinen Ursula ward die kostbare „Seitenwunde" Jesu Christi als Antheil zugewiesen, welche dann auch fortan der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe und die nie versiegende Quelle aller Gnaden war, womit sie der gütige Heiland später so außerordentlich begabte. — Der Tod ihrer heiligmäßigen Mutter betrübte die kleine Ursula auf's Schmerzlichste, weil sie Tag und Nacht ihr immer in treuer Liebe zur Seite gewesen. Die folgende Nacht konnte man sie unmöglich zu Bette bringen, weil ihre gute Mutter nicht mehr da war; endlich verfielen die Hausgenossen auf den Gedanken, ein Bildniß Mariä mit dem Jesuskindlein zu ihr in's Bett zu legen, worauf sie sich beruhigte und sanft einschlief. — Von derselben Zeit an behielt sie dieses Bildniß immer bei sich im Bette; und öfters schien es ihr, das Jesuskind lächle sie freundlich an. —

---

55. Die fünffach gegrüßte Muttergottes.

Gott, die allerheiligste Dreifaltigkeit, im Geist und in der Wahrheit stets anbetend, diente der fromme Einsiedler Veit auch getreulich mit seinen Verehrungen den lieben Heiligen Gottes, und unter ihnen ganz besonders der gebenedeiten Gottesmutter Maria.

An jedem Tage, und zwar allstündlich, pflegte er ihr, um sie ob der fünf qualvollen Wunden ihres Sohnes einigermaßen zu trösten, mit fünf Liebes-Grüßen zu huldigen, indem er voll Andacht sprach:

„Sei gegrüßt — du makellos empfangene Jungfrau!
Sei gegrüßt — die der Engel Gottes selbst einst grüßte!
Sei gegrüßt — du gnadenvolle, vom heiligen Geist Ueberschattete!
Sei gegrüßt — die du den Gott-Menschen Jesus Christus zum Heil der Welt geboren hast!
Sei gegrüßt — du unbefleckt und glorreich in den Himmel Aufgefahrene!"

Und ihm, der während seiner langen frommen Prüfungszeit hienieden wohl myriadenmal, und noch viel mehr, die hochgelobte Jungfrau und Gottesmutter Maria gegrüßt hatte, schlug auch sein

Stündlein zum Abscheiden von dieser Erde, dem Thale der Thränen und der Sehnsucht nach dem Himmel.

Als die Todesangst nun hart ihn antrat, und der Arme zu verzagen meinte, da ist die heilige Muttergottes ihm gar holdselig erschienen, um auch ihn mit fünf Trostes-Grüßen zu erquicken, indem sie ihm zurief:

„O mein Sohn! wolltest du denn verzagen? Siehe, viel und oft hast du mir Trost zugesprochen und dadurch recht inniglich mich erfreut; so will ich dankbar dich auch jetzt trösten! Ja:

Tröste dich der nahenden Erlösung!
Tröste dich des Endes alles Jammers!
Tröste dich des Anfangs aller Freuden!
Tröste dich der Wunden meines Sohnes!
Tröste, Seliger, dich des ewigen Trostes!“ —

Also sprach die hochgelobte Jungfrau; und von Stund' an war alle Angst von der Seele dieses Gottesmannes hinweggenommen. Lächelnd schloß er seine Augen und verschied im Frieden. —

---

56. Maria, die Mutter des Friedens.

Der heilige Cardinal Petrus Damianus erzählt von einem Kloster des heiligen Vincenzius, daß darin war beschlossen worden, mit den „kanonischen Tageszeiten“ auch das „Officium der seligsten Jungfrau Maria“ zu vereinigen.

Hierüber begann jedoch ein Mönch, Namens Gazo, dessen Leben im Kloster gerade nicht sehr regelmäßig gewesen, der aber eine sehr beredtsame Zunge hatte, zu murren; und er brachte es auch dahin, daß das „Marianische Officium“ zuletzt ausgelassen wurde.

Von jener Zeit aber kamen nach und nach, und immer peinlicher sich äußernd, zahllose Bedrängnisse über das sonst so gesegnete und glückliche Kloster.

Die Mönche klagten darüber gar dringlich bei dem Kaiser, erhielten aber keine Abhilfe.

Endlich kamen sie — spricht der Heilige — auch zu mir; ich aber sagte ihnen: dieß Alles sei ihnen darum widerfahren, weil sie Maria, die „Mutter des Friedens,“ von sich getrieben hätten.

Da fielen die Abgeordneten auf die Kniee, und verhießen: das Lobgebet der seligsten Jungfrau Maria künftighin nicht mehr zu unterlassen. —

Und siehe! nach kurzer Zeit wurde das Kloster sammt seinen Einwohnern auch von jeglicher Kriegs-Plage befreit. —

---

57. Wie ein Unglücklicher wieder glücklich wird.

Der heilige Philippus Neri bekehrte einst einen Jüngling, der in den Abgrund der Sündhaftigkeit versunken war, auf folgende Weise:

Er gab ihm nur einige kleine Gebetlein zur heiligen Mutter Gottes als Buße auf, aber mit dem Beisatze — täglich Abends, bevor er sich zur Ruhe begebe, den Boden zu küssen und sich den Gedanken zu Gemüthe zu führen: „Morgen kann ich eine Leiche sein!“ —

Die Kraft dieser Wahrheit, verbunden mit dem kleinen Akt der Demuth und dem fürbittenden Schutze Maria's ward in kurzer Zeit für diesen Unglücklichen ein Mittel des Heils. Er bekehrte sich durch wahre Buße und Lebensänderung, und ward wieder glücklich. —

---

58. Der Herzog von Bayern Wilhelm V. zu Loretto.

Das hochheilige Haus zu Loretto hat vor allen Kirchen, die zur Ehre der gebenedeiten Gottesgebärerin nicht nur in Italien, sondern in aller Welt erbaut sind, den Vorzug. In keinem Lande giebt es eine ältere, oder ehrwürdigere, oder berühmtere Kirche, als diese. Sie ist ja dasjenige Haus zu Nazareth, in welchem ehedessen die Gottesmutter und Jungfrau Maria geboren, erzogen und vom Erzengel Gabriel gegrüßt worden, worin sie mit Jesus und Joseph so lange gelebt hatte. Es wurde in den ersten Zeiten des Christenthums bei den Nazarenern in hoher Verehrung gehalten. Die Apostel haben es zu einem Bethause gemacht. Die heilige Helena, Mutter des großen Kaisers Constantin, erbaute später einen Tempel von sehr großem Umfang über dasselbe. Unzählige Menschen strömten aus Asien, Afrika und Europa herbei, um den Ort zu sehen, wo der Erzengel Gabriel, vom Himmel gesandt, den Menschen die Botschaft des ewigen Heiles gebracht. Dieses Haus blieb zu Nazareth bis zum Jahre 1291. Da ihm damals, nach Vertreibung der Christen aus Syrien und der Zerstörung von Tripolis, weder von Eingeborenen, noch von Fremden die schuldige Hochachtung mehr erwiesen werden konnte, so wurde es — wie die christliche Geschichte erzählt — durch die Engel aus dem Grunde gehoben und über eine ungeheure Länder- und Meeresstrecke von Galiläa und Dalmatien (eine Entfernung von mehr als zwei Millionen Schritten) gebracht, und am 9. Mai auf einem Berge zwischen zwei Städte Dalmatiens, Tersaß und Fiano, niedergesetzt. — Von da kam die heilige Wohnung

am 10. December 1294, zum sprechenden Zeichen göttlicher Huld gegen Italien, ebenso wunderbar nach Picenum, einer jetzt Ancona genannten Landschaft Italiens am oberen Meer, und blieb in einem Walde des Recinetaner Gebietes stehen. — Dieser Wald gehörte einer gottseligen Frau, mit Namen Lauretta, und von ihr hat die heilige Kapelle den Namen des „Lauretanischen Hauses" erhalten. — Nach acht Monaten wurde es im Jahre 1295 außer dem Wald auf einen Hügel in der Mark Ancona übersetzt, wo es noch wirklich steht und von der ganzen katholischen Welt verehrt wird. — Papst Julius II. hat den Bericht dieser Uebersiedelung nachdrücklich bestätigt, worin ihm die Päpste Paulus IV. und Pius V. gefolgt sind. —

Man zählt nun jährlich über hunderttausend Pilgrime; in einem Monate, besonders im Monat September, beläuft sich oft die Menge der Kommunikanten auf hundert und fünfzehntausend. An den feierlichen Mutter-Gottes-Tagen werden bei vierhundert heilige Messen in dasiger Kirche gelesen.

Die herrlichen Opfer, welche von Fürsten, Königen und Kaisern und anderen frommen Wohlthätern dahin sind verehrt worden, machen einen unermeßlichen Schatz aus. — Zu diesen hohen Verehrern gehört vorzüglich auch der Herzog Wilhelm V. von Bayern, welcher, durch die Genesung seines Vetters, des Markgrafen von Baden, wunderbar erfreut, wahrhaft königliche Geschenke nach Loretto theils sandte, theils selbst überbrachte. Unter den übersandten Gaben befand sich ein Pferd edelster Art und eine in Ebenholz gefaßte silberne Tafel, worauf die seligste Jungfrau Maria mit dem Knaben Jesus auf dem Schooß und mit Joseph, ihrem Begleiter, auf der Flucht nach Aegypten abgebildet war; dann ein sehr schwerer und künstlich gearbeiteter silberner Kronleuchter, achtzig Pfund an Gewicht, mit vierzig Armen künstlich und schön geordnet, so daß sie, in passender Entfernung voneinander, ebenso viele Wachskerzen tragen. Dieser Kronleuchter hängt noch immer in der Kapelle der Jungfrau vor ihrem Bildnisse, — ein edles Geschenk eines Bayers, um so edler, weil es auch mit einer ausgezeichneten Mitgabe ankam. Diese Mitgabe bestand in einer Stiftung des Herzogs zur Beschaffung der Wachslichter, welche jährlich während vierzig Festtagen vor der seligsten Jungfrau auf den vierzig Armen leuchten. Im Jahre 1585 folgte der Herzog selbst seinen Geschenken, und kam in aller Stille zu Loretto an, nur von vier Personen begleitet. Durch ausgezeichnet bescheidenes Benehmen dieses Fürsten erschien dessen religiöser Sinn in desto hellerem Licht. Irdische Vergnügungen verschmähend, um desto

reiner die göttlichen Freuden zu genießen, zog er ein geringes Privathaus dem öffentlichen, zur Aufnahme für Fürsten bestimmten Prachtgebäude vor. Müde des geräuschvollen und glänzenden Hoflebens, und sich nach religiöser Stille sehnend, kehrte er bei den Vätern der Gesellschaft Jesu, deren Orden er große Wohlthaten erwiesen, wie ein Freund bei seinen Freunden ein, und verweilte da, mit gemeiner Kost und Bedienung zufrieden, mehrere Tage. Indeß konnte der große und tugendhafte Fürst nicht lange ungekannt bleiben. Kaum erhielt der Vorstand des fürstlichen Hospitiums Nachricht von der Ankunft des Herzogs von Bayern, da eilt er sogleich zu ihm, ladet ihn auf das Ehrfurchtsvollste ein, und bittet ihn dringend und inständig. Erst, als er merkt, daß der Fürst von seinem Entschlusse durchaus nicht abzubringen und standhaft sei, zog er sich zurück. Wie in der Wahl der Wohnung, so zeigte sich auch in der Kirche die Demuth des Herzogs. Es war da für ihn ein Schemel zum Knien und ein Sessel zum Sitzen von fast königlicher Pracht bereitet. Allein er würdigte diese Dinge nicht einmal eines Blickes, weil er in der Lauretanischen Kirche nicht Pracht, sondern Gottseligkeit suchte. In der heiligen Kapelle der Jungfrau Maria leuchtete seine christliche Demuth und Gottseligkeit in so hehrem Glanze, daß sie den Anwesenden wie ein Wunder erschien. Denn er betete in so demüthiger Geistesfassung und Körperstellung, daß man an ihm Einen aus der Mitte des Volkes zu sehen glaubte. Er sah in seinem Gemüthe den Sohn Gottes, welcher, obgleich er in Gestalt Gottes war, daselbst sich entäußerte und Knechtsgestalt annahm. Sein Flehen voll Demuth war so lange anhaltend, daß er in dem Hause der seligsten Jungfrau zu wohnen schien. — Aber wie seine Gottseligkeit, so offenbarte sich auch bei dieser Gelegenheit seine freigebige Milde. Ein vorzügliches Geschenk von ihm war ein Büchlein aus gediegenem Golde, welches, in drei Theile getheilt, wie auf vier Blättern doppelte Siegel und ausgesuchte Bilder enthält. Der Einband, ungemein künstlich aus Gold und den köstlichsten Perlen und Edelsteinen gefertigt, hängt an drei goldenen Kettchen, welche oben an einem goldenen Ring und unten am Einband an einem überaus großen Saphir befestigt sind. Dieses Geschenk wird gewöhnlich auf achttausend Goldgulden geschätzt, und beinahe kein Kunstwerk unter den Schätzen der Kirche zu Loretto wird von Pilgern so gern und so begierig zu sehen verlangt, als — Dieses; so sehr zieht nicht nur die äußere Zierde, sondern auch die ausnehmende Schönheit der inneren Bilder und Siegel, indem die Kunst mit dem Reichthume wetteifert, die Augen der Zuschauer auf sich. Er opferte auch einen goldenen Christus

in derjenigen Gestalt, in welcher er neubelebt vom Grabe ersteht, und das Grab glänzt herrlich von Diamanten und Karfunkeln. —

Auch der Sohn Wilhelm's V., Maximilian I., schickte verschiedene Gaben nach Loretto, und machte dort eine Stiftung, gemäß welcher täglich zwei Priester zu ewigen Zeiten das heilige Meßopfer darzubringen haben. —

---

59. Das Opfer.

Unweit der Stadt Neapel, am sanften Abhang eines blühenden Hügels, verborgen von dem üppig wuchernden Gebüsche prächtiger Lorbeerrosen, beschattet von Platanen und Oelbäumen, halb überwuchert und zugedeckt von köstlichen Magnolien und zierlichen Ranken, lehnte ein altes steinernes Heiligenbild: es war ein hohes Crucifix mit der trauernden Madonna zu den Füßen. — Vielleicht hatten wunderbare Schicksale diese Gruppe hierhergeführt, und frommer Glaube das Kleinod vor Zerstörung zu schützen gesucht, indem er es in dieses stille Asyl geflüchtet; denn die Arbeit war von auffallender, ergreifender Schönheit und hätte wohl ihren Platz in einer der schönsten Kirchen verdient. An allen Formen der lebensgroßen Gestalten zeigte sich jene Meisterhand, die den harten Stein in eine weiche Masse verwandelt und wunderbar beseelt und belebt; es war der Sieger des Lebens, dessen Gestalt dort oben am Kreuze hing, nicht der gemarterte Sterbende; die hehren Züge des Angesichts, heilig, ruhig, fast schon verklärt, zeigten nirgend mehr eine Spur von Leiden und Kampf. — Aber Maria, die mater dolorosa, welch' ein Anblick! Eine herrliche Gestalt, zusammengebrochen, nicht gesunken unter der Last des Jammers, ein wundervolles Antlitz, auf dem der ungeheuerste Schmerz versteinert lag, das Bild eines Leides, das nie und nimmer enden will. Steinerne Thränentropfen hingen, o, so entsetzlich schwer! an den Wimpern, und um den Mund zuckte ein Weh, das als das schmerzlichste erscheint, das je eine Mutter empfunden. Mitleidig hatten frische grüne Blätter sich an das Gewand der Dulderin geschmiegt, und süße Blumen, dicht neben dem Körper des Gekreuzigten hervorgesproßt, deckten sanft die Wundmale zu. Selten traf es sich, daß ein vorüberziehender Wanderer dieß Bild entdeckte, selten beugte sich ein Knie vor diesem Kreuze. —

An einem glanzvollen Octobermorgen des Jahres 1738 geschah es aber, daß ein junger bleicher Mann sich niederwarf vor dem einsamen Heiligenbilde; krank und ernst war sein Gesicht, müde

und traurig die dunkeln Augen, schwach und gebeugt die hohe Gestalt: tief seufzend blickte er auf zu dem Gekreuzigten. Ein Schauer der inbrünstigsten Andacht kam über ihn; er sah die jungfräulichen Züge der heiligen Muttergottes, sah das namenlose Leid in diesem Antlitze, und bebte zurück vor dem Ausdrucke solch unermeßlichen Wehes. Ein unendliches Mitleid durchdrang seine Seele; es war, als solle er sie lösen mit Gewalt, diese Schwerter, die die gequälte Mutterbrust durchschnitten; es war ihm, als riefen die harten Steinthränen an den Wimpern laut um Erbarmen. Das Leid einer schweren Brustkrankheit, das ihn in die milde Luft Neapels geführt, und in einsamen trostesbedürftigen Stunden hierher, verschwand vor der Riesengröße dieses stummen Jammers; alle Klagen drängten sich in das volle Herz zurück, er vergaß die nagenden Peinen seiner Brust und neigte demüthig das Haupt.

Da ertönte ein helles süßes Ave Maria! durch die Luft gesungen von zwei Frauenstimmen. Ein Schwesternpaar, dem Madonna's Fürbitte gnädig die kranke Mutter geheilt, kam daher, um der Himmelskönigin das tägliche Dankopfer frischer Blumen zu bringen. Die beiden stillen, sanften Gestalten legten duftige Kränze nieder zu den Füßen des Crucifixes, beteten leise und zogen weiter.

Dieser aber schaute jetzt empor und bat mit rührender Stimme: „Madonna, erbarme dich meiner und daß ich mit Geduld und Gottergebenheit die Schmerzen meiner kranken Brust ertrage und daß ich einst selig mit Jesus Christus, deinem Sohne, vollende! Sage, ja sage, was ich dir thun soll, um dir meine kindliche, meine innigste Liebe zu offenbaren!"

Da war es, als ob ein Schleier zerrisse vor seinen flehenden Augen; das Marienbild schien sich zu regen, ein Blick des Lebens durchzuckte das Angesicht der Schmerzensmutter, und der steinerne Mund sprach: „„Bringe meinem unermeßlichen Schmerze ein würdiges Opfer; nimm diese furchtbaren starren Thränen von mir, erweiche sie, daß sie sanft dahinfließen und mein gemartertes Herz erleichtern; laß meine erstarrten Wunden süß bluten, und deine Bitte um Geduld und um Gottergebenheit, und um selige Vollendung in meinem Sohne soll erhört werden!""

Als der Betäubte die Klarheit seiner Gedanken wieder gefunden, sandte die Mittagssonne schon ihre glühenden Strahlen, und alles Lebende verbarg sich scheu vor ihrem heißen, versengenden Hauche. Nur der Erstandene achtete ihrer nicht; seine Wangen brannten, seine Augen blitzten, ein seliges Lächeln spielte um seine Lippen; flüchtigen Fußes eilte er zurück nach Neapel.

Und am andern Morgen kamen wieder in klarer Morgensonne

die beiden Schwestern; und so kamen sie täglich, und sangen ihr kinderfrommes Ave Maria! wobei der silberhelle Sopran der Einen entzückend mit dem vollen Alt der Andern contrastirte.

Der Kranke entfernte sich immer bescheiden, wenn diese Beterinnen kamen, und verhüllte sich in die nahen Gebüsche, um ihre Lieder zu belauschen. —

Und wieder einmal fanden die Schwestern am Heiligenbilde den jungen Mann mit den braunen Locken und der gedankenvollen Stirne; aber dießmal kniete er nicht, wie sonst, vor dem Kreuze; er lag am Abhange des Hügels, ließ die begeisterten Blicke hin und her schweifen, hielt ein Blatt in der Hand und schrieb mit einem Stifte allerlei seltsame Zeichen darauf; dabei war ein Leuchten in seinem Antlitze wie himmlische Verklärung.

So sahen sich der Kranke und die Schwestern öfter, ohne ein Wort miteinander je zu wechseln; Keines störte das Andere.

Und so ging der Winter hin, und so kam der März heran, dieser wundersüße Monat in Italien, mit seinen frischen Knospen, hellen Blättern und lauen Lüften.

Die Schwestern bemerkten nicht, daß die Gestalt des jungen Mannes trotz des belebenden Frühlingsodems immer mehr und mehr dahinschwand, sein Schritt schwer und seine Wangen hohler wurden; denn ein trügerisches, lichtes Roth ruhte wie ein Hauch auf seinem edlen Angesichte, und die dunklen Augen glänzten von einem überirdischen Feuer.

Da nahte er sich eines Tages zum Erstenmale dem Schwesternpaare, den so gemüthvollen Sängerinnen, und fragte, im frommen Hinblick auf das Crucifix und die schmerzhafte Madonna: „Darf ich euch wohl am morgenden Tage einen Gesang bringen, einen Lobgesang auf die heilige Muttergottes? Und wollt ihr mir ihn singen mit euren reinen, schönen Stimmen, und so ein Opfer mir darbringen helfen? Madonna hat solches Opfer begehrt, sie hat mir gar Herrliches verheißen zum Lohne! O, wie mich nach der Erfüllung verlangt! Helft mir, helft mir mein Gelübde vollbringen! Singt meinen Gesang am künftigen Sonntage zu den Füßen dieses Crucifixes, und ihr werdet Zeugen sein der Wunder, die Madonna an mir thut!"

Die Schwestern nickten freundlich ihre Bejahung dem Bittenden zu. —

Es war am 16. März, an einem Sonntag-Abend, als die drei Gestalten wiederum an dem Heiligenbilde anlangten. Die Mädchen spendeten wieder die duftigsten Blumenkränze. Das Crucifix schaute ernst auf die Gruppe. Der erschöpfte Jüngling stürzte nieder, erhob

die wachsbleichen Hände und rief tief bewegt und unter heißen Thränen-Ergüssen: „Heilige Schmerzensmutter, nimm mein Opfer an!"

Und neben ihm stiegen, wie tönender Opferduft, die beiden Frauenstimmen auf, wunderbar rein, ernst und erhaben; sie sangen die Worte:

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa
Dum pendebat filius.

Kein Frühlingshauch säuselte durch die Blätter der Bäume, kein Laut regte sich rings umher; es war eine heilige Stille, ein Verstummen der Natur vor der Großartigkeit und wahren Heiligkeit dieser Melodie, dieses Gesanges. Eine tiefe, weiche Wehmuth zitterte in den Frauenstimmen und träufelte nieder in jedem Tone.

Der Betende schien in Entzücken zu vergehen. Unverwandt, in unbeschreiblicher Erregung, in verzehrender Angst, in fieberhafter Erwartung hingen seine Züge an den Zügen der schmerzhaften Muttergottes; und als die Worte niederschwebten:

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio?

als diese zaubersüßen Töne voll des erhabensten Mitgefühls herabsanken von den Lippen der begeisterten Sängerinnen, siehe! da bebte das starre Antlitz der Mater dolorosa unter dem Crucifix: der unsäglichste Schmerz löste sich, eine himmlische Rührung umleuchtete den schönen Mund; die lastenden steinernen Thränen wurden weich, schmolzen dahin; es bluteten die Wunden der schwertdurchdrungenen Brust, und helle, heiße Tropfen fielen nieder auf das Haupt des **Opfernden.**

Da verstummten sie, die nagenden Schmerzen seines matten Körpers, da hob sie sich in vollem, freien Athemzug die seither so von Angst beengte, kranke Brust, eine wundersüße Ermattung kam über ihn, er breitete sehnsuchtsvoll die Arme nach dem Heiligenbilde aus, blickte freudig himmelwärts, und ein Lächeln flog, wie ein Sonnenstrahl, über das Antlitz des Zusammensinkenden; der Ruf: „Jesus und Maria!" erstarb auf den bebenden Lippen; — Giovanni Battista Pergolese *) war todt! — —

*) Dieser berühmte Componist war zu Pergoli in der Mark Ancona geboren, und hieß eigentlich Giam Battista Jesi.

Er war von schwächlicher Gesundheit; und als sein Brustleiden sich mehr und mehr entwickelte, riethen ihm seine Freunde, nach

Das Wunderbild der trauernden Madonna steht längst nicht mehr an dieser einsamen, lieblichen, gebet=weckenden Stätte, die nun von Jasminsträuchen und Aloebüschen bedeckt ist; und der Leichnam des ruhmgekrönten Meisters, dessen gläubige Seele das herrliche Stabat Mater sang, ruht im kühlen Dome von Vescorato; und mag unter den schweren Tritten der Zeit sein Leichnam und dieser Dom zerfallen: des Sängers Lied von der schmerzhaften Muttergottes wird in der Kirche Gottes immer, d. h. unsterblich verbleiben! —

60. Die arme Alpenhirtin an den Quellen der Rhone.

Der deutsche Dichter Friedrich von Matthisson, ein Protestant, schildert in seiner „Alpenwanderung" eine arme Alpenhirtin mit folgenden rührenden Worten:

Bei dem Eintritte in das Wirthshaus zu Obergestelle, dem letzten Dorfe in Oberwallis, empfing uns ein Mädchen von seltener Schönheit und frischer Jugendblüthe. Zu meiner großen Ueberraschung sprach sie mit einer Stimme, die ganz Harmonie war, ein so reines und richtiges Deutsch, daß ich unmöglich die Frage unterdrücken konnte: wie sie in diesem rauhen und wenig besuchten Erdwinkel zu einer solchen Sprache gekommen sei? Sie gab zur Antwort: Ihr Bruder, der während eines langen Aufenthaltes in Deutschland sich besondere Mühe gegeben habe, die Sprache des Landes rein und richtig zu reden, sei ihr Lehrmeister gewesen. Sie setzte hinzu, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als zuweilen auch ein gutes deutsches Buch zu lesen: außer Gellert's Fabeln, die ihr Bruder aus der Fremde mitgebracht, sei noch keines in ihre Hände gekommen, diese wisse sie aber auch alle auswendig, und sie würde viel darum geben, dem Manne, der sie geschrieben, einen Maien (Blumenstrauß) auf das Grab legen zu können.

Torre del Greco, am Fuße des Vesuvs, zu ziehen, wo, wie man glaubt, Brustkranke, wenn Heilung möglich ist, leicht und schnell genesen.

Er starb im Jahre 1739, als sein Ruf anfing, sich glänzend über Europa zu verbreiten. Nach dem allgemeinen Urtheile der Italiener hat ihn im musikalischen Ausdrucke Niemand übertroffen; Einige nennen ihn den Domenichino, oder wohl gar den Rafael in der Musik; es ist nicht zu leugnen, daß P. sich mehr dem Weichen, als dem Kräftigen zuneigte; seine ganze Art ist etwas schwermüthig und melancholisch, was vielleicht von seiner Körperschwäche und frühem Brustleiden herrührt. —

Auf die Erkundigung nach ihrem Namen erwiederte sie, daß sie Crescentia heiße.

„Also der Name dieser Heiligen?“ sagte ich, auf einen Holzschnitt der heiligen Crescentia deutend, der unter dem Spiegel einem Sechskreuzerbildchen von Bonaparte zum Seitenstücke diente.

„„O, eine Heilige zu werden,““ fiel sie schnell ein, mit einem Gesichte, in welchem die reinste Unschuld und die holdeste Schwärmerei den Ausdruck theilten, „„ist von früher Kindheit an immer einer meiner heißesten Wünsche gewesen, und ich flehe täglich zur **Muttergottes**, ihn in Erfüllung zu bringen, wenn es anders ihr himmlischer Wille und mein Bestes ist!““ —

Die Seelenreinheit, die aus ihrem ganzen Wesen hervorschien, trug einen so hohen Charakter, daß sie selbst dem frechsten Wüstlinge Ehrfurcht vor der Tugend hätte einflößen müssen! —

---

61. Die besiegten Spötter.

Vor alter Zeit kam einst ein Bauer in das Universitäts-Gebäude zu Leipzig, als gerade eine Disputation gehalten wurde.

Man erkannte in dem unbefangen eintretenden Landmann sogleich einen Katholiken, denn aus der Brusttasche seines Kittels blickte ein Theil des Rosenkranzes mit dem schlichten Kreuzlein und der Marien-Medaille, den er in derselben aufbewahrte.

Da blinzte allplötzlich von all' den fahlen Angesichtern der protestantischen Gelehrten ringsum der Hohn über die heilige Einfalt des katholischen Bauers, und man fragte ihn vorschnell: „Will **Er** vielleicht auch hier mitdisputiren?“

Der Bauer erwiederte gemessen: „„O ja, wann's die Herrn verlangen, warum nicht?““

„„Nun gut,““ entgegnete ein Professor witzelnd, „„da müßt Ihr erst einen Thaler setzen; dann werden gegenseitig die Fragen gestellt, und wer nicht beantworten kann, hat verloren!““

Der Bauer langte ohne weiteres Besinnen einen Thaler aus einem Lederbeutel, den er aus der Brusttasche zog, wodurch aber der Rosenkranz nur noch sichtbarer wurde; und dann sagte er: „„Nu, wollen die Herrn auch setzen?““

Dieß geschah.

Und der Rektor Magnifikus, mit einem Spottblicke wegwerfendster Art auf den Rosenkranz des Bauers, fragte:

„„Wie hat denn eigentlich die Mutter Gottes geheißen?““

Der Bauer antwortete mit der fröhlichsten und andächtigsten Miene: „„„**Maria** hat sie geheißen;“““ und fügte alsbald dieser Antwort auch von seiner Seite die Frage an den hochgelahrten und hochwohlweisesten Rektor Magnifikus hinzu: „„„Nu sag' er mir: wie hat denn **meine** Mutter geheißen?“““

All' die übermüthigen Stelzengänger verstummten vor der heiligen Einfalt des katholischen Bauers, sahen sich beschämt einander an und verbissen ihren Ingrimm.

Der Bauer aber streicht die Thaler ein, spricht mit der größten Gemüthsruhe: „„„Wenn wieder einmal disputirt werden soll, meine Herrn, dann seid so gut und laßt mir's sagen!“““ — und fort war er. —

---

62 und 63. Die schwarze Madonna in Krakau und in Polen.

1. Die Ablaß-Woche in Krakau.

Ein Reisender berichtet aus dem Jahre 1839:

Die Ablaß-Woche begann in Krakau. Unter dem armen Volke entsteht dann eine eigenthümliche Bewegung, und Alles rüstet sich, mit so großem Aufwand, als es die Armuth immer vermag, den Dienst der heiligen Muttergottes würdig zu begehen. Auch der Aermste hat sich dann mit großer Opferwilligkeit von seiner Bettelhabe einige Groschen erübrigt, für die er Wachslichter kauft. Dieser Cultus der Verehrung der schwarzen Maria von Czenstochau in der Ablaß-Woche entfaltet seinen feierlichen Aufschwung schon auf der offenen Straße; er wird aber nicht allein in Krakau beobachtet, sondern hat sich in ganz Polen ausgebreitet und bis in Schlesien hinein die Zahl der Theilnehmer daran ausgedehnt.

Bilder dieser schwarzen Maria befinden sich hier in Krakau an zwei oder drei Häusern in Nischen angebracht. — Abends in der Dämmerungsstunde versammelt sich die Nachbarschaft und Jeder bringt so viel Wachslichter mit, als er nur zu erschwingen vermochte. Das Bild der Maria wird ringsum mit Lichtern besetzt. Nun brennen alle die Kerzen, welche oft die kläglichste Armuth angezündet, und die heilige Mutter Gottes, diese huldvolle Patronin aller Mühseligen und Beladenen, strahlt festlich in dem Glanze, mit welchem das Elend dieser Welt sie umgeben hat; denn unten um sie her, im andächtigen Kreise geschaart, stehen,

neben den wohlhäbigen auch die zerlumptesten und hilfsbedürftigen Gestalten der Bevölkerung. — Zunächst unter ihrem Bilde an der Erde erblickt man ein Tischchen, ebenfalls mit einem Wachslichte besetzt. Um dieses tritt das zum Gnadendienst versammelte Volk in einen engen Kreis zusammen und stimmt aus frohem Herzen seine Gesänge an, welche zu der gebenedeiten Jungfrau um ihre milde Fürbitte bei Gott flehen, daß die nun beginnende Ablaß-Woche für Alle im Geist und in der Wahrheit eine recht heilsame sein möge. Es strömt immer mehr armes Volk aus den nächst liegenden Straßen herzu. Die Straße ist auf diesem Punkt von Betenden fast überfüllt und der Durchgang erschwert. Einige haben sich in einen festlicheren und reinlicheren Anzug gekleidet. Andere sind noch in ihren gewöhnlichen Altagskleidern gekommen und stehen abgerissen und in Hemdsärmeln umher, gerade so, wie sie sich von der Last der Tagesarbeit weggestohlen haben; wenn sie auch kein äußerlich hochzeitliches Kleid anhaben, die heilige Maria blickt ja in ihre Herzen und versteht den frommen Hauch ihrer Gesänge! — Aus den kleinen Gebetbüchern, welche Einige in der Hand haben, singen sie diese Lieder ab, während Einer der Aeltesten für Diejenigen, welche kein Buch mitgebracht, in der Pause zwischen jeder Strophe die nächstfolgenden Worte vorliest, welche dann Alle mit feierlicher Andacht nachsingen. Die unverkennbarste Hingebung, eine in sich selbst vertiefte Inbrunst ist auf allen ihren Gesichtern zu lesen. Rührend und herzergreifend erschallen durch die Nacht die Wechselgesänge. Weiber, Kinder und Männer lösen sich wechselseitig in diesen Gesängen ab, deren Melodien alle einen wunderbaren Eindruck hervorrufen. Klagend und herzinnig, halten sie sich, wie alle Volksmelodien, in der Moll-Tonart und bewegen sich nur in einem Umfange von sechs bis sieben Tönen. — Bei der ganzen Ceremonie wird von allen Theilnehmenden der größte Anstand beobachtet. Und wer da vorübergehen muß, sei er Herr oder Dienstbote, der bleibt einen Augenblick andächtig stehen, und zieht grüßend den Hut vor dem Marienbilde ab, oder verneigt sich sittsamlich. Wer aber zu dem Kreise nicht mehr hinzutreten kann, sitzt in der Ferne auf irgend einem Stein an der Straßenecke, seinen Hut zwischen den Händen haltend, und bewegt, im stillen Hinsagen seines Gebets, die Lippen nach dem Gesange der Uebrigen. — Und so geht es die ganze Ablaß-Woche hindurch, Abend um Abend. Niemand in der Nachbarschaft beeinträchtigt diese heilige Handlung, die sich ungestört der Oeffentlichkeit der Straße überlassen kann. Diese Andächtigen singen aber stets so lange, bis die Wachslichter vor dem Marienbilde heruntergebrannt sind, dann stimmen

sie noch zu Guterletzt ein Lied an, worin sie der heiligen Muttergottes eine „gute Nacht!" singen. Viele hundert Male wiederholen sie das aus wenigen Tönen bestehende Abschiedslied, dessen Melodie, so einfach und so kindlich sie ist, doch nicht der Harmonie entbehrt. — Nun ist Alles finster geworden, und nur oben am Firmament der Nacht flimmern die Sterne, gar milden Glanz herniederthauend auf die im Frieden Gottes heimkehrenden Marien-Kinder. — —

Auf den Straßen begegnet man jetzt häufig ganzen Schaaren polnischer und schlesischer Landleute, die nur des Ablasses wegen herbeiströmen und oft weite, weite Wanderungen gemacht haben; ja, diese Pilger kommen viele Meilen weit zu Fuß herbei, mit Weib und Kindern, unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen, um der mütterlichen Fürsprache der gnadenvollen Jungfrau theilhaftig zu werden; der Eifer ihrer Andacht und ihrer Bußübungen ist merkwürdig anzusehen, und wenn man sie betrachtet, wie sie hier auf den Knieen durch die Kirchen rutschen, oder mit plattem Leib über das Pflaster derselben hingeworfen liegen, so wird man nicht leicht ohne die tiefste Rührung bleiben; dazu die oft so ausdrucksvoll und schön geformten, aber vom bittersten Weh durchfurchten Gesichter dieser Landleute, welches sie im Drang ihres gequälten Herzens so weit hertreibt, um in den besonders gnadenreichen Kirchen ihr Labsal zu finden. —

Dieser Dienst der „schwarzen Muttergottes," der unter dem armen Volk in Polen so beliebt ist, schreibt sich aus sehr alter Zeit her, und zum Aufschlusse diene, was J. P. Kältenbäck in seinem so sehr verdienstlichen Werke: „Die Mariensagen in Oesterreich" erzählt — unter der Aufschrift:

2. Maria von Czenstochau.

Maria, erzählen treuherzige und gewissenhafte Autoren, habe nach Jesu Christi Erlösungstode bei dem Evangelisten Johannes auf dem Berge Sion gewohnt, wo mehrere heilige Jungfrauen sie besuchten und vor ihrer Himmelfahrt ihr Bild zu besitzen wünschten. Als der heilige Evangelist Lukas mit dem Weltapostel Paulus nach Jerusalem kam, sei er als gewandter Maler ersucht worden, ein wohlgetroffenes Bild der göttlichen Mutter zu entwerfen. Maria's einfacher Hausrath bestand unter Anderm aus einem Tische, den Jesu Christi Nährvater, der heilige Joseph als Zimmermann, aus Cypressenholz verfertigt haben soll. Auf die Tafel dieses Tisches habe der heilige Evangelist Lukas das Porträt gemalt.

Bei der Zerstörung von Jerusalem, unter den Kaisern Vespasian und Titus, im Jahre des Heiles 72, sei nicht nur die Kanzel,

auf welcher der Apostel Jakobus der Aeltere gepredigt, sondern auch das Haus des Zebedäus, des Vaters der beiden Jünger Johannes und Jakobus, auf dem Berge Sion unversehrt geblieben, dasselbe Haus, wo Jesus Christus mit seinen Jüngern das Osterlamm aß, wo die Jünger aus Furcht vor den Juden am Pfingstfeste verschlossen beisammen waren, das Haus, wo der heilige Geist über sie ausgegossen ward, wo der auferstandene Heiland den Jüngern erschien, wo Thomas im Glauben gestärkt wurde, und Maria ihr heiliges Leben endete. Das Bild der göttlichen Mutter sei ebenfalls unversehrt geblieben, und nahe bei dem heiligen Kreuze, an welchem Christus gestorben war, verborgen gehalten worden. Als nun im Jahre Christi 326, zweihundert vier und fünfzig Jahre nach Jerusalems Zerstörung, die hohe Mutter des großen Kaisers Constantin, die heilige Helena, das wahre Kreuz Christi suchte, und auf wunderbare Weise fand, habe dieselbe auch das Bild der göttlichen Mutter mitaufgefunden und dem ersten christlichen Kaiser, ihrem Sohne Constantin, nach Constantinopel gesendet, welche Stadt hierauf der göttlichen Mutter völlig geweiht und Neuram oder Marienstadt genannt ward.

„Es ist dieses Bild," sagt der berühmte Canisius, „bei den Griechen in großen Ehren gehalten worden, und Gott bekräftigte durch Wunderzeichen, wie angenehm ihm die Andacht zu seiner jungfräulichen Mutter sei." Noch heute ist bekannt, daß Constantinopels Einwohner Maria zur Kriegszeit anriefen: „Heilige Gottesgebärerin, die du so oft uns beschützt hast, mach' uns von den Feinden deines Sohnes frei, stürze sie in den Abgrund des Meeres!" — Zur Zeit, als die Arianer unter Anführung des furchtbaren Kainas katholische Kirchen vom Kaiser Arcadius zu ihrem abtrünnigen Cultus verlangten, zu dieser Zeit zeigte sich den Gerechten Mariä Schutz: der Aufruhr der Arianer fand durch sie Widerstand. — —

Als der römisch-deutsche Kaiser, Carl der Große, zu Anfang des neunten Jahrhunderts, in Verbindung mit russischer Heeresmacht, glücklich gegen die Sarazenen gefochten und das heilige Land in Sicherheit gesetzt hatte, hielt er auf dem Rückwege an der griechischen Grenze Rast. Nicephorus, der seine fromme Gemahlin Irene verwiesen hatte, fürchtete in Carl dem Großen einen Rächer der schuldlos Verwiesenen zu finden. Er eilte ihm entgegen und lud ihn mit zuvorkommender Artigkeit und unter tausend Glückwünschen ein, durch Dalmatien die Rückreise zu machen und Constantinopel mit einem Besuche zu beehren. Carl der Große erblickte in Constantinopels Schatzkammer das Bild der seligsten Jungfrau, läßt sich die Beschreibung des Ursprungs überreichen, verehrt die

Gnadenmutter in diesem Bilde und — erhält es von dem im Gewissen verzagten Kaiser Nicephorus alsobald zum Geschenke. Auf dem Rückwege des Kaisers mit der russischen Heeresmacht kommen ihm Boten mit der Nachricht entgegen, wie die Tataren Rußland mit Feuer und Schwert zu verheeren drohen. Der Anführer der Reußen, Fürst Leo, ritt in Eilmärschen nach dem bedrohten Vaterlande zurück. Carl verheißt ihm kaiserlichen Lohn für die erwiesene Hilfe, und Leo verlangt das Marianische Gnadenbild zur Belohnung, das Carl sofort großherzig ihm übergiebt, worauf es Leo auf sein Schloß Belz bringen läßt, unter Bedienung und Verehrung griechischer Priester. Damals sollen die Reußen sich schaarenweise zum heiligen Glauben bekehrt und Mariä andächtig gedient haben.

Polens König, Casimir der Große, führte mit den Reußen Krieg, und besiegte sie so völlig, daß er den größten Theil ihres Landes seinem Königreich einverleibte. Fünf befestigte Schlösser: Chelm, Grabow, Horadlo, Sewobosza und Belz, sollten noch bezwungen werden. Nach Casimir's Tode ward Ludwig, König von Ungarn, im Jahre 1310 zugleich König von Polen. Er war es, der die genannten fünf freien Schlösser einnahm und die Regierung seinem Blutsverwandten, dem Fürsten von Oppeln Ladislaus, als Vicekönig übergab. — Gegen diesen Ladislaus entstand eine furchtbare Empörung. Ladislaus flüchtet nach dem Schlosse Belz, wo er dieß Gnadenbild gewahrt, in die dortige Schloßkapelle übertragen läßt, und, unter dem Schutze Mariens wohnend, in fester Hoffnung des Friedens, sein Kriegsheer entläßt und mit geringer Mannschaft und einigen Hofbedienten sich ruhig hält. Da belagerten die Tataren das Belzische Schloß. Ladislaus soll sich zu den Füßen Mariens hingeworfen und weinend um ihren Schutz gefleht haben, während seine wenigen Leute draußen ritterlich stritten — siehe! da sei ein feindlicher Pfeil durch das Fenster in die Kapelle gefahren, und habe das Gnadenbild dort, wo der Hals Mariä gemalt war, durchstochen. Da soll Ladislaus gerufen haben: „Räche, seligste Jungfrau, räche diese sakrilegische That an deinen und meinen Feinden!" — worauf die Tataren bald, von einem panischen Schreck ergriffen, vor den tapfern Reisigen des Vicekönigs flüchtig wurden. Ladislaus berichtet diesen Sieg nach Ungarn an den König, und bittet zugleich um Erlaubniß, das Gnadenbild persönlich nach Oppeln, seinem Fürstenthum, bringen zu dürfen. Er erhält die Erlaubniß, und will seine Reise nach Schlesien mit dem Bilde antreten, allein nach dem Berichte Lanskoronski's sei das Bild nicht von der Stelle zu bewegen gewesen.

Da habe Ladislaus gebetet, den Willen Gottes zu erkennen, und ein wunderbares Traumgesicht habe ihm angezeigt, das Bild solle nach Czenstochau, unweit vom Ollsteiner Schlosse, übertragen werden. Die Reise ging ruhig vor sich; in einem eigenen wohlverhüllten Wagen sei nach den Berichten des polnischen Marianischen Geschichtschreibers das Gnadenbild sofort auf den Czenstochauer Klarenberg in Polen, nicht weit von Schlesiens Grenze, übertragen worden; man langte am 28. August des Jahres 1382 dort an, der Fürst selbst habe die Prozession begleitet, die das Bild in die dortige jetzige Pfarrkirche einführte. Es waren die Ordensbrüder des ersten heiligen Einsiedlers Paulus, denen er auf Anrathen Ludwig's, des Königs von Ungarn, damals Kirche und Kloster mit den nöthigen Einkünften einräumte, die noch in demselben Jahr 1382 dort angelangt, die Ehre der göttlichen Mutter weithin verbreiteten, so daß nach den Worten einer alten Chronik „vom Klarenberg (Jasna góra) in Czenstochau die Klarheit der wunderthätigen Mutter aller schönen Liebe, Furcht, Hoffnung und Erkenntniß die Welt überglänzte und durchleuchtete." —

Acht und vierzig Jahre nach Ueberbringung des Gnadenbildes auf den Klarenberg, im Jahre Christi 1430, als Johannes Huß sein Leben auf dem Scheiterhaufen schon geendet hatte, versammelte Ziska Rotten aus Böhmen, Mähren und Schlesien, seines Meisters und Freundes Tod zu rächen. Er verbreitete überall Schreck und Angst und langte am heiligen Ostertage selbst in Czenstochau an. Was an Schmuck und Votiven vorräthig war, wurde nebst den wichtigsten, das Gnadenbild betreffenden Urkunden geraubt, zerstört und verbrannt. Ein Hussite soll das Gnadenbild selbst von der Wand herabgerissen und auf einen Wagen geworfen haben, auf demselben der Grenze zueilend, — als an der Grenze abermals Roß und Wagen unbeweglich stehen blieben. Der Hussite habe hierauf das Bild fluchend vom Wagen herabgeworfen, so daß es in drei Stücke zersprang, ohne daß jedoch das Antlitz Mariens und jenes des Jesukindes verletzt worden wäre. Da habe der Hussite mit den Lästerworten: „Verbrannt muß es werden, das papistische Götzenbild!" mit gezücktem Schwerte nach der rechten Wange der Marianischen Abbildung gestoßen und es an dem genannten Orte zweimal verletzt, worauf er todt hinfiel. Als die ehrwürdigen Pauliner das Bild hierauf auf den Klarenberg zurückbrachten, wurde die zertrümmerte Tafel von polnischen Künstlern zwar wieder auf unkenntliche Weise zusammengefügt, doch konnte die verletzte Wange weder von polnischen, noch griechischen Malern völlig übermalt werden; und so verordnete Ladislaus Jagiello, damals König von Polen,

das Bild mit großem Pompe neu aufzustellen und auf das Kostbarste zu schmücken. —

Es war im Jahre 1655, als Carl Gustav, König der Schweden, einiger Unterdrückungen wegen, die von verschiedenen Historiographen verschieden beurtheilt werden, mit dem Könige von Polen, Johannes Casimir, Krieg anfing und von dem, durch viele Kriege entkräfteten polnischen Lande das damalige Großpolen sammt Posen abriß; bei seinem Einfalle in das damalige Kleinpolen aber — Czenstochau zu belagern begann. Schon waren Krakau und Warschau von ihm erobert, als er 3000 Mann gegen Czenstochau sandte. Die Anführer dieser Heeresmacht, General Müller und der böhmische Graf Wrzesczewitz, verlangten unbedingte Unterwerfung unter den Scepter des Schwedenkönigs. Als diese verweigert wurde, soll sich das Heer der Schweden bis auf 16,500, nach Anderen auf 20,000 Mann verstärkt und den Klarenberg fünfmal, doch immer ohne Erfolg bestürmt haben. Bei mehrmal wiederholten Aufforderungen zur Uebergabe war die von den Priestern Bleszynski und Malachowski abgefaßte Erklärung immer dieselbe: „König Casimir habe die Krone nicht abgelegt; die Reichsstände hätten ihm Treue geschworen. Es sei ferne von Czenstochau, rechtmäßig erwählten und gekrönten Häuptern nicht gehorchen zu wollen. Die Söhne des Landes, die vom König abtrünnig geworden, seien wie ein befleckter Spiegel, den man sich nicht vorsetzen könne, um die wahre Gestalt der Dinge zu erkennen.“ Nach vielen fruchtlosen Versuchen, unter denen das Unterminiren des Klosters von Czenstochau der denkwürdigste ist, forderte General Müller am 25. December 1655 die Summe von 60,000 Thalern von den Rittern und der Geistlichkeit zu Czenstochau. Am Stephanstage erklärten sich die Belagerten außer Stand, die geforderte Summe aufzubringen, und feierten mit vielem Gepränge und Salven das Namensfest der tapfern polnischen Helden, Zamoyski und seines Sohnes, was die Schweden für ein Freudenfest wegen angekommener Hilfstruppen hielten, und am 27. December in der Nacht von der belagerten Festung abzogen. Man schrieb diesen Sieg der Hilfe der göttlichen Mutter zu. Auch bezeugte der tapfere Ritter Mathias Wengerski, die Schweden hätten ihn versichert: „Es sei bei der Belagerung eine hohe, in blaue Schleier gehüllte Frau auf den Mauern gesehen worden, die nebst einem Greise mit grauen Haaren die feindlichen Kugeln auffing und in's Lager zurückwarf.“

König Casimir eilte nach erhaltenem Berichte von der Befreiung der Festung seinem Lande zu, und schlug im Jahre 1657 dort seine Residenz auf. Im Jahre 1702 brachen die Schweden,

unter König Carl XII., auf's Neue in Polen ein, daraus sie König Casimir zum Theile vertrieben hatte. Den Spott: Czenstochovia extremus suecicae fortunae scopulus, „Czenstochau, die letzte Klippe des schwedischen Glückes," nicht ertragend, sollte Czenstochau nun vernichtet werden. General Guldenstern zog mit 8000 Mann Schweden nach dem Klarenberg, und berannte ihn zu drei verschiedenen Malen, doch immer ohne Erfolg, so daß er und sein Nachfolger, General Stromberg, ohne sogar die verlangte Contribution von 10,000 Thalern erhalten zu können, gegen das Ende des Jahres 1723 in größter Unordnung nach Krakau unverrichteter Sache abzuziehen genöthigt waren. Die über diese zweite Belagerung noch in Czenstochau vorhandenen Urkunden beweisen klar, daß der glückliche Ausgang derselben abermals der seligsten Jungfrau zugeschrieben ward. Wie im Jahre 1655 Johannes Casimir dem Papste Alexander VII., berichtete nun August II. den abgewiesenen Schwedensturm an Papst Clemens XI., welcher das Gnadenbild, nach hergestellter Ruhe, zur Danksagung feierlich zu krönen befahl. Diese Festlichkeit ging am 8. September 1717 vor sich, und die Zahl der Kommunikanten, während der Octave derselben, soll sich auf 143,300 belaufen haben. —

64. Die Gottesmutter und die Waise.

(Aus: Kinderbrevier von Dr. J. B. Rousseau.)

Gretchen, ein armes Landmädchen, hatte die Eltern verloren, und stand, eine verlassene Waise, einsam und zurückgesetzt da in der eiteln hoffärtigen Welt. Als ihre Mutter starb, betrug die zurückgebliebene Habe kaum so viel, daß Gretchen nothdürftig einen Monat davon hätte leben können; und da sie keine Verwandten mehr hatte, auch kein gutthätiger Nachbar Lust bezeugte, sich des unglücklichen Kindes anzunehmen, so hatte sie die schreckliche Aussicht, binnen Kurzem in der Welt umherirren und so lange betteln zu müssen, bis sich irgendwo Arbeit und Verdienst für sie fände.

Schrecklich war ihr Gemüthszustand, wenn sie dieß bedachte und einen Blick in die nächste Zukunft warf. In Kummer und Gram über Das, was ihr bevorstand, erhob sie sich vom Lager, und unter heißen Thränen warf sie sich in der späten Mitternachtstunde auf dasselbe nieder. Eines Abends hatte sie besonders inbrünstig zur Gottesmutter, deren Bild über ihrer Lagerstätte hing, gebetet, und war mit dem Ausrufe: „Du Trösterin der Betrübten, du Mutter der Waisen, hilf auch mir!" in Schlummer gesunken. Da

wurde ihr plötzlich im Traume, als ertöne Gelispel wie von Aeolsharfen, und sie glaubte deutlich wahrzunehmen, wie die Gottesmutter sich zu ihr herabneigte und mit demselben zärtlichen Tone, wie einst ihre Mutter redete, als sie noch lebte, zu ihr sprach: „„Gretchen, stehe zeitig auf, und gehe sofort in den Wald! An der Stelle, wo der Bach die Felsen durchbrochen hat und schäumend vom Gestein herunterfällt, steht unter einer alten Eiche die mir geweihte Kapelle, und an derselben mein Schmerzensbild in einer Nische. Vor diesem kniee nieder, bete inbrünstig zum Herrn, und ich will deine Fürsprecherin sein — dir soll geholfen werden!““

Gretchen erwachte alsbald, rieb sich die Augen, und kleidete sich an. Das Traumgesicht hatte sie lebhaft ergriffen, daß sie kaum zur Besinnung kommen konnte. Doch endlich faßte sie sich, und ihr Entschluß stand fest: Dem, was ihr im Traume angedeutet worden, nachzukommen und zu dem Muttergottesbilde hinaus zu wandern.

Die Morgenröthe warf eben ihre ersten Strahlen durch die hohen Wipfel der alten Eichen und vergoldete die aufschäumenden Wogen des herabstürzenden Waldstromes, als sie an der bezeichneten Stelle ankam. In heißer Andacht warf sie sich vor dem Kirchlein zur Erde, und betete aus ganzer Seele, lange und inbrünstig. Aber wie heiß sie auch flehete, mit wie bangen Blicken sie auch zur Gottesmutter aufschaute, welch herzzerreißende Seufzer sie auch in die Wolken emporsandte — Nichts rührte sich in der ganzen Umgebung des Bildes; Todesstille herrschte im Walde, und gleichgiltig schien die Morgenluft durch die Blätter der Eichen, Rothtannen und Birken zu spielen.

So vergingen einige Stunden. Da weinte sie endlich laut auf: „So hat mich denn mein Traum getäuscht, und auch du, heilige Mutter, hast mich verlassen, wie mich alle Welt verlassen hat! Was soll nun aus mir armen Waise werden? Bin ich bestimmt, im verzweiflungsvollsten Elende umzukommen? Doch nein! Das kann Gottes Wille nicht sein. Ich will alle meine Kräfte aufbieten, will die Leiden meiner Seele bezwingen, und mich den härtesten Prüfungen, den größten Mühseligkeiten so lange unterziehen, bis es dem Himmel gefallen wird, anders über mich zu bestimmen. Vielleicht sendet er mir dann doch noch ein gutes Herz, das für fremde Leiden Mitgefühl hegt und auch meiner sich erbarmt!“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, da rauschte das Laub hinter dem Muttergottesbilde; und als sie emporsah, stand Oberförster Rudolph, ein ehrwürdiger Greis, vor ihr. Er war zur Jagd in den Wald hinaus gegangen, hatte, als er das Mädchen laut beten hörte, sich hinter die Nische gestellt und jedes Wort

vernommen, das aus ihrem Munde erscholl. „„Wer bist du?““ fragte er die klagende Waise mit theilnehmendem Ton.

Gretchen vertraute ihm ihre Lage, ihre Angst um die Zukunft, ihren Traum. Mit immer größerm Wohlgefallen nahm der Greis jedes ihrer Worte auf, und als sie geendet hatte, sprach er: „„Dein Traum hat dich nicht getäuscht! Die Gottesmutter hat dir in mir ihren Retter gesandt! Ich will mich deiner annehmen — ich will Vaterstelle an dir vertreten! Der Himmel hat mir nur einen Sohn geschenkt — eine Tochter versagte er mir — du sollst meine Tochter werden! Wie für mein eigenes Kind will ich für dich sorgen und dich zur Tugend und einem rechtschaffenen Lebenswandel heranziehen. Komm', folge mir sogleich in meine Wohnung!““ —

Gretchen machte ihrem Pflegevater nur Freude, wuchs in Zucht, Demuth und Treue heran, und als sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, wurde sie des braven Förstersohnes fromme Gattin. —

O wie glücklich, wer im Gebet zu der heiligen Muttergottes seine Zuflucht nimmt; ihr Rath ist ja der Rath der Weisheit und Muttergüte! —

---

65. Die gerettete Unschuld.

(Aus: Sagenbuch von Mittermaier.)

Der Ruf vandalischer Grausamkeit ging den Schweden schon voraus und das Geschrei: „Die Schweden kommen!“ war hinreichend, ganze Ortschaften zu entvölkern. Alles, was gesunde Füße hatte, suchte sein Heil in der Flucht. Nur schwache Greise, kleine Kinder und kranke Personen waren die Zurückgebliebenen, gegen welche die Schweden um so grausamer verfuhren, da sie die einzigen Opfer ihrer Rache waren.

Es lebte damals in Wertingen eine Jungfrau, die, schön wie der Frühling, ihre Eltern über Alles liebte. Mit Schrecken und böser Ahnung hatte sie oft von den Grausamkeiten der Schweden in anderen Ländern gehört, wie Jungfrauen von ihren Eltern gerissen und schmachvoller Entehrung preisgegeben wurden, und diese Gedanken hatten in stiller Nacht oft schon ihre Augen mit Thränen der Furcht gefüllt.

Ihre Befürchtungen waren leider! nicht ohne Grund, denn auch in Wertingen ertönte eines Tages der Ruf: „Die Schweden kommen!“ Wie ein elektrischer Schlag wirkte dieser Ruf auf Alle. Man raffte in aller Eile das Nothwendigste zusammen und der Wald wurde als vorläufiges Asyl gesucht. Das Schreien

der Kinder, das Händeringen der Mütter mag wohl manchem Vater das Herz durchschnitten haben.

Auch unsere Jungfrau war mit dem Zusammenraffen des Nothwendigsten beschäftigt, nahm still unter Thränen von ihrem elterlichen Hause Abschied und schloß sich mit ihren Habseligkeiten einem Zug an, indem sie glaubte, ihre Eltern befänden sich bei den vorauseilenden Haufen. Im Walde begegnete man sich gegenseitig, und wer malt den Schrecken des Mädchens, als sie nirgends ihre Eltern finden konnte. Endlich erfuhr sie, daß sie jenseit des Thales dem Walde zugeeilt seien. Der erste Schmerz war der schrecklichste, sie konnte nicht weinen.

Man hatte sich bei der Ankunft der Schweden tiefer in den Wald zurückgezogen und mehrere Tage vergingen ohne Gefahr. Oft ging die Jungfrau in stiller Nacht aus ihrem Verstecke hervor dem Hügel zu, und schaute so wehmüthig über das Thal hinüber nach dem Walde, der ihr Theuerstes, ihre Eltern barg. Weder der kalte Nachtzug, noch die Unsicherheit der Gegend hielt sie von diesem nächtlichen Besuche ab. Wenn sie sich dann ausgeweint und dem Monde, der so eben über das Thal dem Walde zuzog, viele Grüße an ihre Eltern mitgegeben hatte, eilte sie mit nassem Blicke wieder dem Walde zu. Doch auch dieser Trost wurde ihr entzogen, da die Gegend immer unsicherer wurde. Das war für die kindliche Liebe der Jungfrau zu viel. Sie entschloß sich lieber zu sterben, als länger über das Schicksal ihrer Eltern ungewiß zu sein und von ihnen getrennt zu leben. Es war mondhelle Nacht, als das kühne Mädchen aus dem Walde hervoreilte und mit scheuem Blick in der Gegend umherspähte, ob sie nichts entdecken könnte; und als ihr Auge nichts sah, ging sie, sich Gott empfehlend, flüchtigen Schrittes wieder weiter. Es war ihr so bange um's Herz und gerne hätte sie weinen mögen, hätte es die Angst ihr zugelassen. Doch fühlte sie sich wieder gestärkt, als sie sich vor ein Feldkreuz, das am Wege stand, niedergeworfen und recht innig gebetet hatte.

Sie konnte jetzt das ganze Thal übersehen.

Viele Wachtfeuer waren um Wertingen herum angezündet und um dieselben Truppen gelagert, deren wilder Gesang weit in der Gegend herum gehört wurde. Eine niegefühlte Angst bemächtigte sich ihrer, als sie die Anhöhe herunterstieg, denn jedes Gesträuch sah sie für Feinde an und an dem Rauschen ihres eigenen Kleides glaubte sie den Tritt eines Schweden zu hören. Glücklich war sie in das Thal gelangt und feuriger schlug ihre Brust bei dem Gedanken, daß sie jetzt ihre Eltern bald wieder sehen werde. Aber plötzlich gebot hinter ihr eine rauhe Stimme: „Halt!“ Unwillkürlich

sah sie um und erblickte einen hochstämmigen Schweden hinter ihr, dessen blanke Rüstung beim Scheine des Mondes hell glänzte. Entkräftet sank sie auf den Boden, als sie sich verrathen sah, und schon glaubte sie das Schwert in ihrem Herzen zu fühlen, schon das warme Blut auf den Boden fließen zu hören. Aber wie erstaunte das unschuldige Mädchen, als er sie freundlich umfaßte und so gütig mit ihr that, als wäre er ihr eigener Bruder. Bald hätte sie ihn als ihren Retter begrüßt, bald ihn ersucht, sie bis an jenen Wald hin zu führen und zu schützen; da erwachte in ihr plötzlich der Gedanke an ihre gefährdete Tugend, und dieser Gedanke gab der schwachen Jungfrau wieder Kraft und Muth. Sie entwand sich schnell seinen umschlingenden Armen und floh eilends davon. Der getäuschte Schwede schäumte vor Wuth und stürzte ihr mit gezogenem Schwerte nach. „Willst du das Opfer meiner Lust nicht werden, so bist du als Opfer *meiner* Rache mir gewiß!“ dachte der wilde Krieger in seinem Herzen. Die Angst lieh indeß dem Mädchen Flügel und schon war sie ihm um Vieles voraus, als sie plötzlich am Ufer der Zusam stand und nirgends eine rettende Brücke sah, denn in der Eile hatte sie den Weg verfehlt. Da warf sich das fromme Mädchen auf die Kniee nieder und, vertrauensvoll ihre Augen zum Himmel erhebend und ihre Hände faltend, flehte sie zur *Himmelskönigin*, wenn nicht um Rettung ihres Lebens, doch um Rettung ihrer Tugend — und die himmlische Jungfrau erhörte sie. — Ein überirdischer Glanz verbreitete sich um sie, und von sanfter Hand fühlte sie sich hinübergetragen an's jenseitige Ufer der Zusam. Geblendet vom himmlischen Glanze vermochte sie erst nach einiger Zeit die Augen wieder aufzuschlagen, und erst jetzt sah sie, was mit ihr vorgegangen war. Im Gefühle der Andacht und des wärmsten Dankes fiel sie wieder auf die Erde und dankte inbrünstig der heiligen Muttergottes für ihre Rettung. Bald war sie nun im Walde, wo sie ihre hartgeprüften Eltern, die sie schon als todt beweinten, wieder fand. Der schwedische Soldat wurde von seinen Kameraden des andern Tages am Ufer der Zusam todt liegend gefunden. —

An der St. Michaelskirche auf dem Friedhofe zu Wertingen ist die Begebenheit in einem Bilde versinnlicht, wie ein Engel die Jungfrau über die Zusam hinüberführt und wie der Schwede vernichtet am jenseitigen Ufer steht. —

66. Das wunderthätige Marienbild zu Vianden.

(Luxemburgische Volkssage.)

Kein frommer Christ, der je das Ourthal in der Gegend von Vianden besucht hat, wird es unterlassen haben, auch seine Schritte nach dem trauten Kirchlein hinzulenken, in welchem sich das wunderthätige Bild der seligsten Jungfrau Maria befindet, das einst auf wunderbare Weise in der Nähe von Vianden entdeckt und seither durch viele Wunderthaten in allen umliegenden Ortschaften berühmt worden ist.

Den Unkundigen möge folgende Erzählung eines Nähern über dieses merkwürdige Bild belehren:

Es war im Jahr 994, am ersten Tage des Marienmondes, da hüteten mehrere Knaben von Vianden an den Ufern des Ourflusses die Ziegen ihrer Eltern. Sie belustigten sich damit, dürres Reisig zusammenzulesen, um damit ein Feuer anzuzünden, über welches sie, wenn die Flamme am höchsten und hellsten aufloderte, um die Wette und unter lautem Jauchzen hin- und herübersprangen.

Da geschah es, daß Einer von ihnen, welcher auf einen Baum gestiegen war, um dürre Zweige abzubrechen, in einer Astgabel ein niedliches Marienbild entdeckte, welches er nicht im Geringsten anstand, sich zuzueignen. Seine Kameraden, neidisch auf ihn wegen seines Fundes, erklärten einstimmig: das Bild müsse mit dem Reisig in's Feuer geworfen werden; und da sich der Finder hierzu nicht entschließen wollte, so entriß es ihm ein Anderer und warf es in die Flamme.

Aber siehe! mit Erstaunen nahmen die muthwilligen Ziegenhirten wahr, daß dasselbe, anstatt zu verbrennen, einen blendenden Glanz annahm und wie die Sonne zu strahlen begann. Das brennende Reisig fuhr sprühend und knisternd auseinander, gleichsam als hege es vor dem wunderbaren Bilde eine heilige Scheu. — Entsetzt eilten die Knaben nach Hause, allwo sie ihren Eltern die seltsame Begebenheit erzählten.

Alsogleich begab sich eine Menge Volkes nach dem bezeichneten Orte, um sich mit eigenen Augen von dem Wunder zu überzeugen. Sie fanden das Bild mitten in den Flammen unversehrt, und einen solchen Glanz ausstrahlend, daß Aller Augen davon geblendet wurden. — Die Geistlichkeit, in Begleitung aller damaligen Bruder- und Körperschaften von Vianden, begab sich ebenfalls an Ort und Stelle, um durch inbrünstiges Gebet den Himmel zu versöhnen, wegen der frevelnden That der Hirtenknaben.

Nachdem die Ceremonien der Sühnung beendigt waren, wurde

unter den größten Ehrfurchtsbezeugungen das heilige Bild von der Erde aufgenommen und unter feierlichen Gesängen und Gebeten nach der Pfarrkirche von Vianden gebracht, allwo es den Augen der andächtigen Menge ausgestellt wurde.

An dem Orte aber, wo man dasselbe gefunden, errichtete man ein Kirchlein zu Ehren der hohen Himmelskönigin, nach welchem das so wunderbarer Weise gefundene Bild in Prozession und unter dem Zudrange von Tausenden gebracht wurde.

Seither wird die heilige Gottesmutter an diesem Orte mit großem Erfolg von ihren frommen Verehrern angerufen; und eine Quelle, welche unweit des Kirchleins aus dem Felsen hervorbricht, soll von der seligsten Jungfrau große Heilkräfte für die gewöhnlichen Augenübel empfangen haben. —

67. Die Kapelle: „Unsere Liebe Frau des Wanderers."

In einem unbekannten Winkel von Unterwalden in der Schweiz, am Rande eines Bergsteigs, der schlangengleich sich durch die herabgestürzten Bruchstücke windet, womit das aufsteigende Gelände bedeckt ist, an der schmalsten Stelle, wo der Wanderer, von den unergründlichen Schluchten unter seinen Füßen, sowie von den noch bedrohlicheren überhängenden Felsmassen über seinem Haupte geängstigt, zwischen einem zweifachen Tode fortschreiten muß: steht eine kleine Kapelle, mit frommen, treuherzigen Abbildungen der heiligen Jungfrau Maria geziert, und ladet zu stiller Andacht ein. Dieß süße Wunderbild der Gottesmutter, mitten in einer Gegend voll Schrecken und Gefahren, wo weit umher keine Wohnung und Hilfe zu finden ist, heißt „Unsere Liebe Frau des Wanderers."

Die Ueberlieferung erzählt, vor sehr langer Zeit sei dieser unheimliche Ort der „Teufelsgang" genannt worden. Die Dämonen hielten hier Wache, und was vorüberkam, Reisende, Jäger, Hirten wurden ihre Beute. Bald wurden die Unglücklichen durch einen furchtbaren Schwindel in Abgründe geschleudert, auf deren Boden hundert Fuß hohe Tannen wie niedrige Grashalme erschienen, und in deren dunkle Tiefen selbst die Geier des Gebirgs sich nicht niederlassen mochten; bald wurden sie von Blitzstrahlen wie von Feuerschwertern durchbohrt; bald verursachte das Schrillen einer Grille, der Flügelschlag eines Vogels oder das Graben einer Ameise einen entsetzlichen Lawinensturz, und die Wanderer lagen unter ungeheuern Felsblöcken begraben wie unter einem Leichensteine.

Kurz, der Weg war verflucht. Nachdem man vergeblich alle Mittel ergriffen hatte, um ihn sicher zu machen, kam man endlich auf den Gedanken, eine Kapelle dort zu erbauen und ein Marienbild hinein zu versetzen, damit Niemand unter allen Schrecken und Gefahren vergesse, den Namen des barmherzigen Gottes anzurufen, und sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu schützen. Wo sollte man aber Arbeitsleute finden, die kühn genug wären, das Werk zu übernehmen? Inzwischen erboten sich dennoch Einige, die, nachdem sie die Messe gehört, dahin gingen. Und die Muttergottes, um diesen frommgläubigen Männern ihre Macht und Huld kund zu thun, hielt, so lange die Arbeit währte, die schwankenden Felsen mit den Spinngeweben fest, die über den Grashalmen und Zweigen der Gebüsche ausgespannt waren.

Seit jener Zeit ist der Weg ohne Gefahr, und es ist weder bei Tag, noch bei Nacht etwas Unheimliches vorgefallen; denn „Unsere Liebe Frau des Wanderers" ist so gütig, daß sie alle Wanderer schützt und bewahrt, sogar Jene, die sie nicht bemerken, oder nicht verehren wollen. —

Heilige Jungfrau! unser ganzes, langes Leben ist wie dieser furchtbare Weg, wo wir stets an den finstern Abgründen der Sünde fortwandern, während die strafende Hand des Herrn drohend über uns ausgestreckt ist. Verlasse uns darum nicht ohne Erleuchtung, ohne Hilfe! Entferne den Schwindel, der uns zum Bösen drängt; halte die Blitze zurück, die uns bedrohen, wenn wir gefallen sind, und wirke gnädig, daß auch unsere Lieben niemals vergessen, dich vertrauend anzurufen, damit wir eines Tages Alle vereinigt werden in deiner seligen Nähe! Amen. —

---

68. Das Gebet für die Matrosen.

In seinem Erinnerungsbuche, betitelt: „Zwei Tage am Fuße der Pyrenäen," erzählt J. B. von Pfeilschifter unter Anderem:

Im Herbste des Jahres 1820, auf einer Reise nach Spanien begriffen, sah ich in Paris mich nach einem Gesellschafter um, und fand ihn auch bald in der Person eines französischen Kaufmanns, den Geschäfte nach Lissabon riefen. Der Tag der Abreise wurde festgesetzt. Mein Reisegefährte, der zu Urogne, dem letzten französischen Flecken an der spanischen Grenze, ansässig war, wünschte auf der Durchreise sich einen Tag lang im Schooße seiner Familie zu verweilen, und ich ging auf seinen Vorschlag um so lieber ein,

als ich mir von einem solchen, wenn auch kurzen Aufenthalt am Fuße der Pyrenäen Belehrung und Genuß versprach.

Es war Mitternacht vorüber, als wir Urogne erreichten und im gastlichen Hause meines Reisegefährten abstiegen. Mehr noch als die Ermüdung und die furchtbaren Eindrücke eines glücklich überstandenen Seesturmes war es das Gefühl, mich hier zu wissen und morgen schon das Land der Wunder und meiner Sehnsucht zu betreten, was mich zu keinem Schlafe kommen ließ. Ich stand mit dem frühesten Morgen auf und rannte hinaus, als hätte ich mich erst mit eigenen Augen überzeugen wollen, daß ich mich wirklich am Fuße der Pyrenäen befand. Eindrücke dieser Art lassen sich leichter nachempfinden, als beschreiben. Was der Traum und die Sehnsucht des Knaben gewesen, war jetzt Wirklichkeit geworden; ich stand hier am Fuße der Pyrenäen, mein Auge hing staunend an ihren zackigen Spitzen, und nur der Raum einer Stunde trennte mich noch vom spanischen Boden. Die Luft wehte frisch herüber aus Biscaya, und die steilen Gipfel des Tres Coronas blickten mich freundlich winkend an. Ich sog diese Luft in gierigen Zügen ein, sah still zu den altergrauen, wunderlich geformten, unermeßlichen Gebirgsmassen hinauf; ein wunderbares Gefühl der Wehmuth beschlich mich, das Nahe mahnte mich an das Ferne, hinter der Gegenwart stiegen Erinnerungen an Vergangenes auf und der Gedanke an meine Theuren, die am fernen Fuße des Hohenbogens nicht ahneten, daß ich zu dieser Stunde an der Grenze Spaniens, an der Küste des Atlantischen Oceans herumirrte!

Ueber niedrige Hügel westwärts schweifend fand ich mich endlich auf einem Berge, wohin mich ein einsam stehendes Kreuz gelockt hatte; und welch' ein neuer Anblick that sich hier vor mir auf! Das schwarze Kreuz warf seine langen Schatten über ein stilles Bethaus hin; hinter mir die graue Wand des La Rhune und vor mir, tief unten, das dunkle, wogende Weltmeer! Links tritt das Vorgebirg del Higuer weit in die See hinaus und rechts brachen die Wogen sich an dem steilen Gestade von St. Jean de Luz und rollten als hellglänzender Schaum tief in das Meer hinein, bis sie endlich — untergingen. —

Ich stieg den Berg hinunter, um mich dem Strande so weit als möglich zu nähern, und wandte mich spät erst, des Schauens und Sinnens müde, heimwärts.

Als ich die Stätte des Kreuzes wieder erreichte, fand ich in und vor der Kapelle eine Schaar junger Mädchen auf den Knieen liegend und an ihrer Spitze eine Gestalt im Nonnenkleide. Ich blieb bei dem rührenden Anblick wie gefesselt stehen, beugte endlich

meine Kniee und gesellte mich zu den Betenden, um, wenn die Andacht beendigt wäre, die Führerin dieser Kinder zu sehen und wo möglich zu sprechen. Nachdem sie zuletzt noch ein rührendes Lied zur heiligen Jungfrau gesungen hatten, erhoben sie sich, legten Blumen auf den Altar nieder und machten Anstalt, sich zu entfernen. Ich faßte mir ein Herz und richtete an die Nonne halb unzusammenhängende Worte, worin ich die Freiheit, die ich mir nahm, mit der Neugierde eines Fremdlings entschuldigte, den sie an der Unvollkommenheit, womit er sich in ihrer Sprache ausdrücke, schon genugsam erkennen würde, und nach der Absicht dieser Wallfahrt und ihres Gebetes fragte.

Mit ruhiger Würde und einem Tone, der süß wie Musik klang, erzählte mir die Nonne, die, seit sie sich erhoben und ihre schlanke, zarte, in ein ärmliches, aber reinliches Kleid gehüllte Gestalt und das anmuthige Oval eines etwas blassen, aber holdseligen Gesichtes zeigte, als ein Mädchen von seltener Schönheit mir erschien: daß diese ihr zur Erziehung anvertrauten Kinder größtentheils Töchter von Matrosen, daß die Gefahren der Seefahrt im biscayschen Meerbusen bekannt, und daß sie gewohnt seien, nach jeder stürmischen Nacht zu Maria, der Patronin aller Seefahrer, auf diese Höhe zu wallfahren, um vor dem Bilde der Gnadenmutter, zu welcher der Matrose das Aug' in Gefahren vertrauend erhebt, und vor dem Kreuze, das ihm Versöhnung winkt, Gott für die Rettung der Lebendigen zu danken und für die Seelen der Abgeschiedenen zu beten. „Manches dieser Kinder weiß,“ setzte sie hinzu, „in diesem Augenblicke nicht: ob es noch einen Vater, einen Bruder, einen Ernährer hat, allein wir haben uns erinnert, daß dort oben Einer für uns lebt und sorgt!“ —

Ich hing betrachtend und bewundernd an diesen zarten Lippen, die sich so anmuthig bewegten und so sinnige Worte zierlich sprachen, und an den klaren Augen, die so seelenvoll, so ruhig und doch so bezaubernd blickten; ich fühlte mich tief ergriffen. Ich dankte ihr in kaum verständlichen Worten und setzte stammelnd hinzu, sie möchte meine innere Bewegung nicht befremdend deuten; ich fühlte mich eigenthümlich gerührt, zum ersten Mal in meinem Leben eine Dame in solchem Kleide zu sehen und sprechen zu hören, ob ich gleich, wie sie, in einem katholischen Lande geboren sei. — „Sie sind,“ entgegnete sie mild lächelnd, „wohl aus einem fernen Lande; doch Kinder einer und derselben Mutter sind Katholiken einander nicht fremd, wenn auch weite Länderstrecken und die irdische Sprache sie scheiden; im Hause unserer Mutter reden wir Alle Eine Sprache und Ein Zeichen macht uns Alle einander kenntlich. Sie scheinen

mit uns vor diesem Kreuze gekniet zu haben, ich darf also nicht befürchten, daß Sie dieses Zeichen einer höhern und innigern Verwandtschaft abgelegt haben, und gern mag ich Sie Bruder nennen. Ich kenne Ihre Heimath nicht, wenn aber in Ihrem Vaterlande meinen Schwestern die Häfen verschlossen sind, wohin ein gebrochenes Herz sich flüchtet, oder wo eine zur Liebe kräftige und freudige Seele würdige Beschäftigung findet; so beklage ich meine Schwestern, denn sie werden wohl auch zuweilen einen Schmerz auszuweinen haben, und wenn die Thräne des Mitleids sich in die unsrige mischt, so wird der Schmerz milder, und wenn wir ihn um Gotteswillen tragen, so reinigt und stärkt er die Seele auf wunderbare Weise. — Begegnet es Ihnen, mein Unbekannter!" setzte sie mit der liebenswürdigsten Zartheit hinzu, „daß Sie auch einmal einen Schmerz zu tragen haben, so erinnern Sie sich, daß wir eine Mutter haben, die auch geweint. Es steht eine solche Rede einem jungen Mädchen, wie ich bin, vielleicht nicht wohl; allein mein Stand, Sie sehen, ich bin Schulmeisterin, und das Kleid, das ich trage, entschuldigen sie; und haben Sie im Gebet einmal Erleichterung gefunden, so erinnern Sie sich dabei einer Schwester, die sich freut, hier am Fuße des Kreuzes einen Bruder getroffen zu haben, dessen Namen, Stand und Vaterland sie nicht kennt, für den sie aber mit diesen unschuldigen Geschöpfen zu beten nicht vergessen wird, weil er die Welt durchwandernd des Gebetes einer Schwester vielleicht bedarf. Gott sei mit Ihnen!"

Sie wendete sich, vor der ich dankend und bewundernd hätte niedersinken mögen, und wandelte, die Kinder an der Hand, den Abhang hinunter, während ich, verwirrt und erschüttert, endlich in die Kapelle flüchtete und mich in Thränen aufgelöst vor dem Bilde der heiligen Jungfrau niederwarf. — Da zog eine schöne Zeit an meinem Geiste vorüber, wo auch ich mit betenden Schaaren zur Mutter von der guten Hilfe, die dort unter dem Laubdache des Waldes von Traubenbach die Andächtigen erquickt gleich der kühlen Quelle, die unter ihrer Kapelle hervorquillt, gewallfahrtet, und ich gedachte einer Mutter, von deren Lippen ich den Glauben empfing und auf deren Schooß ich beten gelernt. — Als du in der Stunde meines ersten Scheidens aus dem Vaterhause die erste Trophäe, die der Knabe errungen, von mir erbatest und sie mit rührendem Vertrauen am Bilde der schmerzhaften Mutter, der Mutter, die ihren Sohn am Kreuzesstamme verscheiden sah, aufhingst, da hast du die Thränen wohl geahnt, die du schon hast weinen müssen um mich! — Hätt' ich, Mutter, dich verstanden, als du mich dadurch sinnig lehrtest, die eitlen Ehren der Welt nur als Opfer zu betrachten

für die Mutter des Gekreuzigten, ich durchzöge die Welt jetzt nicht von Kummer gedrückt! Ach, trüge ein gütiger Engel die Reue- und Dankesthränen, die dein Sohn vor dem Bilde der starken Mutter, von der auch du lieben gelernt, weint, in dieser Stunde dir zu, vielleicht fändest du Linderung in dem Schmerz, daß du in diesem Leben mich wohl nicht wieder siehst! — —

Ich weinte, und mit jeder Thräne schien es heller und leichter im Busen zu werden, und das Auge der Gottesmutter schien mir milder zu blicken.

Ich legte eine blühende Rose, die ich vor ein paar Stunden im herbstlichen Garten gebrochen, zu den Blumen der Kinder, hob einen braunen Feldstein auf zum Andenken an diesen Ort und diese Stunde, und stieg, in ernste Gedanken versenkt, nach Urogne hinunter. —

Gegen Abend bestieg ich einen Theil des La Rhune, setzte mich hier dem Kreuze und der Kapelle gegenüber nieder und sah die Sonne hinter denselben in den glühenden Ocean sinken. Es war ein bezaubernder Anblick; tief unten die zerstreuten Häuser von Urogne, unter Baumgruppen versteckt; mir gegenüber auf der Spitze der Anhöhe das Kreuz, das durch den Glanz hinter demselben mir nur näher gerückt schien, und der endlose Ocean, von dem glühenden Abendroth vergoldet! Ach, wo ist der Pinsel, der dieß entzückende Bild malt, und was ist dieses Bild gegen das Leben einer unsterblichen Seele, aus welchem das Kreuz durch das Feuer der Leiden verklärt uns segensreich entgegenstrahlt!

Als wir am folgenden Morgen gegen 4 Uhr Urogne, das um diese Stunde noch in tiefem Schlafe lag, verließen und an dem bescheidenen Häuschen, wo Cölestina und ihre Gefährten wohnten, vorüberfuhren und das Licht der ewigen Lampe in ihrer Betkapelle still leuchtete, da dachte ich sie mir im Gebete. Meine Seele war bei ihr und bat sie, mein Schutzgeist zu werden, ich gelobte ihr ein heiliges Andenken, und — ich hielt es; und wenn ich von nun an irgendwo am Bilde der heiligen Jungfrau vorüberging, so übersah ich keines mehr; ich dachte zuerst an die Gottesmutter und dann auch an Cölestina; sie hatte ja versprochen, auch für mich zu beten! —

---

69. Von der Liebe zum Worte Gottes.

Der heilige Franziskus von Sales sagt:

Gleichwie der Appetit eines der vorzüglichsten Merkmale der leiblichen Gesundheit ist, so ist auch der geistige Appetit und Geschmack

an dem Worte Gottes ein Anzeichen der guten Beschaffenheit des innerlichen Menschen, und der geistigen Gesundheit. Immer sind heilige Dinge und Worte, die von denselben handeln, den Heiligen angenehm.

Die Liebe zu dem Worte Gottes ist ein vorzügliches Kennzeichen der Auserwählung; und ich weiß nicht, ob dieselbe nicht ein Theil jenes Hungers und Durstes nach der Gerechtigkeit ist, die zu den acht Seligkeiten gehören; da, wer immer dahin wirkt, sich mehr und mehr zu rechtfertigen, mit großer Freude Diejenigen anhört, die ihm die Mittel angeben, wie er auf dem Wege der Gerechtigkeit größere Fortschritte machen kann. Dieß aber thun die Prediger, welche die Wege Gottes lehren.

Indessen schleicht sich bei Denjenigen, die an dem Worte Gottes Gefallen finden, dennoch oftmals ein Fehler ein; sie sehen nämlich dabei auf Persönlichkeiten; als ob dieses heilsame Brod und dieses Wasser der himmlischen Weisheit der Seele nicht eben so nützlich wäre, wenn solches von einem Raben, oder wenn es von einem Engel gebracht wird; nämlich ob ein guter und angenehmer, oder ob ein schlechter und unangenehmer Prediger dasselbe vorsetzt.

Woher kommt es denn aber, fragt man vielleicht, daß einige Prediger angenehmer zu hören sind, als andere?

Oft liegt der Grund dazu nicht in dem Fehler oder in der Vollkommenheit der Prediger, sondern in der Meinung der Menschen, von deren Richterstuhle in dieser Hinsicht oft die ungerechtesten Urtheile ausgehen. Von den drei Theilen der christlichen Redekunst, die in der Belehrung, Rührung und Erheiterung bestehen, kostet die in Lust versunkene Welt meist nur den letztern; wiewohl solcher der unbedeutendste ist, und auch am wenigsten gesucht werden soll, jenem Ausspruch der Schrift gemäß, „daß Gott die Gebeine Derjenigen zerstreuen wird, die den Menschen zu gefallen suchen.“ Ps. 52, 6. Ja, auch der Apostel spricht von sich selbst: „Wenn ich den Menschen gefiele, wäre ich kein Diener Christi!“ Galat. 1, 10. Die meisten Zuhörer haben den Sinn Desjenigen, der zu Einem aus den Propheten sprach: „Sag' uns Dinge, die uns gefallen!“ Isai. 30, 10. und jenes Königs, der über einen andern Propheten sich beklagte, weil er ihm nur böse Dinge verkündigte. (4. Mos. 23, 11.) Sie wollen, daß man ihnen schmeichle und von nichts als von Verzeihung und Barmherzigkeit spreche. Nur äußerst ungern hören sie es, wenn man ihre Laster ihnen vorwirft und die Strafe ihnen darstellt, die sie gerechter Weise für ihre Missethaten verdienten. Prediger, die nur belehren, werden verachtet; nur solche haben Zulauf, die allen Fleiß anwenden, um durch die Kunstmittel der Schönrednerei zu ergötzen!

Der Heilige sprach sich einst auf folgende Weise hierüber aus. „Ich habe die Bemerkung gemacht, daß, wenn ich auf schlechtem Papiere, und folglich auch mit schlechten Buchstaben an Jemand schreibe, derselbe mir mit eben so großer Herzlichkeit dankt, als ob ich ihm auf dem feinsten Papier und mit den zierlichsten Buchstaben geschrieben hätte. Warum dieß? Gewiß aus keinem andern Grunde, als weil er weder auf die Feinheit des Papiers, noch auf die Zierlichkeit der Handschrift, sondern nur auf mich sieht, der ich ihm schreibe. Auf gleiche Weise sollte man auch mit dem Worte Gottes verfahren. Nicht darauf sollte man sehen, wer dasselbe uns vorträgt und erklärt; sondern genügen soll es uns, daß Gott dieses oder jenes Predigers sich bedient, dasselbe uns zu lehren. Und da wir sehen, daß Gott ihn so hoch ehrt, daß er durch seinen Mund zu uns spricht: wie können wir da unterlassen, ihn ebenfalls zu ehren, und seine Person zu achten?“ —

70. Die rechte Anhörung des Wortes Gottes.

Die heilige Jungfrau Mechthildis bat eines Tages den Herrn, daß der Gedanke an **Ihn** stets in ihrem Herzen sein möge.

Und siehe! der Herr zeigte ihr sein Herz in der Gestalt eines Hauses, durch dessen Thüre die Seele — einer Taube ähnlich — hineinflog; in demselben aber lag ein Haufen Waizen.

Und der Herr sprach: „Wenn die Taube zu einem Waizenhaufen kommt, so trägt sie denselben nicht ganz hinweg, sondern nimmt davon, was ihr am besten gefällt: so sollst auch du beim Hören oder Lesen des Wortes Gottes thun; wenn du nicht Alles mit deinem Verstande begreifen kannst, so sammle doch etwas daraus, worin du dein Gedächtniß übest, und sprich betrachtend zu dir selbst: Was ist es, was mein Geliebter in dieser Predigt oder Lesung befiehlt? — —

An demselben Tage hörte Mechthildis in dem Evangelium die Stelle lesen: „„Das Himmelreich gleicht einem verborgenen Schatze!““ Matth. 13, 44.

Da sprach sie zu dem Herrn: „„O Allersüßester und Weisester, was soll ich nach deinem Gebote aus diesem Evangelium nehmen und behalten?“'

Der Herr antwortete:

„Lerne daraus, was dein Schatz sein soll! — Dein Schatz ist Gold, Silber und Edelsteine; durch das Gold wird die Liebe

bedeutet, durch das Silber die guten Werke, durch die Edelsteine die Tugenden. Wie das Silber ein sehr edles Metall und von lieblichem Klange ist, so geben die guten Werke meinen Ohren einen sehr wonnigen Ton; die guten Werke aber soll man in guter Meinung verrichten und dabei denken: „„Da dein Gott und Herr sich zu niedrigen Diensten und Werken gedemüthigt hat, wie viel mehr ziemt es sich für dich unnützen Menschen, dich zu demüthigen und zu unterwerfen?““ — Ebenso soll der Mensch hinsichlich der Geduld und der anderen Tugenden denken, und Alles, was er thut, in dem Gedanken **an Mich** thun: dann will ich sein Thun unauslöschlich in mein Herz einschreiben!“ —

---

71. Das öftere Anhören des Wortes Gottes.

Zu dem ehrwürdigen Bischof Theophilus, der eben in seinem Gärtchen saß, mild beleuchtet von der Abendsonne, trat ein junger Mann heran, in der Absicht, zur Schlichtung seiner Gewissens-Scrupel eines sichern Rathes theilhaftig zu werden.

Unter mancherlei Anfragen bemerkte er auch endlich: „Siehe, o Herr, ich höre mit großer Aufmerksamkeit und Freude all' die schönen Lehren, welche die Geistlichen in den Kirchen vortragen; allein ich habe leider! ein zu schwaches Gedächtniß; ich kann von dem Gehörten gar Weniges behalten, so daß ich mich all' der lieblichen und heilsamen Lehren nicht mehr deutlich zu erinnern vermag; und durch diesen Uebelstand geht mir doch das Wort Gottes eigentlich verloren, und diese Fruchtlosigkeit des Wortes Gottes an mir macht mich oft ganz trostlos!“

Der Bischof, nachdem er den Klagenden ruhig angehört, befahl ihm mit dem leutseligsten Wohlwollen: „„Geh' in das Gartenhäuslein und hole mir aus dem Wandschrank desselben von den zwei Trinkgläsern eines, und komme dann mit mir zum Brunnen.““

Am Brunnen sprach der Bischof: „„Fülle das Glas mit Wasser und gieße dann das Wasser wieder aus!““

Der junge Mann that es.

„„Fülle das Glas noch einmal und schütte es dann gleichfalls wieder aus!““ sprach der Bischof.

Der junge Mann that es noch einmal, und auf den wiederholten Befehl — wohl noch zehnmal.

Der Bischof kehrte hierauf mit dem jungen Mann zum Gartenhause zurück, mit dem Geheiß, das eben so oft mit Wasser angefüllte und wieder geleerte Glas mit dem andern zu vergleichen,

das in dem Wandschranke zurückgeblieben war, und sprach: „„Nun sag' einmal, welches von den beiden Gläsern ist wohl reiner und heller?““

„Ei,“ entgegnete der junge Mann, „jedenfalls das Glas, das ich öfter mit Wasser gefüllt habe, obgleich ich das Wasser immer wieder ausschüttete.“

„„Siehst du nun, lieber Sohn!““ versetzte der Bischof, „„dein Glas ist, obschon nur wenige Tropfen darin blieben, vollkommen rein gespült, hell und klar, und das andere ist dagegen trüb und beschmutzt! — Wie mit dem Glase, das durch die Kraft, die dem Wasser eigen, gereinigt worden, so ist es mit einem Menschen, der Gottes Wort öfter hört. Kann er davon gleich wenig Worte behalten, so wird dennoch sein Gemüth durch die Kraft des göttlichen Wortes nach und nach gereinigt, und endlich hell und klar!““ —

72. Die Kraft des Wortes Gottes.

Zu dem heiligen Greis Pimenion kam ein eifriger Verkündiger des Evangeliums Jesu Christi; er traf ihn unweit seiner Zelle im Schatten eines Felsen, setzte sich zu ihm, erzählte von seinem Predigtamte und beklagte sich schmerzlich über die Hartherzigkeit der Menschen.

Pimenion sprach: „Sieh' diesen Stein hier neben uns, auf den, so oft es regnet, das Wasser von dem überhängenden Felsen unablässig herabtröpfelt. Was ist härter als Stein, und was ist weicher als Wasser? Und dennoch haben diese schwachen Wassertropfen, wie du siehst, diesen harten Stein ausgehöhlt!

So verhält es sich auch mit dem menschlichen Herzen und dem Worte Gottes. Das Herz manches Menschen ist freilich steinhart, das Wort Gottes aber sanft und gelind; allein, oft wiederholt, macht es doch nach und nach einen tiefen Eindruck!“ —

73. Die erschütternde Kraft des Wortes Gottes.

Der Abt Paulus, der Einfältige, hatte vom Herrn die Gnade, von allen Brüdern, die in die Kirche eingingen, wenn er sie anblickte, aus ihrem Angesichte die Gedanken zu erkennen: ob sie gut oder böse wären.

Wenn sie demnach mit reinem Herzen und lauterer Andacht der Kirche genaht waren, sah sie der Altvater mit hellem Angesicht und fröhlichem Gemüth eintreten, und ihre Engel gingen zugleich

in Freuden neben ihnen. — Einen sah er aber, der schwarz war und einen dunkeln Leib hatte. Die Teufel rissen ihn bald da, bald dort hin, und zogen ihn durch einen an den Händen befestigten Zaum an sich. Sein heiliger Engel aber folgte ihm traurig von Weitem nach. Der heilige Abt fing daher auf das Bitterste zu weinen an, schlug an seine Brust und setzte sich wegen Dessen, den er in solcher Gestalt erblickt hatte, vor die Kirche hin. Alle anderen Altväter aber, die ihn so weinen sahen, baten ihn, er möchte ihnen offenbaren, was er an ihnen gesehen hätte, oder mit ihnen in die Kirche hineingehen. Er aber wollte nicht hineingehen, sondern weinte immer wegen Dessen, den er in solcher Gestalt gesehen hatte.

Bald darauf war der Gottesdienst beendigt und die Brüder alle gingen wieder auseinander.

Nun sah Paulus auf die Gesichter Aller, ob sie auch so herausgingen, wie sie eingegangen; Jenen aber, den er zuvor schwarz und finster gesehen hatte, erblickte er beim Ausgehen aus der Kirche mit hellem, heitern Angesichte und schneeweißem Leibe. Die Teufel folgten ihm nur von Weitem nach; sein heiliger Engel aber wallte nahe bei ihm, war heiter und freute sich sehr über ihn.

Hierauf stand Paulus auf, frohlockte, pries Gott und sprach: „Wie groß ist die Barmherzigkeit und Güte Gottes! Wie groß seine Erbarmung!“ Und er stieg an einen erhöheten Ort und rief mit starker Stimme: „Kommet und sehet die Werke Gottes! Kommet und sehet, wie der Herr will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen! Kommet, laßt uns ihn anbeten und sagen: Du allein kannst die Sünder bessern!“ — Und als Alle zusammengekommen waren, erzählte ihnen der heilige Paulus, wie er einen Bruder ganz schwarz in die Kirche hätte hineingehen gesehen, und wie er nachher wieder ganz licht herausgegangen, und bat jenen Bruder, den er so gesehen hatte, ihm seine Gedanken und Handlungen zu offenbaren, und wie denn Gott eine solche Veränderung ihm geschenkt hätte.

Jener fing vor Allen von sich zu erzählen an und sagte: „„Ich bin ein armer Sünder und habe lange Zeit hindurch gar manches Unrecht begangen; als ich aber jetzt in die Kirche Gottes eintrat und die Worte des Propheten Isaias, vielmehr Gottes, der durch ihn redete, gehört: „Waschet und reiniget euch, und thuet die Bosheit euerer Sünden von euerer Seele vor dem Anblicke meiner Augen weg! Lernet Gutes thun, suchet, was recht ist! Und wenn euere Sünden wie Scharlach wären, so werden sie weiß wie Schnee werden; und wenn ihr wollet und mir gehorchet, so

werdet ihr essen, was gut im Lande ist.''' Isaias 1. — da ward ich armer unreiner Sünder auf diese Rede des Propheten tief zerknirscht und zermalmt; ich ging in mich selbst. und sagte zu Gott: Herr, Du bist es, der gekommen ist, die Sünder selig zu machen! Was du hier durch den Propheten uns verheißen, erfülle dieses auch an mir unwürdigem Sünder im Werke! Und siehe, von nun an bekenne ich dir und bekenne es von ganzem Herzen, daß ich ferner nicht mehr sündigen will, sondern ich entsage aller Ungerechtigkeit und diene dir von jetzt an mit reinem Herzen! Von heute an, o Herr! von dieser Stunde an, nimm mich als Büßer an, der dich anbetet und allen Sünden entsagt! Ich habe geschworen und es fest bei mir beschlossen, alle deine Rechtfertigungen zu bewahren! Ps. 118, 106. Mit diesem Gelübde ging ich aus der Kirche und nahm mir vor, keine der früheren Sünden mehr zu begehen!''"

Hierauf riefen alle Altväter aus und sprachen: „O wie groß und herrlich sind deine Werke, o Herr! Du hast Alles wohl und weislich gemacht!" Ps. 103, 24. —

74—76. Heilighaltung des Gotteshauses.

1. Der Besuch der Kirche.

Die heilige Agnes, Tochter des Königs Primislaus, brachte täglich beinahe die ganze Morgenzeit in verschiedenen Kirchen zu; und damit sie sich desto länger, und ohne gekannt zu werden, mit Gott unterhalten könnte, ging sie öfter noch schon vor Tages=Anbruch, in die Kleider eines Bürger= oder Taglöhner=Weibes gehüllt, in die Tempel des Allerhöchsten, des Königs aller Könige. —

Das Concilium von Elvira verordnete im Jahr 305, — daß ein Gläubiger, der in einer Stadt lebt und drei Sonntage nacheinander nicht in die Kirche kommt, zur Strafe so lange von dem Eintritt in die Kirche ausgeschlossen werden soll, als wie lange er früher aus der Kirche ausblieb. —

2. Der Gang in die Kirche.

Der heilige Clemens von Alexandrien sagt: „In die Kirche soll man gehen mit Anstand im Anzug und im Gange, still=schweigend, mit keuschem Leibe, mit reinem, nur auf das Gebet gerichtetem Herzen; die Frauen überdieß mit verhülltem Haupte." —

Der Kaiser Marcian ging, aus Demuth vor dem großen Herrn des Himmels und der Erde, nie anders als zu Fuß und ohne

allen kaiserlichen Schmuck und mitten durch die volkreichsten Straßen in die Kirche. —

Der Kaiser Theodosius der Jüngere erklärte selbst, daß die Monarchen beim Eintritt in die Kirche ihre Waffen und auch das Diadem, das Zeichen ihrer königlichen Majestät, ablegen sollen. —

Der heilige Chrysostomus bezeugt von den Christen des Alterthums: Sie gingen in die Kirche, wie in den Palast eines großen Königs, wo Engel seine Diener sind, wo der Himmel offen steht, wo Christus auf dem Throne sitzt, wo Alles mit unsichtbaren Geistern angefüllt ist. — Einige pflegten vor der Kirche ihre Sandalen und Schuhe auszuziehen, nachahmend dem Moses, welchem Gott befohlen: „Lege deine Sandalen ab, denn der Boden, auf dem du stehst, ist heiliges Land!" — Die Christen näherten sich daher nur mit der größten Ehrfurcht dem Heiligthume Gottes, und pflegten beim Eintritte die Thürschwelle und die Säulen der Kirche und des Altars zu küssen. —

Selbst der Kaiser Carl der Große ging in Rom zu Fuß in die St. Peterskirche; und als er die Treppe hinaufging, küßte er ehrerbietig jede Stufe, bevor er sie betrat; und dieß that er in der Gegenwart seines ganzen großen Gefolges, des Papstes und der ganzen römischen Geistlichkeit. —

3. Das Betragen in der Kirche.

Die Einsiedler Aegyptens in der Thebais beobachteten in der Kirche das tiefste Stillschweigen. Niemand räusperte sich, Niemand hustete, Niemand seufzte laut, weil dieß Andere leicht im Gebete stören konnte; man hörte keine andere Stimme, als die des Priesters, der das Gebet beim heiligen Opfer verrichtete.

Der heilige Arsenius kniete sich in der Kirche immer hinter einen Pfeiler, damit ihm Niemand in's Gesicht, noch er selbst Jemand ansehen konnte, um ja nicht in seiner Andacht gestört zu werden. —

Der Kaiser Theodosius der Große warf sich in der Kirche stets auf die Kniee nieder und lag dann auf seinem Angesichte, um sich vor Gottes ewiger Majestät zu demüthigen. — Auch gab er folgende Verordnung: „Störer des katholischen Gottesdienstes sollen, wenn sie schon einmal dafür bestraft wurden, in die Wüste verbannt werden." —

Der heilige Johannes Klimakus erzählt: „Als wir in der Kirche beim Gebet uns befanden, und unser Abt Einige bemerkte, die miteinander redeten, so legte er ihnen zur Buße auf — die ganze Woche vor der Kirchenthüre zu stehen und wegen des gegebenen Aergernisses alle die Eintretenden um Verzeihung zu bitten. —

Der heilige **Johannes der Almosengeber** duldete nicht, daß man in der Kirche schwätze, und jagte Alle hinaus, die sich unehrerbietig betragen hatten, indem er ihnen zurief: „Wenn ihr hierher gekommen seid, um zu beten, so sollet ihr eueren Geist und euere Zunge nicht zu etwas Anderem mißbrauchen; und wenn ihr hierher gekommen seid, um von unnützen Dingen zu reden, so höret, was unser Herr im Evangelium sagt: „„Mein Haus ist ein Haus des Gebets; hütet euch, daß ihr nicht aus demselben eine Räuberhöhle machet!“““ —

Der heilige **Gregorius** von Nazianz berichtet von seiner Mutter **Nonna**, daß sie dem Altare (auch beim Weggehen aus der Kirche) nie den Rücken gekehrt, und nie auf den Fußboden der Kirche ausgespien habe. —

---

77. „Geh' an keiner Kirche vorbei!“

(Aus: Bayerisches Sagenbuch von A. **Schöppner**.)

Es war einmal ein frischer **Webergesell**, gebürtig von Senbach in der Pfalz. Dem ward es zu eng in der Heimath, und er wollte in der Welt sein Glück probiren. Nun konnte ihm zwar sein Vater kein großes Stück Geld mit auf die Wanderschaft geben, aber ein ehrlicher und fleißiger Handwerksbursch hat auch keine Sorge, durch die Welt zu kommen. Dazu gab ihm seine Mutter ein kostbares Amulet mit auf den Weg, nämlich den guten Rath: „**Fang' alle Tage mit Gott an, und wo immer ein Kirchlein an der Straße zu treffen ist, dort gehe nicht vorüber!**“

Damit machte sich unser Webergesell auf die Wanderschaft und nahm seinen Marsch gen Wien, der berühmten Kaiserstadt. Aber vergebens hatte er unterwegs nach Arbeit umgefragt; jetzt, da er in Wien anlangte, war sein letzter Zehrpfennig ausgegangen und der gute Webergesell so hungrig wie eine Kirchenmaus. Als er nun so durch die engen Straßen mit den hohen Häusern hinschlenderte, stand er auf einmal vor einem großen und herrlichen Gotteshaus, wo eben viel Volkes ein- und auswogte. Da dachte sich unser Webergesell: Gott, der die Kirchenmäuse nicht verhungern läßt, wird auch noch für ein Pfälzer Weberlein sorgen können. Und damit trat er, eingedenk der Mahnung seiner lieben Mutter, alsbald in das herrliche Münster ein, welches von dem heiligen Stephanus seinen Namen hat. Drinnen wogte feierlicher Gesang, denn soeben hatte das Hochamt begonnen, welchem auch der Kaiser Ruprecht beiwohnte. Wie das Weberlein die ergreifenden Töne vernahm,

kam es ihm ganz englisch und wunderbar vor, und eine unbezwingbare Lust ergriff ihn, mitzusingen. Also brach der gute Pfälzer unbewußt in ein helles Singen aus, das alsobald die Aufmerksamkeit aller Umstehenden auf ihn lenkte. In demselben Augenblick aber hörte man den Kaiser rufen: „Ein Pfälzer ist's! ein Pfälzer ist's!“ Denn der Kaiser, welcher vormals Kurfürst der Pfalz gewesen, hatte den singenden Weber gleich an der Stimme erkannt und sandte auch sofort einen Diener ab, ihn aufzusuchen. Der arme Weber wußte gar nicht, wie ihm geschah, als ihn der kaiserliche Trabant gebührend begrüßte und mit ihm vor den Kaiser zu kommen ermunterte. Wie ihn Ruprecht sah, konnte er sich nicht enthalten, laut auszurufen: „Seht da, ein Pfälzer! hoch lebe die Pfalz!“ worauf ein „Hoch lebe die Pfalz!“ ringsum im Tempel wiederhallte. Da kam es unserm guten Gesellen vor, als ob er im Himmel wäre, und sein erster Gedanke ist, wenn doch jetzt seine lieben Eltern und Geschwister auch dabei wären. Aus diesem schönen Traume weckte ihn nur das Drängen des Volks aus dem Gotteshause, denn das Hochamt hatte schon geendet. Der Kaiser aber winkte dem Weberlein freundlich zu, drückte ihm einige blanke Goldstücklein in die Hand und ermahnte ihn noch, falls er in Noth käme, nur wieder zu kommen. Da küßte der Pfälzer dem guten Fürsten vielmal die Hand, und verließ, Gott lobend und preisend, Sanct Stephan's Münster mit dem festen Vorsatze, dem Wort seiner lieben Mutter getreu, an keinem Kirchlein vorüberzugehen. —

---

78. Sei dankbar gegen Gott.

Zu der Zelle des Abtes Saba kamen einige Kameeltreiber, die sich mit ihren Kameelen auf ihrer Reise durch die Wüste verirrt hatten. Er bewirthete die fremden Männer, so gut er nur immer konnte, und bedauerte, daß er ihnen keine besseren Speisen vorzusetzen vermochte, als Wurzeln und Kräuter, die er in seinem Gemüse-Garten baute. —

Auf ihrer Zurückreise durch die Wüste kamen die Männer wieder zu der Zelle des Abtes, und brachten ihm aus Dankbarkeit für die freundliche Bewirthung mehrere Käse und einen Korb voll von den Früchten des Palmbaumes, Datteln genannt.

Indem Abt Saba diese Geschenke den versammelten Brüdern zeigte, und Alle sich darüber freuten und die Dankbarkeit der Fremden lobten, ward er auf einmal sehr ernst und sprach: „Weh' uns! Diese rohen Leute, die noch Heiden sind, haben einer kleinen Wohlthat nicht vergessen, sondern ihre Dankbarkeit durch reiche

Gaben bewiesen; allein wie strafbar, ja unverzeihlich ist es, daß wir Christen, die wir Gott als unsern größten Wohlthäter erkennen und täglich unzählige Wohlthaten von ihm genießen, uns dennoch so wenig bemühen, ihm unsern Dank durch willige Beobachtung seiner heiligen Gebote zu bezeigen!" —

Alle nahmen die Ermahnung ihres Abtes zu Herzen und genossen die erhaltenen Geschenke, die er unter sie vertheilte, mit innigem Danke gegen Gott. —

---

79 — 81. Unterweisungen an eine heilige Jungfrau über das Gebet.

1. Wie wir Gott loben sollen.

Eines Tages däuchte der heiligen Mechthildis, daß der Herr sie in eine große Wüste führte; inmitten derselben war ein Ort von großer Lieblichkeit; zu beiden Seiten umgaben ihn Bäume, die sich oben zu einem Dache wölbten; der Boden war grün und mit Blumen geziert. Da setzte sich der Herr, die Seele aber ging auf die Weide in der Gestalt eines Lammes, welches an seinem Halse ein Kettchen von goldenen und silbernen Ringen trug; dasselbe ging von dem Herzen des Herrn aus und bedeutete die Liebe Gottes und des Nächsten, ohne welche Niemand Gott anhängen kann.

Die Seele sagte voll Begierde, den Herrn zu loben: „O allerliebster Herr, lehre mich, wie ich dich loben soll!"

Er antwortete: „„Schaue mein Herz an!"" — Und siehe! aus dem Herzen des Herrn sproßte eine herrliche Rose, die fünf Blätter hatte und seine ganze Brust bedeckte. Da sprach der Herr: „„Lobe mich durch die fünf Sinne, welche durch diese Rose bedeutet werden!""

Da lobte die Seele den Herrn wegen des lieblichen Blickes, mit dem er immer auf den Menschen sieht, wie ein stets liebreicher Vater auf seinen einzigen Sohn; und sie wünschte und begehrte, daß der Mensch oft zu Gott hineile.

Sie lobte den Herrn auch wegen seines Gehöres, indem er allzeit geneigt ist, mit der größten Lust auf das leiseste Rufen und den schwächsten Seufzer der Menschen zu hören.

Sie lobte den Herrn auch wegen seines Geruches, indem er durch seine Liebe das Herz des Menschen antreibt, ihm ein süßer Wohlgeruch zu werden; denn seine Wonne ist es, unter den Kindern der Menschen zu weilen. (Sprichw. 8, 31.)

Sie lobte den Herrn auch wegen seines allersüßesten Geschmackes,

indem er in der heiligen Kommunion die süßeste Speise der Seele wird, und in dieser Speise sich die Seele in seiner liebreichsten Güte also vereinigt, daß sie durch diese innige Verbindung gleichsam eine Speise Gottes wird.

Sie lobte den Herrn auch wegen seines liebreichen Gefühles, welches von der Liebe bitter berührt wurde, als die Nägel seine Hände und Füße und der Speer seine Seite durchbohrten. Und gleichwie die Seele Ihm durch unvergleichliche Schmerzen verbunden wurde, so ist sie jetzt seinen Händen und Füßen und auch seinem süßesten Herzen mit so unaussprechlichem Jubel der Liebe eingedrückt, daß er ihrer nimmermehr vergessen kann. —

2. Die dreifache Weise Gott zu loben.

Wiederum sah die heilige Mechthildis den Herrn; umgeben von unaussprechlichem Glanze, hatte er auf seinem Herzen ein Blatt von strahlendem Silber, auf dessen Rande alle Leiden, die die Heiligen um Gottes Willen erduldet, herrlich gemalt waren; denn sie haben nichts für seine Liebe gethan, wofür sie nicht ewigen Lohn empfangen, und wodurch sie nicht ohne Ende den Herrn für seine Gaben verherrlichen.

Die Seele sprach zu dem Herrn: „O du süßester Geliebter, durch welche Uebung kann ich dir nun am besten gefallen?"

Der Herr antwortete: „„Durch dein Lob!""

Sie sprach: „So lehre mich, dich würdig zu loben!"

Da lehrte sie der Herr eine dreifache Weise des Lobes:

„„Lobe und preise erstens die Allmacht des Vaters, mit welcher er in dem Sohne und dem heiligen Geiste nach seinem Willen wirkt, und deren Unermeßlichkeit kein Geschöpf im Himmel oder auf der Erde begreifen kann! — Preise die unerschöpfliche Weisheit des Sohnes, die er mit dem Vater und heiligen Geiste gemeinschaftlich hat! — Preise des heiligen Geistes Güte, deren überfließende Schätze er mit dem Vater und dem Sohne gemeinschaftlich besitzt, die kein Geschöpf zu fassen vermag! —

Lobe und preise zweitens Mich für alle Gnaden und Gaben, die aus dem Reichthum meiner Güte in meine jungfräuliche, vor allen Geschöpfen hochbegnadigte Mutter geflossen, und auch für die Gnaden aller Heiligen, welche nun freudevoll in der Gegenwart meiner Gottheit stehen und Mich, den Quell alles Guten, jubelnd schauen! —

Lobe und preise drittens Mich wegen aller Gnaden und Gaben, die von mir auf alle Menschen herabströmen: auf die Frommen, um sie heilig zu machen und zu erhalten; — auf die

Sünder, die ich zur Buße antreibe, und deren Besserung ich barmherzig erwarte; — auf die armen Seelen, die ich durch meine Gnade täglich aus dem Fegfeuer erlöse und zu den Freuden des Himmels einführe!"" —

3. Wie der Mensch alle seine Anliegen Gott anempfehlen soll.

Als die heilige Mechthildis eines Tages für eine andere Person betete, sagte Gott zu ihr:

„Der Mensch soll in aller Beängstigung und Traurigkeit zu meinen Füßen niederfallen, da seine ganze Bürde niederlegen, sie mir anbefehlen und mit Vertrauen zu mir sprechen: „„O Herr, heiliger Vater, siehe auf deinen Diener, für welchen unser Herr Jesus Christus es nicht unterlassen hat, sich den Händen der Sünder zu überantworten und die Pein und Marter des Kreuzes auf sich zu nehmen!"" —

Der Mensch soll mich auch bitten, daß ich ihn mit den Augen meiner Barmherzigkeit ansehe, seine Seele erleuchte und ihn erkennen lasse, warum und aus welcher großen Liebe ich das Leiden über ihn verhänge, damit er alle Trübsal mit Geduld zu meiner Ehre ertrage! —

Darauf soll der Mensch zu meinen Händen kommen und beten: „„Sende, o Herr, von dem Throne deiner Herrlichkeit die Weisheit, damit sie bei mir sei und mit mir arbeite, und ich stets wisse, was dir angenehm ist! Gieb mir, o Herr, die Weisheit, die Beisitzerin deines Thrones!"" (B. d. Weish. 9, 4.) — So soll er bitten, daß die göttliche Weisheit seine Helferin sei, und er seine Leiden zu dem Lobe Gottes und zum reichen Nutzen seiner ewigen Seligkeit erdulde! —

Endlich soll er zu meinem Herzen kommen und sprechen: „„Wie wunderbar und ein wie köstlicher Schatz ist Gottes Gütigkeit gegen uns!"" — So soll er durch die Liebe meines göttlichen Herzens, in welcher ich die Bürde aller Menschen getragen habe, mich um die Gnade bitten, die Bürde seiner Trübsal in Dankbarkeit und Liebe zu tragen!" —

---

82. Die rechte Weise des Bittgebetes.

Es schreibt der ehemaliger Kanzler der Universität zu Paris — Johannes Gerson, ein vorzüglicher Diener Gottes, habe ihm oft erzählt:

„Nun sind bereits vierzig Jahre verflossen, worin ich mich

nach Vermögen beflissen, die Kunst des Betens zu erlernen, und habe doch die ganze Zeit über keine bessere, keine kräftigere Weise zu beten gefunden, als welche mich die Kinder und die Bettler lehren.

Wenn etwa ein armer Schüler vor einem Hause, ich weiß nicht was für ein bekanntes Liedlein gesungen: mit welcher Geduld, mit welchen aufrichtigen Augen, mit welcher Demüthigkeit wartet er, daß ihm ein kupferner Pfennig oder ein Stücklein Brod durch das Fenster geworfen werde. Er fragt auch nicht, warum man ihm nicht ein ganzes Brod, ein gebratenes Huhn oder einen Königsthaler herunterwerfe; er dankt um einen Heller, um ein Stückchen schimmliches Brod. — Also laufen die Bettler mit sorglichem Sprung einer eilenden Kutsche nach und beten sie gleichsam an, indem sie ein hölzernes Schüsselein darreichen, auch den allergeringsten Heller zu erlangen; indessen kehren sie wieder um mit leerer Schüssel, obgleich sie schon Alle ihre Wohlredenheit haben hörbar werden lassen, und sich ganz vergeblich bemüht; gleichwohl lassen sie nicht ab, alle anderen Vorübergehenden auf's Neue zu bitten.

Also auch ich," sagte er, „als ein Kind, das nicht reden kann, oder als Bettler in Lumpen, matt vor Hunger, mit dem Aussatze der Sünden bedeckt und von Jedermann verlassen, will vor meinen Gott treten und meine Sache zu Genügen mit Worten, Weinen und Seufzern vortragen!" —

83. Gebete von dreierlei Werth.

Ein weiser Abt trug die Lehren, die er seinen jüngeren Mitbrüdern gab, gewöhnlich in Gleichnissen vor.

„Höret einmal an," sprach er eines Morgens, „was ich in dieser Nacht für ein merkwürdiges Traumgesicht hatte! Ich kam im Traume in unsern Bet-Saal. Die versammelten Brüder beteten auf ihren Knieen. Ein glänzender Engel stand da, und zeichnete ihre Gebete in eine Schriftrolle; einige Gebete schrieb er mit schwarzen, andere mit purpurnen, noch andere mit goldenen Buchstaben. Was hat nun dieser Traum wohl zu bedeuten?"

Nachdem die Brüder hin und her gerathen, und die wahre Bedeutung, der sie ziemlich nahe gekommen waren, doch nicht ganz getroffen hatten, sprach der Alte:

„Die Gebete, bei denen nur der Mund betete, ohne daß an ihnen das Herz Theil nahm, bemerkte der Engel nur mit schwarzer Dinte. —

„Die Gebete, wo Herz und Mund nach gelernten Vorschriften beteten, zeichnete er mit purpurner Schrift auf. —

„Die Gebete aber, wo das Herz so innig aus sich betete, daß der Mund verstummen mußte, schrieb er mit goldenen Buchstaben.

„Ich brauche euch nicht mehr zu sagen, **welches** Gebetes ihr euch vorzüglich befleißen sollet!“ —

---

84. Das Gebet des Armen.

Es war ein Taglöhner, der hatte sich am Morgen in der Kirche versäumt, so daß er für den nun folgenden Tag keinen Meister noch Herrn hatte. Er stund da, wo man die Tagelöhner dingte, und war leidig, daß er nicht zu arbeiten hatte.

Es kam ein reicher Mann und sah ihn da stehen, der kannte ihn wohl (er hatte ihm auch etwan gearbeitet) und sprach zu ihm: „Wie stehst du also müßig, du hast keinen Meister?“ Der Bauer sprach: „„Nein, ich habe heute in der Messe mich versäumt und habe noch keinen Meister.““ Der Reiche gedachte: Das ist freilich ein frommer Mann und sagte: „Willst du mir noch heute arbeiten?“ Der Bauer entgegnete: „„Ja, von Herzen gern.““ Da sprach der reiche Mann: „So gehe wieder in die Kirche und bete diesen Tag für mich, so will ich dir zu essen schicken und dir deinen Lohn geben gleich wie den anderen Arbeitern auf dem Feld.“ — Der Bauer war froh und ging wieder in die Kirche und betete. Man schickte ihm zu essen wie den Anderen, und als Feierabend war, ging er heim, zu essen in seines Meisters Haus, und der reiche Mann gab ihm seinen Lohn gleich wie den anderen Arbeitern.

Da er heim wollte gehen, begegnete ihm ein alter Mann, der ein Engel war, und sprach zu ihm: „„Was hat dir der reiche Mann zum Lohn gegeben, daß du für ihn gebetet hast?““ Er sprach: „„Zween Schilling.““ Der Engel sprach: „„Geh' wieder zu ihm und heiß' dir mehr geben, er hat dich nicht bezahlt!““ Er that es. Da gab ihm der Reiche weiter noch sechs Schilling. — Der alte Mann begegnete ihm wieder und sprach: „„Heiß' dir mehr geben!““ Er ging wieder zu dem reichen Mann, und forderte noch mehr. Der Reiche gab ihm zwanzig Schilling.

Und siehe, in derselben Nacht ward dem reichen Mann geoffenbart: „„Wäre das Gebet des armen Mannes nicht gewesen, so wäre er in derselben Nacht des jähen Todes gestorben!““ —

---

85. Wie ein reicher Mann beten lernte.

Es war ein reicher Mann, der kam zu seinem Beichtvater um zu beichten. Da fragte ihn derselbe, ob er beten könne. Er sprach: „Nein, ich habe oft angefangen, es zu lernen, aber ich habe es nie können lernen!" — Der Beichtvater fragte: „„Könnet Ihr schreiben und lesen?"" Er sprach: „Nein!" — Der Beichtvater sprach: „„Wie könnet Ihr denn behalten, wenn Ihr Korn oder Geld leihet?"" Er sagte: „Das kann ich wohl behalten." — Der Beichtvater sprach: „„Wollet Ihr für Eure Buße haben, den armen Leuten Korn zu leihen, wenn sie versprechen, es nach der Ernte zu bezahlen?"" Er sprach: „Ja, das will ich gern thun." —

Der Beichtvater schickte ihm einen armen Mann, den er nicht kannte. Derselbige arme Mann sprach zu ihm: „„Euer Beichtvater hat mich zu Euch geschickt, Ihr sollet mir zween Sefter Korn leihen."" Der reiche Mann sprach: „Wie heißest du?" Er sprach: „„Ich heiße Vater unser."" — Der reiche Mann fragte: „Von welchem Geschlechte bist du?" Er sprach: „„In dem Himmel heißt mein Geschlecht.""

Nach acht Tagen schickte der Beichtvater einen andern armen Mann zu ihm, der sollte sich nennen: „„Geheiligt dein Name werde, von dem Geschlechte: Zukomme dein Reich."" Der reiche Mann gedachte den Namen nach.

Da der Beichtvater meinte, er wisse die Namen, da schickte er wieder einen armen Mann hin, der nannte sich: „„Dein Wille geschehe, von dem Geschlecht: Im Himmel also auch auf Erden,"" und so noch weiter bis zum Schluß des heiligen Gebets.

Darnach kam der Beichtvater zu ihm und fragte ihn, ob er das Korn ausgeliehen hätte. Er sprach: „Ja!" — Der Beichtvater sprach: „„Wie heißen denn die Namen?"" Er sprach: „Der Erste heißt: Vater unser, von dem Geschlecht: Der du bist in dem Himmel. Der Andere heißt: Geheiligt werde dein Name, von dem Geschlechte: Zukomme dein Reich u. s. w."

Da lächelte der Beichtvater.

Der reiche Mann fragte: „Herr, warum lachet ihr?" Der Beichtvater sprach: „„Darum, daß Ihr könnet beten und nennet bloß die Namen Euerer Schuldner!""

Da war der reiche Mann froh und schenkte den armen Leuten das geliehene Korn, und dem Beichtvater schenkte er einen Rock. —

86. Das Beten vor einem Christus-Bilde.

Der deutsche Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart, ein Protestant, erzählt uns aus seinem Leben ein Begegniß und ein Zwiegespräch, welches dem religiösen Menschen verständlich ist und einen tiefen Blick in das stille Heiligthum eines vom göttlichen Hauche angewehten und bewegten Gemüthes thun läßt. Was er gesehen, was er gehört, es quillt aus dem heiligen Born einer Seele, in der das Heilige klar und wahr sich wiederspiegelt.

Der Franziskaner (so erzählt Schubart) steht noch vor meiner Seele, der eben vor einem in ihrem Klostergarten herrlich in Fresko gemalten Christus-Bilde, welches noch blutig von der zerfleischenden Geißel der Kriegsknechte zu sein schien, betend kniete und plötzlich aufstand, als ich in den Garten trat. Sein helles Auge schimmerte Andacht herunter.

„Ein herrliches Gemälde, Euer Hochwürden!“

„„Das Original ist noch schöner!““ sagte lächelnd mild der fromme Mönch.

„Und warum wenden Sie sich denn nicht zu dem Original?“

Auf diese naive Einrede erwiederte der verklärte Mönch in sinniger Weise:

„„Es scheint, Sie sind Protestant; — aber der Künstler hilft nur meiner Phantasie nach, mein Geist schwebt beim rechten Christus. Können Sie denn beten **ohne** Bild vor Ihrer Seele? Ist es darum nicht besser, ein Meister malt uns die Heiligen, als unsere kränkelnde Phantasie?““ —

Und das kurze, aber lehrreiche Zwiegespräch schloß mit dem aufrichtigen Bekenntnisse des ehrlichen Protestanten:

„Ich konnte ihm nichts antworten!“ —

---

87. Die wirksame Zuflucht.

Dem heiligen Martinus war es vorbehalten, die heidnische Abgötterei in dem Bisthum Tours und in den anderen Theilen Galliens gänzlich zu zerstören.

Kurz nach dem Antritte seines bischöflichen Amtes erachtete er es als sehr nothwendig, an den Hof des Kaisers Valentinian I. sich zu begeben; es hatte aber diese Reise ein die Zertrümmerung der Götzentempel betreffendes Anliegen zu Grunde. — Valentinian hielt sich gewöhnlich in Gallien auf. Er war ein tapferer Fürst, aber wenig seiner Leidenschaften mächtig. Besonders wird er des Stolzes

und der Härte beschuldigt. Obgleich er unter der Regierung Julian's des Abtrünnigen Eifer für das Christenthum zeigte, schien er doch später bei gewissen Gelegenheiten dem Götzendienste günstig.

Der Kaiser, benachrichtigt, daß Martinus an seinen Hof gekommen sei, um etwas zu Gunsten der christlichen Religion zu begehren, was er nicht bewilligen wollte, befahl, ihn, so oft er an den Pforten des Palastes erscheine, geradezu abzuweisen; und die Kaiserin Justina, die der arianischen Sekte mit allem Eifer ergeben war, bot Alles auf, den Fürsten gegen den heiligen Bischof feindlich zu stimmen.

So versuchte Martinus zwei bis drei Male vor den Kaiser zu gelangen, jedoch stets vergebens.

Er nahm daher zu seinen gewöhnlichen Waffen, zum Fasten und Beten, seine Zuflucht.

Am siebenten Tage befahl ihm in einem Gesichte ein Engel, nur furchtlos in den Palast zu gehen. — Er gehorchte; und da die Thüren offen standen, gelangte er ohne Widerstand zum Kaiser.

Valentinian gerieth in Zorn, als er den Bischof vor sich sah, und würdigte sich anfangs nicht einmal, von seinem Throne aufzustehen; doch plötzlich sprang er auf — weil Feuer den Thron ergriff. — Von Gott gesandte Schrecken durchschauerten ihn; er umarmte den Bischof mehrere Male, und bewilligte ihm Alles, was er begehrte, ihm kaum Zeit lassend, seine Bitte vorzubringen. — Er ließ ihn dann noch oft vor sich kommen, lud ihn an seine Tafel, und bot ihm bei seiner Abreise viele Geschenke an; allein der Heilige schlug sie bescheiden aus, um sich nicht gegen die ihm so werthe Armuth zu verstoßen. —

Dieß ereignete sich im Jahr 375, in welchem der Kaiser starb. —

88. Gebet beim Ungewitter.

Der heilige Ceadda, Bischof von Lichtfield in England, führte beständig die Worte im Mund: „Herr, geh' nicht in's Gericht mit deinem Knechte; denn Niemand, der da lebt, wird vor Dir gerecht befunden!" (Ps. 142.) — So oft ein Sturmwind sich erhob, fiel er nieder und betete. — Blitzte und donnerte es aber, so eilte er in die Kirche und ließ nicht vom Gebet ab, bis das Ungewitter vorüber war, denn er pflegte zu sagen: Gott wolle durch solche furchtbare Stürme und Ungewitter an sein schreckliches Gericht uns erinnern; und darum sollten wir den Schrecknissen desselben zuvorkommen und seine Gerechtigkeit durch Reue und Buße versöhnen. —

89. Das erhörte Gebet um Regen.

Eines der schönsten Denkmale der Regierung des Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph, Freiherrn zu Breidenbach-Bürresheim — ist die Unterstützung, die er seinen Unterthanen während dem Mißjahr 1767 darbot.

Durch den gänzlichen Mangel an Regen waren nämlich in besagtem Jahre die Feldfrüchte nicht nur sehr mager ausgefallen, sondern die Hitze hatte alle Gewässer und selbst den großen Rhein so ausgetrocknet, daß nicht einmal Wasser genug zum Mahlen des vorhandenen Korns erübrigte.

Von der Noth seiner Bürger tief gerührt, eröffnete der gute Fürst seine Frucht- und Mehl-Vorräthe, und ließ auf seine Kosten Noth- und Hilfsmühlen anlegen, Mehl und Hülsenfrüchte in anderen Ländern aufkaufen und einen großen Mehlbehälter errichten, aus dem auch der ärmste Mann um den gewöhnlichen Preis sein tägliches Brod erhalten konnte.

Zu gleicher Zeit wurde mit dem im Monat Julius eintreffenden sogenannten „ewigen Gebet" *) noch ein allgemeines angeordnet, um Gott um eine baldige Erquickung durch Regen zu bitten.

Drei Wochen lang stiegen schon die Gebete des harrenden Volkes zum Himmel, ohne daß man ein Wölkchen als Zeichen eines baldigen Regens erblickte.

Am Ende aber, als wollte Gott die menschenfreundliche Sorge des Fürsten segnen, und gerade — als der Schlußgottesdienst ob der Menge des Volkes auf dem Marktplatze gehalten werden mußte, zog sich ein schweres Gewitter herbei. Die letzte Betstunde sollte eben endigen, als man die ersten erquickenden Regentropfen fühlte, und so wurde das „Te Deum laudamus!" unter dem zugleich einfallenden Donner des Himmels und der Kanonen abgesungen. Wie sehr auch der schon bei dem Rückzug nach der Kirche herabströmende Regen alle Leute, welche sich nicht unterstellen konnten, durchnäßte, so sangen sie doch in diesem Wassergusse ihr Lied fort und hielten dieses erquickende Ereigniß für eine offenbare Schickung Gottes, als gnadenvolle Erhörung der Gebete.

Der väterliche Fürst erntete auch, als er von seinem Lustschlosse zu Aschaffenburg nach Mainz zurückgekehrt war, dafür den aufrichtigsten Dank seiner Bürgerschaft ein. — Von der Rheinbrücke an bis zu seinem Lustgarten, damals „Favorite" (in neuerer Zeit „die

*) Dieses „ewige Gebet" wurde von dem Kurfürsten Lothar Franz im Jahre 1718 eingeführt, und ging Tag und Nacht abwechselnd in allen Kirchen der Mainzer Diöcese herum.

neue Anlage") genannt, war mit Fahnen und Gewehr eine doppelte Reihe von Studenten und Bürgern aufgestellt, welche ihm unter Trommelschlag und Musik ein aufrichtiges „Er lebe hoch!" entgegenbrachten.

Die Tropfen des einfallenden Regens und der Freudenthränen rollten, wie bei dem Gebete, sowohl dem Fürsten, als dem Volke von dem Gesichte; und als die Hofleute den offenen Wagen bedecken wollten, sagte der tief gerührte Emmerich Joseph: „„Laßt offen! laßt offen! daß ich meinen Kindern die Hand reichen kann!""

Und so, von Allen gesegnet, fuhr der gute Fürst in seinen Lustgarten. —

90. Die drei betenden Schwestern.

Die drei betenden Schwestern zu Leutstetten, am Ausflusse der Würm aus dem Würmsee gelegen, sind aus den Ueberlieferungen des Volks noch bekannt, und heißen Ainpett, Gberpett und Firpett.

Sie wanderten hierher aus dem Westen, als der Völker Unruhen ihnen dort keine Stätte gewährten. Gerade gegenüber vom St. Peters-Brunnen bauten sie sich mit der Hilfe einiger Gläubigen eine kleine Wohnung, genannt „Einbetl." Zelle und Eingang war nämlich für Jede gesondert, denn Jede wirkte für sich. — Ihre Beschäftigung war Beschaulichkeit im stillen Kämmerlein und Kunde und Befestigung der Lehre Jesu Christi unter dem Volke. Sie predigten muthig das Wort Gottes und genügten sich an Wurzeln und Kräutern, und dem wenigen Brode, das die Milde ihnen zugebracht. Auch durch die barmherzige That wirkten sie, denn Pflege und Heilung der Kranken wird ihnen noch jetzt dankbar nacherzählt.

Die Mißhandlung der Einen Schwester, vollbracht durch umherschwärmende Kriegsleute, verscheuchte sie endlich alle Drei. — Nichts, keine Spur mehr blieb von ihnen, seitdem sie die Stätte verlassen, als das fromme Gedenken des dortigen Volkes.

Auch die Kapelle, die — statt ihrer Zelle — zur stillen Achtung späterhin errichtet wurde, ist seit einem Jahrzehnt nicht mehr, und nur noch ihre Abbildung befindet sich in der Pfarrkirche zu Leutstetten. —

91. Ein Mann des Gebets.

Das heilig liebende Herz verlangt mit Sehnsucht, nur bei dem Gegenstande seiner Liebe zu verweilen. So auch versenkte sich der heilige Petrus Claver, der Sclave der Negersclaven und Apostel

derselben zu Cartagena, stets in Gott. Immer und überall wandelte er in der hehren Gegenwart Gottes; und auf der ganzen Erde war nichts, was ihn von dem göttlichen Umgange abhalten konnte. Seine Augen blieben für die Außenwelt verschlossen, sie waren nach Innen gekehrt, auf den Anblick der ewigen Schönheit gewendet. Ein jeder Athemzug seines Herzens war darum — Gebet.

Wenn die spanischen Gallionen nach Cartagena kommen, strömt Alles in den Hafen hinaus; man will die Ankömmlinge aus dem spanischen Mutterlande begrüßen und Neuigkeiten aus der lieben Heimath hören; Petrus Claver fragte niemals nach einer Neuigkeit, niemals zog ihn das stolze Schauspiel einer Silberflotte aus der Einsamkeit hervor, in der seine Seele im Gebet mit ihrem Gott verweilte. —

Eines Tages waren zwei Pferde durchgegangen und rasten auf der Straße daher, welche Peter Claver eben wandelte. Er sah sie nicht; Alles rief ihm warnend zu, er hörte es nicht; und als Jemand auf ihn zusprang und ihn am Arme aus der Straße riß, fragte er nicht nach der Ursache. —

Um seiner Seele den heiligen Schwung zum Gebets-Geiste zu sichern, bediente er sich aller Mittel der äußern und innern Abtödtung; so ward der Leib unter die Herrschaft des Geistes gestellt, der Zug zum Erdhaften gelähmt, und frei von den Banden erschwang sich die jubilirende Seele himmelwärts. — Wenn er darum einsam betete, liebte er es, eine Krone von scharfen Dörnern sich auf das Haupt zu drücken, vom Halse herab hing ein Strick, der ganze Leib war mit Schnüren umwunden, auf der Brust und auf dem Rücken befestigte er ein Kreuz mit spitzen Stacheln. Wenn Einer der Brüder des Nachts die Runde im Hause machen mußte und er kam vor Claver's Thür, so hörte er allnächtlich die schweren Geiselstreiche, mit denen der unschuldige Mann Buße that. — Als ihn eines Tages ein heftiges Fieber befiel, gebot ihm der Arzt, zu Bette zu gehen. Wenn er sogleich folgsam gewesen wäre, hätte der Arzt und der Pater Provinzial, der dabei stand, seine Bußwerke gesehen. Um dieses zu verhindern, machte er Schwierigkeiten, aber der Provinzial verlangte Gehorsam. Als nun der Arzt die Marterwerkzeuge sah, welche den ganzen Leib Claver's bedeckten, rief er mit Thränen in den Augen: „Ach, lieber Peter! und Sie wollen nicht krank sein?" Und der Neger, der ihm die Bußgürtel u. s. w. ablösen mußte, vermochte es kaum, so daß er nicht begriff, wie Claver sich dieselben anlegen konnte. —

Man wußte eigentlich gar nicht, wann er sein Gebet begann, wann er es endete, denn er betete allezeit, unter seiner Arbeit, auf

seinen Wegen, besonders in den stillen Nächten, wo alle Menschen schliefen, und nur sein Gott, der heilige Herr des Himmels und der Erde, mit ihm wachte.

Da dieser im allerheiligsten, anbetungswürdigsten Sakramente des Altars, wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist, so war Claver's liebster Aufenthalt in der Kirche. O, wie sich da so flammend beten ließ, wenn kein Mensch mehr in der Kirche war, und nur das ewige Licht still vor dem Tabernakel brannte! Da ging eine Stunde um die andere vorüber, die Sterne traten am Himmel hervor und verschwanden wieder vor dem nahenden Sonnenlichte, und der heilige Priester betete noch vor dem Allerheiligsten. — Er machte keinen Ausgang, ohne seinen Herrn, den guten Hirten im Tabernakel, zuvor besucht zu haben; er kehrte niemals in das Collegium zurück, ohne ihn wieder zu begrüßen; wo er an einer Kirche vorüberging, da trat er ein; seiner Seele war es nie so leicht, sein Herz brannte ihm nie so sehr im Leibe (wie den Jüngern, da sie den Herrn am Brodbrechen erkannten), als wenn er beim gnadenreichen Sakramente verweilte. —

Das Bewußtsein, daß er vor Gott stand, hob ihn wunderbar empor, und das Feuer der Liebe brach strahlend aus ihm heraus. — Die heiligen Seelen halten es verborgen, was der Herr in den heiligen Stunden des Gebets zu ihnen spricht, wie er sie begnadigt und beseligt; so schwieg auch der fromme Claver von den besondern Gnadenerweisungen, die ihm im Gebete wurden. Aber man hat ihn belauscht, und man sah ihn von einer lichten Glorie umflossen. Bei der Feier des heiligen Meßopfers, beim Dienste der Neger, wo ja sein Herz so sehr in der christlichen Nächstenliebe überfluthete, in den Stunden der Nacht sah man es nicht selten, wie er im Lichtglanze stand. Ein Bruder ging einst Nachts an seiner Zelle vorüber und bemerkte durch eine Thürspalte ein helles Licht im Zimmer. Er fürchtete Feuersgefahr und trat ein; siehe! da stand der betende Peter von himmlischem Lichte umflossen, in seiner Hand hielt er ein Crucifix, auf dem seine Augen mit Andacht und göttlicher Innigkeit hafteten. —

92. Reiner Wallfahrer-Sinn.

Einigen Franzosen, die 1840 in der guten Jahreszeit die Schweiz durchwandert, begegneten schon von Luzern an gar häufig fromme Wallfahrer, die von Einsiedeln zurückkamen.

Unter diesen Wallfahrern befanden sich ganze Familien wackerer

Bauersleute, von welchen mehrere ihre ganz kleinen Kinder auf dem Arme trugen. Gewöhnlich sangen sie geistliche Lieder, oder beteten den Rosenkranz.

Eine arme, alte Frau, die der Prozession nachwankte, bat die Franzosen um ein Almosen; und als diese in allen Taschen vergeblich nach kleiner Münze suchten, sagte das graue Mütterchen mit dem freundlichsten Lächeln:

„Es thut nichts! Es ist eben so gut! Glückliche Reise! Ich bete darum nicht weniger für Sie!" —

93. Der Alte.

In der Verlags-Buchhandlung Friedrich Cazin zu Münster ist im Jahre 1855 ein Bändchen Gedichte von Wilhelm Grimme erschienen, worin der Dichter aus seinem religiösen Still-Leben unter Anderm auch das gemüthliche Bild eines „alten Beters" vorführt, und mit folgenden rührenden Worten zeichnet:

Wenn ich mit dem Ruf der Glocke
Sonntags zu dem Kirchlein walle,
Immer auf derselben Stelle
Find' ich dort denselben Alten;

Immer an demselben Fenster,
Wo das hell're Licht des Tages
Heller auf die Blätter scheinet,
Die sein Finger aufgeschlagen;

Immer in demselben Rocke,
Wunder-seltsam alten Schnittes —
Weiße Nähte, nackte Fäden,
Alle zählbar, abgeschlissen.

Immer auch das alte Buch noch,
Tausend — aber tausend Male
Durchgebetet, wie die schwarzen
Ränder an den Blättern sagen.

Aber frömmer, als wir Andern,
Die aus feinen Büchern beten,
Die in neuen Kleidern kamen
Und aus hellern Augen sehen:

Schöpft er aus dem alten Buche
Nahrung aus dem jungen Bronnen,
Ob er gleich am Schluß der Messe
Nicht zur Hälfte durchgekommen.

Und des Lebens bittre Myrrhe,
Die er auf den Grund getrunken,
Wie der Hände Schwielen zeigen
Und der Wange schlaffe Runzeln —

Sie versüßt sich wundersüße,
Wenn er über jedem Blatte
Sich hinüber sehnt und träumet
Zu des Himmels Palmengarten.

Die wir auf dem Gang des Lebens
Nur auf weiche Blumen treten
Und in allen klugen Büchern
Aller Zeiten emsig blättern:

Würd' uns nur das Glück zu Theile,
An derselben grünen Palme
Auszuruhn, wo dieser Alte
Einstens in dem Himmel rastet,

Wann er sich hinaufgebetet
Mit dem Einen alten Buche,
Mit dem „kleinen Myrrhengarten,
Abgekürzt, in grobem Drucke." —

94 — 96. Uebung der kirchlichen Gebräuche.

1. Dem König Ludwig XIII. gebar am 5. September 1638 seine Gemahlin, Anna von Oesterreich, und zwar, als sie bereits im zwei und zwanzigsten Jahre ihrer Ehe lebte, das erste Kind, einen Sohn, Ludwig XIV., den man deßhalb als ein Geschenk des Himmels betrachtete und „Dieu-donné! Gottes-Gabe!" nannte. Er war fünf Jahre alt, als sein Vater starb. Seine Mutter ließ sich zur Regentin und Vormünderin erklären und der Cardinal Mazarin erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs. Am 7. September 1651 verkündigte er seine Volljährigkeit; jedoch blieb Mazarin bis an seinen Tod, am 9. März 1661, an der Spitze der Staats-Verwaltung. Seitdem regierte Ludwig 54 Jahre lang ohne ersten Minister, ganz in dem Sinne seines Wortes: „L'état, c'est moi! Der Staat, der bin ich!" —

Ueber das kirchliche Leben aus den besseren Tagen dieses Fürsten sagt der bekannte französische Schriftsteller Alexander Dumas:

Der König war immer religiös gewesen; ein einziges Mal verfehlte er die heilige Messe, und das bei der Armee an einem Marsch-Tage. Er versäumte höchst selten eine Advents- oder Fasten-Predigt, nahm an allen kirchlichen Feierlichkeiten der heiligen Woche und der hohen Festtage Theil, folgte den beiden Prozessionen des allerheiligsten Sakraments, am Tage des Heiligen-Geist-Ordens und am Maria-Himmelfahrt-Tage. In der Kirche zeigte er sich sehr andächtig und beim Sanctus mußte Jeder niederknien, denn wenn es Jemand unterlassen hätte, würde es der König gewiß sogleich bemerkt und gerügt haben; er war sehr ungnädig, wenn er das geringste Geräusch hörte, oder gar sah, daß Unterredungen geführt wurden. Fünfmal jährlich genoß er das heilige Abendmahl, und immer geschmückt mit Ordensband, Kragen und Mantel, am heiligen Ostersonnabende in der Pfarrkirche, und die anderen Male, nämlich am Abend vor dem Himmelfahrtfeste, am heiligen Pfingstabende, am Abend vor Allerheiligen und am heiligen Abend vor Weihnachten. Am grünen Donnerstag bediente er die Armen, die er speisen ließ; an den Tagen der Jubelfeste machte er die Fußstationen mit und in der Marterwoche genoß er täglich nur Eine Mahlzeit. —

Unter Ludwig's XIV. so langer als glänzender Regierung (1643 bis 1715) gelangte Frankreich zu seiner äußersten Größe. —

2. Im Jahr 1637 erschien zu Wien der erste kaiserliche Hof- und Staats-Schematismus; und dieser sagt von der Person des damaligen Kaisers:

Der Kaiser Ferdinand II. ist jetzt in seinem 59sten Jahre, von mittelmäßiger Größe, corpulent, von starker und gesunder Complexion; Haar und Bart sind schon ziemlich grau; von angenehmem Aeußerlichen, innerlich menschenfreundlich, wohlthätig, sanft, großmüthig, mit ausgezeichnetem Gedächtnisse, Verstand und Beredsamkeit begabt, mäßig im Essen und Trinken und sich wenig Schlaf erlaubend; gottesfürchtig, standhaft, thätig, ein Freund der Musik und vorzüglich der Jagd. Das Sprichwort sagt: „In dreien Dingen sei der Kaiser unermüdlich: in der Andacht, im Rathe und auf der Jagd." — Um 10 Uhr geht er zu Bette und steht manchmal um 1 Uhr, gewöhnlich um 4 Uhr auf. An hohen Feiertagen nimmt er sammt der ganzen kaiserlichen Familie das allerheiligste Altarssakrament aus der Hand des päpstlichen Nuntius, und wohnt Vormittags dem Hochamt und der deutschen Predigt bei, Nachmittags der Vesper und italienischen Predigt, besucht wohl auch an solchen Tagen manchmal andere Kirchen, als: die Dominikaner, Kapuziner, Jesuiten, Karmeliten, wo er dann im Kloster zu speisen pflegt. — Im Advente besucht er täglich das Rorate, in der Fasten die Predigten in der Hofkapelle oder bei den Augustinern, am Charfreitage alle heiligen Gräber in der Stadt. Heuer zum Erstenmale konnte er dieses nicht mehr zu Fuße machen. — Am Gründonnerstage wäscht er dreizehn armen Männern die Füße und bedient sie bei dem Essen; sie werden überdieß neu gekleidet und mit einer Goldmünze, zwei Kremnitzer Dukaten im Werthe, beschenkt. Die Kaiserin begeht zu gleicher Zeit eben diesen Akt an dreizehn armen Weibern in einem andern Saale. — Bei den Bußprozessionen in der Fasten, bei den Prozessionen von der Kreuzwoche bis Christi Himmelfahrt, bei der Frohnleichnamsprozession und bei der von den Jesuiten am Sonntage darauf abgehaltenen geht der Kaiser und der ganze Hof mit entblößtem Haupte mit. Die Prozession am Donnerstage nach Frohnleichnam dauert von frühem Morgen bis Mittag. Der Nuntius, Cardinal Pallotta, schrieb an Papst Urban VIII.: „Kaiser Ferdinand II. sei ein wahrhaft heiliger Fürst und verdiene wegen der Reinheit seines Gewissens und wegen seinem festen Vertrauen auf Gott, ein Mann nach dem Herzen und Willen Gottes genannt zu werden." —

Nach geendigtem Staatsrathe, welcher täglich gehalten wird, geht der Kaiser, wenn nichts Dringendes vorliegt, entweder vor die Stadt spazieren, oder auf die Jagd, und kommt selten vor Abends wieder zurück; wenn er aber auch noch so spät und müde von der Jagd heimkommt, unterzeichnet er noch alle fertigen Expeditionen, oft 50 bis 60 Stück. — Der Kaiser verwendet viel auf Musik,

und bemüht sich, die vorzüglichsten Sänger und Virtuosen auf verschiedenen Instrumenten an seinen Hof zu ziehen. — „Die Musik," sagt er, „ist recht dazu gemacht, das Lob Gottes zu verherrlichen und das Gemüth des Menschen fröhlich zu erhalten." —

3. Unter den vielen fürstlichen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, die sich durch wahre Frömmigkeit und Gottseligkeit ausgezeichnet, nimmt auch Maria Josepha Herzogin von Sanct Elias, geborene Gräfin von Brandis, die zumeist auf ihrem Gute Sanct Elias bei Neapel wohnte, eine hervorragende Stellung ein; ihr Leben ist geschmückt mit den herrlichsten Tugenden, die alle die hehren Früchte ihrer inneren und äußeren Andachts-Uebungen gewesen.

Groß war unter Anderem ihr Eifer für die Ehre und Zierde des Hauses und des Dienstes Gottes. — In ihrem eigenen Palaste befand sich eine Kapelle, und sie stattete dieselbe mit den herrlichsten Paramenten zur Feier der heiligen Messe an Sonn- und Festtagen aus; es durften in derselben keine abgenutzten Altartücher oder Paramente gebraucht werden, sondern Alles mußte neu und höchst reinlich sein; auch duldete sie nicht, daß man bei dem Gottesdienste, der dort gehalten wurde, in der gewöhnlichen Hauskleidung erscheine. — Sechs Jahre vor ihrem Tode ließ sie all' ihr silbernes Tafelgeräth umschmelzen, aus dem sie Reliquien-Kästchen verfertigen ließ, zur Ausschmückung ihres Hauskirchleins und anderer Pfarrkirchen. — Die silberne Lampe sammt der goldenen Tasse und den Kannen, die sie nach Loretto gestiftet, stehen in dem Verzeichnisse der Geschenke, die diesem Gnadenorte zu einer Zeit gemacht wurden, als eben bei einer Wallfahrt, die sie dahin unternommen, Tasse und Kannen dort fehlten. — Man muß indeß als eine Uebung der Demuth ihre Gewohnheit ansehen, daß sie in solche Geschenke niemals ihr Familien-Wappen prägen ließ und auch nie erlaubte, daß sie als Geberin genannt werde, um das Verdienst vor Gott, der in's Verborgene sieht, durch menschliches Lob nicht zu vermindern.

Außer ihrer Andacht, welche sie an jedem Abend in ihrer Haus-Kapelle zu der heiligen Kindheit Jesu hielt, war ganz besonders inniglich ihre Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes; sie kniete täglich drei und mehrere Stunden frei und unbeweglich vor demselben in öffentlicher Kirche; und als sie, in den letzten beiden Jahren ihres Lebens von körperlicher Qual verzehrt, nicht mehr so knien konnte, saß sie vor demselben, die in Thränen der Liebe und Sehnsucht schimmernden Augen auf dasselbe emporgehoben. Außerdem dauerte ihre tägliche

Besuchung des heiligsten Sakramentes nie kürzer, als eine Stunde. Als sie nicht mehr ausgehen konnte, besuchte sie dasselbe, begleitet von allen Frauen ihrer Umgebung, von ihrem Zimmer aus, wie man sie denn überhaupt oft und am liebsten in jenem Zimmer sah, welches die Aussicht auf eine Kirche hatte. Wurde die heilige Wegzehrung zu einem Kranken vorbeigetragen, so ließ sie bei dem ersten Schalle des Glöckleins Alles liegen und stehen, um das heilige Sakrament, wo nicht wirklich zu begleiten, doch aus der Ferne so lang anzubeten, als es sichtbar oder seine Begleitung hörbar war. Genöthigt, Krankheit halber zu Hause zu bleiben, betete sie: nur noch einen Tag, nicht des Wohlbefindens, sondern hinreichender Stärke zu erhalten, um Jesum Christum besuchen zu können. Als man sie davon abhalten wollte, sagte sie: „Wo werden denn meine Leiden gelindert werden, wo werde ich denn Trost finden, wenn nicht bei Jesu?" Deßwegen bediente sie sich auch des Privilegiums, die heilige Messe am Sonntage zu Hause anhören zu dürfen, höchst selten, und ließ sich von den empfindlichsten Schmerzen nicht abhalten, zur Kirche zu gehen. Wiewohl sie indeß täglich mehrere heilige Messen hörte, so benutzte sie das genannte Privilegium dazu, zur Zeit der Krankheit täglich zwei heilige Messen im Hause feiern zu lassen. Die heilige Kommunion empfing sie nach abgelegter General-Beicht dreimal die Woche; in der Folge aber, um Stärke in den Leiden zu erhalten, kommunicirte sie aus Gehorsam fast täglich. Monatlich ließ sie fünfzehn heilige Messen für das Heil ihrer Seele in der Absicht lesen, dieselbe dem himmlischen Vater im Voraus aufzuopfern; sie fügte, als sie die Nähe des Todes ahnte, noch zwei andere um die Gnade eines seligen Todes hinzu. Als man ihr die Erlaubniß brachte, in ihrem eigenen Zimmer einen Altar zu errichten, um in ihrer letzten Krankheit noch die heilige Messe hören zu können, wollte sie aus Ehrfurcht keinen Gebrauch davon machen, sondern ließ sich mit größter Anstrengung in die Kapelle führen. Als sie dann das Bett nicht mehr verlassen durfte, wählte sie ein Zimmer an der Kapelle zum Krankenzimmer, in dessen Mauer eine Oeffnung angebracht wurde, damit sie nur täglich die heilige Messe hören könne, ohne das allerheiligste Sakrament zu mißbrauchen oder zu entweihen.

Ihre Andacht zum Leiden Jesu Christi war so groß, daß sie sich, nach dem Beispiele der heiligen Franziska von Chantal, täglich in die eine oder die andere gebenedeite Wunde des Gekreuzigten empfahl; daher der Schluß ihrer Briefe an den Beichtvater gewöhnlich so lautet: „Ich bin und bleibe heute in der heiligen Seiten- oder Fuß-Wunde Jesu Christi." — Kein Abend

verging, wo sie nicht ein Geheimniß des Leidens Jesu Christi betrachtet hätte, weßwegen auch die Abbildungen der Leidenswerkzeuge in ihren Gemächern zu sehen waren. — Um aber ihr Leiden thätig mit Jesu Christi Leiden in Geduld zu vereinigen, hielt sie von Zeit zu Zeit in der Galerie ihres Palastes den Kreuzweg, und zwar mit einem Kreuz auf den Schultern, mit einem Stab in der Hand, barfuß und auf den Knieen; „sie that dieses," wie sie sagte, „um die Unbilden gut zu machen, die sie in jüngeren Jahren durch Tanz Gott zugefügt," und nannte sich „die Verbrecherin, die auf den Kalvarienberg zu Jesu Christo geht, um dort mit Ihm, nicht schuldlos, wie Er, sondern nur zu schuldvoll, gekreuziget zu werden." Oft sah man auf dieser Galerie, wenn ihre Frauen sie im Abendlichte begleiteten, eine höchst erbauliche Prozession von hohen Kreuzwallfahrterinnen. — Die Gewohnheit, bittere Kräuter in die Speisen zu mischen, oder in den Mund zu nehmen, hatte sie, wie sie sagte, aus dem Kloster in Wien beibehalten, wo man den Zöglingen am Freitag zum Andenken an Christi Leiden einige Tropfen mit Galle vermischten Weines zu kosten gab. Diese Mittheilung machte sie jedoch nur ihrem Beichtvater.

Ihre Andacht zur göttlichen Mutter, deren Dienerin sie sich immer nannte, bestand in vielen, vielen Bußwerken und Gebeten. — Ihre Andacht zum heiligen Joseph und zu vielen anderen Patronen läßt sich aus einem litaneiförmigen Gebete ermessen, das sie täglich verrichtete, sich einem Jeden insbesondere empfehlend, und dessen ausgezeichnetste Tugend betrachtend und nachahmend. Alle Vorabende der Feste dieser Heiligen brachte sie in Werken der Buße, der Barmherzigkeit und Abtödtung zu. — Namentlich verehrte sie die heiligen Engel, und ihren heiligen Schutzengel insbesondere, wobei sie die schöne Gewohnheit hatte, sich allezeit auch dem heiligen Schutzengel ihres Seelenführers zu empfehlen.

Die Priester verehrte und vertheidigte sie als solche, die ein höheres Amt, als die heiligen Engel, verwalten, und niemals durfte in ihrer Gegenwart gegen sie gesprochen werden. War sie der Meinung, sie habe auf irgend eine Weise die einem Priester gebührende Achtung verletzt, so bat sie Denjenigen, den es betraf, kniend um Verzeihung, ein Auftritt, der sich einmal auf rührende Art mit einem Kapellan ihres Palastes ereignete.

Der Trost der Frommen, die heiligen Abläße, waren in ihren Augen von dem größten Werthe, und sie schien ihrer nicht genug gewinnen zu können.

Ueberhaupt kann man das innere und mündliche Gebet, die geistliche Lesung, das General- und Particular-Examen als

ihre niemals vergessenen oder ausgelassenen geistlichen Uebungen angeben. — Sie machte nicht nur jährlich Einmal geistliche Exercitien in gänzlicher Zurückgezogenheit, sondern hielt auch jeden Monat einen Tag der Einsamkeit oder Exercitien-Tag. —

War es unvermeidlich, daß sie in Gesellschaften in Putz und Schmuck erscheinen mußte, so ließ sie auch dabei nichts fehlen, was sie an ihr Streben nach Gott erinnern konnte. — Außer dem Kreuze, das sie als Sternkreuzordens-Dame trug, hatte sie immer eine Reliquie des heiligen Vincenzius von Paul, geziert mit Diamanten am Halse, und viele ihrer Ringe und Armbänder trugen, wiewohl mit Edelsteinen reich besetzt, so daß es wohl Spötter der Tugend für eitlen Aufwand halten konnten, Sinnbilder der Ewigkeit eingeprägt, oder trugen die Kreuzesform. Ihrem Vorsatze, die Zeit immer auf das Vollkommenste anzuwenden, getreu, betete sie auch beim Ausfahren zu Hof-Festen, und wenn sie allein im Wagen saß; ja, sie verstand die Kunst, sich mit besonderer Geschicklichkeit von allen gesellschaftlichen Spielen und unnütz langen Gesprächen loszumachen. Stoß-, Schuß- und Pfeil-Gebetlein jeder Art waren ihrer mit Gott vereinten Seele geläufig; doch ließ sie sich, um auch hier sich das Verdienst des Gehorsams zu erwerben, Anzahl und Art derselben vorschreiben; dasjenige aber, was sie am liebsten und öftesten wiederholte, war dieses: „Es geschehe in, außer und an mir, immer und allezeit, der allergerechteste, allerhöchste und allerliebenswürdigste Wille Gottes!" — Sie lebte und starb deshalb auch als eine Heilige. —

---

97. Die St. Leonards-Kirche bei Lauingen.

(Aus: Sagenbuch von Mittermaier.)

Unweit Lauingen, von der Stadt durch die Donau getrennt, liegt in einsamer Abgeschiedenheit, umgeben von Obstgärten, die St. Leonards-Kirche. Wir folgen bei der Beschreibung ihrer Geschichte einer Schrifttafel, welche seit alter Zeit in der Kirche hing, von Zeit zu Zeit wieder erneuert wurde und ihre gegenwärtige Gestalt der Aufmerksamkeit des Freiherrn J. W. v. Syrgenstein verdankt.

Der Erste, der die Idee zu dieser Kapelle faßte, war Meister Balthasar, ein Orgel- und Lautenmacher, welcher dreimal in Rom war; das erste Mal, als er dreißig Jahre alt, dann, als er fünfzig zählte, wo gerade Gnaden-, und als er fünf und siebenzig zählte, wo Jubel-Jahr gefeiert wurde. Er war auch zweimal zu

Köln bei der heiligen drei Königen= und St. Ursula=Gesellschaft, dann auch oft bei St. Leonard in Bayern. Allzeit hat er von eigenen Mitteln gezehrt und machte diese Reisen nicht um eitler Ehre, sondern um seines Seelenheiles willen.

Ihm erschien im Traume St. Leonard und zeigte ihm die Stadt und den Ort mit der rechten Hand und sagte: „Da sollst du mir eine Kapelle bauen!" Doch als er solches den Leuten erzählte, verspotteten sie ihn, weßwegen er das Bauen unterließ und sich begnügte, am bezeichneten Orte ein Bildstöcklein aufstellen zu lassen. Doch als er vier Jahre hernach in große Noth kam, gelobte er, wenn ihm aus derselben geholfen, die Kapelle also zu bauen, wie ihm zweimal geträumt; und alsbald ist ihm geholfen. Er fing nun sogleich zu bauen an, und als beim Baue viele und große Wunder geschahen, wurden so viele Opfergaben vom Volke gespendet, daß die Kapelle leicht vollendet werden konnte.

Angefangen wurde der Bau um den St. Kreuztag 1440 und eingeweiht drei Tage vor Galli 1444. Bischof Johannes von Augsburg versprach Allen Ablaß, die Almosen hierher geben würden, und der Papst Sixtus IV. ertheilte dieser Kapelle wirklich den Ablaß.

Ueberaus fleißig wurde von der Stadt und deren Umgegend diese Kapelle so lange besucht, bis die sogenannte Reformation ihre Erfolge auch in der Gegend fand, dann wurde sie fast gänzlich ruinirt und ihre Geräthschaften und Ornate zu profanen Zwecken verwendet; — aber dennoch wurde sie — man schien Ehrfurcht vor diesem Zeugnisse der Frömmigkeit der Voreltern zu haben — nicht völlig zerstört.

Als aber der unselige dreißigjährige Krieg seinen Fortgang hatte, kam 1646, nachdem früher schon zweimal die Schweden übel gehaust, die französische Armee an die Donau, legte Garnison nach Lauingen und zerstörte weit und breit Alles, was die Schweden verschont hatten. Sie vermehrten die Befestigungen der Stadt, verderbten dabei alle Baumgärten durch Umhauen der Bäume und Herausstechen des zum Schanzen verwendeten Grasbodens. Unter anderen schönen Gebäuden wurde auch die St. Leonards=Kirche zerstört bis auf die vier Hauptmauern, in deren Inneres ein Roß=stall eingebaut wurde. So blieb Alles bis zum Jahr 1664, wo bei einer abzulegenden Spital=Rechnung auch dieser Kapelle gedacht und beschlossen wurde, sie wieder herstellen zu lassen; hierzu wurde auch gleich eine namhafte Summe angewiesen. So wurde mit Beisteuer der Bürgerschaft und Umgegend der Bau also hergestellt, wie er noch jetzt zu sehen. —

Um die Kirche herum ist eine sehr schwere Wagenkette befestigt, und es heißt: ein Fuhrmann, der in Gefahr kam, nicht nur ein herrliches Gespann Pferde, sondern auch das geladene große Gut zu verlieren, habe sie, als er durch Fürbitte St. Leonard's der Gefahr entgangen, hierher machen lassen. —

98. Das Gelübde.

Um 1388 lag Herzog Stephan von Bayern in mehrfacher Fehde, zumal mit der Stadt Augsburg, und zog sich Kampf oder Scharmutz da- und dorthin. Wie er nun so stritt, halfen ihm insonderheit auch die zwei Frauenberger. Davon hieß der Eine Wilhelm, der Andere Christian, und die Zwei thaten Denen von Augsburg Schaden und Schabernack an, was viel sie nur konnten, denn sie hatten's nicht allein des Herzogs wegen mit ihnen; vielmehr bedrängten sie dieselben noch aus anderer Ursache. Die war aber gerecht genug.

Da es nun wieder einmal drauf und dran ging, hieben sie ganz gewaltig ein, wurden aber unversehens von zu viel frischem Volk angegriffen, und blieb ihnen zuletzt nichts, als die Flucht. Auf der sprengten sie Zick Zack hin und her, stets den Feind hinter sich, bis sie an die Isar gelangten. Nun galt's, über das wilde Wasser zu setzen. Alsbald riefen sie zu Gott um Hilfe, thaten ein Gelübde auf denselben Ort am Ufer, setzten muthig in den reißenden Strom und kamen gesund und wohl hinüber, Mann und Roß. Die Augsburger hingegen hatten das leere Nachsehen.

Just waren die zwei Frauenberger daran, ihr Gelübde zu lösen und ein heiliges Gebäude aufzuführen, hatten auch das Geld schon ausgewiesen, daß kein Hinderniß mehr eintreffen könne — als die große Noth mit den Türken entstand und König Sigismund von Ungarn die Christenheit um Hilfe anrief. Auf Dieß machten sich Christian und Wilhelm von Frauenberg mit vielen Anderen auf, gegen den Bajazet zu ziehen; den Bau unterließen sie, der Meinung, bald heimzukehren und dann Hand anzulegen.

Aber sie kehrten nimmer und nimmer heim.

Denn als die Schlacht von Nicopolis geschlagen war, darin der Bajazet Sieger blieb, und, wie Jeder weiß, alle Gefangenen ermorden ließ, welche über zwanzig Jahre zählten, starb Christian, der Frauenberger, mit vielen anderen Edlen vor den Augen des Bajazet, Wilhelm aber war in der Schlacht gefallen. —

Davon kam die Kunde zu großer Klage ihres Geschlechtes gen

Land Bayern — die zwei Frauenberger hatte Gott aus einer Gefahr gerettet, damit sie in einer andern erlägen. Also war's in seinem ewigen Rathschlusse. Das nahmen die anderen Frauenberger zuletzt in christlicher Demuth hin, ließen viel beten für das Seelenheil der Gefallenen; damit aber selbes Gelübde dennoch erfüllt werde, legten sie noch mehr zu Dem, was bestimmt war, und in Kurzem stand das Gotteshaus im Isarthal.

Also nannten sie es „Thal-Kirchen." —

99. Die demüthige Bettlerin.

Graf Konrad gedachte zur Abbüßung seiner Sünden in das gelobte Land wider die Ungläubigen zu ziehen. Er hatte aber ein jugendliches und edles Weib, Kunigunde; der blutete das Herz bei dem Gedanken, ihren Herrn und Gemahl von sich scheiden und vielleicht nie wieder kommen zu sehen. In solcher Bedrängniß des Herzens wandte sich die Gräfin zur Mutter des Herrn mit der innigsten Bitte, es möge der Sinn ihres Herrn und Gemahls von dem gefaßten Vorhaben abgelenkt werden. So dieß geschehe, wolle sie zu Dank eine schöne Kirche in Wasserburg bauen. Das Flehen der Gräfin fand Erhörung, Konrad änderte seinen Sinn und zog nicht nach Palästina.

Nun ließ Kunigunde, treu ihrem Gelöbnisse, berühmte Baumeister verschreiben, die mußten ihr Pläne vorlegen und bald den Anfang machen, einen stattlichen Bau in's Werk zu führen. So erhob sich dann die Kirche herrlich und schön, eine Zierde Wasserburgs. Aber der Graf war unterdessen in Fehden verwickelt worden. Er wurde besiegt und mußte nach Ungarn flüchten. Das war ein furchtbarer Schlag für Kunigunde. Ihr Haus sank in Armuth; wie wollte sie noch ihr Gelübde erfüllen und den begonnenen Bau zu Ende führen? Da faßte sie einen schönen, heldenmüthigen Entschluß, setzte sich als Bettlerin des Herrn vor die Thüre des Gotteshauses und sprach alle Eintretende um ein Almosen für den Kirchenbau an. — Wie die Wasserburger ihre edle Frau und Herrin so sehr erniedrigt und gebeugt sitzen sahen, wurden sie tief im Herzen gerührt und brachten reichliches Opfer. Jung und Alt kam mit vollen Händen, auch die Aermsten wollten nicht zurückbleiben und trugen ihr Scherflein bei. So stieg der Riesenbau, rascher als man geglaubt hatte, empor, bald war nichts mehr als das Achteck des Thurmes zu bauen übrig; da sollte die gute Gräfin von hinnen scheiden und nicht mehr die Freude erleben, bei dem Feste der

Einweihung der Kirche zu Ehren des heiligen Apostels Jakobus zugegen zu sein. —

Bis heute ist der Thurm der St. Jakobs-Kirche unvollendet geblieben, nur ein Nothdach schützt ihn vor Sturm und Wetter. —

---

100. Das Münster zu Straßburg.

Der gefeierte Lieder-Componist Joseph Panny (geboren am 23. October 1794 zu Kollmützberg in Nieder-Oesterreich und gestorben zu Mainz am 7. September 1838) besuchte während seiner Kunstwanderungen auch die Stadt Straßburg, um namentlich das weltberühmte Münster daselbst zu sehen. Und über den gewaltigen, hehren Eindruck, den dieser Wunderbau auf ihn machte, schrieb er unter Anderem an Einen seiner Freunde:

„... Sie hätten bei mir sein sollen! Was sind meine Worte, wenn Sie Goethe's Stimme über das Münster vernommen haben, und diese blieb Ihnen gewiß nicht unbekannt! Aber mein Herz ist so voll, und mein ganzes Sinnen habe ich diesem Münster gegeben. — Ehrenreiches Zeugniß dieses — für mich! Man denkt da nur an die Kraft der Religion in der Vorzeit — und in der Gegenwart erquickt man sich wahrhaft noch an der Blüthe ihrer Werke! Religion und Kunst — was habt ihr nicht alles Große vollbracht! Gedeihet beide! O trennet niemals euere Verschwisterung! Ohne euch — sind wir und vermögen wir nichts, ja, ja — gar nichts!... Wie schon das Aeußere dieses Münsters mich ergriffen hat, mit dem imposanten Hauptportale, über dem ein Wald von steinernen Bäumen zur luftigsten Höhe emporwurzelt! Und wie verzweigen sich diese Bäume wieder zu kleinen Kapellen, aus deren Nischen die Bilder der Heiligen hervornicken als Wegbahner dort hinauf — zum Ewigen! — Ein steinernes „Sursum corda!" — Ja, diese Bäume scheinen sogar fortwährend Opfer der Dankbarkeit den Heiligen zu bringen für ihre Treue zu dem Weltheiland; denn aus ihren Kronen und Wipfeln scheinen sie die lieblichsten Rosetten ohne Unterlaß herabstreuen zu wollen! Welche Geduld mußten diese Meisler und die Steinmetzen und die Bauleute haben — diese fleißigen Alten! Ihre Geduld ist hier gleichsam versteinert den Nachkommen aufbewahrt. Man sieht sie in der Vollkommenheit jedes Blättchens unter den Tausenden von Blumen, in den verschiedenen, nie sich ähnelnden Faltenwürfen der Gewänder und an den unzähligen Köpfen. Diese Köpfe — sind schon höchste, allerhöchste Meisterschaft. — Und die Fenster-Rose hab' ich auch beschaut! Ich dachte so im Stillen:

wie viele Millionen Augen mögen schon seit Jahrhunderten darauf geruht haben — feurig, entzückt und wie im Himmel schwelgend. Ich schwelgte mit, und Sie hätten auch mit mir geschwelgt in solchem Genusse — wären Sie nur bei mir gewesen! — Ich betrat mit frommer Ehrfurcht das Innere dieses Heiligthums. Ein Anblick — wird mir unvergeßlich bleiben! Ein sonnengoldner Tag beleuchtete die Rose. Das muß man sehen! Diesen Effect kann man nur empfinden — er läßt sich nur fühlen. Ein unnennbar-hehrer Rubinen- und Diamantenschimmer verbreitet sich in die ungeheueren Räume, und gibt einen ganz eigenthümlichen Farbenton den weißen Säulen. Die sonnbeglänzte Rose erscheint als die erhabenste, alle Herrlichkeit jenseitiger Verklärung abstrahlende Monstranz, die gleichsam von der Hand des Allerhöchsten selbst hier den Frommen dargehalten wird. — Und als ich auf dem geweihten Boden stand, dessen Platten unzählige Gräber bergen, längst hohl und leer, und nur zum dumpfen Wiederhalle noch geschäftig, der auch an die dereinstige Zerstäubung der noch Lebenden mahnt; und als ich bemerkte die kunstvolle, golddgeschmückte Kanzel, von welcher das ewige Gold der christlichen Wahrheit allsonntäglich ausgestreut wird, mit dem Thaue des himmlischen Trostes für wunde Herzen; und als ich in das schauerliche Gewölbe ging, wo die Büßer sonst das harte Joch des Bösen abschüttelten: da war es mir, als sei die Zeit vorüber, und vor mir öffne sich die Ewigkeit ..." —

101. Ein Frankfurter, der doch nicht geizig ist!

(Pfarrer A. Hungari erzählt:)

In dem so freundlich gelegenen, nur von Protestanten bewohnten Marktflecken Rödelheim wählten zu Anfange dieses Jahrhunderts zwei katholische Familien ihren Aufenthalt für die Sommertage und sicherten denselben durch einen bedeutenden Güter-Erwerb; es waren der Königlich bayerische Geheimerath Anton Maria von Schweitzer und der Banquier Georg Brentano de la Roche, Beide Bürger der Stadt Frankfurt am Main.

Zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen wurde zuerst der Saal in einem Wirthshause gemiethet, und darin ein Tragaltar aufgestellt; im Jahre 1819 erwarb man sogar ein bescheidenes Kirchlein,*) und zum Erstenmale seit dreihundert

*) Die Kirche wurde am 18. October 1819 durch den Hochwürdigen Herrn Lothar Franz Marx, Doctor der Philosophie und Theologie, wie auch Direktor an der Liebfrauen-Kirche zu Frankfurt am Main, eingeweiht.

Jahren klang hier wieder das friedliche Meßglöcklein; fromme Geistliche aus den umliegenden Dörfern versahen freundnachbarlich die Seelsorge; und schon im Jahre 1833 schickte der Hochwürdigste Bischof von Mainz einen Pfarrvicar, der hier seine Wohnstätte aufschlug, indem sich nach und nach eine kleine Gemeinde gebildet hatte.

Bereits im Jahre 1841 dachte man daran, die Stiftung einer eigenen Pfarrei zu begründen, und der so edelsinnige und hier so wohlthätig wirkende Herr Georg Brentano de la Roche, um in den Besitz der dazu nöthigen Capitalien zu gelangen, schlug vor: auch in der ganzen Brentano'schen Familie eine Collecte zu veranstalten, und schickte deßhalb mich, den damaligen Pfarrvicar, mit einem Empfehlungsschreiben zu den einzelnen Mitgliedern der Familie, damit ich deren Güte um einen Gottespfennig zu dem guten Werk anspräche.

Donnerstags am 13. Mai, dem Tage des heiligen Servatius, war es, als ich um zehn Uhr des Morgens mit meiner Liste zu Herrn Georg Brentano de la Roche (der in dem sogenannten „goldnen Kopf" in der großen Sandgasse wohnte) in's Comptoir trat, um ihm den Erfolg meiner Wanderung vorzulegen. Bei ihm befand sich damals der Kaiserlich russische Gesandte und bevollmächtigte Minister am deutschen Bunde, Herr Peter von Oubril.

Mit sichtbarer Freude durchlief sein Auge die schon mit einigen tausend Gulden bedeckte Liste; er lächelte und lächelte wieder und rief dann auf Einmal, als alle Namen gelesen waren, mit der ihm eigenthümlichen, anmuthig scherzenden Heiterkeit: „Halt! halt, guter Freund! da ist ja noch Einer vergessen! Ich meine unseren lieben, lieben **Stephan von Guaita.** Gehen Sie auch zu Diesem hin; unser Stephan ist zwar in der ganzen Stadt als sehr geizig verschrien, aber mit Unrecht; o, unser Stephan ist gar gut; er giebt viel, mitunter Namhaftes, jedoch im Stillen; er liebt das Geräusch nicht! Er ist indessen ein Original, zuweilen abstoßend im Versagen; doch fassen Sie Muth, und verziehen Sie ja die Miene nicht, wenn er vielleicht in derbster Art Sie zurückweiset! Während sein Wort scheinbar das Kleinere verweigert, hat sein Herz schon das Größere zum Geben in Bereitschaft! Wenn Sie recht ruhig, bescheiden und freundlich bleiben, ergeht's Ihnen vielleicht, wie sonst unseren guten Kapuzinern beim Terminiren; denn noch in demselben Augenblicke, während man ihnen grob in's Angesicht sagte: „„Ich gebe dieses Mal nichts!"" warf man ihnen schon ein Almosen in die Kapuze, wenn sie sich mit ungetrübter Freundlichkeit nach der Thüre wandten und demüthiglich flüsterten: „„Verzeihen Ihro Gnaden!"" — Es geht bei solchen

delicaten Gelegenheiten, wie eben die unsere ist, nichts über eine gute, echte Kapuziner-Natur! — Vor dieser Kapuziner-Resignation habe ich indessen immer einen großen Respekt gehabt!" —

Bei diesen Worten klatschte der russische Gesandte, der diesen Unterricht an mich mit der sichtbarsten Theilnahme angehört, laut in die Hände und rief unter Lachen: „„Nun, wenn der Stephan einen Beitrag leistet, gleichviel in welcher Summe, so gebe ich auch Einhundert Gulden dazu!""

Ich empfahl mich meinen hohen Gönnern und ging auch mit Muth, indem ich ja einen so vortrefflichen Unterricht empfangen und auf's Neue Einhundert Gulden aus der Hand eines Kaiserlich russischen Diplomaten zu erwarten hatte. —

Ich stand vor dem eisernen Gitterthore des großen Hauses Lit. E. Nr. XVIII. oder 9 (neu) auf der Neuen-Mainzer-Straße; man sah durch das Gegitter auf einen herrlichen Garten im Hintergrund, aus dem die üppigsten Nägleinblüthen den kostbarsten Duft herüberhauchten; es war so feierlich, so friedlich dort, und nur das Jubiliren der vielen Vöglein unterbrach die Stille, welche die Stille eines abgeschiedenen Klostergartens zu sein schien.

Ich zog die Schelle; das Thor öffnete sich; ein Diener meldete mich; ich wurde vorgelassen; Herr Stephan von Guaita, mit einem grauen Oberrocke bekleidet, empfing mich; er trat dicht vor mich hin, ohne mir einen Sitz anzubieten, sah mir scharf in's Auge, schon forschend nach meinem, des Fremdlings, Begehren, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch:

von Guaita: Wer sind Sie denn?

Ich: Der katholische Pfarrvicar von Rödelheim.

von Guaita: Da sind Sie eigentlich nicht viel!

Ich: Das steht richtig, gnädiger Herr! aber ich möchte mehr, ich möchte dort Pfarrer werden.

von Guaita: Und was wollen Sie zu dem Zwecke bei mir? Ich bin ja kein Bischof!

Ich: Ich wollte Sie, gnädiger Herr! ganz ergebenst um einen milden Beitrag bitten — zur Stiftung eines Pfarrbesoldungs-Capitals.

von Guaita: Dacht' ich mir's doch gleich, daß Sie mich anbetteln wollen, weil Sie einen so großen Papierbogen in der Brusttasche haben. Um die Sache kurz zu machen: **Ich** gebe nichts! Wer kann all den Bettlern geben! Wer in der Welt kann diese großen Bettelschriften ausfüllen! Abgründe sind das, unausfüllbare Abgründe! Wahrlich (in steigender Aufregung gesprochen), diese unerträgliche Bettelei ist eine Abart ägyptischer Plage, die uns

Frankfurter vom frühen Morgen bis in die späte Nacht martert! Zum Schutze der Bürger sollte die Polizei einmal die Stadt Frankfurt, und zwar auf mehrere Jahre, von allen Seiten zuschließen, damit ja diese vielen und frechen Bettler nicht mehr hereinkommen könnten!

Ich: Aber, Verehrtester! das hieße ja auf allen Seiten und auf mehrere Jahre den Segen Gottes von der so glücklichen Stadt Frankfurt abschließen; und gesetzt auch, die Obrigkeit verschlösse wirklich die Stadt: die **Herzen** der Frankfurter vermöchte sie nie und nimmer zu verschließen! Ich glaube, die guten Frankfurter würden in diesem Falle ihre Almosen über die Stadtmauern und durch die Thorspalten den Armen zuwerfen! Den Frankfurtern ist die Barmherzigkeit angeboren!

von Guaita (nachdem er einen Augenblick geschwiegen und mich noch schärfer als seither angeblickt): Wozu dieser nutzlosen Reden? Ich gebe nichts! Ich gebe Ihnen gar nichts! Wenn Sie durchaus Pfarrer zu Rödelheim werden wollen, so wenden Sie sich an den Brentano in der Sandgasse; der hat ja ein großes Gut in Rödelheim! Lassen Sie sich von dem geben; der hat; der ist reicher als ich! — —

Ich: Nun, so verzeihen Sie, gnädiger Herr, daß ich so frei gewesen und es gewagt, Sie mit diesem Anliegen zu belästigen! — —

Ich ging; — und während ich mich an der Thüre zur Empfehlung verbeugen wollte, war Herr Stephan von Guaita bereits in einem Seitengemache verschwunden.

Obgleich ich nun, dem Rath aus der Sandgasse folgend, keine Miene verzogen hatte, so zeigte sich mein Gesuch doch ohne allen Erfolg. „O weh," dacht' ich im Hinausgehen, „die Einhundert Gulden vom Kaiserlich russischen Gesandten sind jetzt gleichfalls verloren!" — —

Kaum aber befand ich mich draußen am eisernen Gitterthore — horch! — da rief's hastig von der inneren Hausthüre her: „„St! St!""

Ich sah mich scheu und schüchtern um — und siehe da! — Herr Stephan von Guaita winkte mir, in's Haus wieder einzutreten.

Und nachdem ich eine kurze Zeit im Empfangs-Zimmer allein gestanden, kam er zu mir zurück, überreichte mir, unter den Ausdrücken des herzlichsten Wohlwollens, sage: vierhundert Gulden in Gold, klopfte mir zutraulich auf die Schulter und bemerkte: „„Es hat mich in der Seele gefreut, daß meine barsche Anrede Ihnen das Concept nicht verrückte, und daß Sie einen so festen Glauben an die

Güte der Frankfurter haben; der soll Ihnen durch mich nicht genommen werden! Auch handelt es sich hier um ein religiöses Werk, das reichen Segen stiften kann!"" — —

Ich wollte dem so großmüthigen Geber gerührt danken — und fort war er; ich sah ihn nicht mehr. — —

Ich flog mehr als ich ging in die Sandgasse, und Herr Georg Brentano de la Roche jubelte laut auf, legte die beiden Hände verschlungen auf den Rücken und sprach: „Sagt' ich's nicht — unser **Steffchen** hat ein gutes Herz! **Unser Steffchen ist nicht geizig!** Das soll aber auch die ganze Familie erfahren! Und auch Ihnen, Herr Pfarrvicar, muß ich das Lob sprechen: daß Ihre Art zu bitten von echter Kapuziner-Art gewesen sein muß, weil sie eine so ansehnliche Gabe eingebracht hat! Ich glaube, Sie werden recht bald unser Herr Pfarrer zu Rödelheim sein und **ich** ihr besonders folgsames Pfarrkind! Ich lade Sie heute zu Tische! Wir leeren dann ein Glas echten Rheinweins auf das Wohl unseres vortrefflichen Steffchens!"

Der Kaiserlich russische Gesandte, schriftlich durch Herrn Georg Brentano de la Roche von dem Erfolge schnell benachrichtigt, schickte am Nachmittag Einhundert Gulden in die Sandgasse.

Die Rolle wurde in Empfang genommen, gerade in dem Augenblick, als wir eine Flasche kostbaren 1834r Geisenheimer Weines auf das Wohl des Herrn Stephan von Guaita leerten. — —

Seit dieß geschehen, sind Jahre dahin, und drei Gräber auf dem ehrwürdigen Kirchhofe zu Frankfurt am Main verschließen die drei edlen Männer, deren Namen in der vorgeführten Erzählung genannt wurden! — —

So oft mich der Weg über die Neue-Mainzer-Straße führt, bleib' ich an dem eisernen Gitterthore des Hauses Lit. E. Nr. XVIII oder 9 (neu) stehen und schaue hindurch nach der Hausthüre. Mir ist's dann immer, als hört' ich noch so deutlich, wie damals, das freundliche „„St! St!"" des Herrn Stephan von Guaita. — — Dieser wahrhaft edelsinnige Herr Peter Stephan von Guaita, Bürger und Rentier zu Frankfurt am Main, starb daselbst am 15. Mai des Jahres 1848, in einem Alter von 76 Jahren und 7 Tagen.

Die großartige Barmherzigkeit dieses frommen katholischen Christen, dieses Ehrenmannes in der lautersten und höchsten Bedeutung dieses Wortes, ist und bleibt besiegelt für alle Zukunft durch die merkwürdigen milden Stiftungen zu Gunsten der Armen in seiner Vaterstadt, die sein bereits am 18. Mai 1846 errichtetes

Testament näher bezeichnet und das hier im Auszuge, in des Erblassers eigenen schlichten Worten, folgen soll:

§ 2. 7) a) Dem Vorstande der römisch-katholischen Kirchen-Gemeinde dahier ein Kapital von fl. 5000 — sage fünftausend Gulden, mit der Bestimmung, aus den Zinsen, so weit diese nöthig, alljährlich am 25. August in der Dompfarrkirche dahier ein feierliches Jahrgedächtniß für mich und meine Familie abhalten zu lassen. Den Ueberschuß an Zinsen überweise ich der römisch-katholischen Armenanstalt dahier, welcher ich weiter verschaffe zur Kapitalanlage fl. 5000 — sage fünftausend Gulden;

b) dem Allgemeinen Almosenkasten dahier zur Kapitalanlage fl. 5000 — sage fünftausend Gulden;

c) dem Hospital zum heiligen Geist dahier desgleichen fl. 5000 — sage fünftausend Gulden;

d) dem Versorgungshause dahier desgleichen fl. 5000 — sage fünftausend Gulden;

e) dem Waisenhause dahier, desgleichen fl. 5000 — sage fünftausend Gulden;

f) der römisch-katholischen Schullehrer-Wittwen- und Waisenkasse hier desgleichen fl. 5000 — sage fünftausend Gulden;

g) der Taubstummen-Erziehungsanstalt dahier zwei in meinen Händen befindliche Actien dieser Anstalt à fl. 600 jede, nebst den darauf haftenden Zinsen;

h) der Blinden-Anstalt dahier fl. 500 — sage fünfhundert Gulden;

i) jeder der beiden Kleinkinderschulen fl. 500 — sage fünfhundert Gulden;

k) der Armenklinik dahier fl. 500 — sage fünfhundert Gulden;

l) dem Rochushospital dahier fl. 500 — sage fünfhundert Gulden;

m) dem Dr. Christ'schen Kinder-Krankenhaus dahier fl. 500 — sage fünfhundert Gulden;

n) der Dr. Senkenberg'schen naturforschenden Gesellschaft dahier zur Kapitalanlage fl. 1000 — sage tausend Gulden; endlich

o) dem Dr. Senkenberg'schen Bürger-Hospital dahier zur Kapitalanlage fl. 4000 — sage viertausend Gulden.

8) Hinsichtlich meiner Dienerschaft verordne ich, daß:

1) meine Köchin Käterle fl. 400 — sage vierhundert Gulden,

2) mein Kutscher Hermann Dahmer fl. 400 — sage vierhundert Gulden, in jedem Falle;

ferner, wenn bei meinem Ableben noch in meinen Diensten:

3) mein Kammerdiener Johann Conrad Engelbach (Georg gerufen) fl. 400 — sage vierhundert Gulden,

4) mein Diener Friedrich Ludwig Cromm (Louis gerufen) fl. 200 — sage zweihundert Gulden,

(5 und 6 sind weggefallen),

außerdem bei meinem Ableben noch ein Trauergeschenk von fl. 100 — sage hundert Gulden, erhalten sollen.

Mein, bei meinem Ableben in Geisenheim befindlicher Gutsverwalter soll ein Geschenk von fl. 200 — sage zweihundert Gulden, ein- für allemal erhalten.

12) Das von mir kürzlich erkaufte, meinem Wohnhaus gegenüber gelegene, mit Lit. E. Nr. 18 (XVIII) bezeichnete Besitzthum, sowie ein Kapital von fl. 200,000 — sage zweihunderttausend Gulden, verschaffe ich der, falls ich sie nicht schon bei meinen Lebzeiten in's Leben gerufen, hiermit von mir gegründeten Stiftung, einer Versorgungsanstalt nämlich für hilfsbedürftige rechtschaffene, unverheirathete, oder verwittwete, in der Regel nicht unter 60 Jahren alte Männer der drei anerkannten christlichen Confessionen zunächst aus hiesiger Bürgerschaft, in der Art, daß die Aufgenommenen Kost, Wohnung und Pflege finden sollen. (Louise und Stephan von Guaita'sche Stiftung.)

13) Während dahier eine Reihe von weiblichen Versorgungs-Anstalten, ebenso mehrfache einzelne Stiftungen zu Gunsten von Wittwen und Töchtern lutherischer Religion bestehen, findet sich Nichts der Art für Frauen und Töchter katholischer Religion.

Ich glaube daher einem wirklichen Bedürfnisse abzuhelfen, und eine, in den vielen Wohlthätigkeits-Anstalten hiesiger Stadt bestehende Lücke auszufüllen, wenn ich zu Gunsten von Frauen und Töchtern der römisch-katholischen Confession etwas Aehnliches stifte.

Ich bestimme also und verschaffe ein Kapital von fl. 200,000 — sage zweihunderttausend Gulden, einer, für den Fall sie nicht während meiner Lebzeit noch in's Leben gerufen sein sollte, hiermit von mir gegründeten Stiftung, welche den Namen

von Guaita'sche Stiftung

führen soll, und den Zweck hat, aus den Zinsen jährliche Pensionen von etwa vierhundert Gulden bis fünfhundert Gulden an würdige und bedürftige Frauen und Töchter römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses zu verabreichen. —

---

102. Ein frommer Knabe.

(Aus: Frauenspiegel von J. P. Silbert.)

Franz von Combes war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geboren zu Riom in Auvergne.

Die Mutter, welche seine Erziehung mit aller Sorgfalt betrieb, erzählt von ihm:

„Kaum begann die Vernunft dieses geliebten Kindes sich zu entwickeln, so zielte ich, sein zartes Herz durch Erzählungen aus der heiligen Schrift zu Gott emporzurichten. Nichts aber rührte Franz so sehr, als die Leidensgeschichte unseres Herrn; oft brach er darüber in heiße Thränen aus. Innig zogen ihn zumal Leidensbilder an; er kniete sich davor nieder, breitete seine kleinen Arme in Kreuzesform aus, seufzte, daß er ein so großer Sünder wäre, und wirklich hielt er sich für einen solchen; denn er schauderte vor seinen geringsten Fehlern, die ich ihm mit Sorgfalt verwies. Er war damals fünf Jahre alt, und wurde in dieser Zeit von manchen Krankheiten befallen. Ich hörte ihm einst zu, wie er betete und Gott sein Herz und seine Seele zum Opfer brachte. Auf diese Krankheiten erfolgten allerlei kleine und schmerzliche Geschwüre, zumal an beiden Füßen, und er sagte zu mir: „Mutter, bin ich nicht recht glücklich, daß unser geliebter Heiland Jesus Christus der Gnade mich werth hält, gleich Ihm derlei Ehrenzeichen zu tragen?“ — Er bat das Kammermädchen, das ihn bediente, ihn ja nicht mit Schonung zu behandeln, weil er um Jesu willen gerne etwas leiden möchte. Als wir einst auf dem Lande waren, und ein Husar in's Zimmer trat, dessen Angesicht mit Narben bedeckt war, faßte der Knabe den Säbel dieses Mannes scharf in's Auge und sagte, dieses Messer gemahne ihn an das Schlachtmesser Abraham's, als er seinen Sohn Isaak opfern wollte. — „„Und was meinst du, kleiner Freund,““ antwortete ich hierauf, „„wenn Gott diesen Mann hierher gesandt hätte, dich zum Opfer zu schlachten?““ Der Knabe erschrack über den kriegerisch ernsten Blick dieses Mannes, sprach aber gleich: „Mutter, ich würde Gott gehorchen!“ — Nichts war dem Knaben lieber, als der Anblick der Armen. Er suchte seine besten Worte, sie zu trösten, brachte ihnen zu essen und fühlte sich geehrt, ihnen zu dienen. Zuweilen pochte er an meinem Zimmer und sprach: „Mutter, komm geschwind heraus, der Herr harret deiner an der Thüre, Er zittert vor Kälte, Er ist verwundet u. s. w.!“ und antwortete ich nicht sogleich, so brach er nie in Vorwürfe aus, daß ich unsern Heiland leiden ließe. Auch konnte man ihm nicht leicht eine empfindlichere Strafe anthun, als wenn man ihm wehrte, den Armen zu dienen.

Oft ersuchte er mich, mit ihm zu beten, und ich erstaunte, wie wunderbar die Gnade des heiligen Geistes dieses junge Herz belehrte, das seine Eigenliebe schon in so zartem Alter erkannte und großmüthig bekämpfte. Als er sich zur heiligen Firmung vorbereitete

und ich ihm sagte, ich wollte ihm ein violettes Kleid mit goldenen Knöpfen machen lassen, da fragte er mich, ob unser Heiland auch derlei Knöpfe getragen habe, und bat mich, ihm keine Eitelkeit einzuflößen.

Einmal, da eine Frau aus ziemlich unbilligem Grunde sich heftig gegen mich ereiferte, wollte er mich entschuldigen; denn der höchste Unwille gab sich in seinem kleinen Angesichte kund. Sein Schmerz brach in Thränen aus und er sagte mir in Gegenwart dieser Person: „Mutter, wie möget Ihr doch so lange auf dieser Welt bleiben? Gehen wir in den Himmel und lassen wir diese gute Frau auf Erden zanken, so lange sie will!“ Ich wollte ihn beruhigen und sprach: „„Du siehst ja, kleiner Freund, daß sie mir dieß nur im Scherze sagt!““ Er gab zur Antwort! „O des garstigen Scherzes, der Gott beleidigt und meiner Mutter Verdruß macht!“

So war Franz im fünften Jahre.

Alle seine kindlichen Beschäftigungen und Spiele begann er mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Er konnte es nicht leiden, daß die Dienstleute heftige Reden führten. „Wisset ihr auch,“ sprach er zu ihnen, „daß Gott euch hört und daß derlei Reden in der Todesstunde euch sehr gereuen werden?“

Immer hatte er Gott vor Augen, und nicht selten klagten die Dienerinnen, die in seinem Zimmer schliefen, daß dieses Kind wenig schlafe und sehr oft mit lauter Stimme bete. Wenn er vermuthete, daß ich bei der heiligen Kommunion war, kam er mir entgegen, küßte die Stelle meines Herzens und betete zum Herrn, daß Er bald auch in sein Herz kommen möchte, und inbrünstig seufzte er nach dem Alter, wo er das göttliche Sakrament selbst empfangen dürfte. Der Gedanke, daß er einst Priester werden sollte, wirkte so tief auf ihn, daß er sogar den Schatten des Bösen mied. Sein Wandel war beinahe immer im Himmel.

Franz kam von Hause weg und besuchte auf Anordnung des Königs die Militärschule. Bald nach seiner Abreise erhielt die Mutter Nachricht, ihr Söhnlein sei erkrankt. Sie erbebte, gleichwohl sprach sie: „„Herr, Der Du alle Dinge kennst und mir dieses Kind gegeben hast, dessen Herz so vortreffliche Früchte für Deine Ehre verheißt, Dein heiliger Wille geschehe! Trotz allem Erbeben der Natur fühle ich eine geheime Freude, daß ich das Theuerste, was ich auf Erden habe, Dir opfern kann! Ich bin zu Allem bereit, Herr, zu Allem! Und erwartest du, mein liebes Kind, nur noch den Segen deiner Mutter, um aus diesem Leben zu scheiden, so wäre es höchst unbillig, dir ihn vorzuenthalten. Dein Wille, Herr,

geschehe!"" Deßungeachtet zerfließt die Mutter in Thränen und wartet kummervoll von einem Posttage zum andern. „„Endlich,"" erzählt sie, „„am Feste des heiligen Franz von Sales, dem Namenspatron meines Sohnes, trieb eine lange und schwere Ahnung mich scheu zurück, als der Briefbote mir begegnete. Eine innere Stimme rief mir: „Warum fliehst du das Kreuz?" Ich faßte mich, kehrte um und fragte ihn beklommen, ob er einen Brief für mich habe. Er übergab mir ein Schreiben. Ich eilte in die heilige Messe, empfing die heilige Kommunion, empfahl mich dem Herrn, öffnete zitternd den Brief, und — ersah den himmlischen Geburtstag meines Kindes. Meine Thränen strömten; doch die Gnade siegte."" —

---

103. Ein frommes Mädchen.

(Aus: Die Jungfrau von Orleans von Dr. Guido Görres.)

Johanna von Ark wurde in den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts zu Domremy, einem kleinen Dorfe Frankreichs, geboren. Ihre Eltern waren arme Bauersleute und hießen Jakob von Ark und Isabella Romee. Sie waren nach den einstimmigen Aussagen vieler Zeugen, unter deren Augen sie wandelten, fromme und rechtschaffene Leute, eines unbescholtenen Rufes. Sie dienten, wie die Zeugen erzählen, Gott mit einfältigem Herzen, erzogen ihre Kinder in Arbeit und Gottesfurcht, waren ehrbar in ihren Reden, gerecht in ihren Handlungen, und lebten mit ihren Nachbarn in christlicher Eintracht. Mit sauerm Schweiß gewannen sie nothdürftig mit Ackerbau und ein wenig Viehzucht ihr tägliches Brod; aber sie aßen dasselbe zufriedenen Herzens, und theilten auch den Armen gerne davon mit, auf daß auch ihnen einst am großen Schuldtage Barmherzigkeit von Gott zu Theil würde.

Johanna hatte noch drei Brüder und eine Schwester; sie aber zeichnete sich frühzeitig vor allen Uebrigen als ein ganz besonders gutes und frommes Kind aus. Noch gegenwärtig sind uns über ihre Kindheit die Aussagen von mehr als dreißig Augenzeugen jeden Ranges erhalten, von Hohen und Niedern, von Rittern und Priestern, von königlichen Beamten und Landleuten, von Frauen und Männern. Sie Alle stimmen einhellig darin überein, daß ihr Wandel von Kindheit an rein und unsträflich gewesen. Fast ein jeder dieser Zeugen weiß eine besondere Tugend an ihr zu preisen, die er sie ausüben gesehen. Nach diesen Zeugen war sie eines sehr sanften und mitleidigen Herzens, einfältig und arglos, aber von

hellem Verstande, züchtig in Rede und Wandel, fleißig in der Arbeit, demüthig, still und bescheiden und frei von Zorn und Ungeduld, aber von unerschrockenem Muthe in der Erfüllung ihrer Pflicht.

Vor Allem wissen sie uns nicht genug ihre Frömmigkeit zu rühmen; denn eine brennende Liebe zum ewigen Schöpfer alles Guten und Schönen und eine gänzliche Ergebung in Seinen Willen, das war das goldene Band, welches alle ihre Tugenden umschlang, und die klare Quelle, der sie entströmten. In Haus und Wald und Feld, überall war Gott ihr gegenwärtig, und Er ihr leitender Stern in Glück und Unglück. Das Haus Gottes war ihre eigentliche Wohnung, und wenn sie nur konnte, am Morgen und Abend, wohnte sie dem Gottesdienste bei. Sie ging häufig und gerne, mit großer Reue ihre Sünden zu beichten und sich mit dem Brode des Lebens zu stärken. Hörte sie auf dem Felde die Glocke das Volk zum Gebete rufen, und war ihr der Weg zur Kirche zu weit oder die Arbeit zu dringend, dann fiel sie unter freiem Himmel auf ihre Kniee nieder und betete. Am liebsten sprach sie von Gott und der heiligen Jungfrau. Wenn andere Mädchen nach der Arbeit müßig, scherzend und lachend die Straßen auf- und abgingen, dann fand man Johanna still in der Kirche, in einem Winkel betend oder auf ihren Knieen vor einem Kreuze, den Blick in tiefer Andacht auf den Heiland oder die schmerzensreiche Mutter geheftet. Dabei aber war sie nicht trübselig und düster, sondern fröhlich und liebte ein heiteres Gesicht. Nie hat ihr auch Jemand vorgeworfen, daß sie sich ihrer Gnaden und ihrer Andacht überhoben habe. Geduldig hörte sie manche Neckerei ihrer Gespielinnen an, die nichts an ihr zu tadeln fanden als ihre übergroße Frömmigkeit. Sie selbst tadelte Niemanden, wer nicht so lebte wie sie, war gegen Jedermann freundlich und liebreich, half und tröstete, wo sie nur konnte, also daß Johann Morel, ein Landmann von Greux, noch in seinem 70sten Jahre von ihr bezeugte, alle Bewohner des Dorfes hätten das fromme Kind lieb gehabt. Ein anderer Landmann, Simon Mösnier, bezeugte, als er krank gewesen, habe sie ihn mit der größten Sorgfalt verpflegt und mit liebreichem Herzen ihm Trost zugesprochen. Ein dritter Zeuge erzählt, ihr Mitleid mit den Armen sei so groß gewesen, daß sie ihnen nicht nur bei ihren Eltern und Freunden ein Obdach verschafft, sondern ihnen auch ihr eigenes Bett hergegeben und selbst auf dem Herde geschlafen habe. Das Geld, welches ihr von den Almosen übrig blieb, gab sie dem Priester, zur Feier des heiligen Meßopfers. Auch Perrin, der Küster von Domremy, bezeugte, sie habe ihm mehrmal bittere Vorwürfe darüber gemacht, weil er oft am Abende zum Ave Maria zu läuten

versäumt, und sie habe ihm Geld zur Belohnung versprochen, wenn er künftig ordentlicher darin sein wolle.

Johanna half in ihrer frühern Kindheit ihren Brüdern in der Feldarbeit, und trieb die Thiere ihres Vaters und die Heerde des Dorfes abwechselnd mit anderen Kindern auf die Weide; später brauchte die Mutter sie mehr in der Haushaltung, und sie hatte im Spinnen und Nähen eine große Geschicklichkeit. Unter den Mädchen des Dorfes hatte sie einige vertrautere Freundinnen; sonst war ihr der Umgang mit ehrbaren Frauen am liebsten; aber auch mit kleineren Kindern wußte sie sich wohl zu unterhalten, und sie waren gerne bei ihr. Eine Erholung für sie war der wöchentliche Bittgang nach einer kleinen Waldkapelle, die „Einsiedelei Unserer Lieben Frau von Bermont" genannt. Es lag dieser stille Ort auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe, in der Nähe eines alten Eichenwaldes. Vor dem Muttergottesbilde in der Waldkapelle zündete sie jeden Samstag Lichter an und betete andächtig.

So wandelte Johanna ihren stillen Weg unter den armen Leuten des Thales, und wer sie sah, der hatte sie lieb. Und dieses von allen Zungen so hoch gepriesene Kind, von welchem der Seelsorger und die Leute des Dorfes sagten, sie sei das beste Kind der ganzen Gemeinde gewesen, von welchem der Ritter Albert von Urchiis bezeugte, er habe sehnlichst gewünscht, der Himmel hätte ihm eine so gute Tochter verliehen; dieses Kind konnte weder lesen, noch schreiben, und seine armen Eltern konnten es nichts lehren, als das „Vater unser und das Glaubensbekenntniß." Man konnte an ihr erkennen, wie viel mehr ein Herz vermag, das sich Gott ganz hingegeben hat und Seiner Kraft voll ist, als alle Gelehrsamkeit und Weisheit.

Auch Das, was wir in der Lebensbeschreibung vieler Heiligen lesen, wie nämlich ihr innerer Friede und die Macht ihrer Liebe sich auch über die unvernünftigen Geschöpfe erstreckt, wird uns von Johanna in einem alten Tagebuche berichtet. Als sie nämlich noch klein gewesen und die Schafe gehütet, da seien die Vögel des Waldes und des Feldes, wenn sie ihnen gerufen, zu ihr, wie zu einer vertrauten Gespielin, geflogen und hätten ihr das Brod aus dem Schooße gepickt.

Unter höherer Einwirkung Gottes hat Johanna später durch unerhörte Thaten alle Völker des Abendlandes in Erstaunen gesetzt und in der Befreiung Frankreichs aus der Herrschaft der Engländer sich unsterbliches Verdienst erworben. Von Gott berufen und himmlischer Erscheinungen gewürdigt, trat sie in einem Alter von 17 Jahren auf, um Frankreichs Rettung und Befreiung zu vollführen.

Johanna war schön und wohlgebaut und groß für ihr Geschlecht, ihre Farbe weiß, das Auge dunkel, das Haar nach damaliger Rittersitte kurz und rund geschnitten. Sie war lebhaft und von ausnehmender Leibesstärke, kühn und gewandt in den Waffen, wie der beste Ritter. Sie war einfach und züchtig und von wenigen Worten; aber wenn es ihre göttliche Sendung galt, dann floß ihre Rede reich, begeistert und gewaltig, wie die einer Prophetin. Ihr Gesicht war fein und trug den Ausdruck der Milde und gottergebener Frömmigkeit. Aus ihrer ganzen Erscheinung aber leuchtete, nach dem wörtlichen Ausdrucke eines Augenzeugen, etwas wahrhaft Göttliches hervor.

Johanna fiel als Opfer fester Treue zu der Kirche und unüberwindlicher Liebe zu Jesus am 30. Mai 1431, in einem Alter von 20 Jahren, und zwar durch Feindes Hand. —

---

104. Die echte Liebe in ihrer Bewährung.

Man hat einst in der glänzenden Seestadt Genua zwei junge Männer gesehen, die sich gleichzeitig um eine, durch Herkunft, Schönheit und Tugend ausgezeichnete Jungfrau bewarben. Der Eine von ihnen, und zwar gerade Der, welchem ihre Neigung den Vorzug gab, ward abgewiesen; dem Andern, der wegen seines Ranges und Reichthums den Eltern gefiel, wurde sie zugesagt, und eine nicht ferne Zeit zur Vermählung angesetzt. Ehe jedoch dieser Zeitpunkt erschien, der für die Braut nicht minder, als für den Jüngling ihrer Wahl, nur ein trauervoller sein konnte, brach (im Jahre 1657) eine pestartige Krankheit aus, welche in ihrem raschen Fortschreiten furchtbar unter den Einwohnern wüthete; und es währte nicht lange, daß auch die blühende Jungfrau von der gräßlichen Krankheit ergriffen wurde. Voll Abscheu und Entsetzen eilte der Bräutigam hinweg; einzig nur von der Sorge geängstigt, ob in solcher Nähe nicht auch ihn schon der Zunder getroffen, verschloß er sich in sein Haus; und weil er offenbar auf nichts Anderes Bedacht nahm, als sein theures Leben zu retten, so ergab es sich klar genug, daß seine Liebe keineswegs so stark war als der Tod, und daß es keines Schwalles der Gewässer bedurfte, um sie auszulöschen.

Jetzt aber, in der Zeit des Schreckens, die alle Bande aufzulösen pflegt, stellte sein Rival sich ein, ohne der feindseligen und verächtlichen Behandlung zu achten, die er früher von den Eltern der Jungfrau erfahren; Niemand verbot ihm jetzt den Eintritt in

das Haus, das von Jedermann gefürchtet und gemieden wurde, und weder die dringenden Bitten seiner Mutter und Anverwandten, noch die drohende Gefahr vermochten ihn zurückzuhalten. Mit zärtlicher Sorgfalt widmete er sich nun dem Dienste der Kranken, deren vergilbtes und eingefallenes Angesicht in seinen verstörten Zügen kaum eine Spur der frühern Schönheit bewahrte, und auch die Nächte durchwachte er bei ihrem Lager. Seine Bemühungen wurden von dem glücklichsten Erfolge belohnt; die Kranke genas vollkommen, und blühte in aller Anmuth wieder auf; er selbst war von der Seuche unberührt geblieben.

Da fand sich bald nachher ihr Verlobter wieder ein, bezeugte in schön gesetzten Reden sein Entzücken, seine unaussprechliche und wohl auch aufrichtige Freude, und versäumte nicht, die Bemerkung einzuweben, wie erfreulich diese Wiederkehr ihrer Gesundheit mit dem nahen Zeitpunkte zusammentreffe, der seine innigsten Wünsche zu erfüllen bestimmt sei. Als die Braut diese Andeutung vernahm, warf sie ihrem Vater sich zu Füßen, zeigte auf den Freund, der sie am Rande des Grabes nicht verlassen, und rief: „Hier ist mein Retter, ohne dessen Treue Ihr keine Tochter mehr hättet; ihm allein gebührt meine Hand!"

Und ihre Bitte war allzu gerecht, um nicht die Gewährung zu finden. —

Wo zeigte sich in dieser Begebenheit die wahre Liebe? Gewiß nur da, wo sie erprobt wurde durch edle, aufopfernde, der eigenen Gefahr nicht achtende Hingabe und Treue! —

---

105. Eine Mutter sucht ihren Sohn.

Einer der strengsten einsamen Büßer oder Anachoreten der Vorzeit, der heilige Alipius, hatte in aller Stille seine Vaterstadt Adrianopel verlassen, und in ferner, verödeter Gegend eine seltsame Wohnung sich ausgesucht. Es war dieß die oberste Kammer auf einer der alten hohen Säulen, deren Ruinen noch jetzt hier und da im Orient sich vorfinden. In dieser engen und von allen Seiten offenen Kammer lebte er, der Sonnenglut, den Stürmen, den Regengüssen und jedem Ungemache bloßgegeben, in größter Abgeschiedenheit und bei überaus kärglicher Nahrung, seinen religiösen Uebungen.

Wir wollen hier auf die Frage nicht eingehen: in wie fern die Wahl einer solchen Lebensweise als ersprießlich oder nachahmenswerth sich rechtfertigen lasse; sondern, indem wir uns mit der

Andeutung begnügen, daß jede Zeit ihre eigenthümlichen Forderungen habe, und daß es jedenfalls leichter sei, über solche freiwillige Abtödtung zu spotten, als sich derselben zu unterziehen, wenden wir unser Augenmerk lieber auf eine ehrwürdige Frau, welche an Alipius und seinen Geschicken den innigsten Antheil genommen; nämlich auf seine Mutter.

Diese treue Mutter des Alipius war durch die Entfernung ihres Sohnes, dessen Sinnesart sie wohl kannte, nicht verletzt oder gekränkt worden; sie wußte seine gänzliche Hingabe an Gott zu achten; allein so wenig sie darauf Anspruch machte, ihn als Stütze ihres Alters zu besitzen, konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, völlig von ihm getrennt und von seinem Thun und Leiden ohne Kunde zu bleiben. So hatte sie denn gleichfalls die Heimath verlassen, um ihn aufzusuchen; und als sie endlich, nach vielen und mühsamen Wanderungen, seinen Aufenthalt aufgefunden, ward sie ihm mit Bitten und Betheuerungen nicht lästig, daß er herabsteigen und in das heimathliche Haus zurückkehren möchte; sie ließ vielmehr, am Fuße der Säule, eine kleine Hütte für sich aufrichten, wo sie von jetzt an ihre Wohnung nahm, um in der Nähe ihres Sohnes zu verweilen, ihm die wenigen Nahrungsmittel, deren er bedurfte, hinauf zu schaffen, und von seinem Gebete, seiner rauhen Lebensweise und den großen Erfolgen, die sein Beispiel und Wort auf zahlreiche verwilderte Menschen übte, Zeuge zu sein. —

In diesem Benehmen einer irdischen Mutter, welche im Hinblick auf höhere und überirdische Zwecke das natürliche Gefühl überwunden, erkennen wir das schwache Nachbild einer Treue und Hingabe, die, so unermeßlich die Größe und Fülle ihrer Opfer und Schmerzen, dennoch in den einfachen Worten ausgesprochen ist: „Neben dem Kreuze Jesu stand seine Mutter!“ — Die Säule, die er als schuldloser Büßer erstiegen, und auf welche er damals schon hingedeutet, als er lehrte: „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, werde ich Alles zu mir ziehen!“ war das nicht minder schreckliche als schmachvolle Holz des Kreuzes; am Fuße dieser Säule aber hatte Maria ihren Standort gewählt, als Zeuge und Theilnehmerin an seiner Todesqual, seiner Gott-verklärenden Geduld und Sanftmuth, seines hohepriesterlichen Gebetes, seines sühnenden Opfertodes. — Sie hatte es nicht über sich vermocht, vom Schauplatze der Schrecknisse fern zu bleiben; ihre Liebe drängte sie mit unwiderstehlicher Gewalt — mit ihrem Sohne zu leiden und zu sterben! —

---

106. Muttersegen.

Unter die merkwürdigen Begebenheiten, welche aber dennoch in einem allzuengen Kreise sich abschließen, um nicht der Vergessenheit anheimzufallen, gehört die Jugendgeschichte eines polnischen Edelmanns, Namens Stanislaus, aus der Familie Rupniew-Ujeyski, die eine der angesehensten des Landes war. Als derselbe zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von seinem Könige, Sigismund III., dem er als Geheimerath diente, mit einer wichtigen Botschaft an den Kaiser gesendet wurde, wollte er die Heimath nicht verlassen, bevor er nicht sein elterliches Haus noch einmal besucht und von seiner verwittweten Mutter Abschied genommen. Als er nun nach Landessitte die Kniee vor ihr beugte, um ihre Hand zu küssen, befestigte sie einen kostbaren Ring an seinem Finger und sprach: „Bewahre diesen Ring sorgfältig zu meinem Angedenken, und als ein Unterpfand, worauf ich meinen mütterlichen Segen gelegt habe!"

Der junge Mann, der, wenn schon in mancher Unordnung befangen, doch seiner Kindespflichten gewissenhaft eingedenk war, setzte nun getrost seine Reise fort, die ihn, wenige Tage hernach, am späten Abend vor dem Schlosse einer wohlbefreundeten Familie vorüberführte, wo er Einkehr nahm. So gastlich aber und so ehrenvoll die Aufnahme war, die ihm zu Theil wurde, sollte er hier dennoch ein herbes Leid erfahren; mit Schrecken bemerkte er am nächsten Morgen, daß sein Ring ihm abhanden gekommen; und da alles Nachsuchen fruchtlos blieb, so mußte er weiter ziehen, und sich mit der schwachen Hoffnung, das Kleinod wiederzufinden, bis zur Rückkehr vertrösten. —

Daß aber diese Hoffnung nicht grundlos gewesen, ergab sich zu seiner innigsten Freude, als er nach Beendigung seiner Mission, worüber mehrere Monate verstrichen, auf der Rückreise wieder in diesem Schlosse übernachtete. Denn nachdem er auf seinem Lager über die verschiedenen Plätze und Winkel nachgesonnen, die er am nächsten Morgen noch einmal sorglich durchsuchen könnte, erinnerte er sich mit einem Mal einer Kluft oder Spalte im Gebälke der Fensterbekleidung, die er in der Eile, als er den Ring dort niedergelegt, gar wohl bemerkt hatte, sowie einer leisen Anwandlung von Besorgniß, die ihn damals gemahnt, daß sein Kleinod hier nicht zum besten aufgehoben. Eilig machte er sich auf, zündete ein Licht an, untersuchte die Spalte und fand auch sogleich den Ring, der hineingefallen und seither unberührt darin verwahrt geblieben.

Aber zu der Freude des glücklichen Fundes gesellte sich in

seinem Herzen sofort ein anderer Gedanke. Er fing an, mit sich zu Rathe zu gehen, worin wohl eigentlich der Segen bestehen möchte, den seine Mutter, ihrer Versicherung nach, an diesen Ring geknüpft, und ob er denselben nicht etwa deßhalb in diesem Hause verloren und wieder gefunden, weil auch der darauf gelegte Segen hier seiner harrte? Sein Nachsinnen blieb dießmal nicht vergeblich; es war ihm, als ginge ein klares Licht auf in seiner Seele, und in diesem Lichte stand die Tochter des Hauses, die er bisher nur flüchtig beachtet hatte. Um sie warb er gleich am nächsten Tage, als ein den Eltern willkommener Freier; mit ihr vermählte er sich durch eben jenen Ring, und sie war es, die ihn durch ihre Sanftmuth und Güte von socinischen Irrthümern, von Unglauben und mancher Unsitte zu einem echt christlichen Lebenswandel führte; auch erzog sie ihm Söhne, welche dem Vaterlande zur Zierde gereichten, und von denen Einer als Bischof und Reichsrath zu hohen Ehren gelangte.

Oftmals, noch im Greisenalter, pflegte Stanislaus mit Thränen der Rührung von den großen Dingen zu erzählen, welche die Kraft des Muttersegens in seinem Leben zu Stande gebracht. —

---

107. Die Liebe einer Mutter zu ihrem blödsinnigen Sohne.

Der bekannte Reisende J. G. Kohl, der auch das katholische Irland durchwanderte, gibt uns eine rührende Beschreibung von seinem Besuch in einer armen Hütte dieses unglücklichen Landes; im Auszuge lautet dieselbe:

Da mein Freund etwas reisemüde dem Schlummer sich hingab, so machte ich am späten Abend noch einen Spaziergang am Ufer. Ich sah etwas an mir vorübergehen, und indem ich es genauer betrachtete, fielen Lichtstrahlen aus dem Fenster eines benachbarten Hauses auf den wunderlichen Blumenschmuck, den ich schon am Tage auf dem Haupte einer der Bettlerinnen von Bantry gesehen hatte. Es war die Mary Sullivan. Ich wünschte ihr einen guten Abend, und sie dankte mir freundlich. Ihre Geschäfte waren abgethan und sie war im Begriff, sich in ihre Wohnung zurückzuziehen. Da sie mir sagte, daß dieselbe nicht fern von der Stadt am Ufer der Bantry-Bai läge, so schloß ich mich als Begleiter an, um mir einmal die Hütte irischer Armuth bei Abend anzusehen.

Wir kamen über etwas unebenen Felsengrund und geriethen zuletzt, wie mir es schien, ganz vom gebahnten Weg ab. Aber

Mary Sullivan versicherte mir, daß es keinen andern Weg zu ihrer Schwester gäbe, bei der sie wohne. Ich möchte ihr nur die Hand reichen, sie wolle mich sicher führen.

Wenn man in eine irische Hütte hineinkriecht, so heißt die Redensart, welche der Sitte gemäß ist: „God save you all! Gott behüte Euch Alle!“ und die Antwort lautet: „„God save you kindly! Gott segne Euch gütig!““ Die, welche mir dießmal antworteten, waren die Schwester der Mary Sullivan und deren halb erwachsene Töchter, die zusammen am Torffeuer saßen und Kartoffeln kochten, alsdann ihre kleine Tochter und ihr kleiner Sohn, die neben dem Schweine lagen und sich schon eine halbgahre Kartoffel aus dem Kessel geholt hatten und sie verzehrten.

Der Vater war nicht zu Hause, denn er war schon seit einigen Tagen draußen auf dem Wasser, um Korallensand sammeln zu helfen. Es kam aber noch eine andere Stimme, ich wußte nicht, aus welcher Ecke der Hauswirthschaft, hervor, und ich erkannte auch nicht, was sie meinte. Es schien mir kein „God save you kindly!“ zu sein. Ich fragte, wer da wimmere. „Es ist mein ältester Sohn, Euer Ehren. Er ist blödsinnig! Dank sei's dem großen Gott! *) und er wimmert oft so den ganzen Tag.“

Die Hütte war theils vom Torffeuer, theils von einer Lampe, die in der Mitte an einem krummen Balken befestigt war, erleuchtet. Diese Lampe war eine große Meeresmuschel, und sie brannten Fischöl darin an einem Dochte von Moorrusch. Ich erkannte bei diesem traurigen Schimmer ein armes Wesen, das so elend und so hilflos war, wie ich selten eines gesehen. Es war ein zwanzigjähriger Mensch, der in einer Art von Kasten, welcher sein Bett vorstellte — es war das beste Bett, welches sie in der Hütte hatten — zusammengekrümmt und ächzend da lag. Als Unterlage hatte er Stroh und Lappen, die darüber ausgebreitet waren, und zum Kopfe ein Kissen, das einzige, welches ich in der Hütte bemerkte. Die Mutter zeigte mir einige Theile seiner Jammergestalt. Die Finger waren ganz verbildet, zwei zusammengewachsen, seine Arme und Beine so mager wie die eines Skeletts. Ein zuckendes Zittern schien durch sein ganzes Muskelsystem zu vibriren. Die Mutter sagte, er zittere beständig so. Als wir seine Hände besahen und betasteten, hob er sich etwas empor und sah uns mit einem blöden Blick an.

---

*) Die Irländer in ihrer Frömmigkeit danken auch Gott für die schwere Prüfung und das Unglück, das er über sie kommen läßt.

„Schon von seiner Geburt an, Euer Ehren, ist er so gewesen," sagte die Mutter, „und wir haben ihn seit 20 Jahren so immer füttern müssen, ohne daß er auch nur das Geringste für uns hätte thun können."

Ich dachte mir, daß das arme Wesen es dafür wohl recht schlimm im Hause haben möchte, wie es denn wohl bei unbemittelten Leuten so zu gehen pflegt, daß Die, welche den Erwerb nicht vermehren helfen können, hintenan gesetzt werden.

„„Und Ihr liebt diesen Jungen doch?"" fragte ich daher die arme Mutter.

„Lieben? Ach ja, Euer Ehren! Wie sollte ich ihn nicht lieben! Es ist ja mein eigener leiblicher Sohn! Gott segne ihn! He! Mavourneen! blick' einmal auf!" redete sie dann ihren unglücklichen Sohn an, indem sie ihn vorsichtig aufhob, seinen Kopf über ihren Arm legte und ihm die verkrüppelte Hand streichelte. — „Ich bin die Einzige, Herr, die seine Sprache gut versteht. Auch verlangt er immer nur nach mir, und ich bin, wie es scheint, die Einzige, die er liebt. Ich gebe ihm auch alle Morgen selbst den Kartoffelbrei, und, wenn ich's habe, auch Mehlbrei und Milch. Ihr seht auch wohl, daß er ein besseres Bett hat, als wir Anderen. — Mavourneen, stöhne nicht so, mein Lieber!" — Sie strich ihm das Kopfkissen zurecht und legte seinen Kopf, der sich wieder von uns weggewendet hatte, darauf nieder. —

Ich muß sagen, die Liebe dieser Frau zu ihrem Sohne war mir eine Erscheinung, die mir Manches zu denken gab. Es kam mir vor, daß, so wie die geistige und zum Theil auch die körperliche Entwicklung des Kindes beinahe ganz auf derjenigen Stufe stehen geblieben war, auf welcher sie bei der Geburt gestanden, so auch die Liebe der Mutter ebenfalls sich seit 20 Jahren in derselben Zärtlichkeit und derselben Innigkeit und Milde, welche der Liebe der Mutter zu ihrem Säugling eigen zu sein pflegt, erhalten hatte. Sie fütterte ihn noch jetzt, wie damals, sie schmeichelte und liebkoste noch den zwanzigjährigen, wie den einmonatlichen. Ja, sie hätte ihm 20 Jahre hindurch ihre Brust gegeben, wenn es eine physische Möglichkeit gewesen wäre. — Ich sage, wenn man die Umstände solcher armen Leute bedenkt, die kaum genug zur Stillung ihres eigenen Hungers haben, die von ihren Kindern Arbeit und Gelderwerb verlangen, die gewöhnlich den überflüssigen Zehrer zu verstoßen und zu verwünschen pflegen, so kann man diese Liebe eine Erscheinung nennen. Und es ist möglich, daß diese arme Bettlerin vielleicht mehr Liebe übte, als viele hunderttausend andere Mütter geübt haben. Es ist schade, daß wir Reisenden es so oft versäumen,

solche Erscheinungen, wie wir sie eben so außerordentlich unter den Hütten oft genug entdecken könnten, hervorzusuchen und in helles Licht zu setzen! — —

Als ich von Sullivan schied, begleitete mich eine Menge „God speed ye! Gott geleite Euch!“ zur Thüre hinaus, und der wärmste Dank für die Ehre, die ich ihnen durch meinen Besuch angethan, und für die Theilnahme, die ich ihrem unglücklichen Bruder und Sohne bewiesen hätte. Die beiden Kleinen hatten unterdeß ein paar trockene Holzreiserbündel als Fackeln angesteckt und begleiteten mich über ihre unwegsamen Felsensteige hinaus. Und als ich sie endlich wieder zurücktrieb und ihnen Lebewohl wünschte, sah ich sie noch lange oben stehen und mit ihren Fackeln leuchten, indem sie mir mit ihren feinen Stimmchen zuriefen: „Take care, your honour! take care! God speed ye! Nehmt Euch in Acht, Euer Ehren, nehmt Euch in Acht! Gott geleite Euch!“

---

108. Ein ergreifender Auftritt.

(Aus den Jugend-Erinnernngen von Alexander Dümas.)

Der Sohn eines alten unerschütterlich braven Försters in dem großen Walde des Herzogs von Orleans bei Villers-Cotterets in Frankreich (dem Geburtsorte des erzählenden Dichters), kam in den Verdacht, einen jungen reichen Mann aus Paris, der sich bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters befand, um sich für den Holzhandel praktisch auszubilden, aus Eifersucht erschossen zu haben.

Der Leichnam war gefunden und der angebliche Mörder ergriffen, dessen Schuld sicher zu sein schien.

Als er eingebracht wurde, erschienen auch die alten Eltern des Unglücklichen, um den Sohn noch einmal zu sehen.

Sobald die Mutter denselben erblickte, rief sie laut: „Mein Sohn, mein lieber Sohn!“ und wollte ihn mit ihren Armen umschlingen; der Vater aber hielt sie zurück und sagte: „„Mutter, jetzt nicht; erst müssen wir wissen, ob wir ihn noch — unsern Sohn nennen können, oder ob wir einen Mörder vor uns haben!““

Dann wendete er sich an den Maire, während die Gensd'armen den Gefesselten umgaben, und sprach: „„Ich bitte um weiter nichts, als ihm in das Gesicht sehen und nur einige Worte mit ihm reden zu dürfen, dann werde ich selbst es aussprechen, ob er schuldig ist oder nicht.““

Die Erlaubniß hierzu konnte nicht wohl verweigert werden.

Der Vater trat an den Sohn heran, die Anwesenden bildeten einen Halbkreis um die Gruppe und Aller Herzen klopften fast hörbar.

Da streckte der alte Förster die Hand aus und sagte: „„Seid Alle Zeugen, die ihr hier stehet, über Dasjenige, was ich ihn fragen werde und was er antworten wird! — Vor der alten Frau da, die deine Mutter ist, — vor dem weinenden Mädchen da, das deine Braut ist, — vor dem würdigen Geistlichen da, der dich zum Christen gebildet hat, fragt dich dein Vater, ich, der dir von Kindheit an die Liebe zur Wahrheit und den Haß gegen die Sünde, vor Allem gegen die Lüge eingepflanzt hat, frage ich dich hier, Leonard! wie dich Gott dereinst dort oben fragen wird: Bist du schuldig oder unschuldig?““ Dabei sah er den Sohn mit einem Blick an, der in den tiefsten Tiefen des Herzens lesen zu wollen schien.

„„Vater! . . .““ begann der Beschuldigte, aber der Alte unterbrach ihn und sagte:

„„Nimm dir Zeit . . . übereile dich nicht, damit dein Herz nicht in den Abgrund des Verderbens sinke. . . . Siehe mich an . . . Auge in Auge . . ., und ihr Alle da, sehet ihn fest an und höret wohl, was er sagt . . . Und nun antworte!““ — —

„„Vater! . . . ich bin unschuldig!““ antwortete der **Sohn** ruhig und gefaßt. —

Da streckte der Alte seine Hand wieder aus, legte sie auf die Schulter des Sohnes und rief: „„Knie nieder!““ —

Der Sohn gehorchte und der Vater sprach im Tone der festesten, unerschütterlichsten Ueberzeugung: „„Ich segne dich! . . . Gott segne dich! . . . **Du** bist unschuldig! . . . Der Beweis deiner Unschuld wird kommen, wenn Gott es gefällt! Es ist dieß eine Sache zwischen ihm und den Menschen! Mag nun die Justiz ihren Lauf haben! — Mutter!““ setzte er hinzu, sich zu der weinenden Frau hinwendend, „„jetzt komm' und umarme deinen Sohn!““ —

Nach dieser Scene, die alle Anwesenden auf's Tiefste ergriffen hatte, wurde der Gefangene in den Kerker geführt. —

Der Prozeß begann; jedoch nach kurzer Zeit wurde der wirkliche Mörder entdeckt, und der so schwer geprüfte Sohn kehrte, von aller Schuld rein, in das Vaterhaus zurück. —

---

109. Der Ruf an den Eichbaum.

(Aus: Sagenbuch von Mittermaier.)

Lange schon war in Gundelfingen, wie in allen Orten des Herzogthums Neuburg die katholische Religion auf das Strengste verboten, und Diejenigen, welche an dem Glauben ihrer Väter festhielten, wurden mit Kerker, Einziehung ihrer Güter und Landes-

verweisung bestraft. Aber dennoch hatte der alte Glaube noch treue Anhänger, die insgeheim die hochheiligen Geheimnisse und Ceremonien ihres Cultus feierten.

In Gundelfingen hatte sich schon seit Jahren ein Spanier, Don Alfonso geheißen, niedergelassen, der, so streng seine Landsleute gemeinlich der katholischen Religion ergeben, ihr ärgster Feind zu sein schien. Seine innige Bekanntschaft mit dem herzoglichen Pfleger zu Gundelfingen, dem Konrad Güß von Güssenburg, mißbrauchte er zum größten Schaden der heimlichen Katholiken. Seinem Späherblicke entging kaum Einer der Altgläubigen, und schon Mehrere derselben hatte er in den Kerker und an den Bettelstab gebracht.

Eines Abends kam er hastig zu dem Pfleger und eröffnete ihm, wie er soeben erfahren, daß die Katholiken der Umgegend sich nächtlicherweile in den Ruinen von Faimingen versammelten, um dort unter Leitung eines Geistlichen Religionsübungen anzustellen. „Heute Nacht," meinte er, „werden wir sie überfallen, und wenn reiche Leute unter ihnen sind, für unsere Tasche ein schönes Profitchen machen!" — Er redete noch, als dem Pfleger einfiel, daß in dem benachbarten Gemache eine Dienerin mit dem Putzen des Zimmerbodens beschäftigt war, und machte dieses dem Spanier bemerklich, der einen grimmigen Fluch that, zu dem Mädchen eilte und ein scharfes Verhör mit ihr anstellte. Der Spanier ließ sie dann einen hohen Eid schwören, **heute** mit keinem Menschen ein Wort mehr zu reden, worauf die beiden Männer das Gemach verließen, um Anstalt zur Bewaffnung ihrer Diener zu machen, mit deren Hilfe sie die Katholiken gefangen nehmen wollten.

Die arme Magd aber wollte fast verzweifeln, denn ihre Eltern waren katholisch und sie selbst hatte erst kürzlich in der Versammlung zu Faimingen das heilige Abendmahl empfangen, und nun konnte sie ihre Glaubensgenossen nicht einmal warnen.

Bald trat auch die Nacht ein; finster und wolkenbedeckt war der Himmel. Nahe beim Dorfe Faimingen, hart an den Ufern der Donau, welche sich seitdem bedeutend zurückgezogen hat, lagen mächtige Ruinen und Trümmerhaufen; denn einst hatten die Römer hier eine starke Burg zum Schutze der Donaubrücke errichtet, und in deren Ueberbleibsel hatten die Edlen von Flachberg im Mittelalter ihr Schloß hineingebaut; aber nun lagen die Gemächer öde und verlassen, und dienten nur Füchsen und Eulen zur Wohnung. Doch heute schlich sich eine Gestalt um die andere durch das mit Epheu bewachsene Portal, und als endlich eine beträchtliche Anzahl von Personen in der großen Halle versammelt war, verhängten sie mittelst ihrer Mäntel und Tücher die kärglichen Fensteröffnungen

und zündeten Blendlaternen an und harrten sehnsüchtig. Ueber die Donau schwamm um diese Zeit ein einfacher Fischerkahn, nur von Einem Manne gelenkt, der, am Ufer angelandet, über die Trümmer kletterte und bald unter den Versammelten erschien, die ihn mit stillem Händedruck begrüßten. Es war der Angekommene ein frommer Priester aus der Markgrafschaft Burgau, der, genaht, um ihnen die Tröstungen der Religion zu spenden, unter seinem Mantel ein Kästchen hervorlangte, welches aufgeschlagen einen tragbaren Altar vorstellte, und sich eben anschickte, das heilige Meßopfer zu entrichten, als die Stille der Nacht plötzlich auffallend gestört wurde.

Vor dem Eingange zu den Ruinen erscholl es mit lauter Stimme: „Da komm' ich her von Gundelfingen und hinter mir sind die Schergen, welche meine Eltern und die anderen Katholiken gefangen nehmen wollen, und ich habe hohen Eid geschworen, **heute** mit keinem Menschen mehr zu reden! So rede ich dann zu **dir**, du alter Eichbaum, der nicht fühlt, welche Qual mein Herz durchbohrt!"

Aufmerksam hatte die Versammlung gehorcht, die Eltern hatten die Stimme ihrer Tochter erkannt, und schnell ergriff Alles die Flucht. Der Priester war der Letzte, welcher ging; er wäre lieber Martyrer für seinen Glauben geworden.

Und kaum war eine Stunde verflossen, so trat der Spanier mit den Bütteln und Schergen ein, und durchstöberte fluchend und scheltend die Ruinen, in welchen er zu seinem größten Aerger Niemand finden konnte. Endlich glaubte er sich in dem Tage geirrt zu haben, und ein andersmal glücklicher zu sein. Doch dieß andermal kam nicht, denn etliche Wochen hernach starb der Herzog des Landes, und sein Sohn, der ihm in der Regierung folgte, war vor Kurzem selbst Katholik geworden und führte diese Religion ebenso eifrig ein, als sie vorher verfolgt worden war. Das getreue Häuflein der Katholiken zu Gundelfingen hatte die Freude, in der Person jenes Geistlichen (er hieß Molitor) einen Pfarrer zu erhalten, der seine Stelle rühmlichst, selbst in den größten Drangsalen des dreißigjährigen Krieges versah.

Der Spanier, Don Alfonso, den man für einen so eifrigen Protestanten gehalten, hing jetzt den Mantel nach dem Wind und änderte schnell seinen Glauben, ohne jedoch aufzuhören, Wucher zu treiben und Geld zusammen zu scharren. Er war allgemein verhaßt, und Jedermann glaubte, als man ihn eines Morgens vom Schlage getroffen mit schwarzblauem Gesichte todt im Bette fand, daß ihn das Gericht Gottes geschlagen habe. —

110. Die verkauften Haare.

Der berühmte Prediger Italiens, Pater Paul Segneri, aus der Gesellschaft Jesu, erzählt, bezüglich der opferwilligen Liebe eines Kindes zu seiner Mutter, das folgende Beispiel:

Eine adelige Dame zu Neapel war ohne ihr Verschulden nach und nach in große Armuth gerathen, so daß sie zuletzt um Ostern nicht mehr die Miethe für ihre bescheidene Wohnung zu entrichten vermochte.

Sie hatte ein einziges Kind, eine Tochter, die seither mit ihrer Hände Fleiß die Mutter zu ernähren suchte; doch ihre letzte Krankheit forderte für Arzt und Arzneien so viele und unerwartete Ausgaben, daß die Summe für die Hausmiethe nicht mehr zu erschwingen war.

Die Noth der guten Mutter ging dem frommen Mädchen tief zu Herzen, und sie rief im Gebete ihre Schutzpatronin, die heilige Jungfrau Maria, diese „Mutter des guten Rathes," um irgend einen hilfreichen Gedanken an.

Und nachdem Maria recht inniglich gebetet hatte, eilte sie zu ihrer Mutter und sprach: „Mutter, liebe Mutter! mir kam der Gedanke — mein schönes Haar abzuschneiden und es zu verkaufen!"

Die Mutter, gerührt und erschüttert von diesem Opfer ihres Kindes, schwankte einige Augenblicke; aber, weil allgewaltig gedrängt von der Noth, nahm sie das großmüthige Anerbieten an, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie selbst das Haar zum Verkauf ausbieten werde.

Die Tochter wagte es nicht, der Forderung der Mutter zu widerstreben, das Haar wurde sorgsam abgeschnitten, und die Mutter betrat im Namen des Herrn den für sie so schmerzlichen Geschäftsgang. — —

Durch eine besondere Fügung des erflehten Segens der göttlichen Vorsehung — denn Gott verläßt die Seinen **nie!** — begegnete der trauernden Mutter in einem Wagen ein junger Fürst mit seiner Gemahlin, der diese ihr vorgezeigten Haare so wohl gefielen, daß sie alsbald sich erbot, den geforderten Preis dafür zu bezahlen, wofern nur die Verkäuferin sie überzeugen könnte, — daß solche nicht von dem Haupte einer Todten wären.

Die Frau erbot sich sogleich zum Beweise, und sprach, wenn es den erlauchten Personen gefällig wäre, den Weg zu ihrer Wohnung einzuschlagen, könnten sie daselbst das noch ganz frisch geschorene Haupt ihrer Tochter sehen.

Der Vorschlag wurde angenommen; und die fürstlichen Personen erstaunten über die Anmuth, Sittsamkeit und großen Tugenden der

armen Jungfrau; nahmen dieselbe in ihrem Wagen mit und führten sie in ihren Palast, und von dort aus ward ihrer und der Armuth ihrer seither so schwer heimgesuchten Mutter huldvoll und reichlich abgeholfen.

Da nun nach kurzer Zeit das Haar der edlen Jungfrau wieder nachgewachsen, wurde sie durch die Fürsorge des hochherzigen Fürstenpaares standesmäßig verehelicht und mit einer Morgengabe von zehntausend römischen Scudis ausgestattet.

Es erblühte hierdurch auch Mariens Mutter wieder der schönste und frischeste Kranz des irdischen Glückes. —

Treue Kindesliebe bleibt nie ohne Gottes und guter Menschen Segen! —

---

111. Der abgewiesene Flüchtling.

Als Salomo, König von Ungarn, von seinen Vettern Geisa, Lambert und Ladislaus, Andreas I. muthigen Söhnen, besiegt ward, floh er nach Preßburg, wo ihm Mutter und Gattin bittere Vorwürfe seines unbesonnenen Betragens wegen machten. Der unartige, unnatürliche Salomo wollte deßhalb seine Mutter schlagen; die Gattin verhinderte es; Beide verließen ihn dann auf immer. Salomo aber irrte ohne Freund und mit geringem Gefolge im Lande unerkannt umher, bis er in einer Waldhütte einsprach und, von dem Bewohner gastfrei empfangen, da zu bleiben begehrte; darum sprach er also zum Wirthe:

„Wir sind gesandt vom König Salomo, ihm eine sichere Stätte zu bereiten; hier fanden wir's hübsch; wolltest du ihn nicht beherbergen, bis er etwa Genossen fände und Kriegsvolk, sein Reich wieder zu erobern?“

„„Das wolle Gott verhüten,““ entgegnete der Waldmann, „„daß ich einen Sohn in meiner Hütte hielte, deß Arm sich gegen seine Mutter hat erhoben!““

Aber der König verhüllte sein Angesicht und weinte Thränen der Scham und der Reue, und hinweg zog er, bis er an ferner Küste Dalmatiens eine sichere Stätte fand und unrühmlichen Tod. —

---

112. Die feindlichen Brüder.

(Aus: Sagenbuch von Mittermaier.)

Jedes Kind kann dem Fremdlinge zu Lauingen die an der gegen die Donau führenden Straße gelegenen Wirthshäuser zum „Adler“ und zur „Krone“ zeigen. Beide Gebäude sind sehr

merkwürdige Holzbauten und stehen, ein ernstes Denkmal aus vergangenen Tagen, wohl erhalten schon seit dem vierzehnten Jahrhundert.

Die Sage rankt sich hinauf an den alten Gebäuden und erzählt dem Forscher folgende Begebenheit:

An der Stelle, wo sich jetzt die beiden Gasthöfe befinden, erhob sich, aus der Zeit herstammend, wo Lauingen noch ein Dorf war, ein großes weitläufiges Gebäude, dessen Besitzer neben einer ausgebreiteten Oekonomie eine Wirthschaft betrieb. Ritter und Ritterfrauen, Edelknechte und Knappen, wie dienstsuchende Reisige kehrten häufig ein und zechten wacker. Der Besitzer des Gasthofes hatte zur Bezeichnung desselben kecken Muthes das deutsche Reichswappen, den Adler mit der Kaiserkrone, hinausgehängt. Als er starb, wollte Jeder seiner Söhne das väterliche Anwesen haben, und da sie Zwillinge waren, konnte nicht einmal das Recht der Erstgeburt entscheiden. Beide Brüder standen in der Blüthe des Lebens, frisch und fröhlich, und der Waffen kundig; hatten sie ja oft genug mit den Gästen ihres Vaters zur Uebung gefochten und auch im Ernste schon tapfer drein geschlagen, wenn die Sturmglocke die wehrhafte Jugend der Stadt zum Zuge gegen die Raubritter des Donaugaues rief.

Ungeachtet ihres Streites um die väterliche Hinterlassenschaft, kamen die beiden Brüder fast ein Jahr lang ziemlich gut miteinander aus, bis der Eine, Werner geheißen, sich mit einer ehrbaren Bürgerstochter verlobte und mit deren Heirathsgute dem Bruder das Recht auf sein Anwesen abkaufen wollte. Als er aber dieses offenbarte, war sein Bruder vor Zorn ganz außer sich. „Mein väterliches Erbe verkaufe ich um ein Kaiserthum nicht!“ schrie er trotzig. „Bestehst du aber so sehr auf dem Besitze desselben, wohlan, du kannst es umsonst erhalten, oder du mußt ihm für immer entsagen! Laß uns streiten; der Sieger mag Herr des Hauses sein!“

Des Bruders höhnische Rede erzürnte auch Werner, und rasch griff er, ohne sich nur noch einen Augenblick zu bedenken, nach dem Seitengewehr, das damals jeder Mann an seiner Hüfte trug; und in wenigen Augenblicken hieben und stachen beide Brüder wüthend aufeinander los und der entsetzliche Kampf endete erst, nachdem Werner durch einen Stich in die Brust getroffen mit lautem Aufschrei zu Boden stürzte.

Es war, als ob dieser Anblick die Denkungsart des kaum so leidenschaftlichen Klaus gänzlich veränderte. Denn außer sich vor Schreck stürzte er zu dem Hingesunkenen und bemühte sich, das Blut zu stillen, das aus dessen Wunde quoll; doch vergebens. Die Dienstboten waren herbeigeeilt und drängten in ihn, sich zu flüchten, bevor

das Gericht sich seiner bemächtige. Willenlos ließ sich Klaus bewegen, ein Pferd zu besteigen, aber dann ritt er, als wollte er dem eigenen schmerzlichen Bewußtsein entfliehen, im sausenden Galopp über die Donaubrücke und über die Haide. Ihm begegneten Dienstmannen des Ritters von Ellerbach, der eben im Begriffe stand, mit Herzog Leopold von Oesterreich in den Krieg gegen die Schweizer zu ziehen. Schnell trat Klaus in dessen Dienste, und bald brach man von Burgau auf.

Wohl war es ein schönes Ritterheer vom Kopf bis zum Fuß geharnischter Mannen, das Herzog Leopold gegen die Schweizer führte, welche nicht viel andere Waffen besaßen, als unerschrockenen Muth und das Bewußtsein, für Haus und Hof, Weib und Kinder zu fechten. — Bei Sempach kam es zur Schlacht. Viele hundert Grafen, Freiherrn und Ritter fanden den Tod, auch ihr Anführer Herzog Leopold.

Klaus, der zur Rettung seines Herrn herbeigeeilt war, lag schwerverwundet auf dem Schlachtfelde und glaubte mit dem Tode sein Vergehen gegen den Bruder gut zu machen. Aber als am Tage nach der Schlacht die Schweizer die Todten plünderten, nahm sich Einer derselben des Verwundeten an, schützte ihn gegen die Drohungen seiner Landsleute, nahm ihn mit sich nach Haus und verpflegte ihn sorgfältig. Klaus genas wieder und blieb Jahr und Tag im Bauernhause der Schweiz ein düsterer, verschlossener Mann, den man niemals lächeln sah, denn sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Endlich nahm er Abschied von der biedern Schweizerfamilie, die ihn nur ungern ziehen ließ, und wanderte schweigend der Heimath zu.

Als er aber beim Donauthor hereinschritt, fand er das elterliche Wohnhaus nicht; an dessen Stelle standen zwei Häuser, welche sich in ihrem Aeußern nur wenig von einander unterschieden. Und als er in die Wohnstube des einen Hauses trat, um zu fragen, wie das sich Alles verändert habe, trat ihm gesund und lebensfrisch sein Bruder Werner, den er getödtet zu haben glaubte, mit ausgebreiteten Armen entgegen, drückte ihn liebevoll an's Herz und rief: „Sei tausendmal willkommen, liebster Bruder, ich lebe, und nimmermehr soll zwischen uns Beiden Streit und Unfrieden herrschen!“ Und als sich Beide von der ersten Ueberraschung erholt hatten, fuhr er fort: „Siehe, ich habe die Ursache unseres Zwistes, das Haus, niederreißen lassen und ließ zwei gleiche Wohnungen errichten; wähle, und willst du diese, so ziehe ich in die andere, willst du jene, so bleibe ich hier!“ Und bald begrüßte auch Werner's Weib den Bruder des Gemahls und ihre Kinder umsprangen fröhlich den Vetter.

Klaus nahm das leerstehende Haus in Besitz und die beiden Brüder theilten das Wappen, das ehemals die väterliche Schenke bezeichnete. Werner nahm den Reichsadler und Klaus die Krone.

Ohne Zank und Hader lebten die beiden Brüder ferner zusammen, und als Klaus nach Jahr und Tag ein gottesfürchtiges Schweizermädchen, die Tochter des wackern Landmannes, der ihn vom wüsten Schlachtfelde gerettet, zum Weibe nahm, da war die Freude und der Jubel in Lauingen groß; und wohl oft haben seitdem Geigen und Flöten im Gasthof zur Krone aufgespielt und die Fenster von den Tritten der Tanzenden erklirrt, aber niemals so, wie an dem Tage, wo Klaus Hochzeit mit dem Vreneli hielt. —

113. Die treue Gattin.

Nahe bei den Ruinen des Schlosses Habsburg erblickt man die Trümmer der Abtei von Königsfelden, also genannt, weil sie auf dem Felde des Königs, an der Stelle, wo Kaiser Albrecht am 1. Mai 1308 ermordet wurde, von der Wittwe desselben im Jahre 1310 erbaut ist.

Sein Neffe, Johann von Schwaben, dessen Erbe er ungerechter Weise zurückbehielt, hatte sich, nachdem seine dringenden Bitten um Gewährung seines guten Rechts mit höhnendem Scherze abgewiesen worden, mit fünf andern unzufriedenen Edeln verbündet, und mit ihnen die böse That der Rache vollbracht. Johann schwang sich auf Albrecht's Pferd, und Jeder floh auf einem andern Wege, den sterbenden Kaiser in den Armen einer zufällig herbeigekommenen Bauersfrau zurücklassend.

Die göttliche Gerechtigkeit ergriff die sechs Mörder, zwar in verschiedener, aber gleichmäßig schrecklicher Weise. Sie ließ fünf derselben dem menschlichen Richter entfliehen, um sie durch die langen Qualen des Gewissens und der rastlosen Angst desto strenger zu strafen. Johann von Schwaben, den die Welt jetzt „Johannes Parricida“ nannte, schlich sich als Bettler vermummt unter tausend Gefahren nach Rom, wo er zu den Füßen des Papstes Clemens V. seine Sünden beichtete, und, im Geistlichen losgesprochen, zur zeitlichen Büßung zum Kaiser Heinrich gesendet und zur lebenslänglichen Haft in einem Kloster zu Pisa verurtheilt wurde, wo er in seinem fünf und zwanzigsten Jahre starb. Eschenbach, sonst so mächtig und reich, flüchtete sich in das Würtembergische, wo er fünf und dreißig Jahre lang die Heerden weidete, und sich

erst auf dem Todesbette dem Priester, der ihm die Sakramente reichte, zu erkennen gab. — Palm hatte sich in ein Nonnenkloster zu Basel gerettet, und schmachtete hier, als Gefangener und von steter Unruhe gepeinigt, langsam dem Tode entgegen. — Tägerfelden und Finstinger verschwanden, und man erfuhr niemals, was aus ihnen geworden sei.

Der einzige Rudolph **von Wart**, minder schuldig, da er bei der That nur ruhiger Zuschauer gewesen war, durfte durch einen frühen, obgleich entsetzlichen Tod der längern Qual entgehen. Von seinem Vetter Theobald von Blamont, der wegen dieser Schandthat von jetzt an den Spottnamen „Theobald der Kaufmann" erhielt, um eine Summe Geldes ausgeliefert, bekannte er: daß er sich den Mördern angeschlossen habe, um seinen alten Herrn und Wohlthäter, den Kaiser Adolph von Nassau, der von Albert der Krone und des Lebens beraubt worden, zu rächen. Er wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu dem Orte, wo der Mord vollbracht war, geschleift und lebendig mit gebrochenen Gliedern auf das Rad geflochten, auf welchem er noch drei ganze Tage lebte.

Sobald die Nacht einbrach, kam seine junge, schöne und fromme Gattin, eine geborne von Palm, zu dem Rade, stand ihm mit aller möglichen Sorge bei, betete mit ihm, und milderte mit himmlischer Liebe die ungeheuern Martern des Unglücklichen. — Während des Prozesses hatte dieses treue Weib zu den Füßen der Kaiserin und der Richter vergeblich um Gnade für den Angeklagten gefleht; jetzt, ihren heiligen Pflichten bis zum Uebermenschlichen sich aufopfernd, kniete sie — das Crucifix in der hochgehobenen Hand — an der furchtbaren Stätte, um sich Demjenigen, den sie nicht mehr zu retten hoffte, mit allen Kräften der Seele hinzugeben, und in brünstiger Andacht mit ihm zu ringen, damit der Feind in solchen Qualen ihn nicht beschleiche und zu Haß und Lästerung verlocke. — Weder die Bitten und Thränen ihrer Familie noch ihres Gatten, der sie beschwor, sich zu entfernen, konnten sie bestimmen, das Blutgerüste zu verlassen; und so lag sie drei lange Nächte und Tage ohne Speise und Trank unter dem Rad, diesem entsetzlichen Todeslager ihres Mannes, ihn mit engelhafter Geduld und Zärtlichkeit pflegend, zur Reue, Hoffnung auf die Barmherzigkeit Jesu Christi und Verzeihung ermunternd, und die Sterbegebete mit ihm betend. — Erst als er ausgeathmet und sie ihm mit treuer Hand die Augen geschlossen hatte, verließ sie ihn. — Und jetzt erst flossen ihre Thränen in unsäglichem Jammer; mit dem Wittwenschleier bedeckt, begab sie sich von Bruck, wo das greuliche Gericht gehalten worden war, nach

Basel in ein Frauenkloster, wo sie, „geliebt und bewundert von aller Ehrbarkeit," wie sich ein altes Geschichtsbuch ausdrückt, vom Schmerze aufgezehrt nach einigen Jahren in der Blüthe des Alters und im Rufe der Heiligkeit starb. —

114. Das letzte Grab in der Stadt.

Die jährlichen Herbstübungen der Truppen waren beendet, die Regimenter in ihre Standquartiere zurückgekehrt und der Garnisonsdienst hatte wieder begonnen.

Auf der Wachtstube zu F* saßen die Offiziere beisammen und das Gespräch rollte lebendig von einem Gespräch zum andern. „Wißt ihr," hub Einer der Herren an, „der alte Schneider im Hospital ist wirklich gestorben!" — „„Hm!"" summten Mehrere, indem sie einen doppelten Zug aus der Pfeife thaten und den Dampf langsam vor sich hinbliesen. Es herrschte eine allgemeine Stille. Die Kameraden schienen nachdenkend. Einer aber, der hier fremd gewesen und von nichts wußte, unterbrach das Schweigen mit der Frage: „„Was ist's denn mit diesem Schneider?""

Und der Erste erzählte:

Im Bürgerhospital lebte ein altes Ehepaar, das vor wenigen Wochen seine goldene Hochzeit gefeiert hatte. Bald darauf erkrankte die Frau, und nach kurzem Siechbett verschied sie in den letzten Tagen des Octobers.

Es sollte nun um diese Zeit eine Anordnung der Regierung, die Verlegung der Kirchhöfe außerhalb der Stadt, in Ausführung gebracht werden, und zu dem Ende war von der städtischen Behörde schon seit Monaten der 31. October als der Tag bezeichnet, an dem zum Letztenmal in der Stadt beerdigt werden sollte.

Den älteren Leuten war diese Bestimmung ein Greuel; sie sollten fürder nicht bei den Ihrigen ruhen; und so erschien den müden Lebenspilgern der neue Friedhof nicht wie eine geheiligte Ruhestätte, vielmehr wie ein fremdes unwirthliches Land, und zu der Furcht vor dem Tode gesellte sich noch eine quälendere, nämlich die Furcht vor einem fernen Grabe.

Der arme Schneider beweinte seine Lebensgefährtin bitterlich. Fünfzig Jahre hatte sie die Mühen und Sorgen des Lebens treu mit ihm getragen. Schmerzlich war sein Verlust, aber tröstlich der Gedanke, daß die Trennung nicht lange dauern könne, denn auch er stand dem Ziel eines vor Gott in Frömmigkeit vollbrachten Lebens nah, und fühlte es: bald würde der Tod sie wieder vereinen. —

Vereinen!! —

O gütiger Himmel! wie ein finsterer Henker seines letzten Glückes stand plötzlich der 31. October vor ihm und schob sich mit starrer, grausamer Unbeugsamkeit zwischen die Leiche seines geliebten Weibes und seinen hinsterbenden Körper. Mit stierem, erlöschendem Blick stand der arme alte Mann. Eine kurze Spanne Zeit konnte seine Seele nur noch hier unten gefesselt sein, und war dann auf ewig seinem Weibe jenseits vereinigt — aber im Raum hienieden, im Raum auf dem Gottesacker waren die Körper — bis hin zum jüngsten Tage geschieden!

Wer den Kampf dieses so sehr geängstigten Gemüths hätte sehen können! Der Greis lag wie auf der Folter! Eine furchtbare Marter muß es gewesen sein! — Doch Liebe und Gottvertrauen trug den Sieg davon; aber mit dem errungenen Siege waren des Mannes letzte Kräfte erschöpft. — Nach einem langen und dumpfen Schweigen trat er an den offenen Sarg: „In drei Tagen werde ich dir folgen!" sagte er, nahm seinen Hut und verließ das Haus. —

Dort schlich er hin, der tief Gebeugte, die Gassen entlang zur Wohnung des Oberbürgermeisters. Er hatte so klar das Bewußtsein Dessen, was er wollte; und was er wollte, war so einfach in der menschlichen Natur begründet.

Mit schlichten, aber tiefem Gefühl entsprossenen Worten bat er den Oberbürgermeister, **ihm** eine Grabstätte neben seiner Frau zu gewähren; er fügte hinzu, wie er ahne: daß er den dritten Tag nicht überleben werde, und wie der Sterbende ja schon den Todten beizuzählen sei, und eine Ausnahme hinsichtlich seiner Beerdigung für den Oberbürgermeister eine Handlung der besonderen Gnade und Milde wäre.

Der leutselige, wohlwollende Mann, an den das Gesuch gerichtet wurde, versprach es zu erfüllen, fügte Worte des Trostes hinzu, die dem treuherzigen alten Wittwer ein wahres Labsal in diesem für ihn so wichtigen Augenblick gewesen.

Am nächsten Tage schon ward der Oberbürgermeister sichtbar an sein Versprechen gemahnt. Anscheinend rüstig und gesund war der Greis dem Leichenzuge seiner Ehehälfte gefolgt; in seine Wohnung zurückgekehrt, zeigten sich bald die Zeichen eines starken Fiebers. Der herbeigerufene Hausarzt schüttelte bedenklich den Kopf. — Der Hospital-Pfarrer reichte dem schwer Erkrankten die heiligen Sterbsakramente. — Der nächste Morgen fand eine Leiche. — —

Ich (fuhr der Erzähler fort) machte heute nach Mitternacht mit der Patrouille die Runde. Mein Weg führte mich am Sanct

Peters-Kirchhof vorüber; es war zwei Uhr, die Stadt lag in friedlicher Stille, die Straßenleuchten waren erloschen, und mit Mühe fand ich einen Weg, denn die Nacht war ungewöhnlich dunkel. Plötzlich seh' ich einen matten Schein. Ich war hart an der Kirchhofsmauer, der Schein fiel durch das eiserne Gatterthor, der nächste Schritt führt mich an dasselbe. Ich versuche das Schloß, es war nur eingeklinkt — ich stand auf dem Kirchhof. Langsam schritt ich, über Gräber und zusammengesunkene Kreuze strauchelnd, auf ungebahntem Weg der Richtung des Lichtes zu. „„Ha!““ tönte es dumpf mir aus der Tiefe entgegen. „„O, Sie sind's, Herr Lieutenant!““ — Der Todtengräber stieg mit der Laterne aus dem neu gemachten Grabe. Ich befand mich an einem, noch mit frischen Blumen geschmückten Grabhügel; aber das eben vollendete Grab daneben war — für den alten Schneider im Hospital. —

Es war das letzte Grab auf dem Kirchhof inmitten der Stadt! —

---

115. Die standhafte Wittwe.

Adelbald, der Gatte der heiligen Richtrud, der bei dem Franken-Könige Klodwig in sehr hohem Ansehen stand, fiel meuchlings durch Mörderhand.

Die noch sehr junge, tiefbetrübte und fromme Wittwe beherzigte nun den Spruch des heiligen Apostels Paulus: „Eine Frau ist gebunden, so lang ihr Mann lebt; wenn ihr Mann gestorben ist, steht es ihr frei — zu heirathen, wen sie will, jedoch im Herrn; besser ist sie aber daran, wenn sie **so** bleibt.“ 1. Kor. 7, 39. — und brachte sich Gott zum alleinigen Opfer dar.

Allein oft muß ein gottgefälliger Entschluß, sobald er gemacht ist, eine schwere Probe bestehen; so auch hier.

Der König selbst sprach an Richtrud den Wunsch aus, sie möchte sich auf's Neue, und zwar mit Einem der vornehmsten Männer an seinem Hofe verehelichen. Allein Richtrud blieb fest bei ihrem Vorsatze, und alles Zureden und alle Schmeicheleien, denselben zu erschüttern, waren umsonst.

Nun wandte der König Drohungen an.

Da gab ihr der heilige Amand den Rath, sie wolle ihr Gelübde, „sich Gott zu weihen,“ vor der Hand noch verborgen halten; und dieser Weisung folgend erklärte die Wittwe dem Könige: sie werde in dieser Angelegenheit nur mit seiner Einwilligung handeln. —

Nachdem Richtrud den König, der diesen Vorschlag billigte, beruhigt hatte, lud sie ihn zu einem Gastmahle ein, das sie auf ihrem Landgute veranstaltete. —

Der König kam mit mehreren der vornehmsten Hofleute, die gleichfalls eine Einladung empfangen.

Als nun alle Gäste durch Speise und Trank und fröhliche Gespräche in eine gar heitere Gemüthsstimmung versetzt waren, stand Richtrud auf — um mit Muth und mannhafter Entschiedenheit ihr Vorhaben durchzuführen. Sie stellte deßhalb dem König die Frage: „ob er ihr erlaube, in **ihrem** Hause ganz frei zu thun, was sie wolle?“ Der König hatte nicht das geringste Bedenken, dieses zu bejahen; er meinte nämlich: sie wolle ihm oder den Gästen, wie es damals bei solchen Gelegenheiten üblich gewesen, zu- oder vortrinken. Aber Richtrud vollzog nun den Rath ihres geistlichen Führers; sie zog einen schon geweihten **Nonnen-Schleier** hervor, legte sich denselben unter Anrufung Gottes auf das Haupt, und sprach dadurch öffentlich und feierlich ihr Gelübde aus.

Der König und die Gäste waren höchst überrascht; er stand auf voll Zorn und verließ das Haus; allein Richtrud hatte ihren Zweck erreicht, und wurde ferner nicht mehr mit Heiraths-Zumuthungen belästigt. —

---

116. Die Kraniche.

Der Herbstwind wehte gar mild und lieblich über die abgemähten Stoppelfelder, die mit glänzendem Spinnengewebe weißlich überzogen waren. Leise löste sich ein röthelndes Blatt nach dem andern von den Kirschbäumen und wirbelte zur Erde hinunter. Mit vielfach schillernden Farben geschmückt säuselte der Wald; da ging an einem stillen Abend der fromme Theobald sammt seinem Weibe in die heitere Landschaft hinaus, die ein dünn aufsteigender Nebel nur unmerklich überschleierte.

In frommen Gesprächen verloren wandelte das gottesfürchtige Ehepaar über Felder und Wiesen, bis sie endlich einen Hügel erreichten, dessen sanft gehobener Gipfel die Gegend rings umher beherrschte. Die leuchtende Gluth des Abends schwebte im fröhlichen Farbenspiel auf dem falben Moose, das Ave-Maria-Glöcklein sandte seinen Engels-Gruß des Friedens über Berg und Thal hin, und Theobald und Gertrudis setzten sich am Abhange des Hügels auf die ländliche Holzbank. Mit sinnvollem Schweigen schauten sie

hinaus in die abgeblühten Auen, und der Anblick des Welkens und Sterbens um sie her drückte allmählich ernste und wehmüthige Gefühle in ihre still betrachtenden Seelen.

Und horch! auf einmal rauschte es hoch über ihnen in den Lüften.

Die Gatten schauten aufwärts; da zog im schwebenden geregelten Flug ein Kranichenheer gen Süden hinab.

Lange blickte Theobald ihnen nach, bis sein Auge die Fernen nicht mehr zu erreichen vermochte. Ein wehmüthiger Ernst schwebte auf seinem Angesichte, und die sichtliche Bewegung seiner Brust löste sich in lindernde Thränen auf.

„Was erschüttert dir dein Herz so sehr, mein Theobald, und was macht dich so ernst und so still?" sagte die Gattin.

„„Laß mich dir ein Geschichtlein aus meiner Jugend erzählen, du Theure!"" erwiederte Theobald.

„„Sieh'! als ich noch ein Knabe war, nahe dem Jüngling, da stand ich einst in abendlicher Dämmerung mit meinem Lehrer auf diesem nämlichen Hügel. Er redete von seinem hohen Alter, und die Ahnungen des nahen Todes überwältigten seine Seele. Der scheidende Strahl der Sonne küßte ihm das ehrwürdige Antlitz. Da rauschte es plötzlich in der Luft — wir meinten, als ob es der Abendwind wäre, der über die Wälder führe; aber als wir hinaufschauten, siehe, da zogen die reisenden Kraniche durch die Wolken.

„„Und mein Lehrer nahm mich bei der Hand und sprach: „„Siehst du dort in den Lüften die wandernden Propheten? Die Blätter fallen von den Bäumen, die Nebel ziehen über die Haide, darum reisen sie in das Land der Heimath! Sobald aber der Frühling die Blätter auf's Neue entfaltet, dann kommen sie wieder im fröhlichen Zuge! Mein Sohn, ich habe sie zum Letztenmale gesehen, bald werde ich die längst ersehnte Reise antreten, von der ich nicht wiederkomme; und wenn ich scheide im nahen Winter, dann werde ich sagen: lebet wohl, ihr Auen und Triften, es heben mich die himmlischen Flügel über die Wolken empor!'"

„„O nein, mein theurer Vater,"" sagte ich darauf und weinte, „„du wirst noch lange meiner Jugend Freude und Stütze sein!""

„„Laß mich, Geliebter!'" erwiederte darauf der Greis, „„mache mir den Abschied nicht schwer. Hörst du nicht, wie die Kraniche dort oben ihre Flügel schlagen, wie ihr Triumphgesang tönt über den Wolken? Sie ziehen ja hinab zu den Blüthen und Düften der vaterländischen Fluren, und das Rauschen ihrer Fittige ist mir das Prophetenwort, das die nahe Erlösung verheißt! Meine Blätter sind alle welk und gefallen, und es seufzt mein Wesen nach der Luft und dem Boden des Vaterlandes! O, nimm mich mit dir, du

fröhliches Wandervolk, daß deine Flügel mich aus den fallenden Nebeln in die klare Himmelsbläue hinübertragen!'"

Also sprach der Greis.

Wir gingen den Hügel hinab. Frühe, in der Morgenröthe, fand ich ihn erblaßt auf seinem Lager. Seine Hände waren gefaltet, sein Angesicht lächelte. Eher noch, denn die Kraniche, hatte er den heimathlichen Boden begrüßt!""

Hier endete Theobald.

Die fromme Gattin drückte dem gerührten Gatten warm und innig die Hand mit einem frohen Aufblick zu den Hütten des ewigen Lebens und seiner Herrlichkeit.

Die Dämmerung war eingebrochen; Beide wanderten Hand in Hand zur ländlichen Wohnung zurück. —

---

117. Probates Mittel, Kinder zu erziehen.

Das Recept ist von keinem Doktor der Erziehungskunst erfunden und angewendet worden, sondern von einem einfältigen Tiroler Landmann, der im Jahre 1825 zu Gries, im Thale Sellrain, seine goldene Hochzeit hielt und die Freude erlebte, zwölf große wohlerzogene Kinder um sich zu sehen, nebst einem zahlreichen Nachwuchs von Enkeln.

Als ihn nämlich Einer, der bei seinem Ehrenmahl zu Gast saß, über Tisch fragte, wie er's angefangen habe, so viele Kinder zu erziehen, ohne daß Eines von ihnen aus der Art geschlagen wäre: antwortete er: „Das ist eine leichte Sache; man darf nur das erste Kind gut erziehen, die anderen erziehen sich von selbst!"

„„Wie verstehst du das, Alter?"" fragte der Schulmeister.

„Ich meine," versetzte der Landmann, „daß dann die Kinder einander selbst erziehen, und die Eltern dabei nur das Nachsehen haben."

„„Erkläre dich deutlicher,"" sagte der Schulmeister, „„wir Jüngeren können von euch Alten immer etwas lernen.""

„Ja," sprach Jener, „wie soll ich's euch erklären? So etwas läßt sich wohl thun, aber nicht sagen. Kurz und gut: der Hansel dort war der erste Bub, und die Lenel das erste Mädel, die wir kriegten; und wie man nun die ersten und die letzten Kinder am liebsten hat, — die mittleren hat man freilich auch gern, — so haben wir uns, mein Weib und ich, allerdings viele Mühe gegeben, um sie rechtschaffen zu erziehen und in Gottesfurcht. Das Erziehen aber erlernt sich nicht, wie unsere Schreiber sagen,

sondern man muß es eben schon wissen, und das Herz thut dabei mehr, als der Kopf. Wir Beide hielten uns aber an die Art und Weise, wie wir selbst erzogen worden sind von unseren frommen Eltern — Gott hab' sie selig! — und wir sind dabei gut gefahren. Hansel und Lenel — ich sollt' sie nicht loben in ihrer Gegenwart — sind schon als Kinder so brav gewesen, daß alle Leute ihre Freude an ihnen gehabt haben, und wir Beide am meisten. Nun ist darauf die kleinere Zucht nachgekommen, Buben und Mädeln untereinander. Da hat's denn geheißen: „‚Hansel, gieb Acht auf dein Brüderl!'“ und: „‚Lenel, gieb Acht auf das Dienl!'“ und sie haben's gethan, besser, als wir selbst gekonnt hätten. Die Kinder sind nämlich, müßt ihr wissen — Gott verzeih mir den Ausdruck! — wahre Affen, und was eins am andern sieht, das macht es nach, Gutes und Böses. Und darin, seht, liebe Nachbarn, liegt das Geheimniß, wie Kinder durch Kinder erzogen werden. Aber das zweite Geheimniß ist: daß die Eltern selbst überall mit gutem Beispiele voran gehen — denn Worte machen's nicht. — Und das dritte und größte Geheimniß ist (und dabei lüpfte er seine Kappe), daß **Gott** seinen Segen giebt; der uns aber nicht fehlen kann, wenn wir das Unserige gethan haben. Das ist Alles,“ schloß er, „was ich euch sagen kann, liebe Nachbarn!“ —

Die Nachbarn tranken auf seine und der Frau Gesundheit, und die Kinder und Kindeskinder kamen herbei und gaben denselben fröhlich und dankbar die Hand, und ihr Herz war auch dabei. —

---

118. Das taubstumme Kind.

(Clemens von Neumayr erzählt:)

Einer meiner Freunde hatte unter vielen Kindern ein taubstumm geborenes Mädchen. Das Kind ist ungefähr fünf Jahre alt, schön gebildet und, das unglückliche Gebrechen abgerechnet, von der glücklichsten Organisation.

Mein Freund, der mit dem Religionsunterrichte seiner Kinder sich selbst befaßt, glaubt, daß dieser Unterricht nie zu früh beginnen könne, wenn er in der Empfindung gedeihen, früher im Gemüthe erfaßt und anschaulich gemacht werden soll, eh' er später in der Vernunft begriffen und nachgewiesen werden kann. Eben darum, um den Glauben für das ganze Leben unvertilgbar zu begründen, übt mein Freund es als Grundsatz, seine Kinder schon in dem zarten Alter zu der kleinen, mechanischen Gottesverehrung anzuhalten, und in diesem Sinne sind seine Kinder gewöhnt, Morgens

und Abends vor einem Crucifixbilde hinzuknien und mit gefalteten Händen ihren kleinen Morgen- und Abendsegen abzubeten. Das taubstumme Mädchen kniet dann hin mit den übrigen Kindern, faltet die Händchen, bewegt den Mund, wie sie es an den übrigen wahrnimmt, und glaubt so wahrscheinlich ein ihr übrigens unbegreifliches Spiel mit ihnen zu theilen.

Eines Tages spielte dieses taubstumme Mädchen mit ihrem vierjährigen Bruder in einem Zimmer allein. Der lebhafte Knabe, im Spielen und Tändeln, — wer weiß wie? — schlang sich die Schnur eines Vorhangs um den Hals. Er konnte die Schleife nicht mehr lösen, die sich immer enger zusammenzog, je mehr er loszukommen sich bemühte. Der geängstigte Knabe erhob ringend und zappelnd ein gewaltiges Geschrei. Das Mädchen, die Noth des Bruders erblickend, strebte zu helfen; aber bestürzt und unbehilflich, schien sie das Uebel nur ärger gemacht zu haben. Der Knabe schrie immer lauter und ängstlicher. Jetzt stürzte der Vater in das Zimmer.

Bald war dem Uebel abgeholfen; — aber, was sah er? — Das kleine taubstumme Mädchen, unvermögend zu retten, — war hingekniet vor das Crucifixbild, erhob die Augen und gefalteten Händchen vor demselben, und aus dem geöffneten Munde stieß es in der sichtbarsten Angst dumpfe klägliche Laute nach der Weise der Taubstummen hervor. —

Keine Anmerkungen und Erörterungen über diese einfache Begebenheit, deren Wahrheit ich, als ehrlicher Mann, verbürgen kann. — Mögen unsere starken Geister, denen ein Inwohnen des Göttlichen in uns eine Fabel ist, sich selbe immerhin nach ihrer Weise deuten und erklären! —

---

119. Erfreue die Kinder!

Gesegnet sei die Hand, die einem Kinde Freude bereitet; wer weiß, wann und wo die Freude einst wieder aufblüht! Gedenkt nicht fast Jeder eines wohlwollenden Menschen, der ihm in den stillen Tagen der Kindheit Freundliches erwiesen?

Der Schreiber dieses sieht sich in diesem Augenblick als barfüßigen Knaben an den Lattenzaun eines kleinen ärmlichen Gärtchens in seinem Heimathdorfe versetzt, er schaut sehnsüchtig nach den Blumen, die so still in den hellen Sonntagmorgen hineinblühen. Aus dem Hause tritt der Besitzer des Gärtchens, er ist ein Holzhacker, der die ganze Woche über im Walde arbeitet, er

will sich wohl eine Blume holen, um sie mit zur Kirche zu nehmen; da — sieht er den Knaben, er bricht die schönste Nelke ab, sie ist roth und weiß gesprenkelt, und reicht sie dem Draußenstehenden. Geber und Empfänger redeten kein Wort, denn der Knabe rannte in behenden Sprüngen nach Hause. — Und jetzt, hier in weiter Fremde, nach so vielen Erlebnissen vieler Jahre, stellt sich das Dankgefühl, das damals des Knaben Brust bewegte, auf's Papier; die Nelke ist längst verwelkt, aber sie blüht jetzt wieder neu auf! — —

Sieh' zu, lieber Leser, ob nicht ein Blumenduft aus kindlicher Ferne auch dich umgiebt; vergilt ihn an den Kindern um dich her! —

120. Erinnerung an eine fromme Mutter.

Der verstorbene Bischof von Regensburg Dr. Johann Michael von Sailer, sehr oft von seinen unzähligen Verehrern „der Kirchenvater des neunzehnten Jahrhunderts" genannt, war am 17. November 1751 im Dorfe Aresing unweit Schrobenhausen in Bayern von wahrhaft gottesfürchtigen Eltern geboren.

Als der Knabe das fünfte Lebensjahr zählte, lehrte ihn schon seine Mutter aus dem Herzen beten; und wenn der Vater vor und nach dem Tische vorbetete, so fühlte es der Sohn in seiner Seele, was der Vater in seinem Herzen gesprochen, da die Taufgnade noch ungehindert in ihm herrschte. Wenn der Vater, vom Tisch aufstehend, sein: „Himmlischer Vater wir danken dir!" ꝛc., freudig gebetet hatte, war es dem Sohne oft zu Muth, als wäre er in einer Kirche gewesen.

Wenn die Mutter Flachs oder Hanf spann, erzählte sie ihm am liebsten von dem Erlöser und dem ewigen Leben; der Vater, als Schuhmacher auf seinem Arbeitsstuhle sitzend, redete mit ihm von der göttlichen Vorsehung und der Furcht des Herrn. Beide lehrten ihn das Beste kennen, durch wenige Worte, aber durch viele Eindrücke; Beide warnten ihn auch vor jedem Hauche des Bösen, und ganz besonders dadurch, daß sie ihm in ihrem Lebenswandel das schönste und wundersam anziehende Vorbild in der Uebung aller christlichen Tugenden gaben.

In seinem „Buche der Erziehung für Erzieher" schrieb deßhalb der fromme Sailer in seliger Erinnerung an seine Mutter:

„Dank dir, ewig bleibe ich dein Schuldner, geliebteste Mutter! So oft mir dein Blick, deine Geberde, dein Wandeln vor mir, dein Leiden, dein Schweigen, dein Geben, dein Arbeiten, deine segnende

Hand, dein stilles stetes Gebet in's Auge trat, von den frühesten Jahren an, ward das ewige Leben, das Gefühl der Religion, mir gleichsam neu eingeboren, und dieß Gefühl konnte nachher kein Begriff, kein Zweifel, kein Leiden, kein Druck, selbst keine Sünde tödten! Es lebt noch in mir dieß ewige Leben, ob du gleich schon vor mehr als vierzig Jahren das Zeitliche verlassen hast!“ — —

Wie ehrwürdig müssen die Eltern gewesen sein, denen ein edler Sohn solch' einen Ehrenkranz der Erinnerung und des Segens liebend auf das Grab gelegt! —

---

121. Eine sinnige Erweckung der Liebe zur heiligen Schrift und zum Morgenlande.

„Meine Mutter (so erzählt unterm 20. Mai 1832 von Marseille aus der französische Dichter Alphons von Lamartine, als er seine Reise nach dem Orient antrat) hatte von ihrer Mutter auf dem Todtenbett eine schöne Bibel erhalten, in der sie mich lesen lehrte, als ich noch ein kleines Kind gewesen. Diese Bibel war auf jeder Seite mit Heiligenbildern verziert, als da sind: Sara, Tobias mit seinem Engel, Joseph, Samuel, namentlich aber mit seinen schönen patriarchalischen Scenen, wo die erhabene ursprüngliche Natur des Orients allen Handlungen des einfachen und wunderbaren Lebens der ersten Menschen den Stempel aufdrückte. Hatte ich die aufgegebene Lektion gut gelernt und eine halbe Seite aus der heiligen Geschichte beinahe ohne Fehler gelesen, so deckte meine Mutter — als Belohnung — das Bild auf und ließ mich es, indem sie das Buch offen auf ihrem Schooße hielt, betrachten, indem sie die nöthigen Erläuterungen beifügte. Sie war mit einer eben so frommen als zarten Seele begabt, mit der empfänglichsten, reichsten Einbildungskraft; alle ihre Gedanken waren Gefühle, und diese wiederum Bild; ihr edles, schönes, gewinnendes Antlitz spiegelte in seinen verklärten Zügen Alles wieder, was in ihrem Herzen glühte, in ihrem Geiste gährte; und der silberhelle, innige, feierliche, bewegte Ton ihrer Stimme gab Allem, was sie sprach, einen Ausdruck von Kraft, Anmuth und Liebe, den ich noch heute, in diesem Augenblicke, wiederklingen höre, nachdem er, ach! schon sechs Jahre verstummt ist. — Der Anblick dieser Bilder, die poetischen Erklärungen und Auseinandersetzungen meiner Mutter flößten mir seit meiner zartesten Kindheit Geschmack und Wohlgefallen an der heiligen Schrift ein; von der Liebe zur Sache bis zu der Sehnsucht, den Schauplatz dieser Begebenheiten zu sehen,

war nur Ein Schritt! So brannte ich denn schon seit meinem achten Jahre vor Verlangen, die Berge, auf die Gott sich niederließ, zu besuchen; die Wüsten zu sehen, da der Engel Hagar die verborgene Quelle zeigte, um ihr armes, verstoßenes, vor Durst verschmachtendes Kind neu zu beleben; die Flüsse zu schauen, die im irdischen Paradies sich ergossen, und jenen Himmel, da Jakob die Engel die Leiter auf- und niederschweben sah. Diese Sehnsucht erlosch niemals in mir; ich träumte seitdem immer von einer Reise nach dem Orient, als einem für mein inneres Leben bedeutungsvollen Ereigniß. Ich konnte nicht anders, ich mußte eine Scholle jenes Landes, das die Heimath unserer ersten Eltern, das die Heimath der Wunder war, ausgraben und in meinen Händen wägen; jenen Schauplatz des Evangeliums sehen und durchwandern, wo das große Drama göttlicher Weisheit im Kampfe mit menschlichem Irrthum und menschlicher Verkehrtheit ausgeführt wurde, wo die sittliche Wahrheit (der Gott-Mensch Jesus Christus) den Martyrertod starb, um mit ihrem Blute den Boden einer vollkommensten Civilisation zu befruchten! *) — Diese Reise ihres so geliebten Sohnes muß zu meiner Mutter in die himmlische Wohnung, wo ich sie schaue, auflächeln; sie wird über uns wachen, sie wird sich als eine zweite Vorsehung zwischen uns und die Stürme, zwischen uns und das Meer, zwischen uns und den Araber der Wüste stellen! Sie wird in allen Gefahren ihren Sohn, seine Gattin, die ihre Tochter geworden, und ihre Enkelin, den sichtbaren Engel unseres Geschickes, den wir überall hin mit uns führen, beschützen! Sie liebte sie so sehr! Ihr Blick ruhte mit einer so unaussprechlichen Zärtlichkeit, mit einer so innigen Wonne auf dem sanften Antlitz dieses Kindes, der letzten und schönsten Hoffnung ihres alten Stammes! Und ist etwas Unbedachtsames an diesem Unternehmen, von dem wir so oft zusammen geträumt haben, sie wird es mir dort oben verzeihen, um dessenwillen, was mich dazu bewog, und das ist: Liebe, Poesie und Religion!" —

---

122. Der weise Prinzen-Erzieher.

Franz de Salignac de Lamothe-Fenelon, ein eben so sehr durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit, wie durch seine wissenschaftliche Bildung sich auszeichnender Priester, wurde am 17. August 1689

*) Dieser weltliche Ausdruck des Dichters dürfte in der Sprache des Christenthums heißen: „Zur Erlösung, Heiligung und ewigen Beseligung der Menschheit." A. H.

von dem Könige von Frankreich, Ludwig XIV., als Lehrer seines Enkels, des Herzogs von Burgund, ernannt, der zum künftigen Herrscher Frankreichs bestimmt war.

Fenelon hatte bei der Erziehung dieses Prinzen einen überaus schweren Stand; denn der Herzog von Burgund war sehr zum Zorne geneigt, bis zum äußersten Aufbrausen selbst gegen leblose Gegenstände; ja ungestüm bis zur Wuth, unfähig, den geringsten Widerstand zu ertragen; dabei beherrschte ihn ein unerhörter Stolz und er sah mit Verachtung auf die übrigen Menschen herab; übrigens besaß er auch ganz außerordentliche Talente. — Und siehe! durch die Hilfe des Gebets und der Gnade Gottes, und durch die umsichtige Leitung Fenelon's ist sein Zögling ein ganz umgewandelter Charakter geworden, er wurde ein Mann der Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit, der Bescheidenheit und Demuth, der Pflichttreue und Strenge gegen sich selbst.

Und um eine solche Veränderung in ihm hervorzubringen, gebrauchte Fenelon bald Sanftmuth und Milde, bald Ansehen und Ernst, der dem stolzen Eigensinne des Zöglings nie nachgab.

Davon nun ein Beispiel!

Fenelon sah sich eines Tages genöthigt, zu seinem Zöglinge mit ernster Strenge zu sprechen. Der junge Prinz nahm sich die Freiheit, zu antworten: „Nein, nein, mein Herr! Ich weiß, wer **ich** bin, und wer **Sie** sind!" — Fenelon sprach den ganzen Tag mit dem Prinzen kein Wort, und machte eine ernste und traurige Miene, um es ihn merken zu lassen, wie tief er beleidigt sei. — Am folgenden Morgen, als der Herzog von Burgund kaum erwacht war, trat Fenelon zu ihm in's Zimmer und sagte zu ihm in einem kalten, ernsthaften, zwar ehrerbietigen, doch von seinem gewöhnlichen, ganz verschiedenen Tone, um den beabsichtigten Eindruck um so weniger zu verfehlen: „„Ich weiß nicht, ob Sie, mein Herr! sich noch der Worte erinnern, die Sie gestern zu mir gesagt haben — Sie wüßten, wer **Sie** wären, und wer **ich** wäre! — Es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie weder das Eine, noch das Andere wissen. Sie bilden sich also ein, Sie seien mehr als ich? Dieß haben Ihnen ohne Zweifel einige Bediente gesagt; ich aber, ich fürchte mich nicht, weil Sie mich dazu nöthigen, Ihnen zu sagen: daß **ich** mehr bin als Sie. Sie begreifen leicht, daß hier von der Geburt die Rede nicht ist. Sie würden Denjenigen für wahnsinnig halten, der es sich zum Verdienste anrechnen würde, daß ein fruchtbarer Regen auf seine Felder, nicht aber auf jene seines Nachbars gefallen sei. Eben so unweise würden Sie sein, wenn Sie sich auf Ihre Geburt etwas einbilden wollten, die Ihren persönlichen Verdiensten

nichts hinzusetzt. Eingestehen werden Sie es mir, daß ich, in Bezug auf Kenntnisse und Einsichten, über Ihnen stehe. Sie wissen nichts, als was ich Sie gelehrt habe; und das, was ich Sie gelehrt habe, ist noch gar nichts gegen das Alles, was Sie zu lehren mir noch erübrigt. Ansehen haben Sie keines über mich; ich aber habe es voll und unumschränkt gegen Sie. Der König und Ihr Herr Vater haben dieß Ihnen oft genug gesagt. Sie glauben vielleicht, ich schätze es für ein großes Glück, daß ich bei Ihnen angestellt bin. Geben Sie diesen Wahn auf! Einzig um dem Könige zu gehorchen und Ihrem Herrn Vater ein Vergnügen zu bereiten, habe ich in diese Anstellung eingewilligt, nicht aber wegen des beschwerlichen Vortheiles, Ihr Lehrer zu sein. Um Ihnen hierüber jeden Zweifel zu benehmen, werde ich Sie zum Könige führen und Seine Majestät bitten, für Sie einen andern Lehrer zu ernennen, dem ich wünsche, daß ihm seine Bemühungen besser gelingen mögen, als mir die meinigen!““ —

Der Herzog von Burgund, den das kalte und trockene Betragen seines Lehrers seit dem Auftritte des vorigen Abends mit Reue erfüllt hatte, ward durch diese männlichen Worte des Fenelon von solcher Scham, Furcht und Angst durchdrungen, daß er unter stetem Schluchzen kaum die halbgebrochenen Worte stammeln konnte: „Ach, mein Herr, ich bin in Verzweiflung wegen des gestrigen Vorfalles! Reden Sie mit dem Könige davon, so bringen Sie mich um seine Freundschaft!... Verlassen Sie mich, was wird man von mir denken?... Ich verspreche Ihnen, daß Sie von nun an mit mir werden zufrieden sein! Aber versprechen Sie mir...“

Fenelon versprach nichts. Er ließ ihn noch einen vollen Tag in der Unruhe und Ungewißheit. Nur dann erst, als er glaubte, von der Wahrhaftigkeit seiner Reue überzeugt zu sein, gab er seinen wiederholten dringenden Bitten Gehör. —

Durch eine unausgesetzte Reihe solcher Mittel, Sorgfalt und Geduld gelang es Fenelon, diesen gewaltsamen Charakter seines Zöglings nach und nach zu zügeln und seine stürmischen Leidenschaften zu dämpfen. Das kräftigste Mittel zu dieser innern Umwandlung des Prinzen war aber die — Furcht Gottes; denn Fenelon wußte die Gott schuldige Ehrfurcht dem Herzen desselben so tief einzuprägen, daß schon bei der Nennung des göttlichen Namens sein heftiger Zorn sich sogleich legte. —

Als der Herzog von Burgund zum Erstenmal die heilige Kommunion empfing, redete ihn Fenelon, da er zum Altare hingetreten war, also an:

„„Endlich ist erschienen der von Ihnen so sehnlich gewünschte

Tag; der Tag, der wahrscheinlich über alle übrigen Tage Ihres Lebens, und selbst über den Tag Ihres Todes entscheiden wird! Ihr Heiland kommt zu Ihnen unter der Gestalt des allergewöhnlichsten Lebensmittels, auf daß Er Ihre Seele nähre zu ewig=seligem Leben, so wie das Brod täglich Ihren Leib nährt zum irdischen Leben. Zwar werden Sie nur ein Stücklein gemeinen Brodes vor sich sehen; allein unter dieser demüthigen Hülle ist Gott verborgen, und im Lichte Ihres Glaubens werden Sie Ihn darunter erkennen. Sagen Sie zu Ihm mit Isaias: „Du bist wahrlich ein verborgner Gott!" Isai. 45, 15. Dieß ist ein aus Liebe verborgener Gott! Er verbirgt uns seine Herrlichkeit, auf daß unsere Augen nicht geblendet werden, und wir mit desto größerer Traulichkeit uns Ihm nähern können. Hier werden Sie das Manna finden, das den mannigfaltigsten Geschmack der himmlischen Tugenden in sich enthält! Sie werden das Brod essen, das alle Genüsse übertrifft; es wird sich nicht in Sie, einen geringen und sterblichen Menschen, sondern Sie werden sich in dasselbe verwandeln, um ein lebendiges Glied des Heilandes zu werden. Mögen Sie mit der Hilfe des Glaubens und der Liebe die Gabe Gottes schmackhaft finden! „Kostet und nehmet wahr, daß der Herr süß ist!" Ps. 33, 9."" — —

„„Seit der ersten Kommunion des Herrn Herzogs von Burgund,"' schreibt die Frau von Maintenon, „„haben wir nach und nach alle Fehler an ihm verschwinden gesehen, welche uns in seiner Kindheit wegen der Zukunft so große Besorgnisse verursachten. Von einem Jahre zum andern schritt er zusehends in der Tugend voran. Er fährt fort, sich Gewalt anzuthun, um seine Fehler gänzlich zu vertilgen. Seine Frömmigkeit hat ihn so umgewandelt, daß er, sonst so heftig aufbrausend, nun voll Mäßigung, Sanftmuth und Leutseligkeit ist. Man sollte glauben, dieß liege in seinem Charakter, und die Tugend sei ihm angeboren!"" —

Solche Wunder wirkte, unter Fenelon's Leitung, die Religion täglich in dem Charakter des jungen Prinzen, zum Erstaunen Aller, die den Zornsüchtigen in seinen Kinderjahren gekannt hatten! —

Der König Ludwig XIV., der sonst so eifersüchtig auf seine Herrschaft war, nahm später diesen Herzog von Burgund zum Mitregenten an, durch welches Ereigniß sein Lehrer Fenelon den größten Triumph seiner Erziehungsfrüchte feierte. *)

---

*) Leider! vernichtete ein frühzeitiger Tod des Herzogs von Burgund die schönen Hoffnungen, die sich an sein edles Herz und dessen Tugenden knüpften, und aus denen das reichste Glück Frankreichs entsprossen sein würde!

Fenelon wurde im Jahre 1694 zum Erzbischofe von Cambray ernannt, wo er, als ein würdiger Bischof lebend und fortwährend mit philosophischen Studien beschäftigt, am 7. Januar 1715 starb. — Durch öffentliche Unterzeichnung der französischen Nation im Jahre 1819 ward ihm am 7. Januar 1826 zu Cambray ein Denkmal errichtet.

123. Das gute und das böse Gewissen.

Ein Jüngling, der auf die Wanderschaft ging, sprach zu seinem Meister: „Ich bitte dich, gieb mir noch eine gute Lehre mit auf den Weg!"

Und der Meister antwortete und sprach: „„Bewahre dir stets ein gutes Gewissen, dann martert dich nie das böse Gewissen! Denn:

„„Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen; es verzehrt deinen Kummer wie die Sonne das Eis; es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet; ein Stab, wenn du sinkest; ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht; ein weiches Kopfkissen im Tode!

Ein böses Gewissen aber ist ein Ofen, der da immer raucht; ein Gewitter ohne Regen; es ist Kläger, Zeuge, Richter und Vollstrecker in einer Person! Die Nachtigall singt dir: „„Du bist ein Dieb!"' Die Lerche: „„Du hast gestohlen!"'

O wie seligmachend ist und bleibt ein gutes Gewissen, und wohl einem Jeden, der es rein bewahrt bis an sein Lebensende!""

„Wodurch aber kann man sich denn sicherlich ein gutes Gewissen bewahren?" fragt der Jüngling wiß- und heils-begierig.

„„Ich weiß zwei Wörtlein,"" entgegnete der Meister; „„wenn die in deinem Herzen wohnen für und für, so hast du stets den Frieden in deinem Gewissen, und dann hast du auch Ruh' im Leben, Trost im Sterben und Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein heißen: Mit Gott!

Mit Gott steh' jedesmal auf, so wird der Tag in's Buch des Lebens geschrieben; mit Gott schlaf' jedesmal ein, so schlummerst du sanft und kummerlos! — Mit Gott fang' an, so gelingt dein Werk; mit Gott hör' auf, so folgt es dereinst dir nach! — Mit Gott in Freuden, so sind sie dir doppelt und ewig süß; mit Gott in Leiden, so sind sie ertragbar und segensreich! — Mit Gott auch in die Fremde, so kehrst du rein, fröhlich und wohlbehalten wieder heim! — Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater! — Mit Gott in's Grab auch dereinst, so ruhst du im Herrn bis zur herrlichen Auferstehung!

Also: „„Mit Gott!""" —

Der Jüngling dankte gerührt und sprach: „Mit Gott will ich gehen, und will mit ihm auch den Frieden eines guten Gewissens bewahren!“ —

124. Abschiedsrede eines Vaters an seinen Sohn.

Der heilige Gregorius von Nazianz hat uns eine köstliche Rede aufbewahrt, mit welcher ein frommer Vater seinen Sohn auf die Hochschule entließ.

Der Vater sprach:

„Geh' hin, mein Sohn, auf die hohe Schule, von dem Gebete deiner Eltern und deinem eigenen begleitet! Geh' hin, mein Sohn, und der Gott deines Vaters, dein noch besserer Vater, als ich es bin, dessen heilige Fürsicht mich immer geleitet hat, führe dich, sein und mein Kind, an der Hand seiner Güte! —

Wenn du auf der hohen Schule angekommen bist, dann gebe Gott, daß deine Lehrer ihr Wohlgefallen an dir haben! — Geld, und sollte es mein ganzes Vermögen kosten, achte ich nicht, wenn du nur Tugend und Gelehrsamkeit, die beste Erbschaft, erwirbst. Gelehrte Armuth ist mir lieber, als Reichthum mit Unwissenheit und Sittenlosigkeit!

Vernimm nun, noch kurzen Wortes, die väterlichen Befehle:

1) Sorge vor Allem, daß Jesus Christus der Führer deines Lebens und Studirens sei; jenes lebendige und unerschaffene Wort, welches alle Menschenworte unendlich übersteigt, und ihnen allein belebende Kraft mittheilt! —
2) Habe nie Verkehr mit einem Bösewicht! Auch die gesündesten und stärksten Glieder tödtet das Gift der bösen Gesellschaft! Sage nur nicht: „„Ich will ihn schon der Tugend gewinnen und nach und nach gut machen!““ — Nein, mein Sohn! in Einem Augenblicke wird er dich zu deinem unheilbaren Schaden vergiften! —
3) Liebe die Keuschheit; sonst wird die unreine Liebe alle Liebe zum Guten in dir ertödten! —
4) Endlich ist nur eine einzige Sache, die du vorzuziehen hast jeder Gattung von Wissenschaft, und diese ist — die Frömmigkeit des Lebens! —

Willst du dann, mein Sohn, mit den Schätzen der Weisheit bereichert, zu uns nach Haus zurückkehren, so führe dich Gott zurück, der auf dem Hinwege dein Geleit gewesen! Wirft dich aber vielleicht ein Ungewitter bis an der Welt Ende: auch dort ist Gottes Reich; ihn habe überall vor Augen!“ —

125. Das Gebet — als letztes Mittel zur Rettung eines entarteten Sohnes.

Vor wenigen Jahren trug es sich zu, daß der einzige Sohn einer Wittwe zu G*, der das gesetzmäßige Alter erreicht hatte, sich sein väterliches Vermögen herausgeben ließ und an eine wüste Gesellschaft sich anschloß, bei der er all seinen bösen Lüsten freien Zügel lassen konnte.

Das wachsame Auge der Mutter erkannte bald die große Gefahr, in der er schwebte, und versuchte alles Mögliche, ihn von dem geistigen und leiblichen Verderben abzuhalten, dem er besinnungs- und gottlos entgegeneilte; aber alle ihre Ermahnungen, auch die herzlichsten, blieben ohne Erfolg.

Als sie aber an einem Sonntag erfuhr, daß ihr Sohn am Abend des Tages des Herrn wieder mit seiner Genossenschaft zu einem Trinkgelage gehen wolle; so versuchte sie nochmals alle Milde und alle Kraft ihrer mütterlichen Bitten und Ermahnungen, um ihn von diesem Wege des Fluchs und des Elends für seine arme Seele zurückzuhalten. Auch dieß war umsonst. Der Sohn drängte seine Mutter beiseits und rief mit glühenden Blicken: „Ich gehe! Ich bin mein eigner Herr! Ich thu', was ich eben thun will!“

Darauf entgegnete die Mutter, eine heiße Thräne im Auge: „„Nun denn, Johannes, wenn du also doch gehst, so weiß auch ich schon, was ich thun will; ich schließe mich ein in meine Kammer, werfe mich, Angesichts des Crucifixes, vor Gott auf meine Kniee nieder, und rufe die schmerzhafte Muttergottes um ihre Fürbitte für dich an, und höre nicht auf für dich zu beten, bis ich dein Antlitz wiedersehe!““

Kalt und ohne Abschiedswort geht der Sohn zu seiner Gesellschaft. Die Musik rauscht, die vollen Gläser winken — er greift zu — doch — er findet die Freude nicht, die er auf diesem Tummelplatze gesucht! Ein unheimliches Etwas drückt ihm das Herz. Sein Auge wird umflort. Immer lebhafter drängt sich das Bild seiner auf den Knieen liegenden Mutter vor seine angstvolle Seele, bis er sich, von namenloser Wehmuth befangen, endlich aufmacht, um nach ihr zu sehen.

Es ist bereits Mitternacht. Ein Oellämpchen leuchtet düster aus dem Fenster ihrer Kammer. Er eilt. Er öffnet die Thür und tritt ein, und — seine arme, arme Mutter liegt noch weinend und betend auf den Knieen.

Da kniet er selbst zu ihr nieder, fällt ihr um den Hals, dankt ihr für ihre mütterliche Liebe, bittet flehentlich um Vergebung für

alle die bitteren Kränkungen, mit denen er seither ihr graues Haupt so tief, so tief gebeugt, und wird von diesem Augenblick an der Gegenstand ihrer innigsten Freude. „„Es sei dir in Ewigkeit verziehen!"" rief sie, und Hand in Hand dankten sie Gott für die so selige Wiedervereinigung zwischen Mutter und Sohn.

Und der Sohn kränkte seine Mutter nie mehr; er hielt sein Gelöbniß treu und wandelte fortan nur den Weg des Guten, den Weg des heiligen Kreuzes. —

---

126. Der seltsam erquickte Büßer.

Eine Stunde südwärts von Kolmar liegt das Städtchen Egisheim, also genannt von dem einst in der Mitte desselben stehenden Schlosse, welches Graf Eberhard, ein Enkel des Herzogs Attich, im achten Jahrhundert erbaut hatte. Auf dem Berge, an dessen Fuße sich das Städtchen hinzieht, dem badischen Gebirgszuge Kaiserstuhl gegenüber, ragen die drei zertrümmerten Thürme der alten Burg Drei-Egisheim oder Dreien-Exen empor, einst, wie Egisheim selbst, ein Besitzthum der Grafenfamilie.

Zu Egisheim regierte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Hugo IV., Graf des Nordgaues oder Unter-Elsaßes und Geschwisterkind des Kaisers Konrad des Saliers mit seiner Gemahlin Heilwig, der einzigen Tochter des Grafen von Dagsburg. Dieselbe hatte ihm nach und nach drei Knaben und fünf Mädchen geboren. Sie starb, sowie ihr ältester und ihr jüngster Sohn. Es blieben nur noch die Töchter nebst dem mittlern Knaben Bruno am Leben.

Eines Abends (so erzählt die uralte Volkssage) klopfte ein altes Weib, eine Wahrsagerin, an der Schloßpforte und verlangte vor Hugo geführt zu werden, welchem sie die Zukunft offenbaren wolle. Der Graf ließ es geschehen, und sie verkündete ihm nun, daß, obgleich er selbst ein mächtiger und weitgebietender Herr im Lande sei, sein Söhnlein Bruno doch noch mächtiger und größer würde, so daß **er**, sein Vater, **ihm** den Staub von den Füßen küssen würde.

Hugo versank in düstere Gedanken über die Worte des Weibes und glaubte nicht anders, als Bruno werde ihm einst die Herrschaft entreißen und ihn vielleicht im Verließe schmachten lassen, wenn nicht gar aus dem Leben schaffen wollen.

Mehrere Tage verschloß er seinen Trübsinn im Herzen, bis derselbe endlich in Verzweiflung und in Groll gegen sein einziges Söhnlein ausbrach. Da ließ er seinen Jäger rufen, bot ihm Gold

und befahl ihm: „den jungen Bruno mit sich in den Wald zu nehmen und ihm, wenn er sich's nicht versehe, einen Pfeil durch's Herz zu schießen; denn es sei ihm von der Wahrsagerin prophezeit: er werde einst, wenn er erwachsen, seiner Kindespflicht so sehr vergessen, daß er ihn um Herrschaft und Besitzthümer bringen und zu seinem Knechte machen werde, der ihm den Staub von den Füßen küssen solle. Er wolle lieber gar keinen Sohn haben, als einen, der sich gegen seinen Vater empöre. Zum Zeichen, daß er seinen Befehl vollbracht, müsse er ihm Bruno's blutiges Herz bringen."

Der Jäger versprach des Herrn Willen zu thun; und als er Abends vom Walde zurückkam, wohin ihm der muntere Knabe gerne gefolgt war, brachte er dem trübsinnigen Vater ein blutiges, von einem Pfeile durchschossenes Herz.

Augenblicklich schien Hugo beruhigt; allein bald erwachte sein Gewissen. Er fand an nichts mehr Freude; fühlte er sich doch jetzt nicht nur ohne männliche Nachkommen, sondern mußte sich noch als Mörder seines unschuldigen Knaben anklagen. Endlich brach ihm das Herz. Er ließ den Burg-Pfarrer rufen, gestand ihm sein Verbrechen und verlangte von ihm die schwerste Buße, damit er Ruhe fände auf Erden und seines ewigen Heiles nicht verlustig ginge. Der Priester hörte die Erzählung der schaudervollen That seines reuevollen und gebeugten Gebieters an; allein er erklärte ihm, daß er es nicht auf sich nehmen könne, ihm eine Buße aufzulegen; die Unthat sei so groß, daß er nur vom Papste selbst Absolution erhalten könne.

Hugo war zu Allem willig. Obgleich es mitten im Winter war, zog er ein härenes Büßerkleid an und begab sich ohne Begleitung über das Alpengebirge nach Rom. Der damalige Papst war Leo IX. Er warf sich ihm zu Füßen und gestand ihm in seiner furchtbaren Seelenangst das schwere Verbrechen.

Leo IX. wandte sein Gesicht ab und verhüllte sich einige Augenblicke. Dann hob er den greisen, bußfertigen Sünder auf und sagte: „Der Heiland ist für alle Sünder gestorben; auch du sollst Gnade vor ihm finden; Gnade, wie sie nur Wenigen zu Theil ward. Denn wisse, der Sohn, den du todt glaubst, er lebt! Gott hat sich sein erbarmt. Dein Jäger hatte den Knaben, dessen Herz er durchbohren sollte, lieb; er brachte dir, statt des seinigen, das Herz eines erschossenen Rehbocks, und ließ ihn unter Gottes Beistand in Freiheit dahinziehen. Gute Menschen nahmen sich seiner an und ließen ihn unterrichten; er wurde Priester, Bischof, und —" indem er dem erstaunten Hugo in die Arme sank — „sein

Herz liegt nun wieder an dem Herzen **seines Vaters!**" —

Hugo hatte Mühe seine Sinne zu fassen. Sein Glück war unaussprechlich. — Er sank unwillkürlich nieder und küßte die Füße des Papstes, seines Sohnes. Dieser aber hob ihn nochmals an sein Herz und sprach: „Komm', Vater, an das Herz deines Sohnes, das, statt von dem tödtlichen Pfeile deines Hasses, von dem lebendigmachenden Pfeile der Liebe Jesu Christi durchbohrt ist!" — Unter heißesten Thränen gaben sie sich einander den Kuß der Versöhnung und des Friedens.

Hugo blieb noch einige Wochen bei seinem Sohne und kehrte sodann mit seinem Segen nach Egisheim zurück, wo er die letzten Jahre seines Lebens im Gebet und Wohlthun gegen Arme und Nothleidende zubrachte. —

---

127. Die weissagende Schrift mit Sägespänen ausgeführt.

Zu Saona, einem Städtchen in Toscana, lebte ein armer Zimmermann in rechtlichem Wandel von der Arbeit seiner Hände. Er hieß Bonizo. Ihm wurde, man weiß nicht genau — in welchem Jahr, ein Sohn geboren, den er Hildebrand nannte.

Dieser Sohn zeigte schon frühe ganz besondere Geistesgaben, und hierdurch mochte der Vater bewogen worden sein, demselben zur Ausbildung solcher Anlagen Gelegenheit zu verschaffen.

So soll der kleine Hildebrand einst, zum Vorzeichen seiner nachmaligen Größe, obgleich er die Buchstaben noch nicht kannte, in seines Vaters Werkstatt mit Sägespänen die weissagenden Worte David's: „Er wird herrschen von Meer zu Meer!" zusammengesetzt haben; auch sah man oftmals Feuerfunken aus den Kleidern des Knaben hervorsprühen.

Der Vater übergab seinen merkwürdigen Sohn dem Abte des Klosters zur heiligen Jungfrau Maria auf dem Berge Aventinus zu Rom zur Belehrung in den Wissenschaften und zur Bildung seines Charakters; außerdem hatte Hildebrand noch zum Lehrer den Erzpriester Johannes Gratian, welcher später als Papst den Namen Gregor VI. führte. —

Als er das Jünglingsalter erreicht hatte, begab er sich auf mehrere Jahre nach Frankreich in das Kloster zu Clugny, um sich im Mönchsleben zu vervollkommnen; und hier, in dieser berühmten Stätte klösterlicher Zucht und streng kirchlichen Lebens, war es, wo

sein Geist die feste Richtung auf jenes erhabene Ziel erhielt, welches er von seinem ersten Auftreten bis zu seinem letzten Augenblick mit eisernem Willen verfolgte; denn — der arme Zimmermannssohn wurde Priester und bestieg als Papst Gregor VII. den apostolischen Stuhl des heiligen Petrus zu Rom, und entfaltete eine solch außerordentliche Wirksamkeit für die Einheit, Reinheit und Freiheit der Kirche, daß man ihn „den Größten aller Päpste“ in der Kirchengeschichte zu nennen pflegt.

Gregor VII. starb zu Salerno am 25. Mai 1085, nachdem er den apostolischen Stuhl zwölf Jahre, einen Monat und drei Tage innegehabt. — Seine letzten Worte lauteten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung!“ Darauf soll ein ehrwürdiger Bischof erwiedert haben: „„Herr, du kannst nicht in der Verbannung sterben, denn du hast an Christi und der Apostel Statt durch göttliche Verfügung die Völker zum Erbtheil und die Grenzen der Erde zum Besitzthum erhalten!““

Sein Leichnam liegt in der herrlichen Cathedrale zu Salerno begraben. —

Das Andenken Gregor's VII., des großen, von Gott reich begnadeten Reformators der Kirche, des Erretters derselben aus den Gefahren der Unsittlichkeit und aus den Banden der weltlichen Gewalt, wurde von jeher von den Gläubigen gesegnet. Schon bei seinen Lebzeiten erzählte man Wunderthaten, die er gewirkt, und auch nach seinem Tode hat Gott ihn durch Wunder verherrlicht. — Sechzig Jahre nach seinem Hinscheiden ließ der Papst Anastasius IV. ein Gemälde verfertigen, auf welchem Gregor das erste Mal mit einem Heiligenschein um das Haupt zur Darstellung kam. — Beinahe fünfhundert Jahre nach seinem Tode (1577) erhob man seine Leiche und fand sie noch unverwesen. *) — Im Jahre 1584 ließ Gregor XIII. dessen Namen in das römische Martyrologium eintragen. — Im Jahre 1606 machte Paul V. nach einer sorgfältigen Untersuchung des Lebens und der Wunder Gregor's eine Canonisations-Bulle bekannt, drei Jahre später erlaubte er dem Erzbischof und dem Capitel von Salerno, jährlich zwei Feste zu Ehren des heiligen Gregor's VII. zu feiern. — Nachdem Alexander VII.

*) Beinahe fünfhundert Jahre lang hatte ein einfacher Leichenstein die irdische Hülle dieses großen Geistes bedeckt, bis im Jahre 1578 der Erzbischof Marsilius von Salerno ihm eine Grabschrift setzen ließ, die den Wanderer mit ernsten Worten mahnt, an welcher welthistorischen Stätte er hier verweile.

und Clemens XI. verschiedenen anderen Communitäten die Verehrung Gregor's „als eines Heiligen" gestattet hatten, schrieb Benedikt XIII. im Jahre 1728 dieselbe der ganzen Kirche vor. —

Daß eine Persönlichkeit von so fest ausgeprägtem Charakter und einer so großartigen Wirksamkeit wie Gregor VII. verschiedene Beurtheilungen erfahren habe, liegt in der Natur der Sache. — Von deutschen Protestanten rühmt unter Anderen Johannes von Müller an ihm: „Er hat den Muth eines Helden, die Klugheit eines Senatoren und den Eifer eines Propheten besessen!" (Reisen der Päpste. 1783. S. 32), und Heinrich Steffens preist ihn in der Schrift: Das gegenwärtige Jahrhundert. 1817. S. 520: „als das Gewissen und die Seele seines Jahrhunderts." —

---

128. Vier Edelsteine an der Tiara.

Der heilige Pius V., der zuerst Dominikaner-Mönch, dann Bischof und Cardinal gewesen, wurde im Jahr 1565 zum Papst erwählt. Da man ihn aber für einen sehr strengen Mann hielt, so erschracken die meisten Einwohner der Stadt Rom über diese Wahl. Als Pius solches erfuhr, sprach er: „Mit Gottes Hilfe werde ich so regieren, daß die Leute einen größern und längern Kummer haben werden durch mein Abscheiden, als durch den Antritt meines Amtes!"

Groß war seine Theilnahme für die Noth der Armen. — Gleich im Beginne seiner Regierung zeigte er diese. Es war üblich, am Krönungstag eines jeden Papstes eine Summe Geldes unter die zusammengelaufene Volksmenge auszustreuen. Dadurch entstand aber gewöhnlich großer Unfug und selbst Beschädigungen. Zugleich wurden tausend Goldstücke auf diesen Tag verwendet, um den Cardinälen und den Gesandten auswärtiger Fürsten ein prachtvolles Gastmahl zu geben. Alles dieß unterließ nun Pius, und vertheilte die dadurch ersparte Summe an dürftige Klöster und andere Arme. — Für die Dürftigen blieb er auch immer der Art väterlich besorgt, daß er sich ein eigenes kleines Buch mit ihren Namen anfertigen ließ, um Keinen bei dem Almosen zu vergessen; er trug auch gefüllte Geldbeutel bei sich, um nach Gelegenheit mit denselben die Armen zu beschenken. —

Groß war auch seine Demuth. — Er vermied deßhalb stets, in soweit er vermöge seiner hohen Würde konnte, alle äußerliche

Pracht; so, zum Beispiele, ließ er sich keine neuen Kleider machen, als er sein hohes Amt antrat, sondern bediente sich der Kleider seines Vorgängers, des verstorbenen Papstes Pius IV. — Selbst seine Zimmer waren sehr einfach eingerichtet. — Am Gründonnerstag, an welchem der Papst nach alter Sitte dreizehn Armen die Füße wascht, that er dieses nicht nur gleichfalls, sondern küßte ihnen auch die Füße, Einem sogar das Geschwür, welches er am Fuße hatte. —

Groß war auch seine Wahrheitsliebe. — Die Schmeichelei war ihm so verhaßt, daß Niemand im Scherz oder im Ernst ihm etwas Schmeichelhaftes zu sagen sich getraute. — Und als ihm einmal ein Verwandter zu einem Amte empfohlen wurde, sprach Pius: „Er ist zwar rechtschaffen, jedoch er widerspricht mir nie!“ — Einen andern Verwandten aber entsetzte er seines Amtes, weil er eine begangene Gesetzlosigkeit hinwegleugnen wollte. — Pius hielt streng an der Wahrheit und gab nie ein falsches Versprechen; er duldete nicht einmal, daß man versuche, einen Räuberhauptmann durch Täuschung in die Gewalt zu bekommen. —

Groß war auch seine Frömmigkeit. — Er ist gewöhnlich abgemalt mit einem Crucifix gegenüber. Dieß kommt daher, weil er gewöhnt war, nicht nur fortwährend das bittere Leiden des Erlösers zu betrachten, sondern auch ein Crucifix vor Augen zu haben, auf welchem die Worte des Apostels geschrieben standen: „Es sei fern von mir, mich zu rühmen, außer im Kreuz unsers Herrn Jesu Christi!“ — In der Frühe betete er die priesterlichen Gebete, und war gewöhnlich so in Andacht versunken, daß man ihn nur durch Schütteln seines Kleides zu sich bringen konnte. Täglich las und hörte er die heilige Messe. Bei seiner einfachen Mahlzeit (er enthielt sich das ganze Jahr hindurch vier Tage wöchentlich aller Fleischspeisen) ließ er sich aus einem Erbauungsbuche vorlesen, um mit dem Leibe zugleich auch dem Geiste Nahrung zu geben. Abends ließ er die Hausgenossen zusammenkommen und betete mit ihnen Litaneien und andere Gebete; und ungeachtet seiner vielen Geschäfte unterließ er es keinen Tag, den Rosenkranz zu beten. — Seine Frömmigkeit war so berühmt, daß selbst der türkische Sultan Soliman bei der Belagerung von Sieget sagte: „Ich fürchte die Truppen und Waffen der Christen nicht, wohl aber das Gebet ihres Papstes!“ —

Als er starb, wurde er aufrichtig beweint, und wenn man seiner in rühmendem Wort gedachte, sprach man: „„Heil ihm und uns — seine Tiara glänzte mit vier Edelsteinen geschmückt, mit dem Edelsteine der Barmherzigkeit, der Demuth, der Wahrheitsliebe und der Frömmigkeit!““ —

129. Das durchlauchtige Haus.

Ein Knabe mußte wegen unbeschreiblich großer Dürftigkeit seiner Eltern bei einem Bauer in Hirtendienste treten. Eines Tages erblickte er auf der Weide einen Franziskaner-Mönch, der sich vom Wege verirrt hatte. Er lief ihm eiligst nach, damit er ihn wieder zurechtführe. Der fand Wohlgefallen an dem Knaben, und die lernbegierigen Reden desselben erfreuten ihn so sehr, daß er ihn nach Ascoli mitnahm und dort auf die Schule schickte. Seine Fortschritte waren erstaunlich, und seine Lebensart erwarb ihm hohe Achtung. Er trat später in den Franziskaner-Orden, wurde Professor der Gottesgelehrtheit, dann Oberer des Ordens, dann Bischof, dann Cardinal, und endlich — der berühmte Papst Sixtus V.

Zu dem stolzen Adel der ihn umgab, sagte er einst: „Thuet nicht so groß, liebe Herren, mit euerer Geburt! **Ich** bin auch aus einem durchlauchtigen Hause; denn wisset, meine Eltern wohnten in einem Hause ohne Dach und hatten von allen Seiten die **durchleuchtende** Sonne!" —

---

130. Das päpstliche Urtheil.

Im Herbst des Jahres 1691 hatte Einer der vornehmsten Ritter in Rom bei einem Bäcker für etwa tausend Kronen Frucht genommen, im Hause versehen zu sein auf den Winter, wie auch um seine Felder damit anzusäen. Der Herr Ritter blieb indessen das Geld für das Korn schuldig, denn er brauchte es wahrscheinlich zu seinen Festlichkeiten und sonstigen Vergnügungen. Damit aber war dem Bäcker schlecht gedient; als gewöhnlicher Bürger mußte er ja den Bauern ihre Frucht auch immer gleich bezahlen.

Der Bäcker mahnte darum den vornehmen Herrn, erst leise und fein, dann deutlicher; und als beide Arten nicht halfen, beklagte er sich bei dem Oberaufseher.

Es giebt aber ein altes Sprichwort: daß keine Krähe der andern in die Augen hackt, — und ein ähnlicher Vogel wie der Herr Ritter mochte hier auch der Herr Oberaufseher sein. Er urtheilte darum: „Allerdings habe der Herr Ritter dem Bäcker das Korn zu bezahlen; aber der Bäcker müsse auch wieder billig sein und dem Herrn Zeit lassen, sonach mit hundert Kronen jährlich sich begnügen, und in zehn Jahren sei so Alles mit Stumpf und Stiel abbezahlt." — Als hingegen der Handwerksmann sich beschweren wollte und sagte: „„wie er gerade jetzt das Geld

brauche, das Getreide habe am jüngsten Markttag abgeschlagen, er könnte deßhalb billig kaufen;"" — da hieß es: „Punktum! und die Parteien können abtreten." —

Tausend Kronen geben aber einem noch Furchtsamern als der Bäcker einer war, Courage, und so nahm denn auch dieser sein Herz in beide Hände, ging geraden Weges zum damals regierenden Papste Innocenz VII., und klagte dem seine Noth.

Schweigend hörte der Papst den Kläger an und schickte dann nach dem Oberaufseher Corsino, um diesen auch zu vernehmen; denn beide Parteien anhören, gehört mit zur Uebung der Gerechtigkeit.

Und als dieser die Aussagen des Bäckers nicht anders als bestätigen konnte, da erkannte der Papst alsbald zu Recht:

„„Der Oberaufseher habe dem Bäcker die tausend Kronen sogleich selber zu bezahlen, und könne dann — in des Bäckers Recht an den Ritter treten und zehn Jahre auf die endliche Bezahlung warten!"" —

Hiermit war es auch Punktum!

Und was der saubere Richter für den Bäcker als billig erkannt, das hatte er nun Gelegenheit — an sich selber recht zu finden. —

---

131. Ein Papst und die Pilger zu Rom.

Christian Brentano schrieb im Jahr 1825 aus Rom:

Was für ein herrlicher Mann ist der Papst Leo XII., welcher weise Regent, welches Muster von Strenge gegen sich selbst, von mühseligster Aufopferung, um seinem schweren Amte genug zu thun! Kränklich und oft zum Sterben, wie er ist, hat Niemand weniger Schonung gegen sich selbst; wie ein Held nimmt er alle Beschwerden auf sich. Vom frühen Morgen bis sehr spät in die Nacht ist er in Arbeit. Er speist nur Einmal des Tages und so gering, daß sein Koch versichert, mit drei Paoli sei seine Zeche bezahlt. Seit langen Zeiten hat man keinen Papst so häufig bei kirchlichen Functionen gegenwärtig oder selbst functioniren gesehen. Wo irgend in einer Kirche das Fest eines ausgezeichneten, ihr näher angehörigen Heiligen gefeiert wird, findet sich auch der Papst ein.

Rührend waren auch die Muster, welche er bei verschiedenen Gelegenheiten des heiligen Jahres der Erbauung des Volkes gab. Einmal ließ er siebzig Pilger, deren, wie du denken kannst, in Rom das ganze Jahr hindurch eine erstaunliche Menge ist, an seiner Andacht auf folgende Weise theilnehmen: Er las ihnen in der Sanct Peterskirche die heilige Messe, und nach seiner Kommunion

brachte er mit eigenen Händen auch ihnen den Leib des Herrn; während der Messe betete der Erzbischof Marchetti aus dem Herzen in der Volkssprache, und machte somit die Andacht aller Zuhörer zu einem einigen lauten Erguß. Nach der seinigen hörte der Papst unter den Pilgern kniend eine zweite Messe an, und nach dieser wollte er mit ihnen vier vor Rom zwar nahe, aber doch nicht so sehr nahe gelegene Kirchen besuchen. Wie sehr erstaunten aber Alle, und unter diesen auch ich, als man plötzlich den Papst barfuß herankommen sah; ich muß gestehen, daß ich fast erschrack, weil seine wenige Zeit vorher gehabte Krankheit (er war auf längere Zeit wassersüchtig und Kopf, Brust und Füße geschwollen) einen solchen Versuch fast frevelhaft erscheinen machte; gleichwohl hatte er unter seinen ganz nackten Füßen nur dünne Sohlen, sandalartig gebunden, mehr um der Steine Eindruck zu mildern (welcher einen solchen Gang freilich ihm, wie mir und Jedem, der es nicht gewohnt ist, absolut unmöglich gemacht haben würde), als der Kälte, der Feuchtigkeit und dem Schmutz, an welchen allen es diesen Tag nicht fehlte, auszuweichen. Und dennoch vollbrachte er diese seine Wallfahrt glücklich, und was mir wie Wunder scheint, ohne merkliche üble Folgen für seine Gesundheit. Sein Arzt hat von diesem Unternehmen nichts gewußt, denn aus Sorge, daß er es nicht erlauben würde, hatte er, ihm und Allen unbewußt, die Sache vorbereitet. — Nachher nahm er die Pilger in seinen Palast und an seine Tafel. Suppe und Brod theilte er ihnen selbst aus, dann speiste er auch selbst mit ihnen. Die Deutschen, deren über zwanzig in diesem beglückten Häuflein waren, mußten zunächst seinem Platze sitzen, und da er etwas deutsch spricht, unterhielt er sich mit ihnen; nachher entließ er sie mit Beschenkung.

Ein anderes Mal hat er, durch das Glücken dieses Versuches ermuthigt, noch größere Anstrengungen auf sich genommen, und mit allen den damals anwesenden Pilgern die vier Hauptkirchen besucht, welches ein Weg von drei Stunden ist. Auch hier ging er zu Fuß, und nur mit Sandalen bekleidet. Die Hälfte des Weges ward Vormittags, die andere Nachmittags zurückgelegt. Um Mittag weilte man in Sanct Johann von Lateran, wo alle mitgewandelten Pilger mit einem kleinen Mahle bewirthet wurden. —

Was denkst du dir von solch einem Aufzuge? — Du kannst dir ihn nicht anders als würdig und rührend denken, und wahrlich! du hast Recht; um dir ihn aber auch malerisch bildlich vorstellen zu können, müßtest du die verschiedenen Volkstrachten der Pilger kennen, die hier aus allen Gegenden der Welt zusammenkommen. Jene anderer Länder waren zwar nicht so mannigfaltig; ein Pilgermantel

und Stab, Kürbisflasche, allenfalls ein Dutzend Muscheln um den Kragen, war das Gewöhnliche. Aber die italienischen Volkstrachten, und besonders vom Neapolitanischen her, sind das Schönste, was man sehen kann, besonders die der Weiber. Roth, blau, grün ꝛc., lauter Farben von wunderbarem Glanz, mit verschiedenartigster Erfindung gegen einander gestellt, und wie immer mannigfaltig, doch stets mit nobelster Simplicität zu Gewändern drapirt, dann die Trinkgeschirre, die geschnitzten langen Stäbe ꝛc.; ich kann dir nicht sagen, welchen anziehenden Eindruck dieß Alles machte, und zugleich welchen edlen, denn du mußt dir nicht die plumpe Haltung und Bewegung eines bunten groben Bauernvolkes denken. Nein, wahrlich, ein natürlicheres und zugleich grandiös nobleres Auftreten und Einherschreiten, einen graziösern und doch zugleich majestätischern Anstand in jeder Haltung und Lage des Körpers könnte der sinnigste Maler einem Bilde aus der Zeit der Patriarchen nicht geben! Kein Wunder, wenn die besseren der hiesigen Künstler diese Erscheinungen für ihre Studien benutzen! Was aber in Ansehung ihrer noch weit erquicklicher erscheint, ist, daß auch das Gemüth dieser Menschen dieser äußerlichen Anmuth nicht abstimmig ist, wie alle Diejenigen bezeugen, welche dahier mit ihnen in näherem Verkehre gewesen, und noch mehr Jene, welche sie in ihrem Vaterlande kennen gelernt haben. Wie sollte es aber auch möglich sein, daß der ergreifende Ausdruck einer so ernsten und doch so milden Frömmigkeit, der allenthalben das Gepräge der naivsten Ehrlichkeit und ungeschminktesten Demuth, des unbefangensten Glaubens, der herzlichsten Einfalt hatte, nicht in kindlicher Unschuld und Wahrheit gegründet wäre, da er fast Keinen ohne geistliche Rührung ließ, der bei ihren Andachten ihrem Benehmen sinnige Andacht schenkte. Du hättest einmal so einen Zug dieses wunderlichen Volkes mit ansehen sollen, wenn es aus seinen Gebirgen nach langer und gewiß mühseliger Reise endlich in die ersehnte heilige Stadt einzog, die bezaubernde Tracht, den frommen und doch fürstlichen Anstand, mit ihren Stäben und National-Sandalen, Jedes sein Reisepäckchen auf dem Kopfe, unter geistlichem Gesang und Gebet, die Freude und Zuversicht der zu erlangenden Gnaden im Gesicht, Jeder den ersten der Geistlichen, die ihnen begegneten, die Hand küssend, vor dem ersten Crucifix, das sie auf ihrem Wege da oder dort vor einer Kirche fanden, sich begeistert niederwerfend, und in lautes Gebet die Inbrunst ihres Herzens ergießend: du hättest sie sehen sollen, lieber Freund, und gewiß! du würdest auch Thränen der Rührung vergossen haben, wie ich und Mehrere, selbst Protestanten, nicht anders konnten, wo es Einem wie ein Schlag durch's Herz ging, daß nicht der Reichen und Kundigen, nicht der Weisen

und Mächtigen, sondern ihrer und ihres Gleichen halber — Gottes Welt stehe und bestehe, und daß auf einem so armen Häuflein mehr seines Wohlgefallens ruhe, als auf allem Dem, was uns vornehm dünkt.

Du siehst, wie lieb ich sie habe, und darum wirst du entschuldigen, daß ich bei Erwähnung ihrer in solche Abschweifung gerathen bin; doch muß ich zunächst noch auf des Papstes Beispiel zurückkommen, wie angelegen er sich sein Amt sein läßt, und wie wenig er sich schont.

Alle Pilger, die nach Rom kommen, werden — in dem hiesigen Pilgerhause — mehrere Tage beherbergt und bewirthet; Beides nicht nur erbaulich reinlich, sondern auch mit splendider Liberalität. — Du kannst dir denken, was für eine Anstalt es ist, wenn ich dir sage, daß vor der Zeit des französischen Einbruchs mehr als 20,000 Betten vorhanden waren. Auch in diesem Jubeljahre, ob es gleich begreiflich nicht so frequentirt wurde, als andere, waren doch meistens mehrere Tausend, in den letzten Tagen sogar über 10,000 Gäste daselbst untergebracht. Alle solche Gäste werden daselbst auf das Christlichste und Liebreichste empfangen, Weiber und Männer in verschiedenem Local. Nach Verrichtung einer kurzen Andacht werden sie in die Säle geführt, welche zum Fußwaschen bestimmt sind, zu welchem christlichen Liebesdienst sich jedesmal nicht Wenige der vornehmsten Geistlichen, Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe 2c., und auch vornehme Weltliche, Fürsten, worunter dieß Jahr der regierende Herzog von Lucca aus der königlich spanischen Familie zu erwähnen steht, und andere höhere Stände einfinden, welche — in dem Kleide der dazu bestehenden Bruderschaft dieses Amt sowohl, als die darauf folgende Bedienung bei Tische gemeinsam mit den übrigen Brüdern versehen. Dasselbe geschieht von den Damen vornehmern Standes in dem Weiberhause, unter denen dießmal auch die Königin von Sardinien war. Du mußt aber nicht denken, daß hier von einer Scheinceremonie die Rede sei; die Füße der Angekommenen sind wirklich Pilgerfüße, und solche, die eben erst von der Reise kommen, an denen es genug zu waschen giebt. Auch hier erschien der Papst unerwartet eines Abends, und Der, dessen heiliges Amt von den Liebhabern des Reiches Christi auf Erden mit dem Fuß-Kusse geehrt wird, zeigte, wie der Herr allenthalben auch in dem Armen zu ehren sei, indem er zwei Pilgern, wovon der Zweite recht ehrliche Pilgersbeine hatte, die Füße wusch, und diese, nach dem Waschen, wie üblich ist, abtrocknete und küßte. Auch bei der Tafel bediente er die Pilger wie andere Brüder. — Du kannst dir nicht denken, welch ein herrliches Schauspiel diese Tafeln

sind; zu beiden Seiten der ungeheuern Säle die vergnügten Gesichter der erquickten Pilger; von den vornehmsten Leuten bedient, ist darum ihre Haltung nicht genirter. Allerlei Nationen, Trachten, Sprachen, aber — Alles in Einer Herrlichkeit fröhlich! —

---

132. Die Liebe der Römer zu dem Papste Pius IX.

In seinem im Jahr 1848 erschienenen und betitelten Buche: „Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat," sagt der Protestant Heinrich Stieglitz über den glorreich regierenden Papst Pius IX. und die Liebe der Römer zu ihm — unter Anderem:

Pius gehört zu den Persönlichkeiten, von denen eine Menge Anekdoten im Schwange gehen, und deren jede neue Handlung leicht eine neue, rasch sich verbreitende erzeugt. Es ist dieß immer ein Zeichen besonderer Eigenthümlichkeit und des Unterscheidens von der großen Masse der Allerweltsmenschen. Bei ihm aber tragen alle diese Einzelnheiten das Gepräge der Genialität eines großen Herzens. Von jenem an das Wunderbare grenzenden Umschlag seiner Berufswahl, der ihn, statt zum Soldaten, mit Einem Male zum Geistlichen macht — von den Erlebnissen auf seiner Missionsreise in Amerika, dessen Boden er bis jetzt der Einzige von allen Päpsten betreten hat — von seinem eben so kühnen als liebevollen Wirken in der verhängnißvollen Periode seines Episkopats in Spoleto zu Anfang der dreißiger Jahre bis zu dem Moment, wo er mit einer merkwürdigen Einhelligkeit der Wahlstimmen verschiedenster Parteien zum Kirchenfürsten gewählt wurde — „der Mann von Gott gesendet, mit Namen Johannes," wie ein Prediger von ihm auf der Kanzel verkündet — — von all' seinen Schritten leben die anziehendsten Erzählungen und Deutungen im Munde des Volkes.

Und später dann die unzähligen Züge einer unermeßlichen Wohlthätigkeit, verbunden mit der klugen Umsicht, daß die Hilfe allzeit auch am rechten Orte eintrete; einer Wohlthätigkeit, welcher er sein Privatvermögen ganz und gar opfert, während er mit größtmöglicher Vereinfachung seiner persönlichen Bedürfnisse die Staatskassen nur für das Wohl des Ganzen zu verwenden sucht und jedem Nepotismus ein für allemal den Weg versperrt. Dahin gehört das Aufsuchen ärmerer Familien, um sich von deren Zustande mit eigenen Augen zu unterrichten und dann erst nach Maßgabe Hilfe zu reichen — dahin die Scenen mit den Schulkindern, die er, ein unerwarteter Besucher, selbst prüft, ermuntert, belohnt — dahin sein

überraschendes Erscheinen auf der Kanzel, wo er ohne alles Gepränge die Stelle des Predigers übernimmt — dahin das sorgfältige Untersuchen der Hospitäler, die er, von unnützen Pfründe-Verzehrern säubernd, mit Krankenpflegern aus dem thätigen und anspruchslosen Orden der Kapuziner versieht — dahin die nicht selten humoristische Art, unnütze Subjekte zu entfernen und geeignetere auf deren Posten zu befördern; zugleich aber auch das durchgreifend Energische, wo es gilt, gegen sträfliche Vergehungen, Mißbräuche, aus Uebelwollen hervorgehende Hemmnisse ahndend einzutreten. — —

Es ist eine schöne Aufgabe für einen künftigen Biographen — alle diese sich täglich mehrenden Züge zu sammeln und zu einem in's Einzelnste gehenden Charakterbilde zusammenzustellen.

Groß ist aber auch die Liebe der Römer zu Pius IX., die sich auf die sinnigste und verschiedenartigste Weise stets und überall kund giebt.

Noch im Laufe des Decembers erlebte man in Rom eine Reihe freudiger Aufzüge, in deren glänzender und geschmackvoller Anordnung die Römer so geschickt sind.

Das herrlichste dieser Feste war am Vorabende zum Namenstage des als neunter Pius regierenden Giovanni Mastai. Ungeachtet des trüben wetterverkündenden Himmels war eine große Menge Volkes, die Studenten der Universität an der Spitze, bei eintretender Dämmerung mit Musik und Fackeln von der Piazza del Popolo den Monte Cavallo hinangezogen, wo nach dem Absingen einer für diesen Tag gedichteten Hymne zur Begrüßung des geliebten Herrschers ein reicher Vorrath bengalischer Feuer abgebrannt wurde. Ueberraschend schön war der Anblick, den im Doppellicht der Fackeln und der bunten Flammen die auf dem weiten Platze gedrängte Menschenmasse und die rings emporragenden Paläste gewährten. Und, die Herrlichkeit der wunderbaren Scene noch zu erhöhen, zuckten, während der Papst mit seiner klaren, zum Herzen dringenden Stimme den antiphonischen Gesang ertönen ließ, vom nächtigen Wolkenhimmel flammende Blitze nieder, so daß man auf Augenblicke selbst die ferne Peterskuppel wie am hellen Tage unterscheiden konnte. Erst nach beendetem Segen und dem Rücktreten des mit endlosem Lebehoch begleiteten Pius löſten sich die Wolken in Regen auf und mahnten die Versammelten an eiligen Rückzug. —

Diese Stimmung in Rom ist's, die sich auch in wahrhaft frühlingsartigem Aufschwung kundthat, als am fünf und fünfzigsten Geburtstage des geliebten Herrschers (13. Mai, am Himmelfahrtstage) das Volk den vom Lateran Zurückkehrenden mit tausend

und abertausend in die Luft geschleuderten Blumensträußen *) auf seinem Wege begleitete und unter einem Baldachin von Blüthen vor dem Quirinal empfing. —

Selbst in die Kirchen dringt dieser Aufschwung der liebeberauschten Gemüther; und als am Ehrentage des heiliggesprochenen fünften Pius ein Prediger in der von Michel=Angelo erbauten Kirche Santa Maria degli Angeli, nach Anrühmen der Verdienste jenes, den siebenten und den neunten Pius als dessen würdige Nachfolger, Letzteren aber vorwaltend als il glorioso bezeichnete, da brach der Beifall, der während der Rede mehrfach schon in einzelnen gedämpften Bravos sich geäußert hatte, zuletzt, ungeachtet des heiligen Ortes, in unaufhaltsames Händeklatschen und lauten Zuruf aus. —

Und wie der Frühlingsmonat mit Huldigungen der Liebe begonnen, so nahm er auch mit einer Kette liebevoller Huldigungen Abschied.

Schon seit mehreren Wochen war das Gerücht verbreitet von der eigenthümlichen Wiederbesetzung der Abtei von Subiaco. Der Papst nämlich hatte diese durch den Tod des Cardinals Polidori erledigte Pfründe sich selber vorbehalten, um das bedeutende Einkommen des Abtes — man schätzt es auf 12,000 Scudi — lediglich zum Besten der Gemeinde und des dortigen Seminariums zu verwenden. — Als er am 27. Mai Morgens um vier Uhr aufbrach, um an Ort und Stelle Besitz von seinem neuen Amte zu nehmen, da waren trotz der frühen Stunde Tausende um den Quirinal versammelt, dem theuern Manne ein herzliches Lebewohl nachzurufen; und dem mit freudiger Rührung und mit fortwährendem Ertheilen des Segens durch die lange Doppelreihe Hinfahrenden

---

*) Selbst im Theater that sich die hohe Verehrung für Pius an einem Abende in einem Unterlassen kund, aber in einem Unterlassen, welches stärker spricht als manche laute Demonstration.
Als nämlich beim letzten Auftreten einer Tänzerin, die sich allgemeinen Beifall erworben hatte, ich mich verwunderte, daß man die Hervorgerufene nicht, wie dieß anderer Orte Sitte (soll wohl heißen — Unsitte, Thorheit!) sei, mit Lorbeer und Blumen überschütte, gab mir mein Nachbar im Parterre, ein schlichter Bürgersmann, zur Antwort: „dergleichen sei bei ähnlichen Gelegenheiten ehedem auch hier geschehen; jetzt aber, nachdem man dem heiligen Vater an festlichen Tagen mit Lorbeerkronen und Blumen gehuldigt, halte man es für unpassend, denselben Tribut einer — Tänzerin darzubringen.“ — Wie trefflich müßte solch ein bürgerliches Taktgefühl mit seinem ehrenwerthen Inhalt sich in den hohen Ton so mancher anderen Haupt= und Residenzstadt übertragen ausnehmen! —

brachten flatternde Fahnen und endloses Zujauchzen von Männern und Frauen mit dem Abschiedsgruße zugleich den Wunsch baldigen Wiedersehens dar. So auch vor dem Thore, wo ihn ein zahlreiches Geleite festlich geschmückter Campagna-Reiter erwartete. In Tivoli und Subicao, wohin Viele vorausgeeilt waren, um ihn bei dem Einzuge zu begrüßen, ähnlicher Jubel, und besonders an letzterem Orte während seines Aufenthalts ein unermeßlicher Zudrang von Menschen aus der Umgegend, die zum großen Theil Nachts unter freiem Himmel lagerten, nur — um ihm nahe zu sein. Darunter auch Tausende von Neapolitanern. — Und wer, unkundig der Verhältnisse, am letzten Mai zufällig auf die Fahrstraße viele Miglien weit vor der Stadt bis zu der Pforte des Quirinals gerathen wäre, der hätte bei dem Geläute der Glocken und dem Donner der Geschütze und den endlosen Willkomms-Grüßen der überall den päpstlichen Wagen umdrängenden Menge nicht eine Rückkehr nach Abwesenheit von wenigen Tagen, sondern nach einer Reihe von Jahren vermuthen müssen! —

---

133. Der Empfang eines päpstlichen Gesandten.

Ein Mann nach dem Herzen Gottes durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit war der heilige Petrus, Bischof von Tarentas in Savoyen, und für Kirche und Staat wirkte er im reichsten Segen.

Einst schickte ihm der Papst durch einen eigenen Boten ein Sendschreiben, daß er möglichst schnell zu den Königen von England und Frankreich reisen solle und den Versuch mache, sie zum Frieden zu bringen; — der Papst hoffte nämlich, daß, wenn diese Fürsten auf irgend einen Menschen hören, so müßte es dieser Bischof sein, wegen des allgemeinen Rufes der Heiligkeit, in welchem er stand; es war aber höchst wichtig, daß zwischen den beiden Königen der Friede hergestellt würde, indem der damalige Krieg zahllosen Menschen das Leben kostete, ganze Gegenden verwüstet und die Kirchen zerstört wurden.

Petrus, im Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche, und gleichfalls im Drange des Herzens, den Frieden unter die Entzweiten zu bringen, machte sich auf die Reise, und zwar zuerst nach Frankreich.

Der König Ludwig VII., da er hörte, daß Petrus von Tarentas zu ihm komme, sandte ihm einen der höchsten Staatsbeamten entgegen; dieser mußte auch dafür sorgen, daß der heilige Bischof in allen Orten, durch welche er reiste, mit ganz besonderen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde. —

Nachdem Petrus mit dem König, dessen Schwiegersohn und dem Grafen von Flandern die Angelegenheit besprochen hatte, weßhalb er gekommen war, betrat er nun auch den Weg zu dem Könige von England.

Als bei der Zusammenkunft an der Grenze der Normandie der König den heiligen Bischof erblickte, stieg er vom Pferd und warf sich vor ihm nieder. Das Volk ergriff seinen Mantel und wollte denselben in Stücke zerschneiden, weil Jedermann etwas von einem so heiligen Manne besitzen wollte; allein der König, welcher gleichmäßig wie das Volk ihn für einen großen Heiligen erachtete, wendete seine königliche Gewalt an und behielt den Mantel als eine kostbare Reliquie für sich selbst.

Der Zweck der Reise aber, weßhalb Petrus zu diesen beiden Königen gekommen war, wurde vollständig erreicht; er brachte es dahin durch die große Achtung, welche die Könige gegen ihn trugen, — daß sie mit einander Frieden schlossen. —

134. St. Arbogast und der Sohn der Wittwe.

Im Jahr 676, als der heilige Arbogast, Bischof von Straßburg, krank darnieder lag, begehrte eine arme Wittwe flehentlich, vor ihn gelassen zu werden, um ihm ein Anliegen, das sie schwer niederdrückte, zu offenbaren.

Gerne gewährte Arbogast, der Vater und Beschützer der Wittwen und Waisen, die Bitte der armen Frau und ließ sie vor sich an sein Krankenlager treten.

Da erzählte sie ihm nun unter vielen Thränen, daß ihr einziger Sohn fälschlich eines Diebstahls angeklagt worden und auf dem Henkerbühl wie ein Verbrecher sein Leben lassen mußte. Der eigentliche Thäter sei aber bereits gefunden und ihres Sohnes Unschuld demnach, leider! zu spät, an den Tag gekommen. Nun bitte sie den heiligen Bischof, er möge doch befehlen, daß die Ueberreste des unschuldig Gerichteten, die unter dem Galgen lägen, ausgegraben und in geweihter Erde beigesetzt würden.

Huldvoll nahm Arbogast diese rührende Erzählung der tiefbetrübten Mutter auf und tröstete sie mit den Worten: „Kümmere dich nicht mehr um deines Sohnes willen, du gutes Mütterlein, ihm soll geholfen werden, denn bald werde ich mich selbst an der Seite deines Sohnes niederlegen!"

Zwei Jahre darauf starb Sanct Arbogast; und er ließ sich unter dem Galgen auf dem Henkersbühl begraben; allein auf der

Gerichtsstätte erhob sich später die St. Michaels-Kapelle, und somit ging der frommen Wittwe Wunsch in Erfüllung und lösete sich des Bischofs gegebenes Wort, „daß **ihr** Sohn an seiner Seite und in geweihter Erde liegen werde.“ —

---

135. Ein Mann des Friedens.

Der heilige Erminold, der als Abt der Abtei zu Prüfening in Bayern mit großem Segen vorstand, liebte vor Allem den Frieden mit Anderen, und wollte eher gern auf jeden irdischen Vortheil, wenn es auch sein Eigenthum war, verzichten, als dem Streit und der Zwietracht sich ergeben.

Einmal geschah es, daß die Mönche vom Kloster zu Sanct Emmeram bei Regensburg Taglöhner ausschickten, sie sollten auf der Grenze einen Graben ausstechen. Diese Männer gruben aber so, daß das Eigenthum der Abtei von Prüfening großen Schaden litt. —

Erminold, der gerade vorüberging und es sah, sagte auch nicht ein Wörtlein dagegen. Ja, er trat sogar hinzu und lud die Arbeiter freundlich zu sich ein. „Kommet,“ rief er, „ihr müden Leute, es ist gerade die Mittagsstunde, und ihr möget von euerer schweren Arbeit ruhen! In meinem Kloster sind für euch Speise und Getränk! Dort könnet ihr euch erquicken und dann die Arbeit munter fortsetzen!“

Die Taglöhner folgten seiner so freundlichen Einladung in das Kloster. Wie sie aber dort von dem ehrwürdigen Abte selbst und seinen Ordensbrüdern vortrefflich bewirthet worden, schämten sie sich Alle auf das Tiefste.

Voll Rührung und Dank nahmen sie nach geendigter Mahlzeit Abschied, eilten aus dem Kloster und gingen hin, den Graben wieder einzufüllen. —

---

136. Der allzu sehr beschnittene Mantel.

Gleich nach dem Regierungs-Antritte Friedrich's II. vergrößerte sich die Zahl der katholischen Einwohner Berlins. Die kleine Kapelle wurde also zu enge und die wenigen Priester reichten zur Abwartung des Gottesdienstes nicht hin. Der König ertheilte daher dem Pater Eugenius Mecinati, einem ehemaligen Karmeliter-Mönche, die Erlaubniß zur Veranstaltung von Collecten, und ließ auch 1746 ein Patent ausfertigen, kraft welchem den Katholiken frei stehen sollte, in Berlin eine Kirche zu bauen, „so groß als sie solche

immer haben wollen und können." — Zwei Jahre später erhielten die Katholiken auch in dem, außerhalb der Residenz erbauten, Invalidenhause eine kleine Kirche, welche ein Altarblatt von dem Maler Glume schmückt, Christus am Oelberge darstellend.

Derartige Vergünstigungen von Seiten des protestantischen Landesherrn veranlaßten nach und nach die Bildung einer selbstständigen katholischen Gemeinde zu Berlin.

In der Zwischenzeit — von dieser bewilligten Collecte an bis zur Vollendung des beabsichtigten Kirchenbaues — trat aber jenes hochwichtige Ereigniß der Theilung Polens ein, die am 5. August 1773 ausgeführt wurde. Friedrich II. erhielt, mit Ausschluß von Danzig und Thorn, das ganze jetzige West-Preußen und den Distrikt von Großpolen bis an die Netze. Für die katholischen Angelegenheiten erkannte das Notifications-Patent die Giltigkeit der „„canonischen Rechte,"" insofern sie sich in protestantischer Landesherrschaft unterworfenen Ländern anwenden lassen und der Landeshoheit in geistlichen Sachen nicht entgegen sind." —

Am Festtage Allerheiligen desselben Jahres ward nun die St. Hedwigs-Kirche (die einzige, welche die jetzt sehr bedeutende katholische Gemeinde innerhalb der Ringmauern Berlins besitzt) von dem Hochwürdigsten Bischofe von Ermland, Ignaz Krasiçki, feierlich eingeweiht.

Bei dieser Gelegenheit bat der Monarch Friedrich II. *) scherzweise den geistreichen Prälaten, dereinst ihn unter seinem Mantel mitzunehmen in den Himmel.

Und der Bischof (in diesem Augenblick eingedenk der erlittenen Beschränkungen der Rechte der katholischen Kirche in Preußen durch das Notifications-Patent bei der Theilung Polens) entgegnete schnell:

„Dazu bin ich leider! außer Stande, indem des Königs Majestät mir den Mantel zu sehr beschnitten hat!!" —

137. Die Klause bei Abbach.

Eine halbe Stunde von dem durch den Aufenthalt des Kaisers Heinrich des Heiligen in der Geschichte bekannten Markte Abbach an der Donau, an dessen Ostseite sich noch die Ruinen der

*) Merkwürdig ist dieses Königs Urtheil über die Jesuiten. — Friedrich II. schrieb am 13. September 1773: „Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester, als die Jesuiten gefunden."

Heinrichsburg mit dem hochragenden runden Thurme erheben, liegt in südlicher Richtung die sogenannte „Klause." Am Westende eines Waldes dunkler Tannen, von schlanken Birken freundlich durchwoben, deren Aeste fast über die Mauern des Gärtchens hereinlangen, blickt das stille Kirchlein mit der anstoßenden Einsiedlerwohnung in die mit üppigen Wiesen und Saatfeldern bekleidete Thalfläche. Ein riesiger Kastanienbaum, wie ich noch keinen gesehen, breitet den Schutz seiner Aeste wie einen schirmenden Mantel über das Kirchlein hin. Hinter dem Choraltare auf der Außenseite ist ein Gemälde angebracht: die Mutter des Herrn mit dessen Leichname auf den Armen unter dem Kreuze sitzend. Aus der Seitenwunde quillt gar sinnreich ein Brünnlein frischen Quellwassers in ein kleines Becken nieder. Diese Klause ist noch jetzt von einem Einsiedler bewohnt, der dieselbe von einem Privaten käuflich an sich gebracht hat. Im anstoßenden Gärtchen zieht derselbe Kräuter für die Apotheken, und beschäftigt sich sonst mit dem Backen von Hostien, die er für mehr als vierzig Pfarreien zu besorgen hat. Zu ebener Erde hat er seine Wohnung; über eine Stiege ist ein größeres Gemach, das ehemals, vor dem Aufheben des Einsiedlerordens, den Einsiedlern aus dem Bisthume Regensburg zur Kapitelversammlung diente. Dieser Saal, wenn man ihn so heißen will, hat eine historische Bedeutung erlangt durch den Aufenthalt eines der größten Männer der neuesten Zeit, dessen Name weit über den Sprengel der Diöcese Regensburg hinausreicht, des hochseligen Bischofs **Wittmann**. In diese einsame Zelle hat sich der „von Gott und Menschen Geliebte" alljährlich in den Septembertagen zurückgezogen in die Exercitien, um seinen großen Geist der Liebe auf's Neue zu erfrischen. Mit kindlicher Verehrung zeigte uns der Einsiedler die einfache hölzerne Feldbettstelle, auf der Wittmann geruht, und das Tischchen, auf dem er seine Meditationen niedergeschrieben.

Von frommer Erinnerung an den großen Todten durchschauert, schieden wir von dem Klausner und dem einsamen, reich mit Täfelchen und lebendigen Blumen gezierten Kirchlein, in welchem an Sonn- und Festtagen die Leute aus der Nachbarschaft zum Gebete sich einzufinden pflegen. —

---

138. Ein Bischof im Königreiche Bayern.

Am 25. Februar des Jahres 1840, am Feste des heiligen Apostels Matthias, wurde zu München der Hochwürdige Domkapitular Dr. **Heinrich Hofstäter** zum **Bischofe von Passau** consecrirt.

Ueber diesen Bischof schrieb Clemens Brentano im Ma des genannten Jahres an seinen Bruder, den Schöffen Franz Brentano zu Frankfurt am Main:

— — — Ich lege dir hier ein Blatt der Zeitung „Landbötin" bei, worin berichtet ist, wie der fromme Bischof sein bestes Brustkreuz der Muttergottes von „Altötting" — dem ersten Ort seiner Diöcese, den er betreten — umhängte, als ein Opfer, mit dem er sie gleichsam zur fürbittenden Mit-Hirtin seiner neuen Heerde macht. Das hat er gewiß dabei in seinem Innersten gedacht und dabei den Schein einer öffentlichen katholischen Demuths-Ostentation auf sich genommen, als ein Kreuz zu den vielen anderen, welche er, den Zustand der katholischen Kirche tief erkennend, bereits auf seinen Schultern trägt! —

Ich kenne den gottseligen, geistreichen und durch und durch wissenschaftlichen, Alles tief verstehenden und weise übenden, praktischen, jungen Bischof, seit er Priester ist, ja selbst einige Zeit vorher. Gottes Barmherzigkeit hat ihn erwählt und geführt, und wird wissen, wozu sie ihn gebraucht, er giebt sich dankbar und demüthig ihrer Führung hin; er hat die Gnade, alle Noth der Kirche in dieser Zeit bis in ihre Quellen zu erkennen, demüthig empfangen und dankbar bewahrt, und wird mit weiser Hirtenklugheit heilen und helfen. Er wird Keinem eine Last auflegen, die er nicht bis zum Erliegen selbst mitträgt! —

Er ist im Februar 1805 geboren; sein Vater, ein königlicher Beamter mittleren Ranges, und seine Mutter, die Tochter eines Bräuers, leben Beide; er wohnte immer bei ihnen; sie sind ihm nach Passau gefolgt und führen seine Haushaltung. — Er studirte mit Auszeichnung auf dem Gymnasium und widmete sich der Jurisprudenz, deren Doctorgrad er hier erwarb, worauf er bei dem Stadgericht praktizirte. — Etwa im Jahr 1830 machte Hofstäter eine Reise in's bayerische Gebirg und empfing hier einsam in der großen Natur den innern, deutlichen Beruf von Gott, ihm als Priester zu dienen. Heimgekehrt begann er sogleich das Studium der Theologie unter höchst zurückgezogenem und abgetödtetem Leben, ohne sich jedoch ganz von seinen jungen Freunden zu trennen, an deren unschuldigen Kunstinteressen er fortwährend einen leitenden und erziehenden Antheil nahm und auf deren sittlichen Wandel er einen entschiedenen Einfluß gewann, daß Mehrere sich auch zum geistlichen Stand entschlossen. — Im Jahr 1833 ward Dr. Hofstäter zum Priester geweiht und kam als Kaplan nach Mummendorf bei Fürstenfeldbruck, zwischen München und Augsburg, in Seelsorge, wo er mit ungemeinem Segen und höchster

Zufriedenheit seines Pfarrers wirkte. Schon nach einem halben Jahr ward er von dem hiesigen Domkapitel als Domvicar und Assessor bei dem Ehegericht hierher zurückberufen, welches letztere ein Beweis von unbegrenztem Vertrauen für einen so jungen Mann war. Er trug dafür höchst beschwerliche, allen seinen Neigungen widerliche Geschäfte mit demüthigem Gehorsam, als ihm von Gott durch seine Obrigkeit aufgelegt, wie einen Bußgürtel, und wohnte, wie früher, in ein paar kleinen Stübchen neben dem Saal des altdeutschen Kunstvereins, der im Hof seines väterlichen Hauses war, und aus einer Anzahl weder gelehrter, noch ausgezeichneter, aber sittlicher junger Maler und einiger Schulmänner gleicher Art bestand, welche sich wöchentlich einmal dort versammelten, ein Glas Bier tranken, Kupferstiche und Holzschnitte beschauten, sich Arbeiten mittheilten und Lieder zur Guitarre sangen, auch wohl etwas vorlasen. — Der geistreiche, gottesfürchtige Priester und Consistorial-Assessor Hofstäter wohnte da einsiedlerisch in strenger Arbeit und Entsagung, wie ein Feldherr, der mitten in seinen Carrièren in seiner ehemaligen Kinderstube einquartirt, wo noch seine hölzerne Flinte und Säbel und sein pappedeckeler Harnisch hängen, Schlachtpläne und Siegesberichte machen muß. Dann und wann besuchte er noch die versammelte unschuldige, langweilige Gesellschaft auf ein Stündchen, um die Unschuld gegen die Langweile zu schützen. Er that dieß durchaus in seelsorglichem Beruf, um hier und da auf die S e e l e n der guten, jungen Männer zu wirken, welches ihm auch gelang. Ich hörte ihn einigemal dort sehr verstehend, und gegen die Einseitigkeit kämpfend, von der Kunst reden; aber die Wenigsten konnten ihm beistimmen, die Meisten höchstens beistummen. Die Versammlung löste sich hierauf ganz auf. —

1835 ward Hofstäter D o m k a p i t u l a r und bezog mit seinen Eltern eine andere Wohnung. —

In allen seinen geistlichen Funktionen und seinem öffentlichen Wandel fühlten seine Amtsgenossen, wie das Volk, einen heiligmäßig wandelnden Priester, höchst einfach, bescheiden und anständig. Der Erzbischof verehrte ihn; seinen Amtsgenossen gewann er durch Demuth und Fleiß, wo nicht Allen Freundschaft, doch tiefe Achtung ab. Er war die Seele des ganzen Domkapitels; er wirkte nach allen Seiten segenbringend und ließ Andere in Ehren. Er war äußerst begnadigt im Beichtstuhl und führte mehrere bereits angestellte junge Männer zum geistlichen Stand. — Er hat n i e an das Bischofwerden gedacht; er kennt die Zeit, die furchtbare Last und Verantwortung; er empfing die Ernennung wie ein schweres Urtheil und flehte längere Zeit um Begnadigung, bis ihm der Befehl des

heiligen Vaters durch den Nuntius überreicht ward. Er empfing ihn wie ein Todesurtheil und bereitete sich vor. Ich habe ihn in dieser Zwischenzeit bis zu der Consecration mehrmals besucht. Er war von Sorgen, dem Gefühl seiner Unwürde und vielem Wachen und Beten ganz abgezehrt; aber er vertraute auf Gottes Beistand; denn das Amt war ihm aufgelegt, und er hatte es im geistlichen Gehorsam übernommen. Da er allerdings fühlen mußte, welche Lücke durch seinen Austritt im Domkapitel entstehen würde, und wie nöthig ein streng katholischer, weltverstehender und gelehrter Priester in kräftigem Alter darin sei, so machte er zur Bedingung seiner Annahme des Bisthums: daß der Canonikus und Professor der Exegese, Dr. Friedrich Windischmann, der früher Domvicar und Secretär des Erzbischofs gewesen, seine Stelle in dem Domkapitel übernehme. Fritz brachte das Opfer seiner lieben Lebensaufgabe, und ging zu großer Betrübniß der Universität aus dem Lehrfach in die geistliche Regierung über. —

Die Consecration des guten Hofstäter zum Bischof war eine der rührendsten, welche die Gemeinde hier erlebte. Als der gute Herr Erzbischof den neugeweihten jungen Bischof aus dem Chor durch die Kirche führte, daß er das Volk segne, hatte er dessen Hand unter Thränen an sein Herz gedrückt. —

Die Tage bis zur Abreise in seine Diöcese war er in der Kirche nach seiner heiligen Messe immer von Knienden umdrängt, welche nach seinem Segen verlangten; eben so geschah ihm auf der Straße beim Nachhausegehen. Er mußte die letzten Tage vor seiner Abreise die Aufforderung seines Freundes, des Ministers von Abel, annehmen und in dessen Haus ziehen, um nur einige Ruhe zu haben. —

Zwei Tage vor seiner Abreise sah ich ihn noch öffentlich das heilige Sakrament zu dem sterbenden Minister Wirschinger tragen und ihn versehen, wie er verlangt hatte. —

Mehrere junge Männer, welche sich durch ihn von anderen Fächern zur Theologie gewendet hatten und seine Beichtkinder geworden waren, folgen ihm nach Passau, werden wie Jünger demüthig bei ihm wohnen und mit ihm beten, und die geringsten Kirchendienste thun u. s. w. — Wir können nicht anders, als den trefflichsten Bischof in ihm erwarten, jedoch wird nach seiner Weisheit sein Thun und Lassen wenig Auffallendes haben! — Die Liebe und Verehrung von ganz München folgte ihm, und doch hatte er nicht gepredigt, sondern nur den einfachsten, täglichen Priesterwandel geführt! —

139. Die Ermordung des Bischofs von Ermland.

Noch waren es nicht drei Jahre, daß die Diöcese Ermland sich in der Person des früheren Weihbischofes und Prälaten des Domstiftes von Ermland, Herrn Dr. Andreas Stanislaus von Hatten, eines als Bischof eben so frommen, wie in seiner ganzen Persönlichkeit liebenswürdigen Oberhirten erfreute: da hat eine unerhörte Greuelthat das Bisthum seines verehrten geistlichen Vaters beraubt und abermals verwaist! — Der Bischof wurde ermordet!

Es war am Abende des 3. Januar 1841, eines Sonntags, zwischen 6 und 7 Uhr, — der Hochwürdigste hatte seine sämmtliche Dienerschaft, mit Ausnahme der beinah' achtzigjährigen Wirthschafterin, entlassen, um in der unter dem Domberge in der Stadt Frauenburg liegenden Pfarrkirche dem Schlusse des vierzigstündigen Gebetes beizuwohnen, und den männlichen Dienern zugleich befohlen, auf dem Rückwege sich nach dem Befinden des einen — kränklichen — Domherrn zu erkundigen.

Die weiblichen Dienerinnen, nach der Andacht aus der Kirche zurückgekehrt, waren höchlich betroffen, die Thüre offen, im Untergeschoß Alles finster und die Wirthschafterin nirgends zu finden, und es wurde ihnen immer unheimlicher zu Muthe, als Alles still blieb und die Letztere nach längerer Zeit nicht zum Vorscheine kam. Dennoch wagten sie nicht, in die obere Etage hinaufzusteigen, theils weil sie überhaupt selten hinaufkamen, theils weil sie sich mit der Voraussetzung beruhigten, der Herr treffe mit der Wirthschafterin Anordnungen zum morgigen Mittagsmahle, wozu er bei Gelegenheit „einer Conferenz über den einzuleitenden Bau des bischöflichen Bureaus" Gäste geladen hatte.

Inzwischen brachten die Bedienten, indem sie sich des erhaltenen Auftrags entledigten, einige Zeit in der Gesindestube des vorerwähnten kranken Domherrn zu; und endlich nach Hause gekommen, begab sich der Eine zum Herrn hinauf, um die erhaltene Antwort abzugeben. — (Man tritt aus dem Vorzimmer in das gewöhnliche Wohnzimmer des Bischofs, an welches das Schlafgemach stößt.) —

Zu seinem Entsetzen fand er im Wohnzimmer den Bischof auf dem Fußboden — leblos — in seinem Blute — auf dem Angesichte liegen, und überzeugte sich, daß Gewaltthätigkeit vorgegangen. — Nun wurde Lärm; die Domherren eilten herbei; die Ortsbehörden, der Kapitulararzt wurde gerufen, und begannen die vorläufige Aufnahme des Thatbestandes.

Der Bischof war entseelt, durch vier bis fünf Hiebe mit einem schweren scharfen Instrumente am Hinterhaupte verwundet,

deren einer so tief eingedrungen war, daß bei der späteren Obduction die obere Hirnschale mit leichter Mühe abgelöst werden konnte. Im Schlafzimmer fand man die Schubladen einer Commode aufgezogen, konnte aber sogleich einen Raub nicht bemerken, man fand selbst das Silberzeug unberührt, welches der Ermordete vorher für die morgige Tafel bereit gelegt hatte; nach und nach erinnerte man sich an verschiedene Pretiosen, die er besessen, und die man anfing zu vermissen. — Die Wirthschafterin fand man anscheinend eingeschlafen auf einem Stuhle sitzend; bei näherer Betrachtung ergab sich, daß das vom Kopftuche und der Backenhaube fast ganz bedeckte Gesicht voll Blut war, und daß sie mehrere Schläge mit der stumpfen Seite einer Axt oder eines Beiles auf Haupt, Schultern und Arme, deßgleichen mehrere scharfe Hiebe erhalten hatte, deren tieferes Eindringen aber das nach dortiger Tracht um den Kopf gewundene seidene Tuch verhindert hatte. Sie athmete noch, und auf wiederholtes Anrufen sprach sie das Wort aus: — „**Einer.**“ — Sie hat bis zum fünften Tage gelebt, ihr völliges Bewußtsein jedoch nicht wieder erlangt. — Man versuchte, sie über den Hergang zu vernehmen, aber ihr Zustand hat die Erlangung eines Resultates von dieser Seite unmöglich gemacht; an das grausenvolle Ereigniß scheint sie keine Erinnerung gehabt zu haben; ihre Einbildungskraft beschäftigte sich zuweilen mit den Vorbereitungen zum Mittagsmahle, wovon wahrscheinlich kurz vorher der Herr mit ihr gesprochen hatte. — Endlich wurde im Zimmer noch eine Larve von roher Leinwand gefunden mit einem angenähten Barte von gewürfeltem Zeuge.

Mittlerweile wurden Reitende nach Braunsberg gesandt, worauf noch in der Nacht der Direktor des königlichen Land- und Stadtgerichts und Kreis-Justizrath Herr Dullo zur Einleitung der gerichtlichen Untersuchung und der Commandeur des hiesigen garnisonirenden Infanterie-Bataillons, Herr Major Cusserow, mit einem Commando zur Unterstützung der polizeilichen Maßregeln erschienen.

Der Verdacht fiel auf einen in Frauenburg bei seinen Eltern sich aufhaltenden Schneidergesellen, der früher schon wegen Ausstreuen von Brand- und anderen Drohbriefen in Untersuchung gewesen, seiner sonstigen Führung wegen übelberufen war, auch durch Verdacht erweckende Aeußerungen, z. B. „daß beim Bischof viel Geld liege,“ die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. — Bei einer vorläufigen Nachsuchung in seiner Behausung wurden blutbefleckte Beinkleider, ein ihm gehöriger Rock, aus dessen, dem Barte der Larve ähnlichem Futter Stücke ausgerissen waren, endlich

auch ein Handbeil gefunden, das frisch abgewaschen war, an welchem sich aber — der Verräther schläft nicht — in der Vertiefung des eingeprägten Gewerkzeichens Spuren fanden, welche bei genauerer Untersuchung als Blutspuren erkannt wurden. Die Beinkleider, welche aus Versehen der mit der Haussuchung beauftragten Männer zurückgelassen worden waren, wurden auf Befehl des Instruktionsrichters sofort herbeigeschafft, waren aber inzwischen ausgewaschen worden. Der Verdächtige wurde festgenommen, auch die Eltern und Schwester eingezogen.

Bei einer nochmaligen, unter Leitung des Kreislandraths vorgenommenen strengen Haussuchung wurden endlich zwischen den Dachpfannen (Hohlziegeln) in Lumpen gewickelt die vermißte goldene Uhr, goldene Dose und eine Summe Geldes gefunden.

Der Inquisit setzte dem Untersuchungsrichter hartnäckiges Leugnen entgegen; aber sein kaltes, rohes, von nicht der mindesten Rührung, die an einem Unschuldigen, bei einem so betrübten Ereignisse natürlich gewesen wäre, zeugendes Betragen, selbst als er an die im Saale ausgestellte Leiche geführt wurde, konnte den Verdacht nur bestärken. „Die vorgelegten Pretiosen" — behauptete er — „müsse Jemand, der ihn unglücklich machen wolle, in sein Haus gebracht haben." —

Endlich am 10ten hat er sich als Thäter bekannt. *)

Schon vor einiger Zeit hat der Verbrecher den Vorsatz gehabt, den Raub zu begehen, und nöthigen Falls auch Diejenigen umzubringen, welche ihm darin hinderlich sein sollten. An der Ausführung des scheußlichen Vorhabens hat er sich abergläubig durch Vorzeichen hindern lassen, die ihm erst am 3. Januar günstig gewesen. Hierzu hat er sich auch schon früher mit der Larve versehen.

Die Curien der Domherren, deren eine der Bischof bewohnte, liegen auf dem sogenannten Domberge zerstreut, von eingezäunten Höfen umgeben, und der Platz ist, zumal bei Nacht, sehr einsam. Der Verbrecher, mit Larve und Beil versehen, hat an der Thüre des Hauses wiederholt angepocht, und ist schon Willens gewesen, für dießmal wieder abzugehen, doch machte er noch einen — leider! gelungenen — Versuch, indem er an's Fenster der Haushälterin klopfte, welche endlich geöffnet. Hier forderte er von ihr sofort Geld, und auf ihre Erwiederung: „Hier unten ist keines!" zwang er sie, ihn heraufzuführen. — Der Bischof saß im Schlafzimmer bei der Lampe lesend, als der Bösewicht, die alte schwache Frau vor

*) Den Mörder traf später die Strafe der Hinrichtung.

sich herstoßend, in's Zimmer tritt. Diese rief: „Hier ist Jemand, der Geld haben will!" Da fragte der Bischof, wer er sei, und woher er komme. — Die Haushälterin, in diesem Augenblicke von ihm losgelassen, will sich zurückziehen, da versetzt er ihr, noch im Wohnzimmer, einen Schlag, wovon sie zu Boden sinkt, und tritt in's Schlafzimmer zum Bischof herein, der das im Wohnzimmer Vorgegangene nicht bemerkt zu haben scheint, und fordert Geld, und da er dieses erhalten, auch die goldene Uhr und die Dose. — Nachdem er das Erhaltene zu sich gesteckt, fordert er von dem Bischof, er solle ihm leuchten, denn er sei hier fremd. Der Bischof will mit zitternden Händen den Wachsstock an der Lampe anzünden, und da er damit nicht fertig werden kann, thut es der Räuber mit den Worten: „Rasch, rasch, ich habe nicht viel Zeit zu verlieren!" — Indem Beide in's Wohnzimmer zurücktreten, hat sich die Wirthin wieder erholt und auf einen Stuhl gesetzt. Der Mörder geht mit erhobener Axt auf sie los, und ungeachtet der Bitte des Bischofs: „Er möge sie doch beim Leben lassen, sie habe ihm vierzig Jahre treu gedient!" versetzte er ihr nun mehrere Schläge; und da der Bischof abgewendet in die Kniee sinkt, mit den Worten: „O mein Gott!" erschlägt er auch **diesen**, indem er sich die Larve abreißt, die sich bei den gegen die Wirthin geführten Streichen verschoben hat. — Seiner Aussage nach hat der Ermordete am ersten Schlage genug gehabt, aber in der Wuth, die ihn ergriffen, habe er dem niedergestreckten Greise noch mehrere Hiebe versetzt. — Am Gesichte hatte der Bischof keine Verletzung, außer denen, die der Fall und der Gegendruck des Fußbodens bei den Beilhieben veranlaßt hat. Das Beil hat der Mörder vor dem Hause des Bischofs im Schnee gereinigt, die Sachen in seine Wohnung gebracht, und ist dann in's Wirthshaus gegangen, hat angefangen Karten zu spielen und ruhig fortgefahren, sich damit zu beschäftigen, als die anderen Anwesenden auf den Lärm: „„Der **Bischof** ist ermordet!"" hinausgestürzt sind.

Die Bestürzung, in welche man allgemein durch die entsetzliche Nachricht versetzt wurde; der Abscheu gegen muthmaßliche Thäter, die Spannung, mit welcher man die nach und nach sich ergebenden Verdachtsanzeigen vernahm; endlich, so schauderhaft es ist, die Genugthuung, um nicht zu sagen, die Freude, womit man die Nachricht empfing: der Thäter habe bekannt, Alles das ist nicht zu beschreiben! —

Die feierliche Beisetzung der Leiche des Bischofs war auf den 11. Januar anberaumt. —

Gegen 10 Uhr Vormittags, nachdem Abends zuvor in der Cathedralkirche die Todtenmetten gesungen worden waren, begann

die wehmuthsvolle Feier mit Abholung der Leiche aus dem Sterbehause unter dem Geläute aller Glocken. Den Zug eröffnete die Ortspfarrschule und nach dieser die Schüler des königlichen Gymnasiums zu Braunsberg, an ihrer Spitze die Lehrer und der Direktor, Herr Professor Dr. Gerlach; dann die Studirenden des Lyceums. Ihnen folgten paarweise 71 Geistliche, nämlich: Kapläne, Pfarrer, Erzpriester aus der Diöcese und die Professoren der Theologie, hierauf unter Vortragung des Kapitularkreuzes das Hochwürdige Domkapitel und der officiirende Hochwürdigste Weihbischof und Domdechant Herr Geritz in pontificalibus mit seiner Assistenz. — Der Leiche trug die Insignien des königlich Preußischen Rothen Adler-Ordens erster Classe der Landschaftsrath, Herr von Strachowsky auf Elditten, als Verwandter des Verstorbenen, vor. — Den mit violettem Sammet ausgeschlagenen Sarg trugen 16 Alumnen des Cerikalseminars, welchem die leidtragenden Verwandten folgten, und eine große Menge Menschen, die von allen Richtungen herbeigeströmt waren, schlossen sich dem Zuge an. Ihre Excellenzen, der Geheime Staatsminister und Oberpräsident der Provinz, Herr von Schön, der Kanzler von Preußen, Herr Dr. von Wegnern, der Landhofmeister von Preußen, Herr Graf Dohna-Schlobitten, und der kommandirende General Herr von Wrangel beehrten das Leichenbegängniß mit ihrer Gegenwart; ferner waren gegenwärtig der Regierungsrath Herr Linz, als Deputirter der königlichen Regierung in Königsberg, der Kreislandrath Herr von Schwarzhoff, der königliche Polizeirath Herr Dunker aus Berlin, die Herren Offiziere des Braunsberger Infanterie-Bataillons, die evangelischen Herren Pfarrer aus Frauenburg und Braunsberg mit mehreren ihrer Herren Amtsbrüder im Talare, die Abgeordneten mehrerer Behörden und Magistrate, und eine Anzahl anderer Honoratioren.

Der Zug bewegte sich langsam nach der Domkirche unter Absingung des Miserere mit Posaunen-Begleitung, in welches die Orgel mit mächtigen Tönen einfiel, als der Zug in die Kirche trat. Die Leiche wurde auf den in der Mitte des Hauptganges vor dem sogenannten Matur-Altare errichteten Katafalk niedergesetzt, und mit dem Exultabunt Domino die Laudes pro defunctis begonnen. Nach der Beendigung begab sich der pontificirende Herr Weihbischof an den Matur-Altar und hielt das feierliche Todtenamt, unter welchem das Requiem und die übrigen vom Missale defunctorum vorgeschriebenen Gesänge ganz nach dem Gregorianischen Cantionale, mit Orgel- und Posaunenbegleitung gesungen wurden und alle Herzen mit tiefster Trauer und alle Augen mit heißen Thränen füllten.

Hierauf folgte nach der rührenden Leichenrede, die der Hochwürdige Herr Dr. von Dittersdorf gehalten, der feierliche Conduct und das erhebende In paradisum, worauf der Zug, zu besserer Entfaltung, die ganze Kirche umschreitend, am hohen Altare vorüber bis an die geöffnete Gruft sich bewegte, und die irdische Hülle des verewigten Bischofes nach dem üblichen Gebete in ihre letzte Ruhestätte gebracht wurde. (Er ruht in derselben Kapelle, in welcher er die Ordines zu ertheilen pflegte.) Das Salve Regina schloß die wehmuthsvolle Feierlichkeit. —

Es darf behauptet werden, daß weit und breit Niemand ohne inniges Leid geblieben bei dem traurigen Ende des hochverehrten Bischofes; — und wenn auch eine solche Unthat, wer immer der Gegenstand derselben sein möchte, jedes Menschenherz erschüttern mußte: so war doch die Betrübniß desto allgemeiner und größer, je allgemeiner geehrt und geliebt der in der That liebenswürdige Greis gewesen. — Tiefgebeugt durch den schmerzlichen Verlust eines so ehrwürdigen, frommen, sorgsamen Hirten, mit dem wir erst vor Kurzem die große Freude über die Huld theilten, womit des Königs Majestät ihn bei der Huldigungsfeier zu beehren und auszuzeichnen geruht; fand sich das Domkapitel, der Clerus und das katholische Volk von Ermland innig getröstet durch die Theilnahme, welche die hohen Behörden dem traurigen Hintritte des Verewigten zu bezeugen sich gewürdigt, und welche auch die Bekenner der andern christlichen Confession in dankenswerther Weise an den Tag gelegt haben. — Er hat sein langes Tagewerk vollbracht.

„Sepulchrum illius in pace!"

---

140. Die unterbrochenen Studien.

Franz Xaver Luschin war der Sohn eines Landmannes, der, weil er Anlagen und Fleiß bewies, an's Gymnasium nach Klagenfurt geschickt wurde.

Die Kriegsstürme des Jahres 1797 jedoch verleideten dem Knaben das Studiren, und er verließ mit mehreren Anderen das Gymnasium, schlich sich indessen, den Unwillen seiner Eltern fürchtend, bei nächtlicher Weile in sein Vaterhaus zurück, und zwar in die Kammer der Knechte, um da die Nacht zuzubringen. Seine Ankunft, sein so gewählter Aufenthalt wurde zuerst von der weckenden Magd bemerkt und der Mutter entdeckt, worauf dieselbe zum Sohne eilte und von ihm die niederschlagende Kunde seines Entschlusses vernahm, den Studien Lebewohl zu sagen und am heimischen Herde von der Erdscholle das karge Brod zu gewinnen.

In das Innerste verwundet und mit bitteren Thränen über den, wie sie glaubte, verlorenen Sohn, den sie sich im Geiste schon vor dem Altare als Priester stehend gedacht hatte — wie sollte sie den Unmuth des Vaters beschwichtigen und die erstaunte Nachbarschaft aufklären?

Endlich wagt sie zitternd den Schritt und sagt zum Vater: „Franz ist gekommen und will nicht mehr studiren, sondern Bauer werden!“

Der Vater war ruhiger, als zu erwarten. „„So soll er denn Bauer werden, es ist schon recht!““ antwortete der kurz angebundene Mann, ließ den Sohn kommen, befahl ihm, die Stadtkleider abzulegen, reichte ihm das bäuerliche Gewand, seine eigenen Holzschuhe, legte ihm ein Strohband um die Hüfte, wie es die dortigen Knechte beim Mähen zu haben pflegen, gab ihm Sense und Kumpf und schickte ihn mit den barschen Worten auf die Wiese: „„Hast du bei den Knechten geschlafen und gegessen, so magst du auch mit ihnen arbeiten!““

Die Mutter indessen eilte in Thränen aufgelöst zu dem Probste Hietl nach Teinach, welcher sie tröstete und ermahnte, den Sohn gewähren zu lassen, ihm keinen Zwang anzuthun; es sei zu erwarten, daß mit dem verziehenden Kriegs-Ungewitter und der Wiederkehr froherer Aussichten sich Alles von selbst geben werde. Und so geschah es auch.

Franz Xaver, der eine Zeit lang im Bauerngewand Säcke tragend die Stadt betreten, ging mit nächstem Studienjahre wieder von dem Pfluge zu den Schulbänken über, die er vor einem halben Jahre vermeintlich — aussichtslos — verlassen hatte.

Und dieser Franz Xaver, der anfängliche Bauer, gedieh so vortrefflich in seinen Studien, daß er Priester wurde und nach und nach die höchsten Würden erreichte. Der Primas von Galizien, Lodomerien und Illyrien, der Fürstbischof von Trient und Erzbischof von Görz, Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich Geheimer Rath und Ordensritter Franz Xaver Luschin starb am 1. Mai 1854. —

Einen nicht minder erfreulichen Gegensatz als der seines Herkommens und seiner späteren Erhebung ist, bildet es, daß der Fürsterzbischof bei seinem Tode fast nur Paramente und Einrichtungsstücke hinterließ, wovon er einen Theil den barmherzigen Schwestern zu Görz, einen Theil den Stadtarmen daselbst und einen Theil zur Vergebung an seinen Hauskaplan, seine Dienstleute und die Elisabetherinnen zu Klagenfurt bestimmte.

Baarschaft aber fand man nach dem Tode des 73jährigen Fürsterzbischofs nicht einmal so viel, um die nothwendigen Begräbnißkosten aus derselben bestreiten zu können; so sehr hatte der ehrwürdige Mann seine Mittel im Wohlthun erschöpft! —

141—152. Echte Seelsorger-Weisheit.

Ignaz Valentin Heggelin (geboren am 1. Januar 1738 in dem Städtchen Marktdorf nahe am Bodensee), dem auf den Vorschlag der Universität Freiburg im Breisgau am 7. August 1764 die Pfarrei Warthausen in Schwaben übertragen worden, wirkte daselbst viele Jahre hindurch als ein echter Priester der Kirche.

Einige Züge, die seinem rastlosen Wirken entnommen sind, sollen hier zu einem schlichten Feldblumenkranz geflochten werden und das Andenken des theuern Gottesmannes in Ehren bewahren.

1. Der gute Hirt unter den Kindern.

Heggelin konnte in und außer der Schule, in und außer der Kinderlehre so kindlich mit Kindern umgehen, daß sie ihm wie ihrem Freunde zuliefen.

Wenn er durch Warthausen ging, sammelten sich die Kleinen um ihn, wie die Bienen um den Bienenstock. Da mußten sie dann Alle, nachdem man ihn mit dem so traulichen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ gegrüßt hatte, die Hand geben. So bekam er zehn und zwölf Händchen aufeinander gethürmt. „Nun,“ sagte er, „wollt ihr Alle, wie das liebe Jesuskind, recht fromm und gut werden?“ — „„Ja!““ riefen jauchzend die Kinder. — Er nahm sie dann bei dem Worte und gab Jedem ein Heiligenbildchen oder ein Geldstück. So lernten sie schon frühzeitig ihm Liebe und Zutrauen schenken! —

Aber der so kindliche Mann konnte, wenn es Umstände erheischten, sehr strenge sein, um frühzeitig schon solche Fehler zu beseitigen, die ohne den heilenden Ernst sehr leicht für die Folge unheilbar werden und die Fehlenden in die tiefsten Abgründe des Bösen und des Elendes stürzen müßten.

Eine Probe dieses weisen Ernstes:

Es hatten mehrere Schulknaben eine Rotte gebildet, gewaltsam Aepfel gestohlen, mit Steinen auf das Dach geworfen und die widerstehenden Kinder des Eigenthümers geschlagen. Wäre diese Unthat nur mit Worten bestraft worden, oder ganz ungerügt geblieben, so hätte der Charakter der Knaben die schlechteste Richtung nehmen müssen. Aber der Pfarrer kannte das menschliche Herz.

„Worte helfen hier nichts!“ dachte er; „es müssen Eindrücke gemacht werden, und tiefgrabende Eindrücke!“

Zuerst bezeichnete er Jeden der schuldigen Knaben mit einem schwarzen Striche: „Böse Buben,“ sprach er mit donnernder Stimme, „müssen ausgezeichnet sein! Seht hier — einen Strich — wenn noch einer dazu kommt, und dann noch ein Quer-Strich, so ist es ein Galgen, dessen ihr euch durch Stehlen schuldig macht!“

Darauf ließ er die ganze Rotte mit einem dünnen Seilchen zusammenbinden, „weil sie Eine Diebsbande ausgemacht hätten.“ Alsdann führte er die Rotte in die Kirche... und betete ihnen aus seinem Herzen vor, so lange, bis sie, zu Thränen erweicht, die Größe ihres Fehlers einsahen und mit zerschlagenem Herzen Gott um Verzeihung ihrer Sünden baten. — Nach diesem Gebet führte der Schullehrer, auf des Pfarrers Wink, die Rotte nach Hause, schnitt vor jedem Hause den hineingehörigen Knaben los... und forderte von dessen Eltern den Geldbetrag zur Schadloshaltung des beschädigten Eigenthümers. Am Ende ward ihm das gesammelte Geld überreicht. —

Das heißt erziehen, das Böse als Böses dem Fehlenden fühlbar machen und durch schmerzhafte Eindrücke die Lust dazu auf immer zerstören! Vielleicht eine Lehr-Methode, die unser so luftiges Zeitalter zu massiv findet! —

2. Der Freund des Gebets.

Heggelin oblag eifrig dem Gebet und der Betrachtung, die er nur „sein Morgen- und Abend-Brod“ nannte. Diese Uebungen gaben nicht allein seinem Gemüthe die Festigkeit des Vertrauens auf Gott, sondern auch seinem Antlitze den ehrwürdigen Ausdruck, als ob er immer an Etwas jenseits dieser Welt dächte. Und gerade dadurch, daß sein Herz in jener Welt einheimisch gewesen, wurde er in den Stand gesetzt, so weit und breit, und tief und hoch in dieser Welt nur Heilsames zu wirken. — Ein Geistlicher ohne Gebet war ihm — kein Geistlicher, ein Lebendiger ohne Leben. —

So oft sich das Volk in der Kirche versammelte (wenn gleich ein anderer Geistlicher seine Stelle vertrat, oder eben kein Geistlicher nöthig gewesen), erschien er allemal, und kniete in dem Angesichte des Volks, um die Andacht des Volkes mitentflammen zu helfen. „Es fehlt immer Etwas,“ pflegte er zu sagen, „wenn der Pfarrer nicht da ist!“ —

Auch die Gebete, wozu man mit dem Geläute dreimal am Tage das Volk zu rufen pflegt, versäumte er nie. „Es wäre

schlecht," bemerkte er einem Freunde, „wenn die ganze Gemeinde betete, und der Pfarrer **nicht** — wenn der Vater nicht **Ein** Herz mit den Kindern wäre!"

Das Gebet für seine Gemeinde selbst war seinem Herzen eben so köstlich. „Meine Pfarrgenossen," sagte er, „müssen den Tag über ihren Geschäften nachgehen, und haben wenig Zeit zum anhaltenden Gebet. Es ist daher schicklich, daß Der, welcher von dem Kirchengute lebt, auch im Namen seiner Kirche bete, und für ihr Wohl öfter im Tage zu Gott flehe. Und ein Gemüth, das für Andere lebt, will gern auch für Andere beten, um für sich und Andere Licht, Kraft, Trost und Freude aus der Quelle zu holen!" — Glaubend an die Kraft der Fürbitte, überließ er den Erfolg doch stets der Weisheit Gottes, und rechnete nicht, wo er nicht rechnen konnte. —

3. Der Sittenrichter bester Art.

„Alle, deren Vergehungen in der Gemeinde offenbar (öffentlich) wurden, mußten sich in dem Pfarrhause stellen." — Dieß wußte Heggelin als Gesetz in seiner Gemeinde geltend zu machen. — Die Schuldigen fanden diesen Gang in das Pfarrhaus für das schwerste Stück Arbeit; denn bei dem weltlichen Amte mußten sie nur zahlen, oder eine andere (körperliche) Strafe ausstehen; bei dem Pfarramte aber sollten sie bessere Menschen, fromme Christen werden.

Der Sittenverbesserer war jedoch so klug, daß er sie nie vor sich rufen ließ, ehe sie sich bei dem weltlichen Amte gestellt hatten, damit sein Ansehen nicht in Gefahr eines Verdachtes geriethe: als wenn der geistliche Vater die Sache bei dem Richter angezeigt hätte.

Wenn nun die schuldige Person bei ihm erschien, so unterließ er nichts, um sie zur Selbst-Erkenntniß und zu heiligen Entschlüssen zu vermögen. Er kniete mit ihr vor dem Crucifix und dem Bildnisse der Muttergottes nieder, betete mit ihr, las ihr vor, redete ihr an das Herz, machte sie auf die neuen Gefahren des Rückfalles aufmerksam, schilderte die Folgen des Verderbens u. s. w. — Thränen und Betheuerungen glaubte er nicht so leicht, bis er Spuren der gänzlichen weil aufrichtigen Rückkehr zu Jesus Christus wahrnahm. Beichten konnten dann die Schuldigen, wo sie wollten. Allein, was sie konnten, wollten sie selten. Der Mann, der schon so tief in ihr Gewissen sah, und so stark auf ihr Herz gewirkt hatte, ward fast immer gebeten, ihre ganze Geheimbeicht aufzunehmen, und sie mit Gott und ihrem Gewissen vollends auszusöhnen.

Sein Zimmer ward also eine heilige Stätte, wo Muthlose ermuntert, Rathsuchende belehrt, Unglückliche erquickt, Gefallene erhoben und Sünder zu Jesus Christus, dem wahrhaft guten Hirten, und durch ihn zum himmlischen Vater aller Menschen zurückgeführt wurden! —

4. Das Gedränge am Kommuniontische.

Bei der Austheilung der heiligen Kommunion an höherern Festtagen war sonst ein sehr großes, unandächtiges Gedränge.

Als dieses Heggelin an einem Festtage wahrnahm, sagte er in ernstem Tone: „Aus euerem Betragen, meine guten Leute, sehe ich, daß ihr zu einer so wichtigen, heiligen Handlung noch nicht genugsam vorbereitet seid. Ich will euch also mehr Zeit zur Vorbereitung lassen!"

So schob er mit kalter Ruhe den Tabernakel zu, und steckte den Schlüssel, damit kein anderer Geistlicher, unwissend, seinen Plan vereitele, in die Tasche.

Als er nach einer Stunde wiederkam, siehe! da war, statt des wilden Gewühles von Menschen, die schönste Ordnung und stille, lautere Andacht zu sehen. —

So viel kann das Wort eines Mannes am rechten Orte gebieten! —

5. Die Einsegnung eines neugebauten Hauses.

War ein neugebautes Haus einzusegnen, so erschien Heggelin — sein Crucifix und Ritual (die Vorschrift der kirchlichen Gebräuche und Gebete) in der Hand, der Hausvater mit einer brennenden Kerze, die Hausmutter mit dem Weihwasser. Dann ging der Zug von Zimmer zu Zimmer, von dem Keller bis auf den Fruchtboden.

In einem jeden Orte, z. B. in der Wohnstube, in der Schlafkammer u. s. w., erklärte er, „was sie da zu thun, was sie da zu meiden hätten, um ihr Gewissen rein, ihren Leib gesund, ihr zeitliches Vermögen schadenfrei zu erhalten. Damit nun," setzte er bei, „euer Vorsatz, den ihr in Gottes Angesichte gefaßt habet, die genannten Fehler zu vermeiden, die erklärten Pflichten zu erfüllen, nie wieder erkalte, nie ohnmächtig werde, so flehet zu Gott um Kraft, seinen heiligen Willen immer besser zu erkennen, und immer treuer zu erfüllen; flehet miteinander aus dem Innersten eueres Herzens, wie ich jetzt zu Gott, im Namen der ganzen christlichen Kirche, bete."

Auf eine ähnliche Art weihte der Mann Gottes — Küche, Keller, und jede Stätte des Hauses zur Tugend und Gottseligkeit ein. Es ward überall nützliche Lehre voraus geschickt, überall auf Fassung und Erneuerung frommer Entschließungen unter dem Beistande der Gnade Gottes gedrungen, überall mit einem frommen Gebete der Schluß gemacht. —

6. Das Wetterläuten.

Das allum übliche sogenannte Wetterläuten war durch ein Gesetz von dem Kaiser Joseph II. verboten worden.

Pfarrer Heggelin unterschied den Geist des Verbotes von dem Buchstaben, und ließ, statt des anhaltenden Wetterläutens, bei jedem herannahenden Donnerwetter nur ein Paar Glockenzüge thun (in der Sprache des Volkes — ein kurzes Glockenzeichen geben), wodurch die Gemeinde zum Ernste und zur Anbetung Gottes gerufen wird. —

Das weltliche Amt stellte den Pfarrer darüber zur Rede, und erhielt die unerwartete Antwort: „Das Zeichen, das mit der Glocke gegeben wird, hat neben dem geistlichen auch ganz besonders noch einen politischen Vortheil, den der Concipist des kaiserlichen Befehls nicht beachtet hatte. Es ist für alle Die, welche bei Feuersbrünsten u. s. w. zur Hilfe eilen müssen, eine öffentliche und feierliche Aufforderung, sich bereit zu halten.“

Diese Antwort des Pfarrers beruhigte nicht nur das weltliche Amt, sondern veranlaßte auch einen neuen Befehl, worin gerade Das vorgeschrieben ward, was Heggelin schon gethan hatte. —

7. Das Eingebinde des Pathen.

Jede schon bestehende Volksgewohnheit ergriff er und machte sie zum Gefäße einer treffenden Wahrheit, zur Prophetin einer bessern Zukunft.

So ist es zum Beispiel eine hergebrachte Gewohnheit, daß der Pathe dem Täufling ein Geldstück als Eingebinde schenkt.

Heggelin ließ diese Sitte nie unbenutzt, und benutzte sie immer anders. — Einmal sagte er zu dem Vater eines Täuflings: „Kaufen Sie sich um dieses Geld einen guten Bienenstock!“

Der Vater sah ihn staunend an.

„Der Bienenstock,“ fuhr der Pfarrer mit wohlwollendem Ernste fort, „ist — dein Kind! Erziehst du dein Kind mit und für Gott, also gut, dann bringt es dir Honig; wenn aber ohne Gott und nicht für Gott, also übel, dann hast du nichts als den Stachel!“ —

8. Die Anläſſe auf dem Spaziergange.

Wenn Heggelin, aus Pflicht oder zur Erheiterung ſeiner Gäſte, oder um ſich ſelbſt zu ermuntern, aus dem Hauſe ging, ſo wandelte ſeine Gabe, nichts Lehrreiches unbenutzt vorbeigehen zu laſſen, ihm zur Seite. —

Einem Weibe, das eben mit dem Flachſe auf einem Acker am Wege beſchäftigt war, ſagte er an einem Morgen: „Nun, ſeid ihr dieß Jahr einmal zufrieden mit unſerm lieben Vater im Himmel?"

„„Ja,"" ſagte das Weib, „„wie noch nie!""

„Nun, ſo macht, daß er auch mit euch zufrieden ſei! Auf ein gutes Flachs-Jahr reimt ſich nichts ſo ſchön, als ein fruchtbares Tugend-Jahr!" —

9. Der Thautropfen im Sonnenſtrahle.

Als Heggelin an einem Morgen in den Garten ſah, und die Herrlichkeit des neuen Lichtes in dem kalten Thau wiederglänzend erblickte, ſagte er zu ſeinem mitſchauenden Freunde:

„Kann das kalte Waſſer durch die Sonne ſo ſchön und ſo glänzend werden: wie lichthelle muß erſt der Menſchengeiſt — Gottes Bild — durch Vereinigung mit Gott werden können! Spiegelt ſich die Sonne ſo ſchön im Waſſertropfen: wie ſchön muß ſich die ewige Liebe — im hellen reinen Menſchengeiſte ſpiegeln! Alles Schöne iſt doch nur ein Fingerzeig auf das Urſchöne, alles Gute nur Pfand des Beſten!" —

10. Die Lehrſchule auf dem Baume.

Vor ſeinem Hauſe auf einem Reine-Claude-Baume war ein Grasmückenneſt. Als der Morgen des erſten Ausfluges anbrach, lud er eine adeliche Familie ein, um Zeuge dieſes ſchönen Ereigniſſes zu ſein.

Die Familie kam, und hatte eine zweifache Freude, deren erſte ihr ſelten, die zweite noch nie genießbar ward: die Sonne aufgehen und die jungen Grasmücken den erſten Ausflug wagen zu ſehen.

Heggelin hatte aber einen höhern Zweck dabei; er wollte die Eltern zuerſt einer wichtigen Lehre empfänglich machen, und dann die Lehre ſelbſt tief in ihr Herz legen — die Lehre nämlich: wie wichtig es ſei für Eltern, ihre Kinder auf ihren erſten Ausflug in die Welt vorzubereiten. —

11. Der Ertrag der Pfarrei.

Der Aufenthalt in der reinen, friſchen Luft und eine ſchöne Ausſicht in Berg und Thal waren dem beſcheidenen Heggelin eine Art von Genuß, den er ſehr hoch anſetzte. —

Ein deutscher Bischof bewunderte einmal die zweifach schöne Aussicht in seinem Pfarrhause, und sagte: „Sie sind sehr schön logirt. Was erträgt ihre Pfarrei?“

Heggelin antwortete: „„Sie trägt im mäßigen Anschlage 2820 Gulden. Die Aussicht aus diesem Fenster ist tausend, und die aus jenem auch tausend Gulden werth! . . . Das Uebrige bekomme ich in baarem Gelde.““ —

12. Wenn — —

Heggelin sagte einmal zu einer hochgestellten Person, als man zur Zeit der so blutigen Revolution in Frankreich einen prüfenden Blick auf die schwer bedrohte deutsche Heimath warf, die heroischen Worte:

„Wenn es auch dazu käme, daß in Deutschland eine Revolution ausbräche, und ich meinen grauen Schädel für Pflicht und Wahrheit noch auf das Schaffot bringen müßte, dann würde ich mich freuen, so sterben zu müssen. Denn ich wollte es auf eine Art thun. Wenn ich meiner Gemeinde in meinem ganzen Leben unnütz gewesen wäre, ich würde es im Tode nicht sein!“ —

---

153. Ein braver Pfarrer.

(Aus: Münchner Volksbüchlein von Ludwig Aurbacher.)

Im Jahr 1809, als es unter den Tyrolerbauern zu rumoren anfing, ließ ein Landrichter alle Pfarrer seines Distriktes zu sich entbieten, um ihnen einzuschärfen, daß sie, vermöge der ihnen obliegenden Pflichten, das Volk zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen und vor jeder Meuterei ernstlich verwarnen sollten. Da nahm ein Pfarrer das Wort und sprach: „Es werde wohl unter seinen Amtsbrüdern Keiner sein, der diese Pflicht nicht als die seinige ansähe und gewissenhaft ausübte; sie, die Seelsorger, könnten aber nur das Wort des Friedens und der Gerechtigkeit predigen; Nachdruck ihren Worten aber müsse die Obrigkeit durch die That geben, hauptsächlich dadurch, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde gegen Jedermann.“ Diese Bemerkung mißfiel dem Landrichter, und als er zuletzt die geistlichen Herren entließ, sagte er zu jenem Pfarrer: „Auf Sie werde ich ein besonderes Augenmerk haben!“ „„Und ich auf Sie, Herr Landrichter!““ versetzte der Pfarrer mit einem sanften, jedoch bedeutsamen Tone.

Er hatte auch bald Gelegenheit, sein Versprechen zu erfüllen. Denn auf dem Wege, den er nach Hause ging, begegneten ihm in

einer Hohlstraße mehrere Männer, die mit Stutzen versehen waren, und die er alsbald als Leute aus seiner Gemeinde erkannte.

Er ahnte nichts Gutes, und er fragte sie: „„Wohin noch so spät, ihr Männer?““ —

„„Wir wollen den Landrichter grüßen!““ antwortete Einer, indem er auf seinen Stutzen wies.

Die Rede und das Betragen der Uebrigen ließen ihn das Schlimmste voraussehen. „„Männer,““ sagte er, „„ich bitt' euch, kehrt um; ihr seid auf einem schlimmen Wege begriffen; der führt nicht zum Heil!““

Die Reden wurden lauter, verworrener, erboster. „„Männer,““ sprach der Pfarrer wieder, „„ich gebiete euch im Namen Gottes, dessen Wort ich zu predigen habe: kehrt um!““

Es ward Anfangs stille, aber dann trat Einer aus der hintern Reihe hervor und sprach: „„Herr Pfarrer, wenn Ihr predigen wollt, so thut's von der Kanzel herab; hier ist's nicht am Ort!““ Und er wollte ihn bei Seite schieben.

Aber der Pfarrer trat ein paar Schritte zurück, riß Rock und Weste auf, und rief: „„Wollt ihr mir Gewalt anthun, so thut's! Schießt mir eine Kugel durch die Brust und schreitet dann über meinen Leichnam hinweg, ich weiche **nicht!**““

Die Bauern stutzten.

„„Thut's, sag' ich, und schneidet mir dann die Zunge aus und nagelt sie an die Kanzel, wo ich euch so oft gepredigt habe, vergebens; und hauet mir die Hand ab, die euch am Altare so oft gesegnet und gespeiset hat, vergebens! Und reißt mir das Herz aus dem Leibe, das so oft für euch betete — —““

Ein beifälliges Murmeln ging durch die Reihen.

Da nahm der Aelteste das Wort und sprach: „„Männer, der Herr Pfarrer hat Recht; kehren wir um!““ — Das thaten sie auch, und den Aergsten unter ihnen zogen sie mit sich fort. Also hatte der Pfarrer sein Versprechen gelöst, das er dem Landrichter gethan: er wolle ein besonderes Augenmerk auf ihn haben.

Nachmals erfuhr der Landrichter, der indessen auf ein anderes Gericht versetzt worden, welche Gefahr ihm gedroht, und Wem er sein Leben zu verdanken habe; und er hat auch noch seinem Retter schriftlich gedankt, und dessen Frau auch, im Namen ihrer unmündigen Kindlein. —

154. Ein Besuch im Pfarrhause zu Marxheim.

J. Weitzel beschreibt in seiner im Jahr 1825 zu Wiesbaden erschienenen „Rheinreise" gar gemüthlich den Besuch, den er mit einem Freunde, Namens Bailly, *) einem ehemaligen Offizier der napoleonischen Kaisergarde, bei dem Pfarrer zu Marxheim (im Herzogthume Nassau) abstattete.

Er sagt:

Da ich meinem Freunde die Absicht erklärte, die merkwürdigsten Stellen am Fuße des gefeierten Taunus-Gebirges zu besuchen, gab er mir seinen Wunsch zu erkennen, mich zu begleiten, wenn anders sein Ansinnen nicht zudringlich und seine Begleitung nicht lästig sei. Ich konnte ihm in Aufrichtigkeit und Wahrheit das Gegentheil versichern, und wir traten gestern unsere Exkursion nach Eppstein und Königstein zu Pferde an. Den Weg nahmen wir über Marxheim, wo ich bei einem alten Landsmanne und entfernten Vetter, dem dasigen Pfarrer, übernachten wollte. Bailly sollte mit mir dem geistlichen Vetter einen Besuch machen und dann nach Hofheim gehen.

Marxheim mit seinem redlichen Pfarrer dürfte man wohl vergebens in den geographischen Werken von Büsching, Stein, Fabri, Caspari, Hassel und Cannabich, oder in dem alten oder einem neuen Plutarch suchen; aber das Liebe und Gute zeigt sich nicht immer am glänzendsten und wird selten am lautesten gepriesen; und was sich selbst rühmend am zudringlichsten der Aufmerksamkeit empfiehlt, ist darum nicht das Beste. Kann nicht von Marxheim und seinem Pfarrer gelten, was man von Staaten und Frauen sagt, daß die Glücklichsten und Besten seien, von denen am wenigsten gesprochen wird? Und wahrlich, es gilt von dir, stilles, freundliches Dörfchen, das sich, in der Nähe der weit gesehenen Hofheimer Kapelle, bescheiden in einem Walde von Obstbäumen verbirgt, wie von deinem redlichen Pfarrer!

Bei diesem traten wir gegen Abend ein. Die hohe, wohlbeleibte Gestalt im ehrwürdigen schwarzen Priesterkleide empfing uns unter der Thür, einen langen, schweren Rosenkranz in der Hand. Er schüttelte mir freundlich die Rechte und hieß uns herzlich willkommen. — „Mein Freund!" sagte ich auf Bailly deutend.

„„Unter meinem kleinen Dache so gern gesehen, wie Sie selbst!"" war des Pfarrers Antwort, der Bailly's Hand noch einmal faßte und traulich drückte.

---

*) Ein Neffe Bailly's, des berühmten und unglücklichen Schlachtopfers der blinden Volkswuth aus den ersten schauderhaftesten Tagen der Revolution Frankreichs. —

„Ein Franzose!" fuhr ich neckend fort.

„„Dann bedauere ich nur, daß ich die Pflicht des Wirthes weder ganz erfüllen, noch der Unterhaltung des werthen Gastes theilhaftig werden kann!"" war die Antwort.

„Zum Glück," fügte ich beruhigend hinzu, „spricht er deutsch wie wir."

„„Dann,"" erwiederte der Pfarrer lächelnd, „„ist er ja wie Einer von uns.""

„Aber," fuhr ich fort, um den Unbeweglichen zu reizen, „ein Soldat des Napoleon!"

„„Da,"" antwortete der Geistliche mit derselben ruhigen Heiterkeit, „„hat er keinem gemeinen Herrn gedient!"" — Darauf öffnete er die Thür und rief mit kräftiger Stimme, die ihren Herrn im ganzen Umfang des Hausgebietes verkündete: „„Bärbchen!"" Das Bärbchen entsprach weder durch Wuchs, noch Alter dem freundlichen Diminutiv ihres Namens. Eine ländliche, bescheidene Barbara, die Haushälterin, gut in den fünfzig Jahren, trat mit einem „‚Gelobt sei Jesus Christus!'" ein. — „„In Ewigkeit, Amen!"" sprach der Pfarrer. — „„Bärbchen!"" erhob er die Stimme vernehmlicher, „„von dem Schwarzgesiegelten in der Ecke einige Flaschen!""

Die Flaschen kamen, der Pfarrer schenkte den rheinischen Labetrunk ein. „„Ein Landsmann!"" sagte er, uns die perlenden Römer reichend. „„Thue nun Jeder nach Pflicht oder Neigung. Alles muß an seinem Orte, wie zu seiner Zeit geschehen. Sie sind müde und durstig, ruhen darum aus und trinken; der Pfarrer aber ist noch nicht mit seinem Gebete fertig!"" — Damit nahm er ein kleines Buch zu seinem gewaltigen Rosenkranz und ging betend in einem Nebenzimmer auf und nieder, ohne sich weiter um uns zu kümmern. Wir dagegen ließen uns, während der Andacht des geistlichen Herrn, den „„Landsmann"" trefflich schmecken, erhoben dabei hinter dem kleinen Fenster, das dichtbelaubte Weinranken beschatteten, den reichen Zoll an ehrerbietigen Grüßen der Dorfbewohner; denn kein Bauer und keine Bäuerin ging an dem Pfarrhause vorüber, ohne daß Jener seinen Hut abnahm und Diese sich mit einem kurzen Knix verneigte und ein andächtiges: „‚Gelobt sei Jesus Christus!'" sprach. —

Endlich trat der Pfarrer, die beiden Werkzeuge der Andacht, den kolossalen Rosenkranz und das Büchelchen in der Hand, unter die offene Stubenthür und rief mit gewöhnter Vernehmbarkeit: „„Bärbchen!"" —

Es erschien die sorgsame Barbara und fragte: „„Ew. Hochwürden?““ —

„„Im Gastzimmer,““ verfügte der Pfarrer, „zwei Bette frisch gedeckt und aus dem Hofe drei Hähnchen auf den Abend!““

Mein Freund aber erhob sich dankend und sagte, unserer Verabredung gemäß werde er in Hofheim übernachten.

„„Verhüte Gott,““ sprach der Pfarrer ernst, „„daß sich ohne Noth zwei Freunde trennen! Es ist der Segen und der Reichthum des armen Pfarrhauses, daß kein Besuch aus ihm geht ohne Bewirthung, wie es sein Herr vermag. Uebrigens stehe ich Ihnen dafür, in Hofheim werden Sie es nicht besser finden. Sie bleiben darum hier.““ Dabei nöthigte er Bailly freundlich, aber mit kräftiger Hand hinter dem gastlichen Tische auf seinen Sitz.

Der Pfarrer nahm zwischen uns Platz, füllte unsere Gläser und eines für sich und sprach: „„Die Kirche und der Staat; dort das echte Christenthum, die Gottes- und Nächstenliebe, hier der Bürger und der Fürst, wie es unser erlauchter Wilhelm ist!““

„Von ganzem Herzen!“ sagte ich, und wir stießen an.

Fröhlich und bei heiteren Gesprächen leerten wir die Römer und nahmen eine einfache, aber gute Abendmahlzeit ein.

Der Pfarrer erzählte von den Freuden und Beschwerden seines Standes, der väterlichen Regierung des Landes und der Heerde, deren geistliche Hut ihm übergeben war. Seine Bemerkungen waren treffend, seine Sprache einfach, aber passend für den Gegenstand und seine witzigen Einfälle von der naiven Art brachten uns oft zum Lachen. Es herrschte eine anständige Fröhlichkeit, die uns vergessen ließ, daß es schon spät sei.

Da pochte es um zehn Uhr an dem Hofthor. Der Pfarrer sah durch's kleine Fenster. „„Das ist ein anderes Kapitel!““ sprach er dann ernst gegen uns gewendet. „„Ein Kranker bedarf meines Beistandes! Der Dienst entschuldigt mich! Bis ich wiederkomme, sind Sie zur Ruhe!““ fuhr er fort, indem er hastig das Chorhemd und die Stole anlegte. „„Ohne Zweifel findet Sie die Frühe des Morgens schon auf den Beinen, während ich noch der Ruhe pflege. Jedes nach seiner Weise! Die Jugend ist rührig, das Alter träge. Nehmen Sie meinen Dank für den angenehmen Besuch und meine besten Wünsche für ihre Zukunft mit!““ Er drückte uns recht herzlich die Hand und verließ, seiner Bestimmung mit redlichem Eifer folgend, das Haus.

Wie der Pfarrer gesagt, so geschah es.

Nach einem ruhigen und festen Schlafe erhoben wir uns munter, ließen einen kleinen Beweis unserer Erkenntlichkeit für Bärbchen auf

dem Tische zurück, bestiegen unsere Pferde und grüßten zum Abschiede das gastfreie Pfarrhaus, in dem noch Alles, wie es schien, in tiefem Schlummer lag. Frisch und munter zogen wir durch den jungen Eichenwald jenseits Hofheim und über den öden Staufen nach dem romantischen Eppstein; und ehe wir noch auf den Rücken dieses Berges kamen, war die Sonne glänzend aufgegangen über der weiten herrlichen Gegend, und das unermeßliche Land breitete sich vor unseren Blicken aus, und allenthalben erwachte das fröhliche Leben, in dem Dunkel der Bäume, auf dem Felde und in den rauchenden Dörfern; und in der Ferne blitzten im Morgenlichte der Rhein und der Main, und hüben und drüben läuteten die frommen Glocken Ave=Maria! — —

---

155 — 157. Priesterliche Betrachtungen.

Im Jahre 1828 erschien ein Werk unter dem Titel: „Festabende im priesterlichen Leben, gefeiert in Betrachtungen und Erinnerungen, für Freunde der Seelsorge zur geistigen Erquickung in müden Stunden, von Franz Seraph Häglsperger."

Aus diesen hehren Tagebuchsblättern sollen dem sinnigen Leser auch einige zu seiner geistigen Erquickung hier mitgetheilt werden. Und zwar:

1. Die ewige Lampe.

In den meisten katholischen Gotteshäusern, zumal in den Pfarrkirchen, hängt vor dem Allerheiligsten eine brennende Lampe.

Lieber Pfarrer! sollst nicht auch du eine solche Lampe in deiner Gemeinde sein?

Die Lampe in der Kirche sinnbildet die ewige ununterbrochene Gottesverehrung von Seite der Pfarrgemeinde. Sie erweist dem Allerheiligsten die stille Huldigung der Anbetung, während die lebendigen Glieder draußen im Schweiße des Angesichts für die Nahrung des Leibes schaffen und sich mühen. Also sollte der Hirt für seine Gemeinde ununterbrochen, wenigstens vor dem Altare seines Herzens, in betender Stimmung verharren. O, es ist eine Wonne, für seine Gemeinde flehend dazuknien, sich, in gewisser Beziehung hinopfernd für dieselbe, dem Herrn darzubieten und ihre Anliegen in seinem eigenen Namen ihm vorzutragen! Besonders in einer stillen, dämmernden Abendstunde, wo das einsame Gotteshaus allmählich in schweigendes Dunkel sich hüllt, und in der leeren

weiten Halle nichts mehr sichtbar ist, als die flimmernde Lampe vor dem Hochaltar, und nichts mehr hörbar bleibt, als der langsame Perpendikel der Kirchenuhr: o, wie drängen sich da immer tiefer und wärmer die Flammengebete aus dem kummervollen Pfarrersherzen! —

Sind dann die Stunden der Nacht vollends über die Erde ausgebreitet, und schlummert nun Alles, was unter Tags sonst lebt und sich bewegt, sind auch die letzten Seufzer der späten Andacht gänzlich erstummt: hier im Gotteshause bewegt sich doch noch das kleine Flämmchen in der ewigen Lampe. Einsam schwebt ihr Lichtlein, aber — um wie heller wird die Kirche, je schwärzer der Schatten sich färbt, den die Nacht um sich ausbreitet! Je finsterer die Halle der Kirche wird, desto überraschender, desto leuchtender tritt die Lampe aus ihrer bisherigen Unbemerktheit hervor, so daß dieser Eine flimmernde Punkt gleichsam der Mittelpunkt dieser ganzen nächtlichen Scene wird. — Wenn deine ganze Gemeinde, in geistiger und sittlicher Hinsicht, in Dunkelheit liegt, solltest nicht du wenigstens, katholischer Pfarrer! als ein Lichtlein Gottes in dieser Finsterniß leuchten? O, sei doch du wenigstens der helle Punkt deiner Gemeinde, sei ihr ein Leitstern (oder auch nur ein Lampenlicht) auf dem Pfade zum ewigen Leben, auf daß die Irrenden sicher ihre Schritte darauf hinlenken, und doch Diejenigen, die es wünschen, die himmlische Heimath finden möchten! —

Die Lampe vor dem Hochaltare ist ferner der Lichtbehälter für das ganze Gotteshaus. — Hier werden die Kerzen angezündet, die die festlichen Altäre beleuchten sollen; hier wird das heilige Licht geholt, das fast jede kirchliche Handlung zu begleiten pflegt; aus diesem kleinen Lämpchen tritt so manche Feuerherrlichkeit hervor, die in unzähligen Flammen, den überirdischen Sternen gleich, durch das festliche Gotteshaus schimmert, und die Herzen der Andächtigen mit Gewalt gen Himmel reißt. Aus einem stillen, kaum bemerkbaren, Lampenlichte so viele Lichter und Flammen und Herrlichkeiten! — Also sollte auch d e i n Leben, o Pfarrer, in deiner Gemeinde gleichsam eine stille, anspruchslose Lampe sein, die Jedem, der ihr naht, willig von ihrem Flämmchen mittheilt, auf diese Weise die ganze Gemeinde mit heiligen Lichtern anfüllt, und wohl mehr segenvollen Nutzen bringt, als eine hochlodernde Flamme, die, statt zu beleben, nur zu oft tödtet und verzehrt! —

Die Lampe vor dem Hochaltare mit ihrem milden, anspruchslosen Lichte, das den einsamen Beter so lieblich anspricht, und ihm so Hohes deutet, würde ferner gewiß ihre ganze heilige, die Herzen anziehende Gewalt verlieren, wenn eine freche Hand sie ihrer

einsamen Stelle entrücken, und auf den lärmenden, geräuschvollen Marktplatz tragen wollte. — Ebenso würde auch des Pfarrers stille geistige Segnung ihren schönsten Himmelsring verlieren, wenn seine Persönlichkeit sich vielleicht verweltlichen, und aus dem Heiligthume kluger Zurückgezogenheit in die geräuschvolle, lärmende Gemeinheit der geistlosen Welt herabsinken sollte! —

Die Lampe vor dem Hochaltare bedarf endlich zweier Dinge, um ihr liebliches Licht am Leben zu erhalten, nämlich des Oeles und eines sichern Dochtes. — Hirt einer christlichen Gemeinde! wird dein Leben und Wirken wohl dem stillen Lampenlichte gleichen, wenn nicht auch die zwei Dinge fortwährend Nahrung geben, nämlich der unverrückt gen Himmel gerichtete Sinn und das anhaltende Gebet des Herzens? —

O, es ergehen im ganzen seelsorglichen Leben so viele bildliche Fragen an den Priester, und sprechen oft so warm und sinnvoll an sein Herz: würde er sie doch jedesmal hören, ihrem Laute nachdenken, und Bild und Wahrheit dann in sich in's Leben hervorrufen! —

2. Der Provisurgang.

Unter die seligsten Erquickungen eines Seelsorgers gehören gewiß auch die Provisurgänge!

Der Gang zu einem Kranken oder Sterbenden giebt an sich dem priesterlichen Herzen schon ein gewisses Maaß von wonnevoller Empfindung. Das Bewußtsein, im Dienste des Herrn zu gehen; und die Hoffnung, vielleicht jetzt ein reuiges Gewissen und ein offenes Gemüth für des Himmels Trost zu finden — pflegen ja die Gedanken des Seelsorgers schon von selbst gar erbaulich zu beschäftigen. Wie sollte denn der Hirt nicht unaussprechliche Freude empfinden, wenn er sein Schäfchen, sei es gleich erst nach vielen, vielen Irrfahrten, doch endlich einmal findet, weil es vor Krankheit und Ermattung ihm nicht mehr entlaufen kann! Ohne zu fragen: „Wie und warum?“ nimmt er es auch in diesem Fall auf seine Schultern, und trägt es heim. — Bei vielen Sterbenden wird auch dem Seelsorger gar oft eine ähnliche Freude zu Theil! — Mancher Jahre lang gesuchte Sünder wird hier endlich einmal gefunden; er ergiebt sich dem Herrn, weil ihn die Welt von sich gestoßen; er sucht nun die himmlische Hilfe, weil die irdische ihm nicht mehr nützen kann. Und sollte es auch der Sünder nicht gerade freiwillig bis auf dieß Aeußerste haben kommen lassen: so fallen doch gewöhnlich hier auf dem Sterbebett die blendenden Schuppen von seinen Augen, und er erkennt es nun, wie er hätte leben sollen, und nicht gelebt habe; er ringt nun gleichsam mit Reue und

Schmerz, um sein Herz aus ihrem marternden Drucke hervorzuziehen, und fängt an, den so lange verkannten Seelsorger mit seinem Wort und Trost vom Himmel liebzugewinnen.

Hier vor dem Sterbebett werden dem suchenden Seelsorger wohl die meisten Freuden seines Priesterlebens zu Theil. Hier ist eigentlich das Ackerfeld für seine Himmelsernte.

Aber — dieses Bewußtsein und diese Hoffnung sind es doch eigentlich nicht, was den Provisurgängen ihre süßeste Erquickung zu geben pflegt. Es ist — das Allerheiligste selbst — das der Priester hier an seinem Herzen zu tragen gewürdigt ist.

O welche Erneuung jener himmlischen Scene des großen letzten Abendmahles, wo Johannes an der Brust seines göttlichen Meisters gelegen! — Doch hier ist mehr noch, als jene Scene! — Nicht der Jünger ruht hier an seines Meisters Brust, sondern umgekehrt: der göttliche Heiland ruht hier am Herzen seines Dieners, und läßt sich willig von ihm tragen!

Glücklicher Priester! — und du könntest an diese Gnade denken, ohne Freudenthränen zu weinen?! —

3. Der Glockenschlag.

Was sagt der Glockenschlag nur? — Was dem Menschen — dem Christen — dem Pfarrer?

Dem Menschen ruft er zu in ernsten, gleich gemessenen Tönen: „Sieh, auch die Zeit muß sterben! Die verflossene Minute ist zugleich das Grab der zukünftigen! Jeder Glockenschlag ist demnach nur der Klang der Sterbeglocke für die Vergangenheit! — Wie däucht er dir?" —

Dem Christen ruft er zu; „Wieder einen Zeit-Abschnitt näher der Ewigkeit! Nicht nach der Vergangenheit — nach der Zukunft sollst du dich ausstrecken! Zählt aber deine Sehnsucht nach dem künftigen Himmel vor Ungestüm der Erwartung schon die fliehenden Stunden? Oder schreckt der Glockenschlag dich vielleicht noch nicht auf aus deinem Sündentaumel?" —

Dem Pfarrer endlich ruft er zu — was ruft er ihm zu? Mit der vollen Schauerlichkeit der Mitternachtsstunde tönt er ihm, wie Posaunenschall vom Weltgericht — tönt ihm wie Hahnenruf in den Stunden des Priesterschlafs, und spricht mit gewaltigen Klängen an sein Herz: „Höre, Israels Wächter! habe Acht auf dich und auf die ganze Heerde, in welcher dich der heilige Geist zum Aufseher bestellt hat!" —

Ernste, ernste Klänge, wohl würdig — mit jedem Stundenschlage tief, tief empfunden zu werden!! —

158. Eine ehrenwerthe Pfarrgemeinde.

(1839.)

Welcher Tourist (ruft Louis Veuillot in seinen Erinnerungen an die Schweiz aus) hat jemals daran gedacht, von Freiburg in der Schweiz aus das eine Stunde davon entfernte Dorf Dudingen zu besuchen? Die Wegweiser wissen kein Wort von ihm, man findet dort weder celtische Druidensteine, noch römisches Mauerwerk, weder Schwefelquellen, noch Wasserfälle; sogar von Felsen und Tannen ist nicht mehr da, als gerade nöthig ist, wenn ein schweizerisches Dorf nicht gänzlich um seinen guten Namen kommen soll. Und dennoch giebt es hier für eine christliche Seele viel Liebes und Schönes!

Die Pfarrei Dudingen zählt ungefähr viertausend Seelen. Darunter waren vor kurzer Zeit sehr viele Arme; die Kirche drohte einzustürzen, und der Pfarrer beschäftigte sich deßwegen Tag und Nacht mit seinen zwei größten Wünschen: mit dem heißen Verlangen, das Elend zu mildern und das Gotteshaus wieder herzustellen.

Er fing mit dem Dringlichsten an, und die christliche Liebe fehlte nicht; indessen, mochte die Anzahl der Armen zu beträchtlich, oder die fördernde Ordnung bei der Vertheilung der Unterstützung nicht möglich sein, die Hilfsmittel reichten nicht aus. Nun versammelte er seine Pfarrkinder: „Wir haben," sagte er zu ihnen, „nur Ein Mittel, des Elends Meister zu werden, wir müssen die Armen, besonders die Kinder, unter uns theilen. Die Größeren lassen wir arbeiten, die Kleinen ziehen wir groß, und Alle sind so geborgen. Dann können wir ruhiger und auch wirksamer für die Bedürfnisse der Frauen und Greise sorgen. Was haltet ihr davon?" — Die ehrlichen Pfarrkinder wußten aber im ersten Augenblicke nicht sehr genau, was sie davon halten sollten, und es ließen sich hier und dort kleine Bedenklichkeiten hören. „Verschieben wir die Sache auf ein paar Tage!" meinte der Pfarrer, und hob die Sitzung auf. — Am nächsten Sonntage bestieg er die Kanzel. „Ihr lieben Freunde, wir müssen die Sache mit unseren Armen denn doch in Ordnung bringen, denn wir haben wohl Zeit genug zur Ueberlegung, sie aber nicht zum Warten!" Ich versuche es begreiflich nicht, seine Rede auch nur im flüchtigsten Umrisse wiederzugeben; genug, sie kam vom Herzen und ging zum Herzen. Als Text hatte er den Spruch eines Heiligen gewählt: „„Wenn Einer von euch sieben Kinder hat, so nehme er ein achtes an Kindes Statt an, und mit diesem wird

der gütige Gott in sein Haus ziehen!"" Was er dazu gefügt, wie er alle Gemüther bewegt hat, ich weiß es nicht; nur so viel weiß ich, daß alle Stimmen, zu einer einzigen Stimme vereint, seine Rede mit dem Rufe beantworteten: „„Wir Alle wollen davon haben, wir wollen sie Alle nehmen!"" Und sogleich, noch in derselben Stunde, vertheilte man die armen Kinder unter sich, und nicht nach dem Maßstabe des Vermögens, sondern nach dem Drange des Herzens und Erbarmens eines Jeden. Dieser nahm eines, Jener zwei, ein Anderer noch mehr; und die Langsamen, die später kamen und verlangten, konnten keine mehr erhalten.

Heiliger Priester! welcher Redner wurde jemals herrlicher befriedigt, als du? Wer durfte dem Himmel inniger danken für die Gabe des Wortes und Herzens? Wer wurde glücklicher, als du? Nicht nur jene geretteten Armen müssen dich segnen, sondern auch alle die wackeren Leute, deren Familie du vermehrt, unter deren Dach du eine lebende gute That eingeführt hast, die zu ihnen spricht, sie liebt und unter ihren Augen wächst und gedeiht! —

Bald nach jenem schönen Tage kam ein Fremder nach Dudingen. Es war ein Festtag, die Preise wurden in den Schulen vertheilt, und die schweizerische Gastfreundlichkeit lud den Neuangekommenen zu der Feierlichkeit ein. Und als er den jungen Bienenschwarm so zufrieden, heiter, reinlich und wohlgekleidet erblickte, und, sich zum Pfarrer wendend, fragte: „Haben Sie denn hier keine Armen?" erwiederte ihm dieser mit feuchten Augen: „„Nein, nein, Gott sei Dank! wir haben keine mehr!""

Was aber hier geschah, war keineswegs die Wirkung einer raschen und vergänglichen Aufwallung. Die christliche Liebe zu Dudingen hat sich dauerhaft und echt katholisch, d. h. in einem höhern Grunde als in einer weichen Gefühlspoesie wurzelnd, bewährt; die Kinder sind unter dem Dache, das sie aufgenommen, geblieben, mehrere wurden förmlich adoptirt, Alle aber haben in ihren Beschützern wohlwollende Väter gewonnen. Der Pfarrer jedoch scheint wohl gewußt zu haben, welche Verbindlichkeit er durch die Verheißung übernahm: daß es Jeglichem wohl ergehen werde, der Haus und Herz den Armen des barmherzigen Gottes öffnete. Der Segen des Himmels ist an dieser Stelle augenscheinlich geworden, und die Wohlfahrt des Orts ist wahrhaft wunderbar, was durch das Folgende klar wird.

Die Armen hatten ihre Wohnung, und es war nun die Frage: wo der liebe **Gott** wohnen sollte? denn die alte Kirche zerfiel gänzlich, und es wurde dringend, eine neue zu bauen. Dem

Gesetze gemäß ließ man einen bescheidenen Bauplan entwerfen, und bat um die Ermächtigung zum Baue und zu einer entsprechenden Umlage. Allein der Kanton Freiburg hatte eben zu dieser Zeit nach dem Beispiele Frankreichs eine kleine niedliche Revolution aufgeführt; die Regierung war noch neu, ganz frisch mit Liberalismus übertüncht, ganz angefüllt mit freisinniger Philosophie und voll Eifer, aufgeklärt und zeitgeistig zu verfahren. Demnach mußte ihr der Vorsatz der Einwohner von Dudingen sehr thöricht scheinen; sie hielt es für zweckmäßig, die Ausführung zu hindern, und so hieß es denn: „Bauet, wenn ihr wollt, wir können es euch nicht verbieten, allein wir gestatten keine Auflage!“ —

Diese väterliche Entschließung gelangte nach Dudingen, und der Pfarrer theilte sie seinen Bauern mit. — „„Aber wir bauen unsere Kirche dennoch, nicht wahr?““ fragte er. — „„O! ganz gewiß.““ — „„Und es soll auch nichts daran fehlen?““ — „„Durchaus nichts!““ — „„Wann wollen wir anfangen?““ — „„Morgen schon!““ — Und sie fingen in der That an. Jeder lief in die Sakristei, um seine Erklärung aufzuschreiben, wie viel er an Geld beitragen wolle; und am nämlichen Abend erreichte die Unterzeichnung schon nahebei die Summe von fünf und dreißigtausend Francs. Ein Einziger hatte widersprochen; auch einige Einwohner der Stadt, welche Ländereien in der Gemeinde besaßen und vielleicht selbst zu den Regierungsmitgliedern gehörten, verweigerten die Beisteuer. „„Desto schlimmer für sie!““ sagten die Bauern.

Der Pfarrer sprach nun abermals zur Gemeinde, und die Herzen öffneten sich seinem Worte eben so bereitwillig, als an dem Tage, wo er ihnen die Armen empfohlen hatte. Derselbe Zuruf, derselbe Erfolg antwortete ihm; die Reichen gaben das Geld, die Frauen ihre Kleinodien, die Armen die Kraft ihrer Hände. Man schritt unter der Leitung des Kaplans eifrig zum Werke. Diese trugen Holz und Steine bei, jene waren Maurer, jene dienten als Handlanger. Die Frauen arbeiteten mit doppelter Anstrengung auf dem Felde, indem sie dabei alle Steine auflasen, in den Händen und Schürzen zu einem gemeinsamen Haufen zusammentrugen, wo alsdann Wagen damit beladen wurden. Und niemals kam es zu Klagen und Schwierigkeiten, wenn es sich um den Vollzug der übernommenen Verpflichtungen handelte; ja sogar, wenn nachträgliche Leistungen nothwendig wurden, was zwei- oder dreimal stattfand, zeigte sich kein Verdruß und kein Hinderniß. Der Pfarrer versammelte nur seine geistlichen Kinder, stieg auf die Kanzel und sagte: „„Kinder, wir haben nichts mehr, es ist Alles ausgegeben!““ und am nächsten Morgen war wieder Geld in der Kasse. Das wunderbarste aber

scheint mir zu sein, daß Niemand wußte und auch nicht zu erfahren suchte, was der Andere gegeben hatte. Nur der Pfarrer kannte das Geheimniß Aller.

Die Arbeit dauerte drei Jahre ohne Rast und Ermüdung, und die Kirche ist jetzt bis auf die innere Ausschmückung fertig. Inzwischen hat man die alten Altäre verwendet, denn jeder Einwohner sehnte sich darnach, in dem neuen Gotteshause, welches so recht eigentlich Allen angehört, zu beten. Sie wollten nun auch noch eine neue Orgel von Aloys Mooser zu Freiburg haben; und auch dieser Wunsch wäre ihnen wohl erfüllt worden, wenn der alte Künstler nicht schon früher eine Anstellung im Himmel erhalten hätte.

Die Kirche ist schön, geräumig und zierlich. Sie kostete diese Gemeinde von viertausend Seelen über hundert und dreißigtausend Francs, aber sie ist auch der Stolz und die Freude der braven Leute. Du magst es dir selbst denken, ob es ihnen wohl darin wird, und ob sie ihres Gebetes froh werden. Hätte ich doch der ersten heiligen Messe beiwohnen können, die der hochwürdige Pfarrer im neuen Gotteshause gelesen hat! Und wäre ich reich genug, um eine goldene Lampe an dieses Gewölbe heften und die Mauern mit einigen Meisterstücken der alten christlichen Malerkunst, kindlich und heilig wie der Glaube, der hier baute, schmücken zu können!

Solche Erfahrungen laben und stärken die Seele. Der herrliche Mensch, der mir die beiden Thatsachen so einfach und treuherzig erzählte, wie ich sie nicht wiederzugeben vermag, hatte dabei mehrmals feuchte Augen. Und doch war er schon lange über das Alter hinweg, wo die Begeisterung noch Thränen hat. Aber er war ein Christ, und wir sprachen von Religion und Liebe! —

---

159 — 165. Einige Züge aus dem Leben Carl's des Großen.

1. Seine Einrichtungen und sein Familienleben.

Wäre Carl der Große nur Eroberer gewesen, so würde sein Verdienst gering und vorübergehend sein; denn schon bald nach seinem Tode zerfiel das aus so vielen fremdartigen Theilen zusammengesetzte Gebäude seines Reiches. Sein Streben war aber auf etwas Höheres und Edleres gerichtet. Wen er als Held mit dem Schwerte unterworfen hatte, den wollte er als Vater mit Liebe beglücken. Unablässig war er bemüht, seine Völker weiser und besser zu machen. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit lebten an seinem Hofe und genossen seiner Achtung und Freundschaft. Durch

sie stiftete er viele Schulen, um dem Erziehungswesen aufzuhelfen. Er achtete mehr auf erworbene Kenntnisse, die auch den Aermsten adeln, als auf ererbte Standesvorzüge. Darum besuchte er, wo er nur immer konnte, die Schulen selbst, um mit eigenen Augen zu sehen, ob auch seinen Vorschriften entsprochen würde. —

Mit ganzer Seele hing er am Christenthume. Deßhalb sorgte er sehr für gute Geistliche und untersagte ihnen Alles, was sich mit der Würde ihres Berufes nicht vereinigte. Neue Bisthümer, Kirchen und Klöster wurden gegründet und reichlich begabt. Die Klöster insbesondere förderten innerhalb ihrer stillen Mauern nicht nur den Unterricht der Jugend, sondern sorgten auch für Arme und Kranke, und nahmen Reisende gastfreundlich auf; denn Gasthöfe gab es in damaliger Zeit nur wenige. Die Kirchen selbst wurden mit schönen Heiligenbildern geschmückt; denn Carl sah es gern, daß das Leben und die Thaten frommer Männer bei der christlichen Gemeinde in gesegnetem Andenken erhalten würden.

Carl war ein echt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und überaus große, lebendige Augen, die dem Freunde und Hilfebittenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten.

In früher Jugend übte er nach Frankenart seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und beste Schwimmer. Ein Hauptvergnügen war die Jagd, und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, wurde eine Treibjagd angestellt. Alles setzte sich zu Pferde, und nun ging es unter dem Klange der Hörner und dem Gebelle unzähliger Hunde in lärmendem Jubel hinaus in die Weite der Wälder, wo die Blüthe der jungen Edelmänner sich dann durch Muth und Geschicklichkeit einander zu übertreffen suchte. Carl, mitten unter ihnen, bestand manchen heißen Kampf mit wilden Ebern, Bären und Auerochsen.

Im Essen und Trinken war er sehr nüchtern. Speisete er mit den Seinigen allein, so kamen nur vier Schüsseln auf den Tisch. Ein Wildpretbraten, am Spieße vom Jäger zur Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise. Sein Schlaf war nur kurz. Selbst des Nachts stand er mehrmals von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der in seiner Jugend versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete, oder er stellte sich an's Fenster und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung den gestirnten Himmel. Eine so einfache Lebensweise erhöhete die ohnehin so gewaltige Körperkraft dieses Mannes, so daß man seinen Geschichtsschreibern wohl glauben darf, wenn sie erzählen, wie er mit leichter Mühe ein Hufeisen brach oder einen geharnischten Mann emporhob

wie ein Kind, oder mit seinem gewaltigen Schlachtschwerte einem Feinde den Kopf bis in die Tiefe spaltete und Lasten hob, die ein gewöhnlicher Mann jetziger Zeit nicht von der Stelle rücken könnte.

Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Er trug Gewänder, von der fleißigen Hand seiner Gemahlin verfertigt, Strümpfe und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern kreuzweise umwunden, ein leinenes Wamms und darüber einen einfachen Rock mit seidenen Streifen, seltener einen viereckigen Mantel, von weißer oder grüner Farbe; aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Wehrgehänge an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabhängenden Talare, mit goldenen Bienen besetzt. —

2. Sein männlicher Muth.

Mehrere Völkerstämme, darunter namentlich die Ostfranken, fürchteten die außerordentliche Ausbreitung der Macht Carl's des Großen und die gewaltige Wucht seiner Regierung; dazu seine eiserne Verfolgung des Plans zu einem großen Weltreich nach allgemeinen Gesetzen; deßhalb die gewaltsame Aufdringung derselben für alle seine Staaten. — Da man aber einsah, daß gegen den Kaiser des ungeheueren Reiches nicht mit offener Gewalt gehandelt werden könnte, sollte der — Mord dieselbe ersetzen.

Hartrad, ein Thüringer, war das Haupt der Verschworenen Ostfrankens. Er berief dieselben zu sich; schilderte ihnen in geistvoller Rede alles Ungemach und Elend, das durch Carl über sie verhängt sei; wies hin auf den Ursprung Carl's, als Sohnes eines Haushofmeisters, also von weit minder edlem Blute, als sie selbst, von denen ein Jeder noch größeres Recht zum Herrschen habe, als Carl. Er versprach ihnen dann die Hilfe seines Bruders und der Bretagne, und der — Mord wurde beschlossen, beschworen, sogar (in heillosester Weise) das Sakrament darauf genommen!

Die Entwicklung der Weltgeschichte, wenigstens das Geschick des ganzen deutschen und fränkischen Reiches, war in diesem Augenblick in Carl's Person gefährdet! — Aber ein treuer Diener und Freund Carl's, Hatto, ein geborener Thüringer, ein scharfer, tief- und weitausblickender Mann, hatte schon lange die Gährung in Ostfranken und der Bretagne bemerkt und heimlich verfolgt bis zur Spur des Mord-Planes. Er fing einen Brief Hartrad's an einen Grafen Ethelried auf, worin derselbe zu einer neuen Zusammenkunft mit den Verschworenen aufgefordert wurde. Diesen Brief sendete er seinem Kaiser zu, während er selbst nach Thüringen

reiste und dort seine ihm immer theuern Landsleute warnte; die noch nicht Eingeweihten entsetzten sich; die Halbentschlossenen traten rasch zurück und einige Mitverschworene entschlossen sich, Carl's Gnade anzurufen.

Der Hauptstamm der Verschworenen aber war auf Hartrad's Burg versammelt, und zu ihm eilte, rasch und geheim von hundert Mann seiner Leibwache begleitet, der kühne Kaiser.

Mit Anbruch der Nacht kam er in der Nähe der Burg an; alle Eingänge wurden unbemerkt besetzt und Carl wartete auf den in jenem Briefe beschiedenen Grafen Ethelried, der — wie Carl wußte — noch nicht angekommen war.

Jetzt kam er, — von Carl's Leuten empfangen. „Ein Laut von Euch — und Ihr seid des Todes!" donnerte Carl dem Erschreckten zu; nahm ihm Helm und Rüstung ab, die ganz für seine herculische Gestalt paßten, und trat als Graf Ethelried mit dem Worte des Bundes und heruntergelassenem Visir in den Saal seines Todfeindes Hartrad, in den Kreis der Verschworenen.

Hartrad nahm sein Schwert in die Rechte, ein Crucifix in die Linke, küßte es und rief: „„Tod dem Tyrannen Carl!"" dann reichte er es dem vermeinten Bundesgenossen dar; Carl nahm es an, schlug sein Visir zurück und stürmte: **„Tod den Verräthern!"** — —

Der plötzliche Anblick des Mannes, dem sie den Tod geschworen, machte die Verschworenen erbleichen, erzittern, — verwirrt; sie stoben auseinander wie Spreu, und Carl stand vor ihnen mit dem blanken Schwert in der gewaltigen Faust wie ein furchtbarer Rächer. Nur Hartrad verlor die Besinnung nicht. „„Du hast dich uns selbst gebracht, Tyrann! So falle denn!"" — mit diesen Worten stürzte er auf Carl zu. — Ein Stoß, Ein Hieb: da flog sein Schwert in die Ecke und unverwundet stand der Kaiser da. — Die Verschworenen wollten fliehen. — „Halt!" donnert Carl, — und sie standen wie angewurzelt, während er also sprach: „Ich fordere Gehorsam von meinen Vasallen. Ich befehle euch Verräthern, daß ihr bleibt; **Allein** komme ich zu euch in diesen Saal, **allein**, im Vertrauen auf meine gute Sache, auf das ewige Recht; **hier** könnt ihr mich überwinden, tödten; aber **draußen** seid ihr umringt von meinen Getreuen! — Ich scheue den Tod nicht, und will nicht länger über Männer herrschen, die meinen Tod wollen! — Wollt ihr ihn, — so thut's! doch vorher hört mich. Ich bin euch zwar keine Rechenschaft schuldig, doch will ich sie

euch geben zu euerem eigenen Besten. — Was führt euch zu dieser schändlichen That? — Ihr schweigt? — Seht, ihr wißt es selbst nicht! Im nächsten Augenblicke vielleicht bin ich nicht mehr; aber ich fordere euch auf als die Großen meines Reiches, als Söhne meines Reiches: dieses selbst und nicht euch zu bedenken. Nach meiner Ermordung würde dieses Reich unter furchtbaren Zerrüttungen zerfallen, zerfleischt werden von den fremden Völkern, die ich durch euere Arme bezwang. Selbst euere Burgen würden rauchen, euer Blut auf euere Kinder spritzen und der Name **Königsmörder** würde euch ächten auf alle Zeiten!" —

Er schwieg.

Niedergesenkten Auges standen die Verschworenen da. Carl sah sie mit tiefem, ernstem Blicke an und sprach dann weiter: „Euer Gewissen ist getroffen! Ich will der ewigen Gerechtigkeit nicht vorgreifen; ich will verzeihen Denen, die sich mir auf's Neue unterwerfen! Kniet nieder!"

Und Alle knieten nieder, nur — Hartrad nicht.

„Hartrad!" rief Carl — „du unterwirfst dich **nicht?** — Bedenke dein Leben!" —

„„Ich kann nicht! — Ich hasse dich! — Ewig werde ich dich hassen als Tyrann; und könnte ich jetzt noch, **ich** würde dir keine Gnade angedeihen lassen!"" — so entgegnete Hartrad fest und laut. —

„Du bestimmst dir Selbst dein Schicksal, — du bist verfallen, **Rebell!** — Bindet ihn!" — —

Und die Verschworenen banden ihren bisherigen Führer und folgten dem neuen Führer nach aus der Burg. — Ein Signal Carl's sammelte seine Leute um ihn; dann sprach er: „Ihr, die ihr zu euerer Pflicht zurückgekehrt seid, stellt euch an den Platz, an den ihr gehört als Anführer meiner Getreuen! Graf Ethelried wird euch noch dreitausend Franken zuführen und das erste Zeichen euerer erneuten Treue — sei euer Kampf gegen die empörten Bretagner! Wischet dort die blutige Erinnerung eueres Planes aus; sammelt euch neue Verdienste; kehret siegreich zurück! Wirket ihr so für die Größe **meines** Reiches, wirket ihr auch am besten für **eueren** Ruhm!"

So geschah es nun, und schon im nächsten Jahre (787) sah man die begeisterten Thüringer für Carl kämpfen gegen den

bayerischen Herzog Thassilo; in den Jahren 780, 790 und 791 waren die Thüringer die heldenmüthigsten Truppen in Carl's Kämpfen gegen die Wiltzen und namentlich gegen die Avaren; es traten aber auch die Segnungen aus diesem Verhalten für Thüringen immer entschiedener und reichlicher hervor. —

3. Der Kaiserin entscheidendes Urtheil.

Der Kaiser Carl der Große, dem Ruhe und Müßiggang unerträglich gewesen, rüstete sich beim ersten Schimmer des Morgenrothes, um zur Jagd gegen die Auerochsen in den Forst zu ziehen. Eine Gesandtschaft aus Persien, die gerade an seinem Hofe gegenwärtig war, lud er ein zu diesem Auszuge.

Als die Perser diese ungeheueren Thiere sahen, wandten sie sich, von großem Schrecken ergriffen, zur Flucht. Carl aber, der Held, erschrack nicht, sondern auf seinem muthigen Rosse sitzend, näherte er sich einem von ihnen, zog das Schwert und versuchte, ihm das Haupt abzuhauen. Jedoch der Hieb mißlang und das furchtbare Thier zerriß dem Kaiser Stiefel und Hose, und sein Bein treffend, obgleich nur mit der Spitze des Hornes, lähmte es etwas die Schnelligkeit des Jägers und entfloh, durch die vergebliche Wunde gereizt, in eine sichere, durch Baumstämme und Felsblöcke geschützte Schlucht.

Jedermann entbot seine Kleider dem Kaiser zur Bedeckung; er lehnte indessen alle diese Anerbietungen ab — mit den Worten: „In solchem Zustand muß ich zu meiner Gemahlin Hildegard kommen!“

Isambard aber, der Sohn Warin's, des Verfolgers eines Schutzheiligen, des Othmar, erreichte das Thier; und da er nicht näher hinanzudringen wagte, durchbohrte er mit der Lanze sein Herz zwischen Hals und Schulter und zeigte das noch zuckende Thier dem Kaiser.

Der that, als bemerkte er es nicht, ließ das Wild seinen Gefährten, kehrte nach Hause, rief die Kaiserin und zeigte ihr die zerrissenen Kleider mit der Anfrage: „Was verdient der Mann, der mich von einem Feinde, der mir Das gethan, befreit hat?“

Und da sie erwiederte: „„Alles Gute!““ erzählte ihr der Kaiser Alles der Reihe nach; und die ungeheueren Hörner des Thieres ihr als Wahrzeichen vorlegend, bewegte er die Herrscherin zu Thränen und zu Seufzern, so daß sie an ihre Brust schlug.

Da sie nun gehört hatte, daß der damals verhaßte und aller Ehren beraubte Isambard an solchem Gegner den Kaiser gerächt hatte, warf sie sich diesem zu Füßen und erlangte für Isambard

Alles zurück, was ihm genommen war; auch fügte sie selbst noch reichliche Geschenke hinzu.

Die Perser aber brachten dem Kaiser einen Elephanten und Affen, Balsam, Narden und verschiedene Salben, Gewürze, Wohlgerüche und die mannigfachsten Heilmittel, so daß sie mit ihren Gaben den Orient ausgeleert und den Occident angefüllt zu haben schienen. —

4. Die Beförderung des Kirchengesanges.

Der Kunstfleiß in Handwerkern und Gewerben wurde durch die Freigebigkeit und Prachtliebe des Kaisers Carl des Großen zur schönen Bildnerei erhoben. Es sind uns zwar aus den Zeiten der Carolinger wenige Gemälde oder sonstige Gebilde übrig geblieben; indessen beweist doch Carl's Kaiser-Ornat, mit welchem noch bis auf Franz II. seine Nachfolger bei der Krönung geschmückt wurden, *) und das Evangelienbuch, welches Adela, Carl's Schwester, an die Abtei St. Maximin bei Trier geschenkt hatte, daß die bildenden Künste schon nach Veredlung strebten.

Von den Fortschritten, welche die Baukunst durch Carl den Großen gemacht hatte, geben noch mehrere größere Denkmäler zu Mainz, Ingelheim und Aachen ein ehrendes Zeugniß. Die an diesen Orten noch bestehenden Bruchstücke von Gebäuden, Palästen, Säulen, Gesimsen, Thürmen und Kapitälern sind eben so sprechende Beweise seiner Prachtliebe, als seines Baugeistes.

Bei dieser Beförderung der bildenden Künste dachte er auch auf die Verbesserung der Musik.

Als er im Jahre 787 nach Rom gegangen war und mit dem Papste das Osterfest feierte, entstand unter den Sängern der Römer und Franken ein Streit, indem diese behaupteten, besser und schöner zu singen als jene. Die Römer sagten: „Sie sängen die Kirchenlieder nach der einfachen Weise, wie dieselbe der Papst Gregorius gelehrt habe, dagegen hätten die Franken den ursprünglichen reinen Gesang durch Zusätze und Abänderungen verdorben.“ — Der Streit stieg auf beiden Seiten zu einer solchen Erbitterung, daß Carl ihn durch einen Machtspruch beilegen mußte. „„Sagt mir doch,““ so fragte er seine Franken, „„ist die lebendige Quelle besser und reiner als die kleinen Bächlein, die sich schon weit verlaufen haben?““ — Alle antworteten

*) Auf dem „Römer“ zu Frankfurt am Main ist noch das Bild des Kaisers Leopold II. in diesem Ornate, von dem Maler Hickel treu nach dem Leben gefertigt, zu sehen.

hierauf, „daß die Quelle reiner sei, indem die von ihr auslaufenden Gewässer, je weiter sie sich von ihrem Ursprung entfernten, je mehr durch Zusätze von ihrer Reinheit verlieren müßten." — „„Nun,"" sagte Carl, „„so kehrt also zur Quelle des heiligen Gregorius zurück; denn ihr habt seine Kirchengesänge offenbar verstümmelt, indem ihr anders singt, als seine Schüler!"" —

Der Papst Hadrian gab sodann dem fränkischen Könige, auf dessen Bitte, zwei der besten Sänger aus des heiligen Gregorius Schule, den Benedikt und Theodor, mit, und verehrte ihm noch nebst diesen die Antiphonen des Heiligen, so wie dieser sie nach römischer Art, nämlich mit Buchstaben = Zeichen, aufgeschrieben hatte.

Carl errichtete nach seiner Zurückkunft zwei Haupt = Singschulen zu Metz und Soissons, wovon geschickte Lehrer nach Worms und Mainz ausgegangen sind.

In den Domkirchen beider Städte fand man noch vor dem Revolutions = Kriege alte Choralbücher, von welchen behauptet wurde, daß sie auf die Weisung des Kaisers Carl des Großen gefertigt worden wären. *) —

5. Kleider = Werth.

Als Kaiser Carl der Große, dieser weise Fürst einst in Friaul den Winter zubrachte, hatten seine fränkischen Ritter und Grafen von den italienischen Kaufleuten viele Stoffe von Sammet und Seide, und ausländisches Pelzwerk eingehandelt, und so, auf's Kostbarste gekleidet, sich um ihn versammelt. Es war eben ein rauher, regnerischer Tag, und, gegen ihr Erwarten, mußten sie unverzüglich den Kaiser auf die Jagd begleiten. Als sie am Abend, durchnäßt und von Kälte schlotternd zurückkehrten, sah man sie um die Wette zum Kamin sich drängen, als der Kaiser sie mit dem Befehl entließ: am nächsten Morgen in dem nämlichen Anzuge vor ihm zu erscheinen. Wie sie nun mit vielfach zerrissenen, vom Regen verdorbenen, von der Feuerhitze geschrumpften Kleidern vor seine Augen traten, zeigte er ihnen seinen schlichten, mit gemeinem Pelzwerke verbrämten Oberrock, den er gewöhnlich trug, und sprach: „Da sehet ihr nun selbst, wer von uns besser versorgt ist, und ob euere kostbaren Prunkgewande nützlicher seien, als mein schlichter Pelzrock!" —

---

*) Das Choralbuch zu Mainz ist während der Belagerung mit der Dom = Bibliothek verbrannt.

6. Die Prüfung der Schüler.

Nach längerer Abwesenheit kehrte Kaiser Carl der Große wieder heim; und er ließ die Jünglinge zu sich kommen, die er dem Lehrer Clemens übergeben hatte, und befahl, daß sie ihre Hefte und Arbeiten, um sie ihm zu zeigen, mitbringen sollten. Von den Schülern aus mittlerem und niederem Stande lieferten Mehrere über alle Erwartung vortreffliche Beweise ihres Fleißes, dagegen waren die Arbeiten der meisten Söhne aus vornehmen Familien voll von Unwissenheit. Da schied Carl die Schüler; die Fleißigen stellte er zu seiner Rechten und redete sie folgendermaßen an: „Es ist mir erfreulich, meine lieben Jünglinge! daß ihr meinen Befehl nach Kräften auszuführen bemüht seid, und dadurch zugleich für euer eigenes Bestes sorgt. Bestrebt euch auch fernerhin, etwas Tüchtiges zu lernen, so werde ich euch Bischofssitze und andere gute Stellen geben, und ihr sollt in meinen Augen immer geehrt sein!" — Alsdann wandte er sich mit unmuthigem Angesichte zu denen seiner Linken und erschütterte zuerst mit einer gewaltigen Rede ihr Gewissen und sprach dann: „Ihr Söhne vornehmer Männer, ihr geleckte, zarte Herrchen, ihr vertraut auf euere Eltern und euere Verwandten, ihr vernachlässigt das Studium der Wissenschaften, ihr achtet mein Gebot und euere eigene Ehre gering und jagt dafür eueren nichtigen Ergötzungen, eueren Spielen und Possen nach!" — Nachdem er diese Worte des Spottes gesagt hatte, erhob er sein Haupt und seine rechte Hand und donnerte mit gewaltiger Stimme in seinem gewöhnlichen Schwure:

„Beim König des Himmels! Ich kümmere mich nicht um euere vornehme Geburt und eueren Putz, wenn die Anderen euch auch bewundern mögen. Wisset das wahrlich und gewiß: wenn ihr euch nicht aus allen Kräften bemüht, euere frühere Nachlässigkeit wieder gut zu machen, so sollt ihr bei — Carl niemals etwas Gutes erlangen!" —

7. Der gerichtete Glockengießer.

Zur Zeit, als Kaiser Carl der Große regierte, ward der hohe Dom zu Aachen vollendet. Alt und Jung, Reich und Arm eilte herbei, um das herrliche Gebäude zu bewundern. Auch der Kaiser befand sich unter der Menge und freute sich ob der Majestät dieses Gottesbaues. Und er erhob seine Stimme und sprach feierlich zu dem Volke: „Mit Wohlgefallen wird Gott niederschauen auf den Tempel, den wir ihm errichtet haben, und fortan wird er Segens die Fülle spenden, wenn wir uns auch mit Andacht in dem Hause des Herrn versammeln. Aber es fehlt noch der helle Mund, der

uns zum Heiligthum zusammenruft; deßhalb holet mir den Meister Tancho von St. Gallen, daß er mit Meisterhand gieße die Glocke, die dem Dome noch mangelt!"

Und nach des Kaisers Willen ward herbeschieden der Meister Tancho, als Glockengießer weit und breit berühmt.

Der Kaiser aber gab ihm zum Glockengusse dreitausend Pfund Silberstufen, sammt dem nöthigen Kupfererz und Eisen.

Muthvoll ging Tancho an's Werk, das lohnende; jedoch begann er seine Arbeit und setzte sie auch fort bei verschlossenen Thüren — es gelüstete ihm nämlich nach dem Besitze des blanken Silbers, und er vertauschte es mit schlechtem Zinn. —

Kaum waren drei Wochen dahin, so war auch schon der Meister mit seiner Arbeit fertig. Die Form wurde zerschlagen, und hell und glänzend stand die neue Glocke da, geziert mit heiligen Bildern und erbaulichen Sprüchlein.

Als man sie nun hinaufgewunden hatte auf den Glockenstuhl, da ergriff Kaiser Carl zuerst das Seil, um mit eigener Hand den ersten Zug zu thun; wie stark er indessen auch zog, die Glocke gab keinen Ton von sich.

Voll Erstaunen starrte das Volk in unabsehbaren Massen da, und in banger Erwartung.

„Ruft mir den Meister!" sprach der Kaiser.

Und Tancho trat hinzu mit finstern Augen und schwankenden Schritten. Kaum aber hatte er das Seil erfaßt und die Glocke in Bewegung gesetzt, als der Klöpfel herabstürzte und den falschen, betrügerischen Tancho erschlug.

Furcht und Entsetzen ergriff die Menge; aber der gewaltige Kaiser sprach: „Wo Gott, der Herr, gerichtet, da reden Menschen nicht!" —

---

166 und 167. Wider die Heuchler und Schmeichler.

1. Der Kaiser Sigismund, nur zu oft Zeuge der eigennützigen Falschheit seiner Räthe, sagte einmal zu denselben:

„Die Heuchler und Schmeichler sind ärger als die Raben; diese stechen doch nur den Todten die Augen aus, die Heuchler und Schmeichler aber verblenden die Lebendigen, daß sie die Wahrheit nicht sehen können; darum mag sich ein junger Herr billig vor ihnen hüten; denn Die, so in der Jugend geblendet werden, kommen schwerlich ihr Lebenlang zu Gesichte!" —

„„Und dennoch haben Euere Majestät keine lieber, als die Heuchler und Schmeichler!““ antwortete Brunori von Verona, und zählte ihm eine Reihe heuchlerischer und schmeichlerischer Hofleute her.

„So ist es leider, Brunori!“ erwiederte der Kaiser. „Gerade dann, wenn wir am strengsten dawider reden, giebt ihnen unsere Schwachheit am meisten Gehör! Denn gewißlich wärest du selbst nicht so lange bei uns geblieben, hättest du uns nicht fuchsschwänzerisch zu Gefallen geredet!“ —

2. Ein Großsprecher oder Schalksnarr lobte auff ein Zeit Keyser Sigmunden vberaus sehr vnd schier zu vil, vnter Anderm, wie der Keyser mehr einem Gott, denn einem Menschen gleicht vnd ehrwürdig wäre.

Verhoffte natürlich eine solche Schmeichelei einen guten Lohn zu empfangen, der ihm auch redlich bezahlet ward.

Denn der Keyser fuhr auf vnd wüschet ihm seine lügenhaftige Waffel nit mit wenig Maulbirn, daß ihm die Augen überlieffen.

Dieser schrie: „Warumb, gnedigster Keyser! schlagt Ihr mich?“

Antwortet der Keyser: „„Darumb, du beißest mich!““

Vermeinte — so er sich solches falsches Lobes überhübe, würde er dadurch gleich als Einer, der von Schlangen gestochen oder gebissen, vergiftet vnd in Hoffahrt geführt werde. —

168. Ein königliches Mahl zu Paris.

Im Jahre 1378 unternahm Carl IV., mit seinen beiden kaiserlichen Prinzen, eine Reise nach der Hauptstadt Frankreichs, um daselbst die Einrichtungen der berühmten Pariser Universität in allen ihren Facultäten in Augenschein zu nehmen, nach welchem Muster denn auch nicht lange darauf die Prager Hochschule von diesem großen Monarchen gestiftet und eingerichtet wurde.

Frankreichs König, Carl V., veranstaltete bei dieser Gelegenheit, zu Ehren seiner hohen Gäste, glänzende Feste, worunter eine große Mahlzeit von mehreren tausend Gedecken allgemeines Aufsehen erregte.

Im Hintergrunde des zu diesem Zwecke vergrößerten Speisesaales wurde plötzlich, um die Gäste anmuthig zu unterhalten, ein Kriegsschiff mit vollen Segeln sichtbar, das bis gegen die Mitte des Saales vorrückte. Die Flaggen desselben waren mit dem Wappen von Jerusalem bezeichnet und am Verdecke sah man, von vielen

geharnischten Rittern umgeben, Gottfried von Bouillon. Das Schiff begann langsam den mittleren Gang des Saales durchzugleiten, ohne daß man die Menschen, die es bewegten, sehen konnte. Da tauchte auf der entgegengesetzten Seite des Saales die Stadt Jerusalem mit ihren Thürmen und Mauern empor, auf welchen die Sarazenen standen; das Schiff näherte sich der Stadt, die Belagerten vertheidigten sich nach Kräften, und endlich wurde die heilige Stadt erobert.

Während dieses Tableau's erschallte Musik und Trommelklang, die Mahlzeit nahte sich dem Ende, und es wurde das Handwasser gereicht. Beide Monarchen wuschen sich die Hände gemeinschaftlich über einem goldenen Becken, und setzten sich dann auf's Neue zur Tafel, wo sodann der köstliche Wein der Champagne und Confect kredenzt wurde.

Während dieses Nachtisches zeigten sich unter den Höhen der gothischen Gewölbe des Saales schwarze dicke Nebelwolken, die mit einem Knalle sich löſten und einen Zuckerregen der feinsten Vanille-Conditoreien auf die Tafelrunde herabströmten, sowie sich auch gleichzeitig ein Thau von wohlriechendem Wasser, gleich einem Duftgewölke, im Saale verbreitete.

Zu gleicher Zeit zeigten sich an einem Bogenfenster in Brillant-Feuer die Buchstaben C. IV., C. V., und die sinnigen Worte:

„Einigkeit und Friede giebt Segen den Ländern!"

Ein goldenes Crucifix hing unter diesem bedeutsamen Sprüchlein. —

---

169 — 172. Entschiedener Rechts-Sinn.

Von Jugend an, und sein ganzes Leben hindurch, zeigte der regierende Herzog von Bayern, Albertus III., *) einen entschiedenen Sinn für die schlichte Uebung des Rechtes gegen einen jeden Unterthanen.

---

*) Obige vier und die folgenden fünf kleinen Erzählungen sind dem vorzüglichen Werke von Dr. Franz Trautmann entnommen, das unter dem Titel: „Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer. Ein Volksbuch für Jung und Alt." in der J. D. Sauerländerschen Verlagshandlung zu Frankfurt a. M. erschien.

Um dieses in den anmuthigsten, zumeist alt-deutschen Sprachformen und mit frischestem Humor geschriebene, die reichsten

Folgende Züge werden das Gesagte bewahrheiten.

1. Einst, als er aus dem Burghof trat, kam ein altes Mütterlein des Weges und sagte: „Vielmächtigster Herr Herzog, wenn ich nur auch Euere Gnad' hätte!“ Sagte Albertus: „„Und warum denn nicht? Also wo fehlt's denn?““ Drauf sprach das Mütterlein gar geschäftig: „Ja seht, Herr Herzog, Euer Pfleger ist ein Nimmersatt, und ich komm' zu keinem Recht. Nun hab' ich ihm schon zwo Viertel Hafer verehrt und nächst ein Hundert Eier und Schmalz dazu, nun ist's wieder nichts, und er will noch hundert dazu.“ Wie das der Albertus hörte, wandt' er sich zu Herzog Christoph und sagte: „„Du, merk' dir das, Christoph! der Pfleger soll das wohl büßen.““ Gab auch sogleich Befehl, die Sach' zu ergründen, da zeigte sich Alles; dem Mütterlein war bald geholfen — dem Pfleger aber auch. Der lag vier Wochen im festen Thurm. —

2. Nächst kam ein Bäuerlein, war auch schon alt und hatte ganz weiße Haare. Dasselbige Bäuerlein ging auf den Albertus zu, als er eben aus der Schloßkapelle trat, und zupfte ihn am Mantel. Wandte sich Herr Albertus allsogleich und sagte: „„Warum ziehst und zerrst du mich an mei'm Pelzmantel?““ Antwortete der Andere: „Ja, allermächt'- und gnädigster Herr, das ist wohl fein grob, wie ich weiß — wann ich aber eine gute Absicht hab'! Dürft' ich Euch nicht einen Gulden verehren, daß meine gerechte Sach' guten Verlauf nimmt?“ Drauf sagte der Albertus: „„Bist du bei Trost? Ich nehm' den Gulden keineswegs. Sei still und schau zu, ob ihn der Richter nicht nimmt!““ — Da ging das Bäuerlein nicht fehl, der Richter machte kurzab und fällte das beste Urtheil. Der Albertus aber ließ ihn kommen und sagte voll Unmuth, daß er mit der Faust auf den Tisch einschlug: „„Wart', du Schelm, nun hab' ich dich ertappt. Hätt' ich das Geld genommen, wär's dir noch baß Zeit gewesen mit Recht und Entscheid! Hätt' ich doch fast Lust, daß ich dich in die Eisen werfen ließ' bei Wasser und Brod, bis derjenige Gulden aufgespeist ist! Dankt Gott, daß Ihr nicht für Unrecht, sondern Recht zugrifft, und will hoffen, zum ersten Mal! Das aber merkt Euch: wer Geld für Recht nimmt, nimmt's leicht auch für Unrecht! Damit hebt

---

Geschichtskenntnisse des Verfassers bezeugende und von der tiefsten Religiosität durchwehte Buch den verehrlichen Lesern des „katholischen Anekdotenschatzes“ bestens zu empfehlen: wird Letzterer fortfahren, noch mancherlei Auszüge aus dem belobten Werke mitzutheilen. A. H.

Euch weg aus meinen Augen!"" — Da kann sich Jeder denken, wie dem Richter zu Muthe wurde und wie er froh war, daß er mit so viel davonkam. —

3. Wieder einmal lehnte Herr Albertus am Fenster, sah den Tauben des Herzogs Sigmund, seines Söhnleins, im Schloßhofe zu und hörte so mit an, was ihm ein Fischer vom Würmsee erzählte. Da nun der Fischer des Bescheides harrte, währt' es immer länger, der Albertus aber sah immer hinab und sagte nichts. Drüber schritt der Andere hin, schlug Herrn Albertus auf die Schulter und sagte: „Ja, hoher Herr, wann Ihr nichts mögt, denn auf die Tauben lugen, mag mir weiters wenig gefrommt sein!" Wandte sich Herzog Albertus sogleich und sagte, ganz roth im Gesicht: „„Du bist aber ein kecker Gesell, das trau' dir noch einmal! Aber, meiner Seel', Christophorus, recht hat er doch! Wir sind nicht da, für Kurzweil dringende Klag' zu vergessen!"" Ward nun dem Fischer gerechter Entscheid; und kam in späterer Zeit Einer oder der Andere, da mochten noch so viele Tauben im Schloßhof sein, der Albertus lugte nimmer hinab. —

Aus so viel und wenig erkennt man nun wohl, wie gut und gerecht er war. Gäb's aber noch gar Manches zu melden, was Freud' er hatte an frommer Schilderei, heiligen Gesängen und Orgelspiel, was ernste Betrachtung er zur Essenszeit lesen ließ, kurz, wie er Alles so that und richtete, daß er ein erbauliches Beispiel abgab und für einen demuthsvollen Christen erkannt wurde, so er doch im Weltlichen ein recht mächtiger, großer Herr war.

4. Als er nun zu Glück und Segen des Landes eine gute Weile regiert hatte, ward er krank, gab sein Irdisches auf, am vorletzten Tag Thaumonats war's, und zog seine Seele von hinnen, da man zählte vierzehnhundert und sechzig Jahre nach unseres Herrn Geburt.

Sein Grabgeleit gaben sie ihm gen Kloster Andechs auf dem heiligen Berg — das hatte er groß bedacht und auferbaut — mitsammt seiner Gruft. Viel Trauer war zu München, als sie ihn fortführten, schier alles Volk zog mit, weit hinaus, aus allen Thürmen läuteten sie ihm nach auf seinen letzten Weg und ringsum deßgleichen, wo der Zug hindurchkam, und wie Viele ihrer aus allen Dörfern nahten, ihm in Wehmuth das Geleit zu geben, die waren auch nicht zu zählen.

So folgte ihm Lob und Segen in die Gruft nach, darein sie ihn legten zu Andechs in der Kirche.

In der standen die Seinen Alle und schluchzten bitterlich, so daß die heißen Zähren auf den Sarg hinabfielen, und wollten die

Gruft nicht schließen lassen, das Auge stets neu zu weiden in schmerzlicher Sehnsucht.

So war's dem Herzog Christoph auch. Doch lenkt' er die Mutter und die Geschwister mit milder Ermahnung ab.

Weit herum im Kreise knieten sie darauf, verhüllend in namenlosem Schmerz letzter Scheidezeit ihre Antlitze. Drüber ward gar manchem Mönche das Auge feucht, gar mancher schönen Maid wollt' es das Herz abstoßen in leisem Schluchzen.

Da ermannte sich Einer. Es war Herzog Christoph, der kniete zunächst dem Steine.

Viel hatte er in sich gekämpft — nun hatte er's überwunden und lispelte für sich: „Einmal muß es geschehen! So nimmt die Qual kein Ende. Gott hat es gewollt, so muß geschieden sein! Keines Anderen Hand aber soll dich von uns trennen, mein Vater, — ich selbst, dein Sohn, deck' dich zu!"

D'rauf lüpfte er leise empor den flachen Stein, mittlerweil er sich erhob, und schritt zur Gruft mit langsam sicherm Tritte. Da fuhren sie Alle auf, noch einen Blick hinabzusenden — den allerletzten — — dann sank die Mutter Anna in der Kinder Arme.

Als sie ihr Auge wieder aufschlug und Alle hinsahen — war die Gruft längst verschlossen.

An der stand mannhaft der Herzog Christoph, sein Haupt tiefgebeugt, die Arme gesenkt, verschlungen die Hände zum Gebet. Bleich war sein Angesicht — seine Lippe bebte in erdrücktem Schmerz.

So sah er darnieder auf den Stein, der ihm seinen treuen Vater Albertus deckte. —

---

173 — 177. Ritterliche Geradheit.

Herzog Christoph der Kämpfer trat ganz in die Fußstapfen seines hochseligen Herrn Vaters, Albertus IV., hinsichtlich der ritterlichen Geradheit in Sinn, Wort und That.

Erhebend sind folgende Ereignisse aus dessen Leben:

1. Das rechte Maaß.

Einst war Herzog Christoph um ein kleines Besitzthum in Streit, ging schier im Bewußtsein vermeintlichen Rechtes zu weit, und als ihm ein Rathsherr, Namens Pütrich, in den Weg kam, fragte er ihn um sein Urtheil, und ob er nicht Recht habe? Dazu erzählte er ihm Alles, was auf den Sachverhalt Bezug hatte.

Drauf sagte der Rathsherr seine Ansicht, die lautete nicht günstig, und schloß: „Das ist meine Meinung. Ihr seid so wenig im Recht und so sicher im Unrecht, als Ihr mir leider! und sicher dafür zürnet, daß ich Euch widerspreche und die Wahrheit sage. Vergebt, ich seh' wohl ein, ich sagte zu viel — das taugt nichts auf einmal!"

„„Da seid Ihr auf ganz falschem Weg,"" entgegnete der Herzog Christoph; „„ich zürne nicht Euch, sondern Denen, die mich zu einer Ungerechtigkeit verleiteten, weil sie mir von meinem Rechte ein Langes und Breites in Fürtrag brachten. Dem Bauern bleibt sein Besitz, und Euch sag' ich von Herzen Dank, Herr Pütrich!"" Dazu bot er ihm seine Rechte.

Die ergriff Herr Pütrich mit Wärme und sagte: „Das ist mir lieber, o hoher Herr! als all Anderes. Nicht daß Ihr glaubt, der Ehre wegen allein, sondern weil ich mit Händen greifen darf, woran ich zu zweifeln gar viel Gelegenheit fand. Das ist aber — daß ein Fürst offene, harte Wahrheit hören mag — und den Rath befolgt."

„„Da ist schon etwas daran,"" erwiederte Christoph; „„so arg ist's aber wohl nicht, wie Ihr glaubt. Ein kluger Fürst wird Euer offen Wort nie im Uebeln nehmen — Ihr müßt ihm Euere Meinung nur nicht aufdringen, vielmehr warten, bis er Euch fragt; dann kann's wohl sein, daß er in der Erst unmuthig ist und Dem Einiges erweist, der ihm ein schmeichlerisch Wort gespendet. Es kommt aber etwan bald ein besseres Bedenken, dann steht der Eine als Schmeichler da und hat bald nichts mehr, denn sein Bislein Habe — der Andere aber steht da als ein ehrlich offen deutscher Mann, der kein Unrecht will und keine Lüge über seine Lippen bringt. Dem beut ein kluger Fürst seine Hand und schenkt ihm sein bestes Vertrauen!"" —

Tief beugte sich Herr Pütrich und sagte ehrfurchtsvoll: „Aber, hoher Herr, was thut ein nicht so kluger Fürst —?"

„„So meint Ihr?"" fiel Herzog Christoph ein, ihm lächelnd auf die Schulter klopfend: „„Lieber Herr Pütrich, ich wollt's Euch wohl sagen, aber zu viel auf einmal taugt nichts!""

Damit grüßte er ihn huldreich und ging seiner Wege. —

2. Die zwei Bäcker.

Wenn in alter Zeit ein Bäcker zu München unchristlich verfuhr und das Brod zu klein machte, wurde er zum sogenannten „Schlenken" verurtheilt, an die Roßschwemme hinter Sanct Peter hinabgeführt, an einem Strick aufgezogen und vor aller Welt in's

Wasser geschlenkt. *) Zuletzt konnte es so weit kommen, daß ihm sein Recht entzogen ward.

Nun fanden sich da zwei Bäcker, die haßten sich und sagte Einer vom Andern das Böseste, sonderlich that Jeder überaus ehrlich in Sachen des Brodes und hetzte aus allen Kräften, damit der Andere dann geschlenkt werde.

Es fand sich aber lange Nichts.

Mit Einem Male that der Eine Anzeige, und als man zu seinem Feinde kam, war alles Brod um Vieles zu leicht.

Als nun dieser sein Verderben sah, verlangte er in seinem Grimme, man sollte nun auch beim Andern nachschauen.

Wie das geschah, war dessen Brod gleichfalls zu leicht.

Ueber alles Das kam es unter ihnen zum Streit: wer zuerst geschlenkt werden sollte; und als Herzog Christoph, der soeben zugegen war, gefragt wurde, sagte Dieser: „Da ist ganz treffliches Urtel zu fällen und kein besserer Entscheid, denn der: die Stadt mische sich keineswegs in den Handel. Sie haben sich einander in Worten schlecht gemacht und in böser That es sich vorher gleich gethan. So sollen sie sich auch einander strafen und in der Schmach keinen Vorzug haben!“

Da entstand ein großes Gelächter. Aber es geschah, wie es der Herzog Christoph gesagt. Die zwo Bäcker mußten um den Anfang würfeln, und da entschieden war, zog der eine Schelm, so die mehreren Augen geworfen hatte, und schlenkte den Anderen in's Wasser — und als der Letztere wohl durchnäßt wieder an's Ufer kam, schlenkte er Jenen.

Also war Beiden recht und gleich geschehen, und Alle fanden das Urtel fürtrefflich. —

3. Jude und Christ.

Mittlerweil Herzog Christoph zu Schongau lebte, hörte er von zwei Wucherern. Von denen war der Eine ein Jude, Namens Aaron, der Andere aber war ein Christ und hieß Petrus Großwein. Es wurde Beiden der Prozeß gemacht, und weil sie Beide gleichauf gefehlt hatten, wurde ihnen auch gleiche Strafe zuerkannt — die war: Einhundert Goldgulden und zwei Monate Gefängniß.

Das wollten sich die Zwei nicht gefallen lassen und beriefen sich auf des Herzogs weiteren Ausspruch.

---

*) Wenn diese Strafart noch in unseren Tagen zu Recht bestände, wie viele, viele Bäcker müßten dann geschlenkt werden; und manche aus ihnen gelangten gar nicht mehr zum „Trockenwerden!“
A. H.

Da nun der Amtmann kam und die Angelegenheit vorbrachte, sagte Herzog Christoph: „Die Beiden haben ganz recht, daß sie an mich kommen. Denn der Aaron wird seines Theils um die Hälfte zu streng bestraft, der Großwein aber deßgleichen zu mild."

„„Aber, hoher Herr!"" sagte der Amtmann, „„das versteh' ich nimmer. Haben Beide doch auf gleiche Summa und in gleicher Weise gefrevelt: wie sollten sie dann verschieden bestraft werden?""

„Warum denn nicht!" entgegnete Christoph. „Eben weil sie gleich gefehlt haben, wird ihnen verschiedene Pön. Der Aaron ist ein Jude, hat's als solcher nicht fast zum Besten, vor Allem aber entbehrt er unserer göttlichen Lehre. Der Großwein hingegen ist wohl auf und in jeder Art geschützt, dabei ist er ein **Christ** und soll die Lehr' und christliches Gesetz wohl kennen. Wo er nun thut, was betrüglich ein Jude thut, ist er mindest viermal schuldiger — als Jener."

Wie der Amtmann das hörte, wußte er nichts dagegen zu sagen.

Der Jude Aaron wurde auf einen halben Monat in Haft gesetzt und mußte fünfzig Goldgulden zahlen. Der Petrus Großwein aber ward auf zwo Monate gesetzt und mußte zweihundert Goldgulden zahlen. —

4. Der Spruchreim.

Während Herzog Sigmund im Schlößlein Blutenburg lebte, kam der Maler Wohlgemuth von Nürnberg nach München, folgends nach Blutenburg, und von dem Wohlgemuth ließ sich Sigmund abconterfeyen. Da fand Jeder, das Bildniß sei ganz kenntlich, hatte Jener seine Freude daran und hing es auf.

Der Reim aber, welchen Sigmund unter das Bildniß gesetzt, lautete:

Sei frummb, gedultich und verswiegen,
Was nit Dein ist, das laß liegen!

Als Herzog Christoph zur selben Zeit nach Blutenburg kam, gefiel ihm das Bildniß ganz wohl und sagte zum Wohlgemuth: „Wie der Bruder sei und der Spruch laute, so spreche es sich in dem Gemälde aus."

Der Wohlgemuth meinte hierauf: Das sei eines Meisters Aufgabe. Was so in Einem liege, das müsse er zu erfassen suchen.

Herzog Sigmund aber wollte seinen Bruder bewegen, sich auch abconterfeyen zu lassen.

Sagte Christoph, er sei nicht dagegen, der Wohlgemuth sollte ihn zu erfassen suchen, und damit er es leichter habe, wolle er ihm den Reim voraus sagen, der laute etwan:

Sei tapfer, tugendhaft und frummb,
Was ich mehr hab, bringt mich Albert drumb! *)

Wie da der Meister sein billiges Bedenken hatte, und der Sigmund rieth, er sollte seinen Reim ändern oder ein Wort mehr oder minder nehmen, sagte Christoph, da habe er auch nichts dagegen, also sollte der Spruch so lauten:

Sei frummb, gedultich und verswiegen,
Was dein ist, laßt Albertus nit liegen!

Ueber diesen Reim schüttelte der Meister den Kopf nicht minder, weil er an Herzog Alberti gerechten Zorn dachte, und sagte: „„Herr Herzog, ich sag' Euch treu offen, ich bin bei den Reimen nicht ganz wohlgemuthet!““

„Mir ist auch nicht so fast froh zu Muth!“ entgegnete Herzog Christoph. „Also lassen wir's besser bleiben. Denn ließ ich auch den Reim weg — wir Beede sind der Sachen eingedenk, Ihr maltet mich sicher recht finster und zornig, und da hätte Keiner eine Freude dran!“

„„Sicher Keiner, Herr Herzog —““ erwiederte der Meister.

„Ja, Einer doch —“ setzte Christoph rasch hinzu, indem er sich lächelnd zum Sigmund wandte — „unser Aller vielliebster Bruder **Albertus!**“ —

5. Das neunte Weltwunder.

Weil Herzog Christoph so gern verschenkte, traf sich's oft, daß er kein Geld mehr bei sich hatte, so er auch noch nicht lange von der Hofburg war. Wie nun seiner Zeit zu München ein Schießen vor der Stadt gehalten wurde, begaben sich die Herzoge Nachmittags auch unter die Schützen, und der Albertus spielte Karten, bis er kein Geld mehr hatte. Drauf bat er den Herzog Christoph spöttisch, er möchte ihm fünf und zwanzig Gulden leihen. Der griff sogleich in die Manteltasche, zählte die Summa lächelnd auf, und Herzog Albertus gewann mit derselben Alles wieder, was er zuerst verloren.

Die Münchener aber sagten: „Sieben Weltwunder geb' es. Das achte sei, daß Albertus vom Christoph Geld borge, das neunte, daß der Christoph fünf und zwanzig Gulden gehabt habe, und dieses eine Neunte sei größer als alle übrigen Achte miteinander!“ —

*) Albertus IV. war, als der Aelteste unter den Söhnen Albert's III., der regierende Herzog von Bayern, und scheint seine Brüder, besonders den Christoph, an irdischem Gut um Vieles verkürzt zu haben.

178. Ein Hofleben aus alter Zeit.

In der Briefsammlung von Burmannus befindet sich auch ein Schreiben des Arztes Th. Fyens (den im Jahre 1601 der Herzog Maximilian I. von Bayern aus den Niederlanden an seinen Hof zu München berufen hatte) an seinen Freund, den berühmten Philologen Lipsius.

Er berichtet unter Anderem:

„Sobald ich nach München kam, wurde ich von dem durchlauchtigsten Herzog, meinem Herrn, gütig und leutselig empfangen. Unser durchlauchtigster Herzog und seine Gemahlin erfreuen sich der besten Gesundheit. Das fürstliche Paar ist sicherlich äußerst fromm, gütig und weise. Es giebt keine Wissenschaft, in welcher der Herzog nicht erfahren wäre. Der lateinischen, italienischen und französischen Sprache ist er vollkommen Meister; in seinen Sitten ist er bescheiden, in seinen Reden zeigt er sich umsichtig und gereift ist seine Erfahrung. Der Ausdruck seines Gesichtes und sein Benehmen zeigt eine Verbindung von Ernst und Güte. — Sämmtliche Adelige des Hofes sind bescheiden, wohlgesittet, rechtschaffen; jegliches Laster ist von dem Hofe verbannt; Trunkenbolde, Leichtfertige und Müßiggänger haßt und verachtet der Fürst. Alles zielt auf Tugend, Bescheidenheit und Frömmigkeit. — Der alte Herzog Wilhelm, des gegenwärtigen Vater, erscheint nirgend öffentlich; er führt mit seiner heiligmäßigen Gemahlin Renata gewissermaßen ein klösterlich Leben bei den Vätern der Gesellschaft Jesu in seinem Palast, den er sich nahe, ja so zu sagen, in ihrem Collegium erbaut hat. Sie kleiden sich in schwarzes Trauerzeug. Alle seine Diener und Mägde gehen auf gleiche Weise in klösterlicher Tracht, so daß man den Herrn von seinen Dienern kaum unterscheidet. Da er auch einmal die durchlauchtigste Erzherzogin von Tirol *) mit meinem fürstlichen Paare zur Tafel eingeladen hatte, so wurden alle Speisen der Tafel auf Geschirren von Erde oder Thon aufgetragen; nirgend sah man Gold oder Silber glänzen. Auf diese Weise haben sie der Welt und der Herrschaft gänzlich Lebewohl gesagt; er hat sich der Regierung ganz begeben und aller Gewalt entsagt, und die Unterthanen haben seinem Sohne Maximilian den Eid des Gehorsams geleistet... — München, den letzten Juli 1601." —

*) Die Schwester des Herzogs von Mantua und Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, und war ihrer Andacht wegen zum heiligen Berge (Andechs) in Bayern gekommen.

179. Wider unzüchtige Gemälde und Statuen!

Ludwig XIII., König von Frankreich, liebte leidenschaftlich die Jagd. Während einer solchen Jagd-Uebung wurde er von Einem seiner Vasallen zur Mittagstafel eingeladen.

Die Zimmer, in welche der König eingeführt wurde, und vor Allem der Speisesaal waren schön und reich geschmückt; aber rings mit unzüchtigen Gemälden behangen und die Säulenkronen von unzüchtigen Statuen getragen.

Der König ging nun durch dieselben hindurch und dann wieder gerade zum Schlosse hinaus.

Als aber der Eigenthümer des Schlosses voll Verwunderung und Entsetzen dieß sah, drang er auf's Neue mit dringlicheren Bitten in den Monarchen: doch geruhen zu wollen, bei ihm das Mittagsmahl einzunehmen.

Der König antwortete: „Wohlan, ich will das Mittagsmahl bei Euch einnehmen, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß Ihr mich an eine Stätte führet, wo ein christlicher König die Augen ehrbar öffnen kann!“ —

---

180. Die Vernichtung des eisernen Käfigs.

(Auszug aus: Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen, von Dr. Christian Birch.)

Das berüchtigte Staatsgefängniß Frankreichs Mont-Saint-Michel liegt in den Dünen an der Menonsbucht, welche zwischen Cancale und Granville im jetzigen Departement de la Manche hereinmündet. Ein Felsenkegel erhebt sich in einiger Entfernung vom eigentlichen Festland auf dem Dünensande; nur bei Ebbe kann man dahin gelangen; wie die Fluth zurückkehrt, ist er ganz vom Meer umströmt.

Im Jahre 1788 auf einer Reise nach der Normandie begriffen, besuchten die Prinzen des Hauses Orleans in Gesellschaft ihrer Schwester und der Frau von Genlis auch diesen Ort.

Es war völlig Nacht, als man in der Nähe des Berges ankam. Hier bot sich nun ein eigenthümliches Schauspiel dar. Das Fort war in Erwartung der Prinzen beleuchtet, und das Glockengeläute des Klosters hallte schwermüthig über das öde Gestade hin. Fackelträger gaben den Reisenden das Geleit. — (In Friedenszeiten war damals keine Garnison in Mont-Saint-Michel, das man durch seine Lage für stark genug hielt, um seine Bewohner zu bewahren. Der Prior des Klosters war dann Kommandant.)

Am Eingange der Citadelle empfing nun der Prior mit seinen Mönchen und einigen der ersteren Ortsangehörigen die Prinzen von Orleans.

Man kann sich leicht vorstellen, wie anziehend für die Prinzen die Unterhaltung mit den Mönchen sein mußte, welche die Traditionen dieses Berges bewahrten und die Staatsverbrecher bewachten, die sich noch in den im Felsen ausgehauenen Gefängnissen befanden. Das Schreckliche und Abenteuerliche des Orts und der Lage, die alten Ueberlieferungen, die in die Zeit der Sage hinaufreichen, das schauervolle Register über die Staatsgefangenen, das Geheimniß, worin das Verbrechen und die wahre Persönlichkeit Vieler dieser Unglücklichen von jeher gehüllt gewesen, und das wiederum, in einzelnen Andeutungen und Aeußerungen wie gelüftet, auf die überraschendsten Vermuthungen hinzuweisen schien — dieß Alles gestaltete die Denkwürdigkeiten vom Michaelsberge zu einem Roman, der indessen durch überzeugende und vorhandene Beweise nur zu sehr Wirklichkeit zu haben schien. Der Berg soll in grauer Vorzeit von frommen Einsiedlern bewohnt gewesen sein. Unter diesen sei der heilige Michael erschienen, habe viele Wunder verübt und befohlen, daß hier ein Kloster errichtet werde. Das sei geschehen, und der Michaelsberg besonders von den Herzogen der Normandie in großen Ehren gehalten worden; sie machten häufige Wallfahrten dahin, und brachten Gaben dar und Votivtafeln, die dort aufbewahrt wurden. Es kamen noch Wallfahrer und fromme Büßer dahin. Man beschenkte die Prinzen mit heiligen Medaillen und geweihten Muscheln zur Erinnerung an ihren Besuch.

Der Prior war ein freundlicher Mann, und, wie es schien, behandelte er die Gefangenen, die seiner Obhut anvertraut waren, mit so viel Schonung, als die Umstände gestatten wollten. Wenn keine besondere Vorschrift vorhanden, dann schloß er sie nicht ein und ließ sie am Tage frei herumgehen. Oft aber bestimmte ein ausdrücklicher Befehl des Königs, daß der Gefangene abgesperrt, ohne allen Verkehr mit Anderen bleiben sollte, so daß der Wächter, der das Essen brachte, nicht mit ihm sprechen und keine seiner Fragen beantworten durfte, manchmal mußte er auch noch mit schweren Ketten belastet werden; ein solcher Befehl wurde pünktlich vollzogen. Welchen Eindruck mußte es auf das wohlwollende und menschenfreundliche Gemüth der Prinzen machen, zu wissen, daß in den Gewölben des Schlosses, wo sie übernachteten, solche Unglückliche schmachteten und verzweifelten; viele waren sicherlich vielleicht unschuldige Opfer der Willkür oder der Ränke und eines unversöhnlichen Hasses der Höflinge. Die Prinzen, in dem heitern

Gebiete der Menschenliebe und der Pflichten für das Gemeinwohl erzogen, mußten zurückschaudern vor diesem Staatselend, das ihnen einen traurigen Aufschluß gab, hinter dem noch gräßliche Geheimnisse zu lauern schienen. Und all diesen Jammer gebot ein lakonischer Verhaftbrief des Königs, eine „Lettre de cachet," von denen, unter schwachen Regenten, Günstlinge u. s. w. oft einen Vorrath hatten, in Blanco ausgestellt und zu beliebiger Ausfüllung. Diese Entrüstung sollte aber noch gesteigert und durch eigene Anschauung die Ueberzeugung gewonnen werden von einer Greuelthat, die jedes menschliche Gefühl empören mußte.

Ein Seitenstück zu der eisernen Maske ist in der geheimen Kabinetsgeschichte des französischen Hofes der eiserne Käfig auf dem Michaelsberge. Beide schreiben sich her aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. Die Sage von der eisernen Maske ist bekanntlich eine Fabel. Auf die Erkundigung nach dem Käfig erfuhren die Prinzen aber, daß er noch vorhanden sei, nur nicht von Eisen, sondern von Holz. Unter Ludwig dem Vierzehnten konnte die französische Presse auf keine andere Weise den König und seine Handlungen besprechen, als in der einer unbedingten Vergötterung; die Aeußerung von Tadel, oder auch nur Zweifel, wurde geahndet wie ein Verbrechen an der geheiligten Majestät. Dagegen fanden sie Aufnahme in die französischen Zeitungen, die in Holland herauskamen. Der König war auf's Aeußerste erbittert darüber; ja Ludwig der Große, wie er sich gern nennen ließ, dachte klein genug, um sich persönlich an einem Zeitungsschreiber zu rächen, und zwar auf die unwürdigste Weise. Seine Späher gingen nach Holland, lockten den unglücklichen Redacteur unter einem Vorwand an einen entlegenen Ort, wo er überfallen, gebunden und auf Seitenwegen über die französische Grenze gebracht wurde. Man führte ihn nach Mont-Saint-Michel, wo er siebenzehn Jahre in dem Käfig schmachtete, den die verletzte Eitelkeit des Königs mit sinnreicher Rachelust für ihn ersonnen hatte. — Der Prior erzählte den Prinzen, daß seit fünfzehn Jahren kein Gefangener fortwährend darin eingesperrt worden sei. Dagegen bediene man sich noch häufig dieses Käfigs, um Gefangene, „wenn sie boshaft werden," darin einzusperren; jedoch nur für vier und zwanzig Stunden oder höchstens zwei Tage, denn der Ort sei schrecklich feucht und ungesund. Wenn die Absonderungsstrafe für längere Zeit stattfinden solle, bediene man sich eines andern Gewölbes, das eben so fest und dabei doch nicht ungesund sei.

In ihren Denkwürdigkeiten erzählt die Frau von Genlis, der Graf von Artois (Carl der Zehnte), der einige Zeit vor den Prinzen von

Orleans auf dem Michaelsberge gewesen, habe die Vernichtung des Käfigs befohlen. In dem Reisetagebuche, das während der Reise selbst geführt wurde, finden wir von St. Malo, wohin sie von Mont=Saint=Michel gingen, unterm 6. September 1788 folgenden Bericht:

Auf die obige Mittheilung des Priors, der ohne Zweifel einen lobenswerthen Fortschritt in der beschränkten Verwendung des Käfigs anerkannt wissen wollte, äußerte die Frau von Genlis ihr Befremden darüber, daß man sich noch eines solchen Marterwerkzeuges bedienen könne. Des Priors naive Antwort war: „er habe allerdings daran gedacht, den Käfig gelegentlich vernichten zu lassen." Darauf riefen Mademoiselle und ihre Brüder, daß es ihnen eine unendliche Freude machen würde, wenn das in ihrer Gegenwart geschähe. Der Prior erwiederte, da er die Befugniß dazu habe, so wolle er ihnen am folgenden Morgen dieses Vergnügen gewähren.

Am folgenden Morgen wurden die Prinzen und Mademoiselle mit ihrem Reisegefolge nach dem Orte geführt, wo der Käfig stand. Der Prior mit seinen Mönchen und zwei Zimmerleute begleiteten sie. Auf den Wunsch der Prinzen folgten auch alle die Gefangenen, welche frei herumgehen durften. Man stieg in die unterirdischen Felsengewölbe herab, in die das Tageslicht nie drang. Beim Fackelschein ging man viele Treppen hinab, durchwanderte viele Gänge und kam endlich in einen kalten, gräßlichen Kellerraum, aus dem rohen Gestein gehauen. Hier stand der schauderhafte Käfig auf der Erde; das Wasser rieselte unter ihm hinweg. Er war von dicken Bohlen gezimmert, die in offenen Zwischenräumen von drei bis vier Fingerbreite mit starken eisernen Klammern zusammengefaßt waren, und sehr klein. Beim Anblick dieses Aufenthaltes, in das Niemand ein wildes Thier gesperrt haben würde, konnte man es nicht fassen, daß ein menschliches Wesen so viele Jahre hindurch das Dasein fristen konnte in einem Behälter, der nur wenig Wechsel in der Lage des Körpers gestattete.

Schaudernd sah Ludwig Philipp, wie sein Großahn den Journalismus behandelt hatte. Die Ahnung einer solchen Grausamkeit wäre in seinem menschenfreundlichen Gemüth nicht aufgekommen; und nun mußte er an diesem Schreckensorte erkennen, wie jener Ludwig XIV., dessen Ruhm über einen Welttheil erschallte, durch schändliche Rachgier sein Andenken entehrt hatte. Wer kann daran zweifeln, daß dieser Augenblick sich in die Erinnerung des jungen Prinzen tief eingeprägt habe!

Ludwig Philipp ergriff ein Beil und führte die ersten Streiche zur Zertrümmerung dieses Denkmals der Tyrannei, welche

von den Zimmerleuten unter dem lauten Beifall der anwesenden Gefangenen vollendet wurde. Zum Erstenmal wohl ertönte ein Freudenruf in diesen schrecklichen Mauern. Nur Einer sah mit Unmuth und Verdruß dem Vorgange zu; es war der Schließer, der den Fremden den Käfig zeigte, dessen Vernichtung wahrscheinlich sein Trinkgeld schmälern würde. Woran knüpft nicht der Eigennutz den Faden seines Rechengewebes; Gräber und Gefängnisse beherbergen ihn so gut, als die heiteren Räume des verfeinerten Lebensgenusses!! —

---

181. König und Bauer.

Bei dem letzten Aufenthalte des verstorbenen Königs Maximilian I. von Bayern in Nürnberg war der Zudrang Derer, welche ihn zu sehen wünschten, ungemein groß, und der Monarch ließ deßhalb, während seines Aufenthaltes in dem Gasthofe, in seiner allbekannten Herzensgüte gar oft die Thüren seiner Gemächer öffnen, damit die Neugierigen ihren Wunsch befriedigen konnten. Um allenfallsigen Unordnungen zu begegnen, waren hier und da Wachen ausgestellt, welche zugleich darauf zu sehen hatten, daß Niemand sich zu lange aufhalte. —

Nun trug es sich zu, daß einmal bei dem großen Zudrange Verwirrung entstand und ein Mann besonders laut und vernehmlich sich darüber beklagte, daß er den König nicht sehen könne, und er sei doch deßhalb so weit hergekommen. Aufmerksam gemacht durch die kräftigen Worte, trat der König näher an die Thür und fragte: „Was giebt's?“ Und als er zur Antwort erhielt, ein Bauer habe sich durchdrängen wollen und schimpfe jetzt darüber, weil er seinen Zweck nicht erreichen könne; so befahl der König, man möchte den Mann durchlassen, damit er ihn sähe.

Sogleich machten die Nahestehenden Platz, und es dauerte nicht lange, so erschien ein derber Bauer, der nach seiner Art sich zu verbeugen suchte, und unter der Thür stehen bleibend, den König von oben bis unten aufmerksam betrachtete.

„Nun, so tritt näher,“ hob der Monarch gütig an, „und sage mir, warum du draußen so arg raisonnirtest?“

„„Ja,““ antwortete der Bauer, „„nichts für ungut, Herr König! Ich hab' eben noch nie einen König g'sehn, und weil i denkt hab', die Stadtleut' können so einen Herrn öfter sehen, so war ich bös darüber, weil sich Niemand rührte und ein Einsehn hatte mit mir, da ich doch einzig und allein heut sechs Stunden

weit hergekommen bin, um meinen König zu schauen und dann zu Hause davon erzählen zu können.""

Der gütige Monarch, belustigt durch die Geschwätzigkeit des Landmanns, munterte diesen auf, ihn ja recht zu betrachten, und fragte zugleich nach seinem Namen und seiner Beschäftigung.

„„Ich bin,"" antwortete der Bauer, „„mit Erlaubniß zu sagen, ein Hopfenbauer aus der Gegend von Hersbruck.""

„So, so," fuhr der König fort, „und wie geht es dir sonst, mein lieber Sohn?"

„„Nun,"" sagte der Bauer, ungenirt fortplaudernd, „„seitdem die Einquartierungen aufgehört haben, geht's uns Bauern schon besser, aber die haben uns freilich wacker zugesetzt.""

„Ja," antwortete König Max, „das waren schwere Zeiten für uns Bayern, es ging mir auch nicht immer zum besten!"

„„Das glaub' ich Euch,"" entgegnete der Bauer und setzte altklug hinzu: „„Der Herr König wird halt auch viel Einquartierung gehabt haben, nur daß man's bei Ihm eben anders g'nannt hat.""

Lächelnd über diese Bemerkung sagte der König: „Du hast recht, mein Lieber. Nun sage mir, hast du vielleicht sonst einen Wunsch oder ein Anliegen, das ich erfüllen kann?"

„„Weil es gerade so in Einem hingeht,"" hub der Landmann an, „„so möcht' ich halt die Frau auch sehen, wenn sie zu Haus ist.""

Da lachte der König laut auf und setzte die zufällig in das Zimmer tretende Königin von dem Wunsche des naiven Unterthanen in Kenntniß. Huldvoll richtete dieselbe einige Fragen an den Mann und entfernte sich dann wieder.

„Nun," fragte der König, „wie gefällt dir denn meine Frau?"

„„Es ist ein liebes Weib,"" meinte der Bauer, „„und lang nicht so stolz als d' Landrichterin, die unser Einem kaum für'n Gruß dankt, und die ist doch noch viel g'ringer.""

Darauf nahm Vater Max einen von den neuen Kronenthalern, die zu verschiedenem Gebrauch auf einem Nebentische lagen, und sagte:

„Damit du ein Andenken an den Tag hast, an welchem du mit deinem Könige sprachst, so hebe diesen Thaler auf, den du deinen Freunden und Nachbarn zeigen kannst, und sage ihnen auch, ihr König ließe sie schön grüßen."

Erfreut steckte der Bauer sogleich den Thaler ein, entfernte sich aber nicht, sondern ein ledernes Beutelchen aus der Tasche ziehend, erwiederte er: „„Den Gruß will ich bestens ausrichten und eine Freud' mit nach Haus bringen; aber Sie werden es mir nicht übel

nehmen, Herr König, daß ich, Gott sei Dank! so viel hab', als ich brauch', und von Niemand etwas geschenkt mag. Den Thaler nehm' ich schon, aber ich lege dafür einen andern dorthin.""

Und damit legte er einen Thaler, den er unterdessen aus seinem Beutel herausgefischt, auf das Tischchen und meinte dabei, der Herr König werde diesen schon einmal brauchen, da er gar viele Leute ernähren müsse.

„Das ist wahr," sagte der König, „der Thaler wird seinen Herrn schon noch finden. Und nun leb' wohl, mein Lieber, und denke fleißig an deinen König."

Der Bauer verbeugte sich noch ein paar Mal und nahm dann mit den Worten Abschied: „„Adieu, Herr König! Gott erhalte Sie! Ich wünsch' halt, daß Sie immerfort g'sund bleiben mögen, das ist halt immer das Beste!""

Kaum hatte er sich aus dem Zimmer begeben, als er schon von Leuten, die seine Unterredung mit angesehen hatten, umringt und neugierig befragt wurde, was denn der König mit ihm gesprochen habe? Treuherzig antwortete der Landmann: „„Nun, so von Allerlei, von dem man eben plaudern kann. Aber Das muß ich sagen, es ist ein kreuzbraver Herr und ganz gemein (herablassend), denn er redet von der Leber weg wie unser Einer!"" —

---

182. Tief gedemüthigter Uebermuth.

Fürst Felix Lichnowsky erzählt in seinem Buche, betitelt: „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839," *) namentlich aus seinem Aufenthalt in Spanien:

In Tolosa war ich das erste Mal Zeuge eines spanischen officiellen Hand-Kusses (Besamanos). Wer die beiden Höfe der Halbinsel besucht hat, kennt diese Ceremonie. Der Souverain oder Infant, der sie abhält, steht in der Mitte des Saales wie eine Bildsäule, und die hof-fähigen Personen defiliren prozessionsweise einzeln an ihm vorbei, machen eine Kniebeugung und küssen die dargebotene Hand, ohne daß dem Küssenden irgend eine Anrede wird. Dießmal war es der Infant, der am Geburtstage seiner Mutter im Saale zu Tolosa diese Festlichkeit abhielt.

Die Besamanos-Tage spielen am spanischen Hofe eine große Rolle, und stehen in jedem spanischen Kalender sorgfältig in ihren beiden Abstufungen (große und kleine) verzeichnet. Ueber den gren-

*) Frankfurt am Main, 1841. J. D. Sauerländer's Verlag.

zenlosen Luxus, der an diesen Tagen noch bis kurz vor der französischen Revolution entfaltet wurde, werden fabelhafte Dinge erzählt. Eine Geschichte schien mir besonders treffend:

König Ferdinand VI. liebte sehr die Kleiderpracht, und legte so viel Gewicht darauf, daß Stoff, Farbe und Verzierung des Kleides, das er an solchen Galla-Tagen tragen sollte, einer wichtigen Staats-Angelegenheit gleich, geheim gehalten wurden, um mehr Ueberraschung zu bereiten. Sein noch jetzt in Spanien berühmter Günstling, der Marquis de la Enseñada (zugleich Finanz- und Marineminister und Minister über Indien), der hierin mit seinem Herrn gleichen Geschmack hatte, wußte einst mit schwerem Gelde sich das Muster der Stickerei des königlichen Kleides voraus zu verschaffen. Ferdinand VI. sollte sie in flacher vielfarbiger Seide tragen; — Enseñada ließ sie in farbigen Juwelen nachahmen.

Als er nun am großen Tage in diesem glänzenden Costüm seinem königlichen Herrn nahte, verzog sich das Antlitz des Gebieters in finstere Falten, die nichts Gutes bedeuteten.

„Enseñada, welcher Luxus!" redete ihn der König an, worauf der schlaue Günstling, ein Knie beugend, schnell erwiederte:

„„Herr, an der Tracht der Diener erkennt man die Pracht des Gebieters!""

Ein freundliches Lächeln des besänftigt scheinenden Königs zeigte dem Enseñada, daß der Sturm vorüber sei, dem aber ein ganz eigenthümlicher Regenbogen folgte.

Der König erwiederte kurzen Wortes: „Wie schön, wenn man an der Barmherzigkeit der Diener auch die Barmherzigkeit des Gebieters erkennt! Der Diener Enseñada wird sein Galla-Kleid den Armen schenken, wie auch der Gebieter sein Galla-Kleid den Armen schenkt!"

Und die beiden Galla-Kleider, das Juwelen-Kleid des Ministers und das Seiden-Kleid des Königs wurden zur Unterstützung der Armen verwendet.

Der Minister erschien später in solchen Kleidern — nicht mehr! —

183. Die Mutter des heiligen Ludger.

Als das Christenthum schon begann, sich in Friesland auszubreiten, lebte daselbst ein Mann von ansehnlicher Herkunft, der hieß Tjadgrim und war zu Utrecht als Christ erzogen. Er hatte eine Frau mit Namen Liafburg, und diese gebar ihm zwei Söhne, den Hildegrim und den Ludger, der später der Apostel des Münster-

Landes geworden ist und als ein Heiliger in der Kirche allgemeine Verehrung hat.

Als diese Liafburg geboren ward, erzürnte die heidnische Großmutter, und zwar, weil dieses Kind kein Knabe war, dermaßen, daß sie ihren Sclaven befahl, das Kind den Göttern zum Opfer in einen Brunnen zu werfen.

Die kleine Liafburg schlang aber ihre Aermchen um den Rand des Eimers und hielt sich daran fest.

Eine Nachbarin sah das, eilte schnell hinzu und strich dem Kind ein wenig Honig in den Mund, wodurch es zum Opfer untauglich wurde; denn bei den heidnischen Friesen war es verboten, ein Kind zu opfern, wenn es schon irdische Speise genossen hatte.

Darauf überließen die Sclaven der Nachbarin das Kind, um es heimlich zu erziehen.

Diese Frau gab ihm den Namen Liafburg und offenbarte den ganzen Hergang später auch der Mutter, die dann des Kindes so lange in der Stille pflegte, bis die böse Großmutter gestorben war. —

---

184. Die Wahrheit.

Christine, die Königin von Schweden, stand zu Rom voll Verwunderung vor einer Statue des berühmten Bildhauers Bernis, welche die Wahrheit vorstellte.

Da sagte ein Cardinal zu der Königin: „Ihr Entzücktsein und Ihre Bewunderung ist ein klarer Beweis, daß auch gekrönte Häupter die Wahrheit nicht fürchten!"

„„Wenn sie von Marmor ist, nicht!"" entgegnete Christine. —

---

185. Eine hehre Art zu tadeln.

Ein Herz nach dem Wohlgefallen Gottes, weil ein lebendiges Evangelium der Friedfertigkeit, war das Herz der heiligen Hedwig, Herzogin von Schlesien; denn im Umgange mit ihren Nebenmenschen, denen sie kraft ihrer hohen Stellung zu gebieten hatte, beachtete sie stets das Wort ihres Heilandes: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!" Ihr Herz, durchglüht von der heiligen Gottes- und Nächstenliebe, legte auch immer Liebe und Milde in jedes ihrer Worte und in jede ihrer Handlungen.

Hatte nun diese Seele ohne Falsch gegen Freund oder Feind ein Wort der Rüge und des Tadels zu sprechen, so geschah dieß nicht mit Unmuth und Aufbrausen; sondern mit gemessenem, ja fast überirdischem Ernste sagte sie jedes Mal zu dem Fehlenden:

„Möge **Gott** dir gnädig sein!“ —

---

186. Gelassenheit.

Die Herzogin du Maine hatte eine neue Kammerfrau angenommen, die sich in ihren Geschäften sehr linkisch benahm.

An einem der ersten Morgen in dem neuen Dienstverhältnisse forderte die mit ihrer Toilette beschäftigte Herzogin Puder. Die Kammerfrau ergriff das Kästchen am Deckel und der ganze Puder fiel der Herzogin in den Schooß. Mit dem mildesten Worte der Sanftmuth sagte sie: „Wenn Sie etwas der Art anfassen, so muß es unten geschehen.“

Die Kammerfrau merkte sich diesen Unterricht; und als die Herzogin bald darauf ihre Geldbörse forderte, hielt die Kammerfrau diese unten fest, so daß ein Theil Louisd'or auf den Boden rollte. Die Herzogin lächelte und sagte mit der größten Gelassenheit: „Also, wenn Sie etwas angreifen, nehmen Sie es mit beiden Händen in der Mitte.“ —

---

187 — 190. Aus dem Leben der Königin von Frankreich, Marie Antoinette.

1. Ein Brief der Kaiserin Maria Theresia.

Der Dauphin von Frankreich, später König Ludwig XVI., hatte Marie Antoinette, die liebenswürdige Tochter der deutschen Kaiserin Maria Theresia, zur Braut sich auserkoren. Die Mutter schrieb nun, bei der einem Triumphzuge gleichenden Reise ihrer Tochter nach Frankreich, wo zu Versailles am 16. Mai 1770 die Vermählung stattfand, an den hohen Bräutigam den folgenden merkwürdigen Brief:

„Ihre Gemahlin, mein theurer Dauphin! hat sich eben von mir getrennt. So wie sie mein Glück war, hoffe ich, sie wird auch das Ihrige machen. Ich habe sie in der Voraussetzung erzogen, daß sie einst Ihr Schicksal theilen werde. Ich habe ihr die Liebe zu ihren Pflichten eingeprägt, eine zärtliche Anhänglichkeit an Sie, die Aufmerksamkeit, alle Mittel anzuwenden, um Ihnen zu gefallen; ich habe ihr immer mit großer

Sorgfalt eine uneingeschränkte Gottesfurcht gegen den König der Könige empfohlen, da ich überzeugt bin, daß man das Wohl der uns anvertrauten Völker nur schlecht befördern kann, wenn man es an Verehrung gegen Denjenigen fehlen läßt, der die Scepter bricht und die Throne stürzt, wie es ihm gefällt. Lieben Sie daher Ihre Pflichten gegen Gott! Ich sage es Ihnen, mein theurer Dauphin, und ich habe es meiner Tochter gesagt. Lieben Sie die Wohlfahrt des Volkes, über das Sie immer zu früh herrschen werden; lieben Sie den König, Ihren Großvater, und bewahren Sie bei Ihm die Anhänglichkeit an meine Familie. Seien Sie gut wie er, seien Sie zugänglich für die Unglücklichen! Es ist unmöglich, daß, wenn Sie sich so benehmen, das Glück nicht Ihr Antheil sein sollte.

Meine Tochter wird Sie lieben, ich bin dessen gewiß, weil ich sie kenne; aber je fester ich Ihnen ihre Liebe und Sorgfalt verbürge, desto mehr bitte ich auch Sie, ihr die zärtlichste Anhänglichkeit zu schenken.

Leben Sie wohl, mein theurer Dauphin! Seien Sie glücklich; ich bin in Thränen gebadet!" —

2. Was die Königin vergißt.

Marie Antoinette wurde, als sie noch Dauphine (Kronprinzessin) war, von dem Obersten der Leibgarde Ludwig's XV., dem Marquis von Pontecoulant, so sehr beleidigt, daß sie diese Kränkung nie vergeben zu wollen schien.

Bald darauf gelangte ihr Gemahl durch den Tod seines Großvaters zum Besitze des Thrones; der Marquis aber befürchtete nun strenge Ahndung seines Versehens und glaubte durch Niederlegung seiner Stelle dem ihm drohenden Schicksale ausweichen zu müssen.

Vorher jedoch entdeckte er seine Furcht vor der Rache der neuen Königin dem Prinzen von Beauveau und äußerte sich: daß ihm die Nothwendigkeit, den Dienst des Königs zu verlassen, sehr hart falle.

Der Prinz rieth ihm, noch zu warten, ging zur Königin und theilte ihr den Vorsatz des Obersten und die Beweggründe mit, welche denselben zu einem so schmerzlichen Schritte bestimmten. Kaum hatte er ausgeredet, als sie folgende, ihrem Herzen zur Ehre gereichenden Worte erwiederte:

„Die Königin weiß nichts mehr von den Beleidigungen, welche der Dauphine (Kronprinzessin) zugefügt wurden. Ersuchen Sie den Marquis, daß er sie gleichfalls vergessen wolle!" —

3. Die Bonbons-Grenadiere.

Auf der Terrasse im Tuileriengarten, wo Kaiser Napoleon I. später dem König von Rom einen Pavillon errichten ließ, stand in früherer Zeit ein anspruchloses kleines Gebäude, mit grünem Gitterwerk und dichtem Gebüsch von allen Seiten umgeben. Hier lebte einst, dem Auge des Publikums gänzlich entzogen, der später so unglückliche Dauphin von Frankreich, Ludwig XVII.

Als er sein siebentes Jahr erreicht hatte, gab man ihm zu seiner Belustigung eine Leibwache, gebildet aus den Söhnen der angesehensten Familien von Paris. Diese Garde, eingetheilt in eine Compagnie Grenadiere und eine Compagnie Jäger, erhielt den Namen „Königliche Bonbons," und Ludwig XVII. war ihr Oberst. Ihre Uniform war die der üblichen Pariser Nationalgarde, damals noch alterthümlich reich besetzt mit Schnüren und Stickereien. Auch hatte sie, um die Täuschung vollständig zu machen, wirkliche Feuergewehre. Sie exercirte, so oft es die Witterung erlaubte; und wenn die Nationalgarde Parade hatte, hielt sie auch welche ab. Dann bestieg der Dauphin ein kleines Pferdchen und parodirte den General Lafayette, wenn dieser selbst auf dem Marsfeld eine Revue über die wirkliche Nationalgarde hielt. Den Angehörigen dieser jungen Garde war es stets ein wahres Vergnügen, sie unter den Waffen zu erblicken, denn es nahm sich wohl komisch genug aus, diese Ohnebärte zu sehen, wie sie dastanden, ernsthaft, gleich den in Schlachten ergrauten Kriegern.

Eines Tages fiel es bei einem Exerciren der Bonbons einem Höfling ein, einen Hagel von Zuckerstückchen regnen zu lassen, und es erfolgte die greulichste Verwirrung in der kleinen Armee. Im Nu waren die Glieder gebrochen, die Waffen weggeworfen und die ganze Mannschaft auf dem Rasen zerstreut, indem sie über das Zuckerwerk herfiel und Offiziere und Gemeine ganz gegen alle Subordination sich darum balgten.

Ein anderes Mal verbreitete sich die Nachricht, daß die Königin die junge Garde mustern wolle. Da wurde Alles auf's Herrlichste geputzt und in Stand gesetzt, und die Königin erschien auch zur bestimmten Stunde; begleitet von dem Commandanten, dem siebenjährigen Dauphin, schritt sie die Fronte hinab, kniff hier und da einem artigen Grenadier in die Wange oder reichte einem niedlichen Jäger die Hand zum Kuß. Nach beendigtem Manöver wurde jedem Mann ein Packet Patronen verabreicht. Ei, wie freuten sie sich! denn trotzdem, daß sie wirkliche Flinten hatten, war es ihnen doch nicht gestattet worden, im Feuer zu exerciren. Jetzt war ihr sehnlichster Wunsch erreicht. Ein Grenadier konnte die Neugierde nicht

länger überwinden, öffnete sein Packet und fand — Zuckerbrod darin.

In diesem Augenblick erschien am Gitterwerk des Hofes eine arme Frau mit einem blinden Knaben; der Oberst Ludwig XVII. eilte, sobald er des armen Knaben gewahr wurde, auf ihn zu und schenkte ihm das so eben erhaltene Zuckerbrod.

Der Königin Marie Antoinette, welche zufällig dieß bemerkte, stiegen Thränen der Freude in's Auge; sie umarmte ihren Sohn herzlich, küßte und segnete ihn, und beschenkte nicht nur reichlich die arme Mutter mit ihrem blinden Knaben, sondern trug auch für dessen ferneres Wohlergehen eine wahrhaft mütterliche Sorge. —

4. Eine furchtbare Ahnung.

Marie Antoinette machte eines Tages einen Spaziergang im Parke von Trianon.

Auf einmal tritt ihr ein Mann von ansehnlichem Aeußeren entgegen. Der Anblick desselben bot zwar nichts Außerordentliches, am wenigsten etwas Abstoßendes dar; und dennoch erfüllte er die Königin mit Schauer und Entsetzen.

Sie erkundigt sich alsbald nach dem Namen dieses räthselhaften Mannes, und erfährt, daß es Samson ist, der Scharfrichter von Paris. —

Es war derselbe Mensch, unter dessen rohen Händen einige Jahre später (am 16. October 1793) ihr schönes Haupt auf der Guillotine fiel. —

---

191. Ein Erz-Gießer.

Peter Vischer ward geboren um's Jahr 1470 zu Nürnberg, in welcher Stadt seine Eltern fromme und darum auch ehrliche, aber keine reiche Bürger gewesen zu sein scheinen. Nachdem er einige Schulbildung genossen, ward der Knabe zu einem Gelb- und Glockengießer in die Lehre gegeben. Nürnberg, damals eine der ersten Kunststädte Europas, regte den Knaben, den Jüngling nach allen Seiten an, daß er nicht nur in seinem Handwerke rasche Fortschritte machte, sich einen Ueberblick über das Gewerkwesen im Allgemeinen verschaffte, sondern auch das Schöne schützen und ehren lernte.

Von Malern, mit denen er Umgang gepflogen, hatte er viel reden gehört über die herrlichen Werke, welche in Italien anzutreffen, von den Denkmalen der Römer und Griechen, wie von denen, welche neuere Künstler, frei schaffend, gebildet. Bis dahin

hatte er nur Klingeln, Mörser und Glocken gegossen, und hatte auch versucht, deren Formen zu verschönern; aber von nun an stellte er sich höhere Lebensaufgaben, und wollte die gepriesenen Kunstwerke sehen, um, durch dieselben entzündet und begeistert, ähnliche hervorrufen zu können. Als er nun seine Lehrzeit hinter sich hatte, ging er hinaus auf die Wanderschaft und zog als Wanderbursche durch Deutschland, die Schweiz, Italien, sah allenthalben sich das Schöne, das Denkwürdige an, zeigte und versuchte sich im Bossiren und vervollkommnete sich durch das Studium der Antike und neuerer Meisterwerke, und arbeitete in verschiedenen Gießereien mit dem besten Erfolge.

Nach mehreren Jahren einer erhebenden und bildenden Wanderschaft kam er frisch und wirkensmuthig in seine Vaterstadt zurück, wo er sich häuslich niederließ und eine Werkstätte als Gelb- und Glockengießer errichtete. Das Unternehmen, das er im Namen Gottes, der allerheiligsten Dreifaltigkeit, begonnen, ward von dem günstigsten Erfolge gesegnet. Jedes Stück, welches aus dem Gusse des Meisters hervorging, zeichnete sich durch Eigenthümlichkeit, durch Gefälligkeit der Formen aus, und zog ihm die Fülle von neuen Bestellungen zu. Der junge Meister hatte sich bald eine Zahl rüstiger und rühriger Arbeiter herangezogen, die mit Leichtigkeit Dasjenige ausführten, was er entworfen hatte, und deren Hilfe ihm auch die nothwendige Zeit ließ, auf dem so schön betretenen Pfade muthig fortzustreben. Und bei Allem, was er unternahm, holte er erst die heiligende Kraft dazu aus dem Gebet und der frommen Betrachtung. In jeder Glocke, die er goß, erblickte er ja eine Engels-Stimme, ein Engels-Gloria, das die gläubige Menschheit zum Himmlischen emportragen soll.

Bald wurde die großartige Werkstätte Vischer's im In- und Auslande bekannt, seine Werke geschätzt und gesucht, und es wurden ihm bald solche Aufträge gegeben, die aus der Tiefe des Handwerks in das höhere, lichte Gebiet der Kunst hinüberragten; dadurch wurde seine Werkstätte bald der Sammelplatz der Nürnberger Kunstsinnigen, ja wie ein Heiligthum der Kunst, das jeder Fremde, der Nürnberg besuchte, sehen mußte.

Vischer's Ehe wurde mit fünf Söhnen beglückt — Hermann, Peter, Hans, Paulus, Jakob, die bald auch in des Vaters Fußstapfen traten, in der Gießhütte wacker mitarbeiteten und ihm die größeren Werke ausführen halfen.

Unter diesen nimmt — das berühmte G r a b d e s h e i l i g e n S e b a l d u s (1506 bis 1519) in der Sanct Sebaldus-Kirche seiner Vaterstadt eine der ersten Stellen ein, das durch Richtigkeit der

Zeichnung, die edlen und abwechselnden Stellungen, den hehren Ausdruck der Köpfe in der großen Menge der Figuren (ohne die 12 Apostel und Kirchenväter — 72 Bildsäulchen) und den Faltenwurf der Gewänder, sowie durch die Reinheit des Bronzegusses, sich den berühmtesten italienischen Meistern gleichstellt, und selbst viele antike übertrifft.

Wie Herrliches auch der Meister schon leistete, so trachtete er doch stets noch nach höherer Vollkommenheit, und, bereits hochbetagt, übte er sich noch mit seinen Freunden, den Steinmetzen Adam und Sebastian Lindenast, im Zeichnen.

Das kostbare Gitter, das Jahrhunderte lang eine Zierde des Nürnberger Rathhauses gewesen, bis es 1809 als altes Metall zerstört ward, war die letzte Arbeit Vischer's, bei der ihn, noch vor der Vollendung, der Tod überraschte. Er starb am 7. Januar 1529.

Nachgüsse der zwölf Apostel von dem hochberühmten Sanct Sebaldus-Grabe findet man als Träger des Altargeländers in der evangelischen Domkirche zu Berlin. —

---

192 — 194. Der Maler Fra Giovanni da Fiesole.

1. Das fromme Gemüth.

Fra Giovanni da Fiesole war der Klostername Santi Tosini's, der nachmals den Beinamen „Angelico" oder „Il Beato" erhielt, einer der berühmtesten unter den Wiederherstellern der Malerkunst in Italien, geboren 1387 zu Muzello im Florentinischen. Er trat 1407 in den Dominikaner-Orden und seine ersten Uebungen im Malen bestanden darin, daß er verschiedene Chorbücher mit kleinen Bildern verzierte; und diese erste Richtung seines künstlerischen Strebens ist auch bei seinen nachherigen Meisterwerken in der reich angewendeten Vergoldung, in der Behandlung der Farben und in der sorgfältigsten Ausführung kleiner Zierrathen sichtbar. Nachdem er zunächst für sein Kloster größere Freskobilder unternommen und dann auch mehrere Gemälde in anderen Klöstern ausgeführt, lernte ihn Cosmus von Medici kennen, und ließ durch ihn das Kloster San Marco und die Kirche Santa Annunciata mit herrlichen Gemälden ausschmücken; in dem Kloster San Marco hat er jede einzelne Zelle mit einem Freskobilde verschönt und unter den mancherlei Gemälden an den Wänden zeichnet sich noch jetzt eine „Verkündigung" als ein Meisterstück aus.

Dieser anerkannte Meister in der Kunst, himmlische Bilder zu malen, pflegte zu sagen: „Wer die Kunst übt, der solle ruhig, ohne grübelnde Gedanken bleiben; wer die Werke Christi darstellen wolle, der müsse bei Christo sein!“ Und in der That, dieser Mann sprach das aus, was er selbst erfahren und geübt hat. So fern und rein von allen Sorgen und vergeblichen Grübeleien der Welt haben sich wenig Seelen gehalten, als Fièsole's Seele; in ihm selbst war der Friede, in seiner Nähe und in seinem Umgange schon lag für viele Seelen ein Vorgeschmack der ewigen Seligkeit. Er selbst, ein treuer Freund der Armen, führte ein Leben der äußersten Armuth, „denn,“ so erklärte er, „der wahre Reichthum ist der, mit Allem vergnügt zu sein.“ — Man erzählt, er habe nie den Pinsel zur Hand genommen, ohne vorher inniglich zu beten, und niemals ein Kreuz gemalt, ohne daß ihm die Thränen über die Wangen strömten. Seine Gewohnheit war, Dasjenige, was er gemalt hatte, nie zu verbessern oder zu überarbeiten, sondern es so zu lassen, wie es beim ersten Male gewesen, weil er meinte, so habe es Gott gewollt. —

2. Der demüthige Gehorsam.

Fra Giovanni da Fièsole war aber auch ein so strenger Beobachter der Regeln seines Klosters und des Gehorsams gegen seine Ordensobern, daß er in Allem, was er nur sinnt und thut oder unterläßt bezüglich seiner Kunst, stets nur dem Willen seiner Vorgesetzten mit einer wahrhaft kindlichen Demuth Folge gab.

Malt er, thut er's nur gehorchend,
Thut gehorchend d'rauf Verzicht:
Gottes Will' und Klosterregel,
Andres, Höh'res kennt er nicht. —

In dem Dominikanerkloster kehrte einst, schon spät am Abend, der auf einer apostolischen Reise begriffene Papst Nikolaus V. ein, und weil müde von den Anstrengungen der langen Tagesfahrt, begab er sich alsbald zur Nachtruhe. Er schlief bis in den Morgen hinein, und war nicht wenig überrascht, als das Gold der Morgensonne durch das Fenster der Zelle hereinglänzte und er in ihrem Licht ein wundersam gemaltes Freskobild an der Wand sah, das „jüngste Gericht“ darstellend. Andacht und Schauer, Himmelsfreude und Höllenpein erfüllten ihn beim Anblick dieses großartigen Meisterwerkes. Der Zauber der Farben schien selbst wie aus dem offenen Himmel und seiner Glorie herabzuleuchten. Er forschte augenblicklich nach dem Meister, den aber sein sonst gar sehr geübter Kennerblick nicht herauszufinden vermochte. Er wandte sich alsbald

an den Prior des Klosters, und er vernimmt mit Erstaunen: daß das Kloster selbst den Meister beherberge, der ein stiller, schweigsamer Jünger des heiligen Dominikus sei, und dadurch ganz besonders merkwürdig, daß er immer nur dann male, wenn es der Obere ihm gerade gestatte; und daß er augenblicklich, auch inmitten des vollen Zuges der Begeisterung den Pinsel niederlege, sobald es in Kraft des Kloster-Gehorsams von ihm verlangt würde; ebenso übernehme er kein Gemälde für andere Klöster oder Privatleute ohne diese Ermächtigung; und nur der Prior bestimme auch den Preis der Belohnung für jede von ihm vollbrachte Malerei. Des Papstes Erstaunen steigerte sich bei dieser Nachricht noch mehr, und er ließ den Bruder Giovanni sogleich zu sich rufen. Er kam und sank dem Oberhaupte der Kirche Jesu Christi zu Füßen. Dieser hob selbst ihn auf, sprach erhebende, die Flügel der Begeisterung seltsam anregende und hoch in's Himmlische hinauftragende Worte der Anerkennung zu dem bescheidenen Künstler in der Dominikaner-Kutte, und schloß mit dem Wunsche: „Du bist ein so ausgezeichneter Meister in der Kunst der Malerei, wie ich keinen in Rom habe; deßhalb sollst du mit mir nach Rom gehen!“ — Fra Giovanni, als er diese Botschaft, die so ehrenvolle, vernahm, wandte sich bescheiden nach dem Oberen seines Klosters hin und sagte: „„Wenn es der Prior erlaubt, nur **dann** würde ich gerne mit nach Rom gehen!““ — Und der Prior — erlaubte es. — Und der Dominikaner folgte dem Papste nach Rom, der seine Privat-Kapelle im Vatican, die Kapelle des heiligen Laurentius, durch ihn mit den wichtigsten Scenen aus dem Leben dieses Heiligen schmücken ließ. Der heilige Vater war so entzückt über diese Leistung und ebenso auch von den hohen Tugenden des Dominikaners, daß er ihn zum Erzbischof von Florenz ernennen wollte; Giovanni jedoch bat Se. Heiligkeit dringend, ihn mit dieser Auszeichnung zu verschonen; sein Orden aber habe einen Bruder, der wahrhaft gottesfürchtig, liebreich gegen die Armen, erfahren in der Führung von Geschäften und weit besser als er zur Uebernahme des Amtes geeignet sei. Der Papst erfüllte, gerührt von des Meisters Bescheidenheit, sein Begehren, und ernannte zum Erzbischofe von Florenz den Frater Antonio, einen wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit weit berühmten Mann. —

3. Die erhebende Wirkung seiner Bilder.

In der Gallerie von Florenz befinden sich mehrere Staffelei-Bilder Fiesole's, deren Farbenglanz noch ganz unverändert ist; und das eigene innere Leben, das der gottinnige Meister in seine

Gemälde hineinbildete, wirkt noch immer mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Seele des Beschauers fort, und läßt sie oft der Erde vergessen und wie im Himmel verweilen.

Auf welche Weise dieß geschehe, mag die nachstehende Erzählung bekunden, die G. H. von Schubert in der Charitas, einer Festgabe für 1836 von Eduard von Schenk, Seite 337, mitgetheilt hat, und lautet:

In Domo d'Ossola, am südlichen Abhange des Simplon, wo Sie auch einst übernachteten, hielt uns ein heftiges, kaltes Regenwetter fest. Wir wollten uns dem hohen Genuß, den uns der Weg durch die Thäler hinan und über das Gebirg hinüber, vor Allem der Anblick der Alpenkette von der Höhe herab versprachen, nicht gern durch eine vielleicht bald wieder vorübergehende Ungunst der Witterung nehmen lassen, beschlossen daher, lieber für heute in dem wohleingerichteten, bequemen, von deutschredenden Leuten bewohnten Wirthshause von Domo d'Ossola zu bleiben, als weiter hin ein ungewisses Unterkommen zu suchen. Es war freilich noch früh am Tage, noch nicht einmal Mittag; mir war bang um die gute Laune meines Begleiters, der so ungern ohne Beschäftigung ist; so ungern auf der Reise Stillstand macht. Indeß war hier besser für uns gesorgt, als ich's dachte. Er kam ganz vergnügt in's Zimmer herein und erzählte mir, die deutsche Familie vom Niederrhein, mit der wir gestern in Mailand in Herrn Reichmann's Gasthause zusammenspeisten, sei auch hier und habe, ebenso wie wir, sich entschlossen, heute in Domo d'Ossola zu bleiben.

Beim Mittagessen fand sich denn wirklich diese liebenswürdige Familie des B. v. M. mit uns an der Wirthstafel ein. Die Frau in tiefer Trauer, mit ihr der Gemahl, der mir schon in Mailand, obgleich wir uns dort wenig sprechen konnten, höchst interessant geworden war, dazu noch ein junger Mann, den die Beiden Sohn nannten, obgleich sie ihn dabei nicht auf deutsche Weise mit „Du," sondern mit „Sie" anredeten, weßhalb ich, wie ich nachher sah, ganz richtig schloß, daß es der Schwiegersohn des edlen Hauses sei.

Die Unterhaltung bei Tische war so lieblich vaterländisch, daß wir uns seit mehreren Monaten bei keiner andern so froh und heimisch gefühlt hatten. Der Regen, der an die Fenster schlug, kümmerte uns nicht mehr; wir bemerkten nicht, daß sich der Tag bald neige. Die Baronesse, durch deren stille Heiterkeit oft ein tiefer Ernst hindurchblickte, verließ uns jetzt; wir aber blieben noch bei unserm Gespräche. Es war die Rede von dem etwa bleibenderen Eindrucke, den der Anblick der Kunstwerke von Italien bei uns

Allen künftig hinterlassen werde. Ich fragte den Baron, welche Werke der Art wohl für ihn die unvergeßlichsten sein würden? — „Für mich,“ sagte der Baron, indem er dabei einen ernsten Blick auf seinen Reisebegleiter richtete, „werden wohl, so lang ich lebe, die Gemälde von Fièsole das Liebste und Unvergeßlichste bleiben von Allem, was ich in Italien sah. —

Sie haben gesehen, fuhr er nach einer Pause fort, daß auf meiner armen Frau nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich eine tiefe Trauer ruht. Da ich an Ihnen bemerkt, daß Sie Sinn für solcherlei Wirkungen der Kunst haben, so erzähle ich Ihnen, wie Fièsole's Gemälde für diese tiefbetrübte Mutter ein Heilmittel, ja ich kann sagen, ein Rettungsmittel aus dem äußersten Elend wurden. Meine Frau hatte schon seit etlichen Jahren öftere Anwandlungen von einer tiefen Schwermuth gehabt. Es nahte die Hochzeit unserer einzigen Tochter, die hier dieses lieben Mannes Weib war; da beschloß ich einst, an einem fröhlichen Abend (des Geburtstages meiner Tochter): gleich nach der Hochzeit wollten wir Vier, zum Besten der Mutter, der die Aerzte schon längst eine Reise angerathen hatten, uns aufmachen und nach Italien reisen. Bräutigam und Braut und bald auch die Mutter fanden den Einfall gut, und wenige Wochen nachher waren wir auf dem Wege nach Italien.

Von unserer Reise erwähne ich nichts; wir beiden Eltern, das haben Sie schon aus dem Gespräche des heutigen Mittags gemerkt, genossen Alles, was uns begegnete, in doppeltem Maaß, in die Seele und mit der Seele unserer beiden überglücklichen Neuvermählten. Aber Gott hatte es anders mit uns vor. In Florenz wurde unsere Tochter, unser einziges Kind krank und starb. — Mir gab Gott Fassung, aber bei der armen Mutter kehrte die alte, tiefe Schwermuth sogleich in einem Maaße wieder, daß Geistesabwesenheit und innere Verwirrung nicht bloß nahe, sondern ihren ersten Aeußerungen nach schon vorhanden waren. Ein trauriger Monat war vergangen; ich war selten nur aus dem Haus und von der beständigen Obhut meiner lieben Frau hinweggekommen; da rieth uns einst der deutsche Arzt, Dr. ** aus Liefland, den uns Gott wie einen guten Engel hierher gesendet hatte, ich solle doch die Kranke, mit der es eben um jene Zeit recht leidlich ging, ein wenig ausführen. Er selbst war unser Begleiter; wir besuchten die Gemäldegallerie. Theilnahmlos war die arme Kranke an meinem Arme durch mehrere Säle hindurch gegangen, da stund sie auf Einmal, wie angeheftet, vor einem Gemälde von Fièsole. Thränen brachen aus ihren Augen (es waren die ersten, die sie seit

dem Tod ihrer Tochter weinte). „„Wie lieblich, wie selig, wie schön ist's im Himmel!““ sagte sie. — „„Siehe da die Anbetenden; siehe die Engel, **da** ist nun unser liebes Kind!““ — Ich selbst sah mir das Bild mit einer Theilnahme an, mit der ich es andere Male schwerlich beachtet hätte. Ja, da war ein Frieden drinnen, der mir wie ein heilender Balsam in mein Herz ging, und alles Leid, alle Sorgen hinwegnahm. Tiefbewegt, aber auch gestärkt ging endlich meine arme Kranke mit mir wieder von dem Bilde hinweg. Auf dem Heimwege und noch mehr in dem Zimmer, da unser liebes Kind starb, flossen ihr viele, aber milde Thränen. Sie sprach von nichts als von dem Frieden und der Seligkeit des Himmels, und wie es sein müsse, wenn man sich da wieder sähe. —

Wir gingen jetzt während der noch übrigen Aufenthaltszeit in Florenz fast täglich zu dem lieben Gemälde von Fiesole hin. Meine Frau trug von diesem Anblick immer Linderung und Beruhigung mit sich hinweg. Es kam ja wohl nun auch wieder ein anderer Quell der innern Beruhigung und des Trostes bei ihr in's Fließen, der jenes erste Linderungsmittel entbehrlich machte. Der Arzt sagte uns, die Kranke sei so weit gestärkt, daß wir reisen könnten. — Sie haben gesehen, mein theures Weib ist genesen von der Gefahr, die ihrer Seele drohte. Den ersten Balsam, der in ihr krankes Herz kam, haben Fiesole's Himmelsgemälde enthalten.“ — —

So wirkt das Leben des Friedens, das Leben aus Gott, welches der Fra Angelico in seine Gemälde hineinbildete, weil er selbst in Gott war, noch jetzt mit heilender, stärkender Kraft auf die Seelen der Bedrängten fort. Dieß war die Frucht einer Treue, die sich durch Nichts in ihrem kindlichen Festhalten in der Nähe der Gemeinschaft des Vorbildes stören ließ. —

Fra Angelico starb zu Rom, woselbst er auch die Kapelle des allerheiligsten Sakraments im Vatican gemalt hat, im Jahr 1454, wurde in die Minervenkirche begraben und ob seiner Frömmigkeit und Sittenreinheit vom Papste selig gesprochen. —

---

195. Die Abschätzung eines Künstlers durch einen Künstler.

Die Kunstgeschichte erzählt das nachstehende artige Ereigniß aus dem Leben Rafael Sanzio's, der der größte Maler der neuern oder der letzte der alten Kunst-Periode Italiens ist, und des

Michel Angelo Buonarotti, aus dem alten Hause der Grafen von Canossa, der sich als ein erstaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Malerei, Bildhauerei, Architektur und Poesie erwiesen hat.

Rafael gerieth mit dem Kasse=Verwalter des Fürsten Agostino Chigi wegen Bezahlung des für ihn gemalten Bildes „die Sibyllen" in Zwist, in Folge dessen der Künstler die Abschätzung seiner Arbeit durch einen Kunstverständigen verlangte.

Der Kasse=Verwalter erwählte dazu den Michel Angelo, in der Hoffnung, daß derselbe aus Eifersucht gegen Rafael den Werth der Arbeit verringern werde.

Da dieser jedoch, nach langer aufmerksamer Betrachtung, **nur** für die Köpfe der Figuren einen Preis nannte, der Rafael's bescheidene Forderung weit überstieg; so befahl der davon benachrichtigte Fürst alsbald, den von Michel Angelo bestimmten Preis zu bezahlen, indem er hinzufügte:

„Suchet den Meister auf höfliche Weise mit dieser Summe für das Ganze zufrieden zu stellen; denn wenn Michel Angelo auch noch die Gewänder abschätzt, so muß ich zu Grunde gehen!" —

---

196. Die drei schwarzgefleckten Samenkörnlein.

Andreas Ernest Modestus Gretry (ein berühmter französischer Componist, geboren zu Lüttich am 11. Februar 1741), dem sich schon frühzeitig das Verständniß der Musik erschloß, unternahm, um sich mehr und mehr auszubilden, eine Reise nach Rom. Der gar arme Jüngling ging zu Fuße von dannen, das Ränzel auf dem Rücken, den Stab in der Hand, mit seinen frischen, reinen und hoffnungsvollen Jahren, begleitet von dem Segen seines Vaters und den Thränen der Mutter.

Die Kirchenmusik war Gretry's erstes Studium zu Rom, für die er sich um so mehr begeisterte, als Papst Clemens XIII. die seither gar weltlich gewordene mit heiligem Eifer in das rechte Geleise zurückführte; so ward sie wiederum streng, feierlich und fromm, und ihre würdigen Töne schwebten wie auf Engelsschwingen dem Himmel zu, nachdem sie, wie es ihre Bestimmung erheischt, der Sünder Herz erschüttert, gerührt und zum Besseren erhoben. —

Während seines Aufenthaltes zu Rom, also in der Blüthezeit seines Lebens, sann und dichtete Gretry gern in einem stillen, fast öde zu nennenden Klostergarten.

Eines Tages erblickte er dort im Gartenhäuschen einen alten Mönch von ehrwürdigem Aussehen, welcher allerlei Sämereien durch ein Mikroskop musterte und voneinander sonderte.

Der Musiker trat aufmerksam und schweigend näher.

„Liebt Ihr die Blumen?“ fragte der Mönch.

„„Sehr!““

„Euer Alter sucht nur die Blüthen des Augenblicks, in denen der Keim der Nichtigkeit liegt; die Pflege der Blumen, welche dem Boden entsprießen, liebt nur Derjenige, welcher hienieden seine Aufgabe gelöst hat. Da ist es ihm, als ob er seiner Erinnerungen warte und pflege; die Blumen mahnen ihn an sein Werden, Wachsen, Blühen und Gedeihen, jedoch auch an sein Verwelken, und deßhalb ganz besonders an den Aufblick in jenes bessere Land, wo die Blumen des ewigen Lebens duften und nie verduften!“

„„Weßhalb aber, mein Pater, mustert Ihr diese Körnlein aus, welche den übrigen doch so ähnlich sehen wie ein Wassertropfen dem andern?““

„Schaut durch das Mikroskop, und Ihr werdet alsbald einen schwarzen Punkt entdecken. — Doch, nein! ich will Euch durch eigene Erfahrung belehren.“

Und der Mönch nahm einen alten Blumentopf, steckte auf einer Seite drei Körner von den guten, auf der andern eben so viele von den schwarzgefleckten in die Erde, und sagte: „Hier, neben dem Risse, stecken die **schlechten**, die zwangsweise aus Treibhaus-Pflanzen gewonnen sind; denkt daran, so oft Ihr hier lustwandelt!“

Gretry versäumte nicht, jedesmal nach dem alten Topfe zu sehen; bald schossen sechs Keime frisch und grün hervor, und die aus dem schwarzgefleckten Samen wuchsen, zu des Beobachters Erstaunen, schneller und stärker auf, als die drei anderen; schon wähnte er, der alte Pater wisse nicht recht, was er sage und thue, als er plötzlich merkte, wie die drei lieben Pflänzchen zu kränkeln begannen. An jedem Abend welkte und senkte sich ein Blatt, während die gegenüber stehenden gesunden Pflanzen aus jedem Lufthauch, jedem Lichtstrahl und jedem Thautropfen kräftigende Nahrung zogen. Mit unbeschreiblicher Wehmuth sah der Jüngling das Hinwelken dieser Blumen, deren letzte gerade an dem Tage vollends verdorrte, an dem die gegenüberstehenden ihre Knospen zu reichen Blüthen entfalteten.

Den Jüngling überkam es wie eine Ahnung, wie eine Vorbedeutung für seine Zukunft, als er das Welken dieser drei Pflanzen reiflich betrachtete. — —

Nach dreißig Jahren war Gretry zu Paris der in aller

Welt hochgefeierte Componist; er war glücklich durch seinen Ruhm und seinen reichlichsten Gelderwerb, durch sein Weib und durch seine alte Mutter, deren ehrwürdiges Haupt sein Haus heiligte; er war besonders glücklich durch seine drei Töchter — Jenny, Lucilia und Antoinette; der Letzteren Taufpathin war Antoinette, die Gemahlin des Königs von Frankreich, Ludwig's des Sechzehnten.

Jede der Töchter Gretry's wurde nur sechzehn Jahre alt, und es starb Eine nach der Andern unter wundersamen Beziehungen und Umständen. Der unglückliche Meister erzog sie nämlich in der härtesten Einseitigkeit und Strenge gerade nur für die Kunst, für die Erde, für die nichtigen Freuden des Augenblicks, und legte selbst in sie den schwarzen Keim des frühen Verwelkens. Diese Töchter lasen ja bereits die Noten, ehe sie das Abc verstanden; sie erfanden in einem Alter bereits Melodien, in welchen andere Mädchen mit der Puppe spielen; und es wurden so diese Wunderkinder gar bald — **Kinder des Todes!**

Gretry, in seinem Schmerze sehr beredt, ruft, da er seine Erinnerungen aufschreibt, die Feder hinweglegend, einmal die aus tiefster Seele dringende Klage aus: „O meine Freunde! ... eine Thräne, eine Thräne auf das theure Grab meiner drei schönen Blumen, dem Verwelken geweiht, wie die drei schwarzgefleckten Körnlein jenes guten Mönchs im Klostergarten zu Rom!" —

„Wehe mir!" rief der Aermste oft, wenn er von dem allzufrühen Hinscheiden seiner Kinder sprach: „im Streben nach künstlerischer Vollendung habe ich die Gesetze der Natur mit Füßen getreten; mit dem besten Herzblut habe ich die schlechteste meiner Opern bethaut, und meine armen Kleinen so im Voraus dem Tode verpfändet!" — —

Um seinen unsagbaren Gram zu lindern, spielte der arme Vater täglich die alten Choral-Melodien aus Rom, wie er im Klostergarten wandelnd sie aus dem Kirchlein vernommen. Besonders herzzerreissend lautete das ernsteste Lied: „„De profundis clamavi ad te, Domine: domine, exaudi vocem meam! Aus der Tiefe ruf' ich, Herr, zu dir; Herr, erhöre mein Flehen!"" — —

Die drei verlorenen Töchter ersetzte ihm Gott mit den sieben Kindern seines verstorbenen Bruders, für die er treulich sorgte, und die ihn auch beerbten. —

---

197 und 198. Der Abt Vogler.

Georg Joseph Vogler, einer der speculativsten und scharfsinnigsten Gelehrten in der Tonkunst, ein origineller Componist, großer Clavier- und noch größerer Orgelspieler, war der Sohn eines Geigenmachers zu Würzburg, und daselbst am 12. Juni 1749 geboren. Frühzeitig entwickelte sich unter der besondern Pflege seines Stiefvaters, des Würzburger Instrumenten-Verfertigers Staudinger, sein trefflich musikalisches Talent; auch studirte er später Theologie.

Ohne Aussicht auf eine Anstellung im Vaterland, wandte er sich nach Mannheim, wo er durch den Beifall, den er hier fand, sich in dem Kurfürsten Carl Theodor einen warmen Beförderer seiner Studien gewann. Von diesem 1773 nach Bologna gesandt, um bei dem berühmten Pater Marini den Contrapunkt zu studiren, begab er sich von diesem bald zum Pater Valoti nach Padua, wo er zugleich seine theologischen Studien vollendete, von da eine Zeitlang nach Venedig zu Hasse, hierauf nach Rom, und kehrte 1775 nach Mannheim zurück, woselbst er nun nicht allein zum Konsistorialrath ernannt, sondern auch als erster Kapellmeister die Direktion der Kurfürstlichen Kapelle übernahm und seine berühmt gewordene große Ton-Schule gründete.

Von 1780 bis 1786 durchreiste er Deutschland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, England, Spanien, ja selbst Griechenland und sogar Afrika, um die Ueberreste des alten Chorgesangs dieser Länder zu sammeln. Ueberall, wo er als Orgelspieler auftrat, erntete er den größten, ja enthusiastischen Beifall.

Im Jahre 1786 ward er Kapellmeister in Stockholm.

Nachdem er seit 1799 nur kurze Zeit zu Kopenhagen, Altona, Berlin, Prag, Wien und München gelebt hatte, kam er 1807 nach Frankfurt am Main und folgte von hier einer Einladung des kunstsinnigen Großherzogs von Hessen, Ludwig's I., nach Darmstadt, an dessen Hof er auch verblieb.

Er starb zu Darmstadt am 6. Mai 1816 als — päpstlicher Erzzeuge, Ritter vom goldenen Sporn, Kämmerer des apostolischen Palastes, königlich schwedischer Pensionär, königlich bayerischer Geistlicher Rath, Hofkaplan und Hofkapellmeister, ordentlicher, öffentlicher Lehrer der Tonkunst zu Prag und Mannheim, Großherzoglicher geheimer Geistlicher Rath, Kapellmeister und Ritter des Verdienst-Ordens. —

Seine geistlichen, wie weltlichen Compositionen sind noch immer sehr geschätzt, ebenso seine zahlreichen Schriften über Tonwissenschaft und Tonsetzkunst u. s. w. — Ueberdieß war er ein vortrefflicher

Lehrer, der sehr viele wahrhaft ausgezeichnete Schüler bildete, unter denen nur die Namen Gänsbacher, Peter von Winter, Carl Maria von Weber, Meyerbeer und Freiherr von Poißl hier stehen mögen.

Der Kunst des Abtes Vogler grünt aber nicht allein der Kranz der Ehre, sondern seinen frommen Werken des echt christlichen Wohlthuns auch die Palme der Dankbarkeit; denn sämmtliche Einnahmen, die ihm in irgend einer Stadt sein Orgelspiel erworben, gab er stets an die Armen derselben zurück; so trug unter Anderem ein im Jahre 1790 im Pantheon zu London auf seinem Orchestrion für die Armen von ihm gegebenes Concert die Summe von 1000 Pfund Sterling, und das im Jahr 1795 zu Paris gegebene Concert die Summe von 15,000 Livres ein. —

Um einigermaßen einen Begriff zu erhalten von dem fast wundersamen Orgelspiele Vogler's, folge hier (im Auszuge) das Urtheil eines geistreichen Zeitgenossen aus dem Jahre 1779, des Joseph Anton Sambuga, der Religionslehrer des Königs Ludwig von Bayern gewesen. — Die Ueberschrift lautet:

1. Abt Vogler in Worms.

Joseph Anton Sambuga schreibt:

Ich bin kein Lautenspieler; aber meine Gefühle während des Spieles von Vogler auf der Orgel in der evangelischen Kirche zu Worms will ich niederschreiben. Wenn ich gleich das Erhabene, Große, Dichterische, Meisterhafte des Künstlers nicht erreichen werde: so habe ich auch mehr nicht aufsetzen wollen, als — meine Gefühle.

Das Vorspiel — war ein Alles versprechender Morgen des auftritt- und wundervollen Tages. Reine Anstimmung, lieblicher Zusammenklang, reiche Abwechslung der Laute, unerwartete Auflösungen, kühne und große Uebergänge, häufige Verwandlung des Hauptsatzes, sanfte und starke Hinwirkung auf das Gefühl, höhere Spannung des Geistes durch jeden Fingersatz, Vorgeschmack der vollen Nahrung für den Zuhörer von Geist und Gefühl.

Der Gesang — war ein sanfter und edler Ausdruck des Herzens in der Stunde der reinsten Gefühle. Man fand sich gezwungen, die Anliegen seines Herzens in Laute zu verwandeln, und ihnen nach Vogler's Anleitung Wohlklang zu geben. Wie in der Gesellschaft von Freunden, die ein Lied beginnen, in das man unvermerkt seine Töne mit einmischt: so nahm man Antheil an seinem Liede.

Das Glockenspiel — war die glücklichste Nachahmung des gewöhnlichen Glockenspiels auf größeren Orgeln, ohne daß jedoch die

gegenwärtige das Glocken-Register gehabt hätte. Vogler wußte die Laute so voll, so abgebrochen, so rein, so tönend zu greifen, daß man die glücklichste Täuschung nicht mißkennen konnte, und sagen mußte: die Geschicklichkeit hat den Mangel des Registers ersetzt, und die Nachahmung war von dem Urbilde kaum zu unterscheiden.

Von diesem Stücke der, wenn ich so sagen darf, nur noch mechanischen Kunst führte uns Vogler zur

Belagerung von Jericho, — wo sich ein Kunstgeist in erstaunlicher Größe zeigte. Hier wirkte nicht mehr der Zauber der Finger, die bei jeder Berührung den Laut, das Maaß, die Runde, den Ausdruck, die Aehnlichkeit herbefahlen; hier wirkte eine erhöhte Einbildungskraft: Wahrheit in der Darstellung, Wahrheit in der Ausführung. — Israel's Gebet zu Gott war der hoffnungsvolle Hinaufblick zu Gott, der immer für sein Volk stritt, und den es so oft an seiner Seite gefühlt hatte; und der gewaltige Gedanke schien alle Reihen und Glieder zu durchschauern: „Gott ist Sieger! Durch ihn stehen und fallen die Völker! Wir heben unsern Arm auf deinen Befehl! Du bist der Gott der Heerschaaren! Völker, die dich nicht hören, fühlen deinen Arm!“ — Der Schall der Trompeten von den Schaaren Israel's begann. Die trotzenden Mauern bebten; die Töne erschüttern die Grundfeste der Thürme; Jericho fühlt Gottes Kraft gegen sich; die Mauern wanken wie die Aehren der Kornfelder, unter welche der Sturm fährt, und die Thürme werfen sich hin und her wie ein Berauschter. Im Zauber des Spiels sah man Steine auf Steine von den hohen Mauern herabstürzen, Wände herausbrechen und zertrümmert dahinfallen, Thürme bersten und in schrecklichem Getöse zusammenkrachen. So stand Jericho, seiner Wehre beraubt, in banger Erwartung. Der Sieger trat mit freudigem Schritte über den Trümmern dahin, und Vogler begleitete seinen stolzen Gang mit Tönen, wovon sich noch kein Sieg durch die Tonkunst begleitet sah. Schade, daß die Aufschrift nicht hieß: „So zog Laudon in Belgrad ein!“ —

Das Adagio mesto — war eine Nachahmung aller Trauertöne, die ich je in der Natur auffing. Kein Klagelaut von der einsamen Waldtaube an bis zum leidenden Menschen schien mir zu fehlen. Der Mann hat, wenn nicht selbst versucht, doch glücklich bemerkt, was die unzähligen Gattungen von Trauer und Schmerz für Ausdrücke und Stimmen in allen lebenden Wesen erzeugen. —

Die Hirtenwonne, vom Donnerwetter unterbrochen. — So schön besang noch kein Dichter die ländliche Zufriedenheit und Ruh' in Gott, wie sie Vogler durch Töne zeichnete. Man sah gleichsam mit Augen die einsame Hütte vor sich liegen, wo unter

einem mit Stroh gedeckten Dache fromme Liebe und Genügsamkeit wohnen. Die um die Hütte her zerstreut sich erhebenden Bäume waren sanfter Ruhe und süßer Wonne voll, wie ihre glücklichen Besitzer. Gesättigt und ungestört lagen die belaubten Aeste neben einander wie die Schafe der Heerde um die Mittagsstunde. Nur hier und da lispelte ein Blatt mit dem andern ein vertrautes Wort. Die Vögel sangen ihre ungekünstelten Lieder auf den ruhenden Zweigen; im Schatten weideten sorglos Ziege, Kuh und Lamm. Das nahe Meer selbst that sich wohl in dieser ungewohnten Ruhe; nur sanft trieb es seine unmerklichen Wellen an das Gestade, und ließ sie den umherliegenden Sand spielend einander streitig machen. Lange dauerte dieser beneidungswürdige Zustand nicht in dem Lande des ewigen Wechsels. Wie wenn der Neid einem schuldlosen Glücklichen unvermerkt die Quelle seines Lebens trübt: so schlich sich ein Wölkchen aus dem Schooße des Meeres, das in seinem Gange wuchs und allmählich den reinen Himmel verdunkelte. Von ungünstigen Winden getragen, droht es der zufriedenen Hütte. Schon beben die Blätter auf den Bäumen, und die Halmen des Grases; schon heben sich die Aeste und die Wipfel wanken. Die Henne spürt den kommenden Sturm, und lockt dem jungen Gefieder; schon erheben sich im fernen Meere höhere Wogen; schon trauert der Himmel, schweigt der Vogel, suchen Schafe und Kühe ihren Stall. Die Arbeiter eilen vom Feld und suchen Schutz in ihrer Hütte. Fern sausen die Winde, werfen verachtend den Sand vom Gestade dem dräuenden Gewölk entgegen, seinen Zorn zu reizen; wie heulende Wölfe über ein unschuldiges Lamm stürzen, das jeder mit sich reißen will: so fallen die Winde auf die einsamen Gesträuche und Bäume, die ihnen aufstoßen, und wühlen in ihren Eingeweiden. In Einem Nu herrscht das ganze Ungewitter über den ganzen Gesichtskreis; Nacht und Dunkel liegt auf der Hütte. Nun entzündet sich der schreckliche Donner; nun wälzen und schlagen sich, vom Sturme gereizt, die Aeste der Bäume; tief seitwärts biegen sich die Wipfel, als wenn sie sich losreißen und dem Sturm entfliehen wollten. Die rauschenden Wogen stürzen auf das bebende Ufer; sie öffnen tausend Male ihren ungeheuern Rachen gegen das betäubte Land; der Donner eifert mit dem Gebrülle der Wogen, und beide kämpft der wilde Sturm in seinem gräßlichen Geheule zu überflügeln. Schrecklich ist der Auftritt: Zerstörung bezeichnet jeden Schritt des Ungewitters; betäubt liegt die Natur. — — Gesättigt vom verbreiteten Schrecken, schien sich endlich das Ungewitter zu sänftigen. Die Wolkenlast hob sich allmählich von der bangen Erde, die sie im Zorne würgte; das Licht sucht seine Stätte

wieder; die Stürme werden nur noch auf dem fernen Meere gehört; die letzten Thränen des Kummers fallen von den Blättern der Bäume; die liebkosende Sonne trocknet sie auf; Alles verkündigt Ruh' und Frieden; und der Mensch, das Leben der Natur, tritt aus der Hütte und spricht frohlockend: „Danket dem Herrn der Natur; wir sind gerettet!" —

Dieses empfand ich bei dem Spiel eines Mannes, der einzig in seiner Art ist, den unser Vaterland gebildet hat, und der Deutschlands Ruhm in ganz Europa verbreitet. *) —

Als ein Zeugniß von der Wohlthätigkeit Vogler's — stehe hier noch ein komisches Ereigniß mit der Ueberschrift:

2. Abt Vogler zu Bingen.

Abt Vogler kam einmal auf seiner Wanderschaft durch das Städtchen Bingen am Rhein, und während er auf die Umwechselung der Postpferde warten mußte, trank er einen Schoppen Wein im Gasthofe zum rothen Ochsen.

Als er seine Schuld bezahlt hatte und sich bereits zum Einsteigen in den Wagen anschickte, sprach der Wirth ganz vertraulich zu ihm: „Aber der Herr will schon wieder fort? Das ist jammerschade! Denn wenn der Herr ein Freund der Musik ist und noch einige Zeit verweilen wollte, so könnten Sie hier in der Kirche recht bald etwas ganz Außerordentliches hören, indem der weltberühmte Abt Vogler heute ein Orgel-Concert giebt! Der soll's aus dem FF verstehen! Wenn der zum Beispiel das Gewitter spielt, so spielt er es so natürlich, daß die Leute zittern und beben und ängstlich rufen: „„Wenn's nur nicht einschlägt!"" und wenn er es regnen läßt, so sollen die Herren unwillkürlich nach den Hüten greifen, um sich den Kopf damit zu bedecken! Es sind schon sehr viele Fremde deßhalb in die Stadt gekommen, denn Alles will das Wunder des Gewitters hören! Das Billet kostet einen Thaler per Mann! Eine wahre Bagatelle für solch einen seltenen und hohen Genuß!"

Da fuhr sich der Abt Vogler mit der rechten Hand über das Gesicht und dachte: „„Träumst du denn, oder bist du zweimal da?"" Darauf besann er sich schnell und sagte zu dem Wirth: „„Von dem Namen hab' ich auch schon gehört; ich will darum lieber noch dableiben.""

---

*) Der deutsche Dichter C. F. D. Schubart, selbst ein großer Virtuose auf der Orgel, sagt von Vogler: „Er hat nicht nur der Orgel manche Vollkommenheit gegeben, sondern spielt sie auch als erster Meister."

Bald nachher gingen viele Leute in die Kirche und unter ihnen auch der wirkliche Abt Vogler, um den andern (den falschen) Vogler die Orgel spielen zu hören. Nun haben da freilich die Leute nicht gedacht: „„Wenn's nur nicht einschlägt!““ Auch hat Niemand beim Orgel=Regen den Hut aufgesetzt; aber es haben doch Viele in die Hände geklatscht und Bravo gerufen, wenn es gleich in einer Kirche nicht schicklich ist; und sie haben den — falschen Vogler zuletzt noch vor Freude in sein Logis begleitet, wo er zum Abend essen und auch schlafen wollte, — ja wollte. Und sein Antlitz glänzte wie verklärt ob der so reichen Einnahme. Und er lächelte bei seinem schon gemachten Plan: „Wenn diese Einnahme verzehrt ist, spiel' ich wieder an einem anderen Orte.“ —

Unterdessen aber ging der rechte Abt Vogler zu dem Herrn Stadtdirektor (Maire, da Bingen damals französisch war) und gab sich als den wahren Abt Vogler aus, das er mit seinem Passe bezeugte, und führte Beschwerde über den so schmählichen Mißbrauch seines Namens durch den falschen Abt Vogler, diesen — Orgel=Stümper.

Der Stadtdirektor, ein kluger Mann, merkte gleich, wo das hinausging und sagte: „Da wollen wir ein Exempel statuiren!“

Der Abt Vogler entgegnete ihm nun: „„Ei, Herr Stadtdirektor, das Orgelspielen ist wohl nirgends verboten und nicht straffällig; doch wenn mein College **auch** ein Abt Vogler sein will, so mag er's **auch** nicht besser haben, als ich, der rechte Abt Vogler; und er muß — das für eine so schnöde Täuschung des kunstliebenden Publikums eingenommene Geld ohne Verzug den hiesigen Stadt=Armen geben! Morgen aber will auch **ich**, so Gott mich den Tag erleben läßt, in Ihrer Kirche die Orgel spielen!““

Der Stadtdirektor ließ alsbald dem Betrüger das Geld abnehmen und es den Armen zutheilen; der leichtsinnige Gaukler durfte sich aber auf die milde Fürbitte des wirklichen Abtes Vogler noch in der Nacht aus dem Staube machen, und er selbst gab am folgenden Tag ein Orgel=Concert, und darin seine Composition des Jüngsten Gerichts, das den Zuhörern das Haar sträuben und die Zähne klappern machte; am Schluß aber spielte er ein „Gloria,“ dessen Melodie aus den Engels=Chören des Himmels herniederzuklingen schien und alle Herzen himmlisch beseligte. —

Und wie himmlisch erquickt fühlten sich auch die Armen, indem der Ertrag auch dieses Concertes ihnen ebenfalls großmüthig übergeben wurde! —

---

199. Achtung des Genies vor dem Genie.

Napoleon I. hatte als Brigade-General dem genialen Componisten Luigi Cherubini (geboren zu Florenz am 8. September 1760) einige Bemerkungen über dessen Musik gemacht und hauptsächlich daran getadelt, daß sie zu gelehrt und nicht gut singbar sei.

Das nahm Cherubini sehr übel und brach in die von gereizter Stimmung zeugenden Worte aus: „General! Schlachten gewinnen, das ist Ihr Handwerk; lassen Sie mich auch in dem meinigen gewähren, von dem Sie nichts verstehen!“

Diese Antwort konnte Napoleon nachmals weder vergessen, noch vergeben; das zeigte sich besonders bei folgender Gelegenheit:

In besonderer Gunst bei Napoleon standen Päsiello und Etienne Henri Mehül (geboren 1763 zu Givet in den Ardennen), als große Meister auf dem Gebiete der Musik und vortreffliche Menschen gleichen Ruhmes werth.

Als Päsiello Frankreich verlassen hatte, warf Napoleon, der damals Obergeneral gewesen, seine Augen auf Mehül, und alle Welt glaubte, er würde den glänzenden Antrag — Kapellmeister zu werden — mit beiden Händen ergreifen.

Wie erstaunte aber Napoleon, als Mehül die ihm zugedachte Ehre förmlich ablehnte!

„„Nur unter Einer Bedingung,““ sagte er, als Napoleon ungestüm in ihn drang, „„kann ich diese Stelle annehmen!““

„,Und diese ist?‘“ unterbrach ihn Napoleon.

„„Wenn Sie mir erlauben, die mir angebotene Stelle mit Cherubini zu theilen.““

„,Wie? Cherubini? Nennen Sie mir Den nicht!‘“ rief Napoleon aus. „,Der ist ein naseweiser Geselle, den kann ich nicht leiden!‘“

„„Er ist wahrscheinlich so unglücklich gewesen,““ erwiederte Mehül ganz ruhig, „„sich Ihr Mißfallen zuzuziehen; aber bei dem Allen bleibt er doch unser Aller Meister und Muster in der heiligen Musik! *) Zudem lebt er in dürftigen Umständen! Er hat Familie! Ich wünsche herzlich, ihn wieder durch Ihre Gunst beglückt zu sehen!““

---

*) Unter den kirchlichen Compositionen dieses Meisters sind besonders berühmt — seine dreistimmige Messe, seine Messe zur Krönung Carl's X. und sein Requiem.

Als Einer der Mit-Direktoren am Conservatorium für Musik zu Paris wirkte er höchst wohlthätig, indem er bei den Zöglingen auf das Ernste, Strenge, Große und ebenso auf die sichere Bildung ihres Geschmackes hinarbeitete.

„„Ich wiederhole Ihnen aber,““ rief Napoleon, „„daß ich nichts mit ihm zu schaffen haben will.““

„„Nun, General!““ erwiederte Mehül, „„so wiederhole auch ich in diesem Falle meine bestimmte Weigerung, und betheuere, daß mich nichts bewegen soll, diesen meinen Entschluß zu ändern. Ich kann es nicht ertragen, daß etwa Jemand von mir behaupten sollte: ich zöge selbstsüchtig von der Gunst, mit der Sie mich beehren, Vortheil, so daß ich Alles für mich behielte und einen berühmten Mann dessen beraube, worauf er Anspruch zu machen vor Allen das Recht hat!““

Mehül blieb fest bei seinem Entschluß, aber auch Napoleon wollte nicht nachgeben.

Die Folge war, daß ein anderer Kapellmeister mußte gesucht werden.

Die Stelle erhielt Johann Franz Lesueur, der soeben durch seine Composition, betitelt: „die Barden“ die Zuneigung Napoleon's in so hohem Grade sich erwarb, daß er ihm eine goldene Dose schenkte mit der Inschrift: „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden.“ —

---

200. Die Schneeglöckchen.

In einer engen, dunkeln Straße Dresdens stand das friedliche, bescheidene Haus des berühmten deutschen Componisten Carl Maria von Weber; die Stille umher wurde nur dadurch unterbrochen, wenn aus einem kleinen blumengeschmückten Fensterlein jene zaubervollen Melodien klangen, die des Meisters fromme Seele füllten, und die noch die späteste Nachwelt preisen wird. Die sorgende Liebe eines treuen Weibes, die unbegrenzte Zärtlichkeit, die ihm aus den Augen seiner Kinder entgegenleuchtete, die eigene, gottgesegnete Strebekraft im Bereiche der Kunst und der frohe Aufblick nach Oben waren es, die den schwergeprüften Mann aufrecht hielten und jene Stacheln abwehrten, die der Neid und die Bosheit der Welt hohnlachend an sein Herz warfen. Wie blutete es oft, dieses edle, weiche, gottinnige Herz!

Aber vergessen, begraben war stets alles Leid und Weh, wenn der Frühling kam und die liebliche Umgebung der im Winter so düstern Königsstadt mit zahllosen Reizen schmückte; wenn die Blumen erstanden aus ihren kleinen Gräbern und die Bäume mit tausend Blüthenaugen fröhlich zum Himmel schauten, und jedes Geschöpf vor Gott jubelte und die Wonne seines Daseins empfand; ein

einfacher Veilchen= oder Maiblumenstrauß erhob und entzückte von Neuem wieder die Seele des Meisters, und er sang die anmuthigsten Blumenliedchen und die herrlichsten Psalmen zur Ehre des Allerhöchsten.

Vor allen Blumen aber liebte er die Schneeglöckchen, jene zarten Blüthen, so silberrein und unbefleckt wie die Seele eines Kindes. — Ein Kind brachte ihm auch alljährlich in den ersten Tagen des Lenzes einen vollen Strauß dieser blendend weißen Lieblinge: ein zierliches, freundliches Mädchen, das Töchterlein eines Müllers, dessen Mühle einsam und versteckt im schönen Plauen'schen Grunde lag und oft das Ziel der stillen Wanderungen des Meisters gewesen war. Die Kleine wollte aber nie einen Lohn annehmen für ihr Sträuschen: „Ach, spielt mir etwas!" bat sie leise und zagend. Und das that dann auch der Beschenkte mit dem freundlichsten Lächeln, heimlich sich ergötzend an der lautlosen Seligkeit des lauschenden Kindes. —

201. Eines Künstlers Großmuth.

Dem deutschen Dichter Johann Wolfgang von Goethe (geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main) wollte man in seiner Vaterstadt ein Denkmal aus Erz setzen. Der wahrhaft geniale Bildhauer Ludwig Michael Schwanthaler (geboren am 26. August 1802 zu München) übernahm unentgeltlich die Anfertigung der Modelle zu diesem Denkmale. Der berühmte Stiglmair zu München hatte vor seinem Tode noch die Anordnungen des Gusses desselben getroffen, welchen sein Neffe F. Miller in der königlichen Gießerei dann leitete und ausführte. Das kolossale Denkmal, dessen Kosten etwa 40,000 Gulden betrugen, wurde zu Frankfurt auf dem Roßmarkte (auch „Stadt=Allee" genannt) am 22. October 1844 enthüllt, und findet als eines der großartigsten Meisterwerke deutscher Kunst allgemeine Bewunderung. —

Der hohe Senat Frankfurts, in gerechtester Anerkennung der vorzüglichen Leistung Schwanthalers, ertheilte ihm das Ehrenbürger=Recht der Stadt; und das Comité für die Aufrichtung des Goethe=Denkmals übersandte dem Künstler aus aufrichtigster Dankbarkeit ein Honorar von 5000 Gulden.

Und was that der edle Schwanthaler?

Er sandte von diesem Honorar 2000 Gulden zurück, damit solche den Frankfurter Armen zugewendet werden möchten.

Aus diesem Geschenke entstand dann zu Frankfurt am Main eine „Schwanthaler'sche Stiftung," die den Namen eines deutschen Künstlers auch den dasigen Armen unvergeßlich erhalten wird! —

202—204. Eine Warnung vor geistigem Hochmuthe.

1. Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau, als Dichter Nikolaus Lenau genannt, ward am 13. August 1802 zu Csatad, einem Dorfe unweit Temeswar in Ungarn, geboren, wo sein Vater, Franz von Niembsch, als Beamter der dortigen Kameralherrschaft damals angestellt war, nachdem er die kriegerische Laufbahn, die er in einem Kavallerie-Regimente begonnen, bald wieder aufgegeben hatte. Dessen Gattin, die Mutter des Dichters, hieß Theresia Maigraber und stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie zu Ofen, welche sich daselbst eines stattlichen Haus- und Landwirthschaftsbesitzes mit bedeutenden Weingärten zu erfreuen hatte.

Die Ehe des Lenau'schen Ehepaares war keine glückliche. Franz von Niembsch hatte aus dem halbmüßigen Garnisonsleben den ihm anklebenden Hang zu soldatischer Ungebundenheit im außerdienstlichen Verkehre ungeschmälert an den häuslichen Herd mitgebracht. Unbezähmte Neigungen zu Zerstreuungen und abenteuerndem Herumstreichen, Hang zu edelmännischem Groß- und Wohlleben, endlich die verderbliche Leidenschaft des Spieles führten ihn von Schritt zu Schritt auf die bedauerlichsten Abwege. — So geschah es eines Tages, daß er, von dem Bette seines todtkranken ältesten Töchterleins nach Temeswar um ärztliche Hilfe abgesendet, dort des Zweckes seiner Fahrt in sinnbetäubender Spielwuth vergaß, bis die ganze mitgebrachte Geldsumme im Kartenspiel verloren war! Selbst der bald darauf erfolgte Tod dieses, übrigens unrettbaren Kindes vermochte ihn nicht zur Aenderung seiner ungeregelten Lebensweise. Nachdem er, durch andauernde Kränklichkeit veranlaßt, seinen Dienst aufgegeben und mit seiner Familie nach Ofen übersiedelt war, starb er im Frühling 1807, erst neun und dreißig Jahre alt, an der Auszehrung, der scheuslichen Frucht seiner vielen Ausschweifungen.

Auf ihr eigenes, nicht übergroßes Vermögen und die zeitweiligen Beihilfen ihrer nächsten Verwandten beschränkt, widmete sich Lenau's Mutter mit aller Sorgfalt und Liebe in fast dürftiger Zurückgezogenheit der Pflege und Erziehung ihrer Kinder. Sie bezog, zunächst wohl aus ökonomischen Rücksichten, auf der sogenannten „Generals-Wiese" (nächst Ofen) mit den Kindern ein

Haus, welches ursprünglich eine Kapelle und erst neuerlich zum Wohnhause umgestaltet, mitten in einem ehemaligen Kirchhofe lag. Diese Umgebung konnte eines mächtigen Eindrucks tiefernster und religiöser Färbung auf das empfängliche Gemüth des Knaben Nikolaus nicht verfehlen, in welchem durch eine weibliche Erziehung, die überdieß von einer in Unglück und Entsagung schwer geprüften Mutter ausging, der religiöse Sinn vorwiegend geweckt und genährt wurde. Die Mutter bildete mit aller Sorgfalt ihren Liebling — zu einem entschiedenen katholischen Christen.

So kam es, daß Nikolaus, wie ein naher Verwandter des Dichters erzählt, *) „als Kind ungemein fromm und gottesfürchtig war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine um anderthalb Jahre ältere Schwester ministriren mußte. Noch als Mann sprach Niembsch mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erste Mal rein wie ein Engel von der Beichte ging." —

2. Diese himmlische Seligkeit verlor aber später der Jüngling durch das Studium einer schnöden Philosophie, die — durch ihre vorherrschende Verneinung aller göttlichen Offenbarung — ihn leider! so weit brachte, daß er im Sinn und Gemüth nach und nach entchristlicht, ja geradezu ein Pantheist wurde, der das ganze Weltall als Gott anschaut, also das Geschöpf zum Schöpfer erhebt und die erlösende Liebe am Kreuz mit Füßen tritt.

Und doch kam er später wieder auf eine ebenso eigenthümliche, als rührende Weise zum Christenthum zurück, was er auch vielfach seinen Freunden zu erkennen gab.

So fragte ihn einmal sein Freund, der deutsche Dichter L. A. Frankl —: „Wie er von der in alle Welt ausgegossenen Gottheit zu der **geoffenbarten** hinübergedrängt worden sei?"

Und nach einer bedeutungsvollen Pause erzählte Nikolaus Lenau, wie folgt:

„„Ich ritt einmal über die Haide, sie war schneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die schwarzen Gedanken der Haide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben so allein in der weiten, kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem Alles starr machenden

---

*) A. X. Schurz, in dem kurzen lebensgeschichtlichen Abrisse: „Nikolaus Lenau" im „Album österreichischer Dichter." Wien 1849.

Winter-Oceane. Endlich mußte er doch siegen. Ich fühlte mich sehr einsam in der Welt und tief traurig — und so war ich, mich meinem Pferde überlassend, in einen Wald gekommen; jenseit desselben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige, und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es lustig heraus; mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in dem einsamen Jägerhause zu belauschen. Ich stieg vom Pferde, band es an einen Baum und schritt leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erschrocken, ließen sich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben hinabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen; aber ich konnte sehen, daß die Kinder und Eltern warm und selig bewegt waren, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hingen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei, und daß die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntniß für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam; eine heitere, selige Stimmung goß sich, wie Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele, und — so bin ich **Christ** geworden!“" —

3. Aber dieses wieder aufgenommene Christenthum ging bald in das falscheste über, indem er den traurigsten Standpunkt der Sectirer, nämlich der Empörer gegen das wahre, das katholische Christenthum einnahm.

Durch den fast ausschließlichen Verkehr mit Protestanten aus der schwäbischen Dichterzunft, verbunden mit der Sucht, ihrer protestantischen Anschauungsweise zu huldigen, strebte er ihnen mehr und mehr als wahrhaft Aufgeklärter wohlzugefallen.

Dieß geht hervor aus einer Zuschrift vom 23. Januar 1837 an den deutschen Dichter Justinus Kerner in Weinsberg, welche die in obigem Sinne bezeichnende Stelle enthält:

„Ich habe dir viel zu sagen. Den alten pantheistischen Dämon habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberge umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die **du** auch liebst und

hegst, und die, wenn sie mich nicht verlassen, mir wohl hinüber helfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt du schon, daß ich einen Savonarola *) dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte?" — —

Und nun vertiefte er sich auch noch, um so recht den Geier des Zweifels in seinem Herzen groß zu nähren, in das armseligste Buch alles Irr- und Unglaubens, das damals erschienene sogenannte „Leben Jesu" von Dr. David Strauß, das den katholischen Glauben für immer vernichten sollte. (Das elende Machwerk ist längst verschollen!) Und der hierdurch geradezu unmündig gewordene Lenau, der katholische Lenau machte Partei gegen seine eigene Kirche, und verschwendete die hohe Gottesgabe seiner Poesie in zwei umfangreichen Werken an solchen Sectirern, die als stolze und entartete Söhne — der heiligen katholischen Kirche, dieser ihrer geistigen Mutter, die kecke Faust der Empörung in's Angesicht schlugen und Wahnglauben und Wuth und Blut in das friedliche Gelände des Weinbergs des Herrn einsäeten. Diese zwei Werke, die so ungeheuerlichen, erscheinen darum auch als die Nachtseite seiner dichterischen Leistungen, in denen bereits die giftigen Wurzeln — zum Wahnsinnigwerden offen daliegen. —

Und wie erging's zuletzt noch diesem verblendeten Streiter gegen die Kirche Gottes?

Entsetzlich!

Die Strecke seines Lebensganges, die er selbst schon eine „abendliche" genannt, mündete in die Grauen des Wahnsinns! —

In der Nacht vom 10. auf den 11. October des Jahres 1844 überfiel ihn zu Stuttgart, wo er sich gerade aufhielt, wirklich der **Wahnsinn.** Verzweiflung und Selbstmordgedanken bemächtigten sich seiner, und er stieß Gotteslästerungen, Zoten und rasendes Geschrei aus. **)

---

*) Die Nennung dieses Namens beweist genugsam, wessen Schlages die neuen Gäste, „die guten freundlichen," gewesen. Der irrgehetzte Dichter scheint vergessen zu haben, daß ebenso wie der „pantheistische Dämon," den er glücklich verjagt glaubte, auch die Liebe zur Sectirerei, die er nun in sich aufgenommen, vom Teufel komme. — Der Heiland selbst aber sagt vom Teufel: „Dieser war ein Menschenmörder von Anbeginn, und ist in der Wahrheit nicht bestanden; denn die Wahrheit ist nicht in ihm! Wenn er Lüge redet, so redet er aus seinem Eigenthume; denn er ist ein Lügner, und der Vater der Lüge!" Joh. 8, 44.

**) In einem Briefe aus Wien hatte eine Freundin den leidenden Dichter mit dem Spruche aus Zinkgreff ermahnt:

Duck dich und laß vorübergan;
Das Wetter will sein'n Willen han! —

Wir können hier dem Unglücklichen nicht durch alle Phasen dieser schauderhaftesten Krankheit folgen; es dürfte genügen zu wissen, daß man ihn aus der Irrenanstalt in Winnenthal, wo er Aufnahme gefunden, am 7. Mai 1847 in die des Dr. Görgen zu Oberdöbling bei Wien zu bringen suchte.

Drei Jahre noch dauerte das schauerliche Leben Lenau's zu Oberdöbling Er soll bei lichteren Augenblicken oft in rührender Weise gebetet und einmal sogar in erschütterndem Tone ausgerufen haben: „„Jesus, Maria, wahnsinnig! wahnsinnig!““ — Einmal hörte man Nachts ein heftiges Weinen in der Zelle; als Dr. Görgen hineineilte, antwortete der Dichter mit Thränen: „„Der Niembsch ist sehr unglücklich!““ — Es war das letzte Aufflackern des auszitternden Lichtes. —

Mit dem Bewußtsein hatte sich auch die articulirte Sprache verloren; kein Wort mehr, nur undeutliches Murmeln, schmerzhaftes Stöhnen oder stundenlang monotones Röcheln war vernehmbar. Das thierische Element in seiner Unsauberkeit trat in den Vordergrund. Auch auf die äußeren Sinne machte ein Besuch der Zelle den Eindruck, als sei man in einen Thierzwinger getreten. Die Besuchenden wurden nicht mehr erkannt. Der in seiner warmen Pietät für den Dichter unermüdliche Frankl hatte, um eine Statuette und ein Bild Lenau's ausführen zu lassen, einmal den Bildhauer Hirschhäuter, ein ander Mal den Maler Aigner in die Anstalt gebracht; Letzterer konnte den Anblick nicht ertragen; unter den peinlichsten Seelenfoltern, fieberhaft eilig, warf er seine Farbenskizze auf die Leinwand und entfloh damit, als seine eigene Kraft schmerzerschüttert zu erliegen drohte. Es war (wie der berühmte deutsche Dichter Anastasius Grün in der Biographie Lenau's sagt, der wir in der vorliegenden Darstellung theilweise gefolgt sind) in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde zu demüthigen und niederzuschmettern, besonders aber dem **geistigen Hochmuth**, wenn er sich in irgend

---

In dem noch vorhandenen Briefe sind die beiden Spruchzeilen mit Bleistift durchkreuzt, von Lenau's Hand aber die stolz vermessenen Worte beigefügt:

„Ich ducke mich nicht!!!“

Das „nicht“ dreimal unterstrichen. — —

Wie tief gebrochen und geknickt mußte sich dieß stolze Herz gefühlt haben, als er später dennoch beirücken mußte:

„Ich ducke mich doch! Versteht ihr mich: doch! — ?“

und dann abermals:

„*Tamen,* ego vobis dixi!“ —

einer Brust noch regen mochte, ein Bild grausamster Wahrheit entgegenzuhalten, auf daß er sich an solchem Ausgang eines einst so hochragenden Geistes spiegle und selbst ermesse. —

Am 22. August des Jahres 1850 früh sechs Uhr schlug endlich dem so maßlos Unglücklichen die Sterbestunde. Der Todeskampf war ein kurzer.

Am 24. August um sechs Uhr Abends wurde Nikolaus Lenau auf dem stillen, einfachen Dorfkirchhofe zu Weidling, wo Lenau's Schwester, Therese Schurz, ein freundliches, akazienumschattetes Landhaus besitzt, zur Erde bestattet. Von jenem Häuschen zum Kirchhofe blickend, hatte Lenau einst zur Schwester gesagt: „Dort möcht' ich ruhen!"

Ein frommes „Vaterunser" der Dorfbewohner schloß die Feier der Beerdigung.

Kein Kreuz schmückt die Pyramide von grauem Granit, die sich auf dem Grabe des Dichters erhebt und am Sockel den Namen „**Lenau**" in Goldlettern trägt! — —

---

205. In Gott allein ist wahre Seligkeit.

Ein frommer Fischer kam mit einer Lägel auf dem Rücken zur Zelle eines Abtes, nahm einen schönen Fisch heraus und legte ihn dem Abte als ein Geschenk zu Füßen.

Der Abt und seine Jünger betrachteten den Fisch, der auf der Erde zappelte, sich wand und krümmte, mächtig mit dem Schweife schlug und mehrmal vom Boden emporsprang.

„Ach, das arme Thier," sagte Einer der Jünger; „wie es sich quält! Man sieht es ihm an, daß es nach seinem Elemente schmachtet; es ist ihm nirgends anders wohl, es kann nirgends leben als im Wasser!" —

„„So ist es mit uns Menschen,"" sprach der Abt; „„auch uns ist es nicht wohl, wir zappeln und schmachten vergebens, wenn wir uns nicht in unserm Elemente befinden; wir gehören nicht der Erde, sondern dem Himmel an; ja, auf Erden schon können wir selig leben — in Gott, im Glauben an Ihn, in der Hoffnung und im Vertrauen auf Ihn, und in der Liebe zu Ihm!"" —

---

206. Gleichnisse von der Spinne.

Bei dem alten Einsiedler Medardus saßen wieder einige Schüler auf der Holzbank vor der Mooshütte, um aus seinem Munde Lehren des Heiles zu vernehmen. Da fiel der Blick seines

Auges auf Einmal auf eine Spinne, die unter dem Dachgebälke fleißig an ihrem Gewebe arbeitete. Und an diese Spinne knüpfte er seinen Unterricht, indem er sprach:

„Wie die Spinne den Trieb und die bewunderungswürdige Geschicklichkeit besitzt, aus seinen Fäden ein kunstreiches Gewebe oder Netz zu bilden; — so hat der Christ von Gott die Bestimmung und durch die Gnade Gottes die Kraft und Fähigkeit, sein Leben hienieden zu einem schönen geistigen Gewebe, zu einem moralischen Kunstwerke zu bilden, zur Verherrlichung Gottes und zur Freude der Menschen. —

Der Faden, den die Spinne zu ihrem Netze spinnt, ist ganz regelmäßig, fein, rein und klar; — ebenso soll auch der Lebensfaden, den wir spinnen, beschaffen sein; wir sollen ein ruhiges, geordnetes, reines, kindliches Leben führen. —

Wie die Spinne aus dem gesponnenen Faden ein Rad, einen Kreis bildet, der Kreis aber ein Bild der Vollkommenheit und Ewigkeit ist; — so sollen auch wir unser Leben auf die Ewigkeit beziehen, für den Himmel verwenden und unausgesetzt nach Gottähnlichkeit, nach Vollkommenheit streben. —

Wie aber die Spinne ihr künstliches Gewebe nicht auf Einmal vollendet, sondern allmählich, in bestimmten, regelmäßigen Abtheilungen, stufenweise; — so können auch wir nicht auf Einmal, sondern nur stufenweise zur Vollkommenheit gelangen, und sollen uns daher bestreben, täglich im Guten fortzuschreiten, täglich eine Stufe höher zu steigen. —

Wie die Spinne, wenn ihr Gewebe beschädigt, zerrissen, zerstört wird, in Geduld ihr Werk von Neuem anfängt und unverdrossen fortsetzt; — so sollen auch wir, wenn wir auf dem Tugendpfade hier und da straucheln und fallen, wenn wir um der Tugend willen angefeindet und verfolgt werden, den Muth nicht verlieren, und mit immer neuem Eifer an unserer Vervollkommnung arbeiten und alle Leiden und Verfolgungen mit Geduld und Gottergebenheit tragen. —

Wie die Spinne, wenn sie nicht gestört wird, in dem Mittelpunkte ihres Gewebes sich aufhält; — so lebt auch der gute fromme Mensch in dem Mittelpunkte seines Lebenskreises, **in Gott**, und genießt da einer himmlischen Ruh' und Seligkeit. —

Die Spinne ist ein Symbol des Glückes; — ebenso ist der fromme, tugendhafte Christ der wahrhaft Glückliche, das Glückskind; weil ja — glücklich in Zeit und Ewigkeit." —

207. Wissenschaft und Weisheit.

Zu dem heiligen Abte Pamon kam, aus ferner Wüste, ein junger Einsiedler, der sich sehr gelehrt dünkte; Vater Pamon grüßte ihn freundlich, bot ihm einen Stuhl, und setzte sich zu ihm.

Der junge Einsiedler fing an, von gar hohen Dingen zu reden, und sprach gar Mancherlei von den dunkelsten Stellen der Schrift, und von den tiefsten Geheimnissen der Religion, über deren Erklärung die Gottesgelehrten in Streit gerathen waren.

Vater Pamon blickte zur Erde und schwieg. —

Der junge Einsiedler verließ sehr verdrießlich die Zelle und sprach zu Pamon's Jünger, der zugehört hatte: „Ich hätte mir die weite Reise ersparen können. Entweder ist euer Abt der weise Mann nicht, für den man ihn hält, oder er hält mich nicht einmal einer Antwort werth."

„„Lieber Bruder!"" sprach der Jünger, „„unser Abt ist kein Freund von solchen hohen Meinungen über Dinge, die wir mit unserm beschränkten Verstande nicht begreifen können. Er meint, wir sollen uns über die Geheimnisse der Religion den Kopf nicht zerbrechen; er sagt, die Religion sei uns gegeben, unsere wunden Herzen zu heilen. Anstatt daß wir mit unseren Gedanken so in den Wolken herumschweben, sagt er, sollen wir trachten, hier auf Erden festen Fußes fromm und gut zu wandeln."" —

Der junge Mann wurde nachdenkend, ging wieder zu dem Abte in die Zelle und sprach: „Sag' mir, lieber Vater, wie soll ich es angehen, ein frommes, heiliges Leben zu führen?"

Da erfreute sich der Abt und sprach: „„Nun bist du mir erst willkommen, und nun erst kann ich mit dir reden!"" — Er öffnete seinen Mund und redete mit ihm: Von der Liebe Gottes zu uns Menschen, der uns seinen lieben Sohn gesendet; von dem Leben, Leiden und dem Tode Jesu; von der Nachfolge Jesu — und wie wir täglich unser Kreuz auf uns nehmen, die Versuchungen standhaft überwinden und die Leiden geduldig ertragen sollen.

Der junge Einsiedler wurde tief gerührt und sprach: „Wahrhaft, du wiesest mich erst auf den rechten Weg, der zum Leben führt!"

Er dankte dem Abte mit Thränen, ging zurück in seine Zelle und fand nun erst in der christlichen Religion, über die er sich bisher vergebens den Kopf zerbrochen hatte, Trost und Ruhe für sein Herz. —

208. Die Empfänglichkeit.

(Ein Gespräch.)

Schüler: „Warum find' ich in Allem, was erschaffen ist, keinen Frieden?"

Einsiedler: „„Darum, weil du keinen finden kannst!""

Schüler: „Warum kann ich keinen Frieden in dem Erschaffenen finden?"

Einsiedler: „„Weil es zu geringe ist, die Tiefen deines Verlangens auszufüllen!""

Schüler: „Warum zu geringe?"

Einsiedler: „„Weil du für das Höchste Gut geschaffen bist, und dieß in dem Höchsten Gute, das ist, in dem Schöpfer allein gefunden werden kann!"" —

209. Der Brombeerstrauch.

Ein greiser Einsiedler gab einst einem Schüler folgende Parabel zum Erwägen; er sagte:

Ein Brombeerstrauch sprach einst zum Gärtner: „Ach, wenn Jemand für mich sorgen und mitten in den Garten mich verpflanzen, mich bewässern und pflegen wollte: dann würden Könige sich nach mir sehnen und meine Blüthen, meine Früchte suchen!"

Durch Liebe getäuscht, verpflanzte der Gärtner den Strauch in den fettesten Boden des mittleren Gartens und wässerte ihn. Da wuchs der Strauch und seine Dornen wurden kräftig; seine Schößlinge und Zweige überwucherten jeden Nachbarbaum, seine Blätter überdeckten den Boden; das stachelnreiche Gewinde schreckte Jedermann, zu nahen. —

Siehe da des Bösen Bild! Du ehrest ihn; er aber wird noch böser und schadet dir, je mehr du für ihn sorgst! —

210. Wie Einer die Weisheit sucht.

Der Einsiedler St. Johannes der Kleine erzählte, um seinen Jüngern die Nothwendigkeit der Selbstbesiegung anschaulich darzustellen, oft folgende Geschichte:

Einst sprach ein Jüngling zu einem berühmten Weisen: „Nimm mich auf unter die Schaar deiner Schüler, denn mich verlangt nach Weisheit, wie den Wanderer in der Wüste nach der freundlichen Oase, wo der Dattelbaum Früchte und Schatten spendet und ein helles Börnlein sprudelt!"

Der Weise entgegnete: „„Gehe zuerst in die Steinbrüche und trage drei Jahre lang Steine an den Fluß mit den Verbrechern, die zu den Bergwerken verurtheilt sind.““

Der Jüngling that, wie ihm befohlen, und kehrte freudevoll nach drei Jahren zurück. — —

Da sprach der Weise: „„Nun verwende abermals drei Jahre unter Erduldung jeglicher Unbilde, ohne ein Wort zu erwiedern, und beschenke Den mit Gold, der dich auf's Schmählichste mißhandelt!““

Der Jüngling gehorchte, kehrte nach drei Jahren zurück und gestand offen, daß ihm die zweite Probe schwerer geworden, als die erste; denn leichter erträgt man Körperbeschwerden, als Kränkung des Stolzes, und Feindesliebe ist der höchste Triumph über die Selbstsucht, zu dessen Besiegung es wahrhaftig des Muthes eines Helden bedarf. — —

Nun sprach der Weise auf's Neue zu dem Jünglinge: „„Jetzt begieb dich nach Athen, um dich in die Schulen der Philosophen aufnehmen zu lassen!““

Er ging.

Und als er zu den Thoren Athens gelangt war, sah er dort einen Greis, der ihn höhnisch anschaute und sprach: „„Nach deinem Mantel zu schließen, scheinst du dir aus der Stadt der Weisen Weisheit holen zu wollen! Wie du eilst! Glaube nicht, die Weisheit im Fluge erhaschen zu können; sie will lange, lange gesucht und in heißem Kampfe errungen werden! Noch so jung, und du thust dennoch so ernst, als wäre Platon dein Schüler; die Weisheit kommt nicht vor den Jahren! Du trägst viel Gepäck und einen kostbaren Mantel bei dir; mit Geld und Gut erkaufst du die Weisheit nicht, und sie kehrt nicht bei Denen ein, die viel auf sich selbst halten!““

So sprach der Greis lächelnd und herausfordernd.

Der Jüngling aber erwiederte freundlich und bescheiden: „Ich danke dir, Vater, für diese schönen Lehren der Weisheit; schon an den Thoren Athens erfahre ich, daß hier der Sitz der Weisheit ist!“

Ueber diese Antwort verwunderte sich der Greis höchlich und fragte: „„Wie bist du zu diesem hohen Grade der Sanftmuth und Bescheidenheit gelangt, die man so selten bei deinen Altersgenossen findet, mein lieber Freund?““

Der Jüngling entgegnete ihm: „Drei Jahre lang habe ich Gold gegeben Denen, die mich behandelt haben wie du; und nun sollte ich die Heiterkeit und den Gleichmuth verlieren, da es mir nichts kostet? Zudem hast du mir nicht allein Dornen gereicht,

sondern mir auch die Rosen nicht vorenthalten; darum empfange meinen wärmsten Dank, mein Vater und Lehrer!"

„„Gehe hin,"" versetzte der **Greis** gerührt, „„gehe in die Schulen der Philosophen, du verdienst dort aufgenommen zu werden!"" — —

Also erzählte der Heilige und fügte hinzu: Siehe, **dieß** ist die Thüre des Himmels! Alle treuen Diener Gottes sind da eingegangen durch Leiden und Demüthigungen, die sie mit Sanftmuth und Geduld ertragen haben! —

211. Von dem Geiste der Gotteslästerung.

Ein Bruder wurde stark von der Gotteslästerung angefochten und schämte sich, dieses zu sagen, und wo er immer von einem großen Manne reden hörte, dort ging er hin, um ihm seinen Seelenzustand zu entdecken; allein kaum war er dort angekommen, so konnte er sich wieder nicht entdecken vor zu großer Schamhaftigkeit.

Da er also sehr oft zum Abte **Poemen** kam, bemerkte dieser an ihm, daß er Gedanken der Versuchung habe, und sprach zu ihm: „Sieh, du hast, so oft du zu **mir** kommst, Gedanken, und trägst sie, wenn du heimgehest, wieder mit dir nach Hause. Sage mir also, mein Sohn, was fehlt dir denn?"

Jener aber sagte: „„Mich plagt der Teufel mit gotteslästerischen Gedanken, und ich schäme mich, es zu sagen!"" — Und kaum hatte er seinen Zustand geoffenbart, so wurde die Anfechtung auch geringer.

Und der Abt sprach zu ihm: „Betrübe dich nicht, mein Sohn! Wann dir ein solcher Gedanke wieder kommt, so sprich: „„Ich habe nicht Ursache, Gott zu lästern; die Gotteslästerung komme über **dich**, o Satan! denn meine Seele will diese Gotteslästerung nicht!"" Und wenn eine Seele in die Gotteslästerung nicht einwilligt, so wird sie nicht lange anhalten."

Auf solche Weise geheilt, kehrte der Bruder wieder, und zwar fröhlich, nach Hause. —

212. Vom Zorne und der Quelle desselben.

Ein **Altvater** sagte:

„Der Zorn entsteht durch diese vier Dinge: durch die Begierlichkeit des Geizes im Geben und Empfangen; wenn Jemand seine eigene Meinung, die weder besonders gut, noch besonders böse scheint,

liebt und vertheidigt; wenn Jemand durch Ehre erhöht werden will; wenn Jemand ein Lehrer sein will und Alle an Weisheit zu übertreffen wähnt. —

Der Zorn verdunkelt auch durch diese vier Dinge die menschlichen Sinne: Wenn man seinen Nächsten haßt, wenn man ihn beneidet, oder für nichts hält, oder ihm die Ehre raubt. —

Die Aeußerung dieser Leidenschaft geschieht auf vielfache Weise: Erstens im Herzen, zweitens im Gesichte, drittens auf der Zunge, viertens durch die That. Wenn Jemand sein Uebel so ertragen kann, daß er es nicht in's Herz eintreten läßt, so kommt der Zorn nie in's Angesicht; erscheint der Zorn aber auf dem Gesichte, so soll man die Zunge beherrschen, daß sie denselben nicht ausspreche. Hat Jemand durch die Rede den Zorn laut werden lassen, so soll er sich verwahren, ihn nicht in That übergehen zu lassen — sondern ihn alsobald fahren lassen. —

Es giebt drei Gattungen des Zornes. Wenn Jemand böswillig beschädigt wird, Schmach und Unbilden vom Nächsten leidet, und doch seines Nebenmenschen schont, der hat die Natur Christi. Wer Niemanden beschädigt, noch beschädigt werden will, der hat die Natur Adam's. Wer aber schadet, Unbilden oder Verleumdung und Schmach zufügt, der hat die Natur des Teufels!" —

---

213. Ertödtung der Leidenschaft des Zornes.

Einer von den Brüdern, der von einem Andern eine Unbild erlitten, kam zum Abt Sisoius und erzählte ihm, was ihm für eine Schmach zugefügt worden, und setzte bei: „Ich will mich rächen, Vater!"

Der Altvater bat ihn, Gott die Rache zu überlassen.

Allein Jener erwiederte: „Ich will nicht nachlassen, bis ich mich gerächt!"

Ihm entgegnete der Altvater: „„Wenn du es nun einmal beschlossen hast in deinem Herzen, dich zu rächen, so wollen wir wenigstens zuvor noch miteinander beten!

Der Altvater stand auf und fing an, folgendes Gebet zu sprechen: „„O Gott! du bist uns nimmer nothwendig; es braucht's nimmer, daß du für uns deine Sorgfalt verwendest; denn **wir** wollen und können uns ja selbst rächen, wie dieser Bruder sagt!""

Als der Bruder diese Worte vernommen, warf er sich zu den Füßen des Altvaters nieder, bat ihn um Verzeihung und versprach, niemals mehr mit Dem zu streiten, auf welchen er zürnte. —

---

214. Sanfteste Anfrage.

Es waren unter den Mönchen Aegyptens zwei Brüder, die in einer und derselben Zelle wohnten, und deren Sanftmuth in Christo Jesu nach und nach den Ruf der Heiligkeit — wider ihr Wissen — ihnen verdiente.

Als einst ein heiliger Altvater dieß hörte, da wollte er erproben, ob sie auch eine wahrhafte und vollkommene Sanftmuth hätten.

Und er kam hin, daß er sie besuchte.

Die Brüder aber nahmen ihn mit Freuden auf; und nachdem sie dem üblichen Gebrauche gemäß das Gebet und den Psalmengesang vollbracht, ging er hinaus vor die Zelle und sah ihren kleinen Garten an, worin sie Kohl gepflanzt hatten. Und da ergriff er seinen Stab und begann mit aller Gewalt die Kohlstauden zu zerschlagen, die sie überaus mühsam darin erzogen, so daß beinahe nichts mehr erübrigte.

Die beiden Brüder sahen ihm mit großer Ruhe zu und schwiegen; ja, sie zeigten nicht einmal ein verwirrtes oder trauriges Angesicht; sondern kehrten ruhig zur Zelle zurück, beteten das Gebet der Vesper, neigten sich dann vor dem Greise und sagten: „Willst du, Herr! daß wir nun gehen und den Kohl, der noch übrig ist, dir zum Abendessen bereiten? Denn es ist schon spät und um die Stunde des Essens.“

Da fiel der Altvater vor ihnen nieder und rief aus: „„Ich danke unserm Erlöser Jesu Christo, sintemal ich in Wahrheit sehe, daß der heilige Geist in eueren Herzen ruht! Und darum ermahne ich euch, geliebte Brüder, daß ihr die Tugend der heiligen Sanftmuth bis an's Ende bewahret; auf daß ihr durch sie im himmlischen Reiche groß und erhaben vor dem Angesichte des Herrn und seiner heiligen Engel erscheinet!““ —

---

215. Demüthigste Selbstverleugnung.

Als ich noch im Kloster des Abtes Gerasimus war, erzählt ein heiliger Altvater, da lebte ich mit einem Bruder, der mir ungemein lieb war; und wir setzten uns einst zusammen und hielten ein Gespräch zur Erbauung unserer Seelen.

Da ich nun einige Sprüche des heiligen Abtes Pastor anführte, sprach der Bruder zu mir:

Ich selbst habe die große Kraft und Wirkung seiner Worte wohl erfahren. Denn es war bei uns ein Diakonus, den ich

herzlich liebte, und von dem auch ich herzlich geliebt wurde. Nun hegte er aber, ich weiß nicht warum, einen Argwohn gegen mich in einer Sache, die ihm sehr schmerzlich fiel; und darob ward er mir gram und sah mich nicht mehr mit freundlichen Augen an. Ich gewahrte bald, daß schwere Traurigkeit an ihm nagte, und fragte ihn endlich auch, was ihm fehle, und warum er so traurig sei.

Er aber gab mir zur Antwort: „Weil du mir Das und Jenes gethan hast!“ —

Sintemal aber ich mir deßfalls nichts vorzuwerfen hatte, fing ich an, mich zu entschuldigen, und sprach: „„Ich weiß in meinem Gewissen nicht das Geringste von dieser Sache!““ — Er hingegen erwiederte: „Verzeihe mir, mein Bruder, diese Entschuldigung genügt mir nicht!“ —

Endlich verließ ich den Diakonus, begab mich in meine Zelle und durchforschte dort das Innerste meines Herzens, ob ich vielleicht etwas dieser Art gethan hätte; doch konnte ich durchaus nichts finden, worin ich in diesem Anbetracht schuldig wäre. — An einem jener Tage also, da der erwähnte Diakon den Kelch in seinen Händen hatte und den Brüdern die Kommunion reichte, trat ich zu ihm hin und betheuerte bei dem heiligen Kelch, daß ich nie und nimmer das von ihm Vermuthete gethan hätte. Er jedoch wollte nichts desto minder meinen Worten keinen Glauben beimessen. — Hierüber schwer betroffen, kehrte ich noch Einmal in mich selbst und gedachte der Worte und Lehren des heiligen Abtes Pastor über die Eigenliebe, die ihr eigenes Böses so gern und so scheu vor sich selbst verbirgt; und ich glaubte denselben und fing an, ganz andere Gedanken bei mir selbst zu erwecken, und sprach also zu mir: „„Sieh, der Diakonus liebt dich aufrichtig; dieß weißt du; aus treuer Liebe auch hat er dieß zu dir gesagt, wie es ihm um's Herz war, damit du nüchtern und wachsam seiest und künftig nichts Aehnliches mehr begehest. Du aber, meine unglückselige Seele, die du nie Anderes sprichst als: ich habe es nicht gethan! hast zahlloses Böses gethan, dessen du nicht mehr gedenkest. Denn sag' mir: Weißt du je, was du gestern und vorgestern, und was du vor zehn Tagen gethan hast? — Besinne dich Dessen, so es dir möglich ist! Gewiß also hast du auch Jenes gethan, dessen der Diakonus dich zeiht, und es entfiel dir, gleich vielen anderen täglichen Fehlern aus dem Gedächtniß!““ Und auf solche Weise überredete ich mein Gemüth, daß ich jene Sache wahrhaftig gethan, aber wieder vergessen hätte, und dankte hierauf der göttlichen Güte, daß sie durch diesen Diakonus mich zur Erkenntniß meiner Sünde geführt und zur Buße für dieselbe angeleitet hätte.

Und alsbald machte ich mich auf, ging in seine Zelle in der aufrichtigen Absicht, ihn demüthig um Verzeihung zu bitten, und für seine Ermahnung ihm zu danken. Als ich aber an der Thür anpochte, da that er mir selbst alsbald auf, fiel mir zu Füßen und sprach: „Verzeih' mir, geliebter Bruder, denn der böse Feind hat mir diesen bösen Argwohn gegen dich eingeflüstert; aber der Herr hat mich in Wahrheit deiner Unschuld versichert!" Auch ließ er es durchaus nicht zu, daß ich ihn um Verzeihung bäte, und ward hierüber noch weit mehr betroffen.

Ich aber wurde von seinen Worten sehr erbaut und dankte dem Herrn, der den Bruder erleuchtet und ihm die Wahrheit der Sache gezeigt hatte. —

216. Der Empfang der Brüder.

Einige Brüder kamen von Panephus zum Abte Joseph, um ihn über die Aufnahme oder den Empfang der Brüder zu fragen, ob es erlaubt sei: mit diesen einige Zeit vertraulich umzugehen oder fröhlich zu sein? Allein bevor sie ihn befragten, sagte er zu seinem Jünger: Wundere dich nicht darüber, mein Sohn, was ich heute thun werde. Er stellte für die Brüder, welche angekommen waren, zwei Stühle hin und sagte zu ihnen: Setzet euch. Und er setzte den Einen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Linken; dann ging er in seine Zelle und legte ein zerrissenes Kleid an; in diesem Kleide kam er heraus und ging mitten unter ihnen durch. Hierauf ging er nochmals in seine Zelle und zog ein besseres Kleid an, das er an Festtagen zu tragen pflegte, und ging nachher auch in diesem Anzuge zu ihnen heraus. Er ging aber wieder in seine Zelle und legte sein tägliches Gewand an, kam so angezogen wieder zu ihnen und setzte sich unter sie. Sie verwunderten sich aber darüber und erstaunten über diese Handlungen. Der Greis sprach sodann: Habt ihr gesehen, was ich gethan habe? Als sie dieses bejaht, sagte er zu ihnen: Nun, was habe ich gethan? Sie erwiederten: Zuerst hast du ein schlechtes Kleid angezogen und nachher ein anderes, besseres. Und er sagte zu ihnen: Bin ich durch jenes unansehnliche, oder durch das bessere Kleid verändert worden? Sie entgegneten: Nein! Nun wohlan, sprach der Greis, wenn ich also Derselbe blieb in beiden Kleidern und nicht verändert wurde, so hat mich das zweite Kleid nicht besser gemacht, wie mir das erste nicht geschadet hat; und so müssen wir uns auch benehmen, wenn Brüder

ankommen. Wir sollen sie, wenn sie da sind, mit Vertrauen und Freude aufnehmen; wann wir aber wieder allein sind, dann mögen wir die Bußtrauer und Abtödtung üben. Als sie demnach vernommen, wie er ihnen, bevor sie ihn darum fragten, auf die Gedanken ihres Herzens geantwortet, priesen sie Gott, und gingen erfreut wieder heim. —

217. Die Ueberwindung der Begierlichkeit.

Von einem Altvater erzählten die Brüder, daß er sich einmal eine Kukumer habe gelüsten lassen. Er holte sich auch die Kukumer, hing sie aber alsbald vor seinen Augen auf und berührte sie nicht einmal, um von seiner Begierlichkeit nicht überwunden zu werden; sondern er that Buße darüber und bestrafte sich selbst deßhalb, weil er sich danach hatte gelüsten lassen. —

218. Die Abtödtung des Leibes.

„Wer," wie der Weise des Alten Bundes richtig sagt, „seinen Knecht (den Leib) von Jugend auf verzärtelt, der wird ihn danach widerspenstig finden!" Sprüchw. 29, 21.

Jene heiligen Mönche der Vorzeit verlegten sich auf diese Uebung so sorgfältig bemüht, die Kräfte des Leibes, dieses Feindes der Seele, zu zügeln und zu schwächen, daß: wenn andere Mittel dazu nicht hinreichten, sie freiwillig die schwersten körperlichen Arbeiten unternahmen, um diesen ihren Feind zu bändigen und zu unterjochen.

Der Altvater Palladius erzählt von einem gewissen Mönche, daß er von Gedanken der Hoffart und eitler Ehre beständig angefochten wurde; und da er dieselben auf keine Weise von sich vertreiben konnte, so nahm er einen großen Haufen Erde in seinen Korb, legte ihn auf seine Schultern und trug ihn von einem Orte zum andern. Als man ihn aber fragte: „Was und wozu er dieß thäte?" gab er zur Antwort: „„Ich plage Den, der mich plagt!"" — das heißt: den Leib, der mich quält und abmüht, quäle und bemühe ich wieder, und räche mich so an meinem Feinde! —

Vom heiligen Dorotheus liest man gleichfalls, daß er strenge Buße übte und seinen Leib schwer züchtigte. — Als ihn ein Anderer so abgemagert sah, sagte er zu ihm: „Warum quälst du deinen Leib so sehr?" Und Jener antwortete: „„Weil er mich um's Leben bringt!"" —

219. Ein demüthiger Befehl bewirkt, daß man leicht gehorsamt.

Ein Altvater sprach: „Wenn Jemand seinem Bruder mit Demuth und Gottesfurcht eine Sache befiehlt, so wird jene Rede, die wegen Gott ausgegangen, den Bruder nöthigen, zu gehorsamen und zu thun, was ihm aufgetragen worden. Wenn aber Jemand herrschen und befehlen will, und zwar nicht aus Furcht vor Gott, sondern aus Eigenmächtigkeit und eigenem Willen einem Bruder etwas befehlen möchte, so wird Der, welcher das Verborgene des Herzens sieht, nicht zulassen, daß ein Solcher den Befehl anhöre und vollziehe. Denn ein Anderes ist das Werk Gottes, das wegen Gott geschieht, und ein Anderes die Eigenmächtigkeit des Menschen, die aus Ruhmsucht etwas befiehlt oder verordnet. Was aus Gott ist, hat die Demuth zum Grunde; was aber aus eigener Autorität mit Zorn oder Verwirrung geschieht, das kommt vom Feinde!" —

---

220. Augenblicklicher Gehorsam.

Der heilige Abt Sylvanus in der Wüste Scethe hatte in seinem Kloster einen Jünger, Markus genannt, der ein vortrefflicher Schreiber war. Diesen liebte er mit ganz vorzüglicher Liebe und zeichnete ihn oftmals auf besondere Weise aus. Dieß aber erregte die Eifersucht der übrigen Brüder, die untereinander darüber murrten, ja es auch allen benachbarten Mönchen erzählten, die auf gleiche Weise Aergerniß nahmen: daß er den Bruder Markus so innig liebe und den Anderen vorziehe.

Da sie nun einstmals zu ihm kamen und unter mancherlei Bemerkungen ihre Klagen ihm auch hierüber vortrugen, sprach der heilige Abt, nicht ohne Wehmuth im Herzen, dieweil er erkannte, daß der Grundtrieb dieser Klage einzig vom Neide herrühre: „Nun denn, so kommet mit mir und sehet, ob meine Vorliebe ungegründet ist?"

Und er ging mit ihnen an die Zelle der Brüder, rief Einen der Brüder und sprach: „Mein Bruder, komm heraus, denn ich bedarf deiner!" Dieser aber ließ den heiligen Abt harren und kam dann endlich und entschuldigte sich. Deßgleichen thaten auch die Uebrigen; und Keiner war, der auf seinen Ruf erschienen wäre; denn Dieser hatte noch ein Gebet, Jener eine Arbeit, der Dritte noch eine geistige Uebung, der Vierte noch ein gutes Werk zu vollenden; und so hatte Der diese, Jener eine andere Entschuldigung.

Da sie aber an die Zelle des Markus kamen und der Abt ihm rief: „Mein Bruder Markus komm heraus!“ kam er den Augenblick.

Da sah der Abt die Aeltesten an, die mit ihm gekommen waren, und sprach: „Sehet, noch sind Jene nicht Alle gekommen, die ich gerufen!“ —

Und er sandte den Markus mit einem Auftrag in eines der nahen Klöster; und als er sich entfernt hatte, führte er die Brüder, die er mit sich genommen, in die Zelle dieses Markus; und da sahen sie einen Bogen, den er in eben derselben Stunde angefangen, zu beschreiben, und worauf der letzte Buchstabe, den er begonnen hatte, ein O war, das unvollendet stand; weil er, sobald er den Ruf des Abtes vernommen, augenblicklich die Feder niedergelegt und diesen Buchstaben nicht einmal geschlossen hatte. Und es sprach der Abt: „Da sehet nun, ob Einer aus den Brüdern ihm an Gehorsam gleicht, der die Grundlage aller klösterlichen Tugenden ist!“ — Sie aber schlugen die Augen nieder und sprachen: „„Fürwahr, Vater, den Ihr liebet, wollen auch wir lieben, denn Gott selbst ist mit ihm und liebt ihn!““ —

---

221. Ein Flehen um noch einige Zeit zur Buße.

Der selige Abt Mutius war ein Lehrer vieler Mönche und Einsiedler; und Gott hatte dem heiligen Manne die Gabe der Wunder in hohem Grade verliehen. —

Einst besuchte er einen kranken Bruder und sah, daß derselbe durchaus nicht bereitwillig war zum Sterben, sondern vielmehr vor Kleinmuth und Angst des Gewissens verzagte. Er sprach deßhalb zu ihm: „Mein Bruder, warum hast du dich zu deinem Heimgang und zu dieser so schweren Reise nicht besser vorbereitet? Denn ich sehe, daß dein Gewissen dich ob solch unverzeihlicher Nachlässigkeit schwer bestraft!“

Da erhob der kranke Bruder die Hände flehentlich in die Höhe und rief: „„O mein Vater, bitte Gott für mich, daß er mir nur noch eine kurze Zeit zur Besserung meines Lebens verleihen möge!““

Der fromme Abt aber entgegnete ihm: „Jetzt erst, mein Bruder! suchst du Zeit zur Buße, da die Zeit deines Lebens beinahe zu Ende ist? Was hast du denn diese ganze Zeit deines Krankseins hindurch gethan? Statt deine vorigen Sünden abzubüßen, hast du solche durch neue täglich vermehrt!“ —

Da jedoch der kranke Bruder nicht abließ, um Zeit und Frist zu bitten und den Altvater um seine Fürsprache bei Gott anzuflehen, sagte endlich der wohlmeinende Gottesmann: „Wenn du mir angelobst, dich in Wahrheit zu bessern, so will ich Gott den Allmächtigen für dich anrufen; denn er ist langmüthig und geduldig, und wird dir noch einige Zeit zur Buße verleihen."

Hierauf begab sich Mutius in's Gebet, kehrte dann zu dem Bruder zurück und sprach: „Sieh', Gott, in seiner unbegrenzten Huld, hat deinem Leben noch drei Jahre hinzugegeben, auf daß du fortan dich bessern mögest und vollkommen bekehrest!"

Alsdann ergriff er im Namen Jesu den Kranken bei der Hand, der sogleich gesund sich erhob und ihm unverzüglich in die Wüste folgte. —

Nach drei Jahren aber ließ der heilige Abt ihn auf's Neue in die Zelle berufen, in der er ehedessen krank gelegen; der Jüngling war aber so gänzlich gebessert und umgewandelt, daß er mehr einem Engel, als einem Menschen glich; so daß Alle sich über ihn verwunderten.

Weil aber viele Brüder sich daselbst versammelt hatten, hieß der Altvater ihn in die Mitte treten, stellte ihn allen Anderen als ein Beispiel vor, und nahm von seiner Bekehrung Anlaß, die ganze Nacht hindurch Ermahnungsreden über den Nutzen der Buße und Besserung zu halten.

Während dieser Rede jedoch begann der erwähnte Bruder leise einzuschlummern, und starb sanft und selig in dem Herrn.

Der heilige Mutius, nachdem er für den Abgeschiedenen gebetet und dessen Leichnam nach christlicher Sitte beerdigt hatte, begab sich eilig wieder in die Einsamkeit seiner Wüste zurück. —

---

222. Ein Traum von dem besonderen Gericht in der Ewigkeit.

(Parabel von P. Bonaventura Girandeau.)

Ein frommer Einsiedler beschäftigte sich einen Theil der Nacht hindurch mit Betrachtungen über das besondere Gericht nach dem Tod eines jeden Menschen, das ihn jenseits erwartet. Er hatte tief über die ernsten Worte des heiligen Apostels Paulus an die Galater nachgedacht: „Daß ein Jeder von uns, vor dem allerhöchsten Richter erscheinend, seine Last tragen werde." Es ergriff ihn auch lebhaft, was in dem Buche der Sprüchwörter geschrieben steht, nämlich: „Daß alle unsere Handlungen in der Wage des Herrn werden gewogen werden." — Unter diesem so ernsten Nachsinnen

schlief er endlich ein, und die Gegenstände seiner Meditation schwebten noch immer vor seinem Geist und gestalteten sich vor ihm zu einem — Traumbilde.

Er glaubte an den Ort versetzt zu sein, wo einem jeden Menschen unmittelbar nach seinem Abscheiden von dieser Welt sein besonderes Urtheil gesprochen wird. Jesus Christus saß auf dem Thron und zu seinen Füßen stand ein Engel mit einer Wage. Jeder Verstorbene erschien vor diesem furchtbaren Gerichte, beladen mit zwei Päcken, von welchen der eine — seine **guten Werke,** der andere — seine **Sünden** enthielt. Der Engel wog alsbald die beiden Bündel, nämlich auf der rechten Wagschale das Gute und auf der linken das Böse, gegeneinander ab; und je nachdem das Gute oder das Böse überwiegend war, sprach Jesus die Begnadigung oder Verdammung aus. Alle, welche nacheinander erschienen, brachten immer zwei sehr ungleiche Päcke mit sich: jener der Sünden war stets viel größer, als jener der guten Werke, und die Wage des Engels senkte sich fortwährend nach der — linken Seite. —

Der gute Einsiedler seufzte in großer Betrübniß, bis jetzt nur zürnende Urtheils-Sprüche aus dem Munde Jesu Christi gehört und nur Unglückliche gesehen zu haben, welche sogleich nach ihrer Verurtheilung von der Hölle verschlungen wurden.

Endlich bemerkte er ein Weib, deren Erscheinung ihm einigen Trost gewährte, denn von ihren beiden Bündeln war der mit der Ueberschrift: „**Gute** Werke!" in großen Buchstaben bezeichnete viel größer, als der andere. Da freute sich der Einsiedler, doch Einmal wenigstens Zeuge zu sein von dem Glück und der Seligkeit eines seiner Mitmenschen. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er, da kaum die beiden Bündel auf die Wage gelegt waren, den großen durch das Gegengewicht des kleinern hoch in die Höhe geschnellt sah, und folglich von dem Richter alsbald die Verwerfung dieser Unseligen ausgesprochen wurde. —

Der Engel, sein Erstaunen sehend, winkte ihm, sich zu nähern, und öffnete vor ihm den Bündel der guten Werke dieser Frau. Er enthielt eine Menge kleiner Päckchen, welche überschrieben waren: Gebete, Betrachtungen, Beichten, Kommunionen, Almosen, Besuche der Gefangenen und Hospitäler, Geschenke an die Kirchen, angehörte Predigten, mitgefeierte Prozessionen, Geistes-Sammlungen, Abtödtungen u. s. w. —

Des Einsiedlers Staunen erhöhte sich noch mehr; er konnte nicht fassen, wie so viele gute Werke ein so kleines Gewicht in der Wage haben könnten.

Da befahl ihm der Engel, diese kleinen Päckchen zu öffnen, und siehe da! sie waren alle ganz — leer.

Bei diesem Schauen wußte er gar nicht mehr, was er denken sollte, und er sah den Engel an mit einem Blicke, der von seiner Bestürzung zeugte.

„Ich lese in deiner Seele," sagte der Engel, „daß du nicht weißt, was du von dieser Erfahrung urtheilen sollst. So höre denn: Alle diese guten Werke, deren einzelne Ueberschriften du gelesen, waren nur — **Schein=Werke;** denn die Grundlage aller war nichts als — **Stolz,** menschliche Rücksicht, Interesse, Politik und andere ähnliche Beweggründe. Alles aber, was nicht aus Liebe zu Gott und aus der Begierde, ihm zu gefallen, gethan wird, ist nichtig vor seinen Augen. Erinnere dich jener Stelle aus dem Buche der Psalmen, wo es heißt: „„Daß die Menschen, die sich reich glaubend einschlummerten, erwachend — mit leeren Händen sich fanden."" Du hast soeben die Erfüllung dieses prophetischen Spruches angesehen. Dieses Weib wähnte sich auch reich an guten Werken. Sie entschlief im Schlummer des Todes mit diesem schmeichelhaften Wahne — aber bei ihrem Erwachen fand sie sich — ohne irgend ein verdienstliches Werk!" —

In diesem Augenblicke erwachte der Einsiedler. Er erinnerte sich lebhaft seines Traumes und erkannte in ihm eine Warnung, deren Gott ihn gewürdigt, in allen seinen Handlungen jede zeitliche Absicht zu meiden, die ihn um all' ihr Verdienst bringen würde. —

223. Die Vorschule zum Eintritt in's Kloster.

Die ehrwürdige Mutter Agnes von Jesu aus dem Dominikaner=Orden, deren Leben den lichtesten Beweis liefert von der barmherzigen Güte, mit welcher Gott seine Gnaden über unschuldige Seelen ausgießt, war am 17. November 1603 zu Puy in Velai geboren; ihr Vater hieß Peter Galard und ihre Mutter Wilhelmine Massiote; Beide erwiesen sich als gottesfürchtige Handwerksleute, die schon frühzeitig ihrem Töchterlein nur gottesfürchtige Gesinnungen einzuprägen suchten.

Bereits von ihrem fünften Jahre an zeigte Agnes die Liebe zum Gebet und zu allem Guten, und entwickelte eine gar sinnreiche Urtheilskraft, mit der sie aus jeder Begebenheit gewisse heilsame Folgen zu gewinnen wußte. — Als sie einst den ausgesetzten Leichnam eines eben hingerichteten Verbrechers sah, begann sie zu

weinen, und sagte: „Das ist die Münze, mit der die Welt diesen armen Menschen, der ihr Sclave gewesen, bezahlt hat!“ und setzte dann noch bei: „Selig alle Jene, die dir, o mein Gott, dienen!“ — Die Gefühle der Zerknirschung, welche dieses höchst traurige Schauspiel in ihr erregte, waren aber nicht nur flüchtige, vorübergehende; die ganze folgende Nacht beschäftigte sie sich damit, und des andern Tags war es ihr erstes Anliegen, daß sie in die Kirche ging und sich dem Schutze der allerseligsten Jungfrau Maria weihte, um durch ihre Fürbitte vor den Gefahren der Welt beschirmt zu werden.

Ein frommer Schulmann unterrichtete sie gründlich in der Religion, besonders in der würdigen Vorbereitung für das heilige Sakrament der Buße; sie beichtete deßhalb sehr oft und reumüthig; und ihr Eifer im Erlernen der Religions-Kenntnisse wuchs der Art, daß man sie schon in ihrem achten Jahre zum Tische des Herrn hinzutreten ließ. Tief durchdrungen von der Größe dieser Gnade, suchte sie sich derselben würdig zu erhalten durch die sorgsamste Bewahrung ihrer Reinheit und Verachtung der Weltfreuden. Sie wählte Jesus zum Herrn ihrer Seele und ihres Leibes, und sonach zu ihrem steten Begleiter. — Eines Tags ging sie an einem öffentlichen Tanzplatze vorüber; man wollte sie auch zum Tanze bereden; sie blieb aber in ihrer Weigerung unerschütterlich, und auch dann noch, als man sie mit Hohn und Spott überhäufte; sie bezeichnete sich leise mit dem heiligen Kreuz und ging unter den fortgesetzten Lästerungen der Tänzer still ihres Weges.

Gebet und Abtödtungen blieben ihre süßeste Beschäftigung. Schon als Kind pflegte sie außerordentlich gern diese heiligen Uebungen; Anfangs wählte sie dazu eine Viertelstunde, nachher eine halbe, und zuletzt eine ganze Stunde. Ihr Betrachtungs-Gegenstand war gewöhnlich das bittere Leiden Jesu; sie versenkte sich tief in die Geheimnisse seiner Schmerzen, und der Herr, der sie zu einer ungewöhnlichen Vollkommenheit erheben wollte, ließ sie einen Theil seines Wehes auch empfinden. Um das Gebet unsers Erlösers im Oelgarten nachzuahmen, warf sie sich öfters mit dem Angesichte zur Erde, vorzüglich dann, wenn sie von Gottes Huld irgend eine Gnade für sich erflehen wollte. Während der Nacht, die ihr zum ungestörten Betrachten am geeignetsten schien, stand sie, wenn Alles bereits im Schlafe lag, wieder auf, und brachte, sogar in der kältesten Winterzeit, drei bis vier Stunden im Gebete zu, mit entblößten Füßen und einer eisernen Kette um den Hals. Später stand sie, auf den Rath ihres Beichtvaters, um Mitternacht auf, und dieser Gewohnheit ist sie nicht ein einziges Mal untreu geworden. —

Dieß war indeß nicht die einzige Buße, der Agnes oblag. Voll heiligen Verlangens nach Leiden war sie in ihren Abtödtungen sehr erfinderisch, und ersann tausend Mittel, ihren Leib zu kreuzigen und ihre Sünden abzubüßen. Neun Jahre schlief sie auf einem Brette, und hatte unter dem Kopfe ein Stück Holz. Sie trug beständig einen eisernen Gürtel und übte noch viele andere Kasteiungen. — Und w e l c h e Sünden hatte denn die fromme Jungfrau abzubüßen?! — Das Größte, was sie sich vorzuwerfen wußte, war eine Entwendung, oder vielmehr Zurückhaltung einiger Nadeln, deren sie sich in ihrer Kindheit schuldig gemacht. Jedoch behielt sie dieselben kaum einige Augenblicke und sagte bei der Zurückgabe: „Hier sind die Nadeln, die ich Ihnen entwendet habe!“ —

In ihrem zwanzigsten Jahre befiel sie eine Krankheit, die zwei Monate andauerte und ihr unerhörte Schmerzen verursachte. Allein so heiß dieser Leiden Qual gewesen, so konnten sie dennoch ihre Geduld nicht erschöpfen. Oft hörte man sie unter den unerträglichsten Peinen ausrufen: „O mein Gott! o mein süßer und liebenswürdiger Jesus! sei tausend und tausendmal gepriesen!“ — Für jeden ihr geleisteten Dienst zeigte sie die lebhafteste Erkenntlichkeit. Mit dem Blick auf's Crucifix über ihrem Lager nahm sie ohne Klage die widerlichsten Arzneien. Auch während dieser Krankheit fuhr sie fort, jeden Tag drei Stunden dem Gebete zu widmen; und als ihr Beichtvater ihr anrieth, dasselbe abzukürzen, aus Furcht, diese Anstrengung möchte ihren Geist zu sehr ermüden und nachtheilig auf den Körper wirken, gab sie zur Antwort: „Ach, mein Vater! was soll ich denn während dieser Zeit meiner Buße auf diesem Lager thun?“ — Bei der Zunahme des Uebels empfing Agnes zweimal die heilige Wegzehrung. Am Charfreitag erreichten ihre Martern die höchste Höhe. In diesem trostlosen Zustand trank sie im Geist das Blut Jesu Christi aus seinen heiligen Wunden, wie einen Himmelswein der Stärkung, und genas plötzlich am Charsamstag, so daß sie am hochheiligen Osterfeste die Kirche wieder besuchen und in das glorreiche „„Alleluja!““ freudig miteinstimmen konnte. —

Man kann sagen, daß die Barmherzigkeit ihr angeboren war. Von Jugend auf reichte sie ihr Abendbrod den Armen. Als sie größer wurde, verwendete sie zu deren Unterhalt den Erlös ihrer Handarbeit und die von ihrem Vater erhaltenen Geschenke. Nicht nur unterstützte sie die Bedrängten mit Geld, sondern leistete ihnen auch alle sonstigen Dienste; vorzüglich nahmen die Kranken und Gebrechlichen ihr Mitleid in Anspruch; sie bediente sie gern, und sammelte für sie Almosen, erwarb ihnen Wohlthäter in ihren körper-

lichen Nöthen, und sorgte für ihre geistigen Bedürfnisse; so verband sie mehrere Monate lang eine Frau, die mit dem Krebse behaftet war, und leistete ihr alle sonstigen, selbst die abschreckendsten Dienste. — Agnes übte auch die geistige Barmherzigkeit. Ihre Gespielinnen suchte sie Gott zu gewinnen, und unter den Ihrigen begründete sie eine dauernde Frömmigkeit; sie bekehrte auch ein unglückliches Mädchen, das dem Diebstahl sich ergeben, und ein anderes, entehrtes Mädchen, das aus Verzweiflung sich entleiben wollte. —

Wenn nun Agnes in ihren frommen Unternehmungen für das Heil der Seelen überaus glücklich war, so hatte sie dieß nur ihrer Demuth zu verdanken; „den Demüthigen spendet Gott seine Gnade!" sagt ja die heilige Schrift selbst. Gegen sich selber fühlte sie stets eine unbedingte Geringschätzung; und als eines Tages ihr Beichtvater sie fragte, warum sie die Augen allzeit niedergeschlagen hätte, erwiederte sie ihm: „Mein Vater, ich denke, die Personen, mit denen ich rede, sind heilig, und ich so armselig, daß ich mich nicht erkühne, sie anzuschauen!" —

So wandelte Agnes durch die gefährlichen Pfade der Welt, Allen ein Muster christlicher Vollkommenheit, — als vier Mädchen von Langeac mit dem Gedanken umgingen, in dieser Stadt ein Nonnen-Kloster des Dominikaner-Ordens zu stiften, in welchem sie sämmtlich die Gelübde abzulegen sich vorgenommen. Agnes bat dort als Laien-Schwester aufgenommen zu werden. Gott aber ließ zu, daß sie nicht ohne große Schwierigkeiten und Demüthigungen das Ziel ihrer Wünsche erreichen konnte. — Am 2. Hornung 1625 schwur diese heilige Jungfrau der Fahne des Herrn, unter dem Namen „Agnes von Jesu." Vorher legte sie noch eine Generalbeicht ab, und zwar mit solcher Zerknirschung, daß man für ihr Leben besorgt sein mußte. —

Agnes erhielt zuerst das Amt der Unterpförtnerin im Kloster und zuletzt das der Oberin. Sie vollendete am 19. October 1634 in einem Alter von ein und dreißig Jahren ihr Leben, das Gott zu Ehren und allen Schwestern zur Erbauung gedient, im Rufe der Heiligkeit. Auf ihrem Sterbelager gab sie noch viele wundervolle Beispiele der Geduld und Demuth, der Gottes- und Nächstenliebe und des kindlichsten Gehorsams. „Leben," sagte sie ihnen, „so lange Gott will, und sterben, wenn es ihm gefällig ist!" —

Im Jahre 1698 wurde der Prozeß ihrer Heiligsprechung begonnen, in welcher Angelegenheit der König Ludwig XIV. selbst an den Papst Clemens XI. schrieb, wie auch der Cardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, nebst anderen französischen Car-

dinälen. — Dieser Prozeß wurde mehrere Male unterbrochen und im achtzehnten Jahrhundert erneuert. — Auch wurde derselbe von 1805 bis 1808 betrieben, so daß der Papst Pius VII. am 19. März einen Beschluß erließ, in welchem „die Heldenmüthigkeit der Tugenden" der Mutter Agnes ausgesprochen wurde. —

Während der französischen Staats-Umwälzung ist der Leib dieser ehrwürdigen Dienerin Gottes der Entweihung entgangen, und ruht zur Zeit unter dem Hochaltare der Pfarrkirche zu Langeac. —

---

224. Zwei Siege der Entschiedenheit.

Albertus, ein Sohn des Grafen von Falkenberg, wurde (wie Marchantius erzählt) von seinem Vater nach Paris geschickt, um daselbst mit den königlichen Prinzen in allen Wissenschaften, besonders aber zum Kriegsdienst herangebildet zu werden.

Allein bald fühlte der edle Jüngling einen mächtigen Drang in sich, den geistlichen Stand in einem Kloster zu wählen, und so, statt der Kriegsfahne, die Fahne seines Erlösers Jesu Christi zu ergreifen. Er empfand es nur zu deutlich, daß dieser Drang ein Ruf Gottes für ihn sei, und darum trat er in den Prediger-Orden.

Als der Graf Falkenberg von diesem Schritte seines Sohnes Kunde erhielt, eilte er augenblicklich nach Paris und bot all' seine Beredsamkeit, ja alle Kunstgriffe väterlicher Klugheit und Zärtlichkeit auf, um seinen Liebling von diesem Entschlusse abwendig zu machen. Doch Alles vergebens; denn unverrichteter Dinge kehrte der betrübte Vater in die Heimath zurück.

Nun kommt Theodorich, Albert's Vetter und bester Freund; dieser bittet und beschwört den jungen Grafen und stellt ihm alles Mögliche vor, um ihn von seinem Schritte wieder zurückzubringen; er erklärt ihm, daß seine gute Mutter todtkrank zu Hause danieder liege, und zwar einzig aus Gram über diesen seinen seltsamen Entschluß.

Albertus saß ernst und ruhig da in der einsamen Klosterzelle, seine Blicke auf ein Bild richtend, das ihm gegenüber stand und Jesum am Kreuze darstellte, und unter demselben seine Mutter Maria und den heiligen Johannes.

Nach einer Pause ernsten Stillschweigens erhob sich endlich Albertus von seinem Sitze, nahm seinen Freund und Vetter Theodorich bei der Hand und führte ihn zu diesem Bilde hin und sprach: „Siehst du da, Theodorich! den göttlichen Heiland, den Eingeborenen Sohn Gottes? Obschon er seine Mutter und seinen

liebsten Vetter von dem Schwerte des Leidens durchdrungen sah, so stieg er doch, was er leicht gekonnt hätte, nicht vom Kreuze herab, sondern blieb daran bis zum Tode, nicht achtend seine eigenen, noch seiner Mutter und seines Vetters Schmerzen und innere Qualen. So werde auch ich das Kreuz des Klosterlebens nicht verlassen, selbst auch dann nicht, wenn ich deßhalb meine theure Mutter und dich, den Liebsten unter allen meinen Verwandten, entseelt auf der Erde liegen sehen müßte. Denn wer Vater und Mutter mehr liebt, als Christum den Herrn, der ist ewig sein Jünger nicht! Darum verlasse denn auch du die Gefahren der Welt, und steige mit mir hinauf an dieses Kreuz!" —

Diese mächtige Sprache der Selbstverleugnung machte einen so gewaltigen Eindruck auf Theodorich, daß er nach wenigen Wochen, zur allgemeinen Verwunderung, in eben denselben Orden trat; er, derselbe Mensch, welcher noch vor Kurzem den Eitelkeiten der Welt mit der unersättlichsten Begierlichkeit nachgejagt hatte. —

225. Das Befehlen aus Gehorsam.

Eine Schwester aus der Congregation „Maria Heimsuchung," die zur Oberin bestimmt war, beklagte sich darüber bei dem heiligen Franziskus von Sales, und sagte unter Anderem, sie würde in diesem Amt um die Frucht des Gehorsams kommen.

Der heilige Bischof aber tröstete sie mit den Worten: „Umgekehrt! Geradezu werden die Früchte des Gehorsams Ihnen reichlich vermehrt werden; denn blieben Sie im Stande der Unterwürfigkeit, so hätten Sie nur die Frucht jenes Gehorsams, der Ihnen durch die Oberin aufgelegt würde; als Vorgesetzte aber gereichen Ihnen alle Befehle, die Sie Ihren Töchtern ertheilen, zu eben so vielen Werken des Gehorsams!"

Die Schwester, über diese Rede höchlich verwundert, bat ihn, dieselbe ihr zu erklären.

Und er antwortete: „Sehen Sie nicht, meine Tochter! daß Gott, der Sie zur Vorsteherin einer Gemeinde erwählte, Ihnen zu befehlen gebietet? Wenn Sie nun diesem Gebote gehorchen und die Last, die Ihnen aufgebürdet wird, in Demuth annehmen: ist es Ihnen nicht klar, daß, wenn Sie aus Gehorsam befehlen, alle Ihre Befehle an Andere zu eben so vielen Werken des Gehorsams für Sie werden; indem Sie ja aus Gehorsam befehlen, weil Sie dem Befehle gehorchen, der Ihnen gegeben ward, Anderen zu befehlen? — Uebrigens freut es mich gar sehr, daß Sie Ihr Amt mit dieser

Abneigung gegen das Befehlen und mit großer Liebe zum Gehorsam antreten; denn dieß wird dahin wirken, daß Sie aus Liebe und um der Liebe willen befehlen; diese göttliche Liebe aber wird Ihnen Ihre Bürde erleichtern und auch das Joch der Uebrigen versüßen!" —

226. Die Fürstenkrone unter dem Mönchsgewande.

Carlman, ein Sohn Carl Martel's und Oheim Carl's des Großen, verließ, vom Eifer der heiligen Gottesliebe gerührt, Austrasien, Thüringen und Allemanien, welche Ländergebiete ihm als Erbtheil zugefallen waren, entfernte sich auf den Berg Soracte bei Rom, den Papst Zacharias ihm schenkte, und ließ daselbst zur Ehre des heiligen Sylvester ein schönes Kloster erbauen, das auch jetzt noch steht, und in welches er selbst als Mönch eintrat und ein heiliges Leben führte.

Sintemal aber daselbst von den Römern und von den Fremden, namentlich von den Franken, die nach Rom kamen, ihm zu viele Ehre widerfuhr; entwich er von dort heimlich und begab sich als ein unbekannter Fremdling auf den Berg Cassino, wo er zuerst die Heerden des Klosters hütete, dann einen kleinen Garten zu besorgen bekam, endlich aber dem Koch zum Gehilfen zugetheilt ward.

Dieser Koch aber, der ein hitziger Mensch war, zürnte ihm oftmals, schmähte ihn mit bitteren Worten und schlug ihn zuweilen, ohne daß dieser große Fürst seine Handlungen je mit einem Worte entschuldigte.

Denn er pflegte zu sagen:

„Seit unser geliebter Heiland Jesus Christus sich zu so großer Demuth herabließ, daß er sich geißeln und vor allem Volke nackt an das Kreuz heften ließ, sind die tiefsten Demüthigungen ehrwürdig und glorreich, und zur höchsten Ehre erhoben worden!" —

227. Das ernste Wort der Mutter.

Ein Jüngling (so erzählt Dionysius der Karthäuser) wollte in einen Orden treten; aber die Mutter versuchte es, ihn von der Erfüllung seines guten Vorsatzes abzuhalten, weil sie fürchtete, daß er vielleicht nicht ein pflichtgetreuer Ordensmann werden würde. Deßhalb führte sie ihm viele Gründe vor; er wollte jedoch auf keine

Weise nachgeben, indem er immer zu seiner Vertheidigung die Worte wiederholte: „Ich muß meine Seele retten!“

Als die Mutter endlich einsah, daß sie mit all' ihren ungestümen Bitten und Zudringlichkeiten nichts ausrichtete, so ließ sie ihm seinen freien Willen, und er trat in das Kloster.

Er war am Anfang das Muster eines echten Geistesmannes; nach und nach aber überkam ihn eine laue Stimmung, die er nicht mit dem erflehten Beistande Gottes zu bewältigen strebte, und sein geistliches Leben glich mehr und mehr einem verwelkenden Baume. — —

Einige Zeit danach starb die Mutter, und auch er fiel in eine schwere Krankheit. —

Eines Tages hatte er einen so heftigen Fieberanfall, daß er ihn ganz außer sich brachte. In einer Geistes-Entzückung ward er vor Gottes Richterstuhl geführt, wo er seine fromme Mutter bereits mit der himmlischen Glorie begnadet sah, aber zugleich viele Andere antraf, welche das Urtheil der Verdammung erwarteten.

Als die Mutter die Augen aufschlug, und unter Denen, die verdammt werden sollten, auch — ihren Sohn — erblickte, sprach sie zu ihm: „Mein Sohn! was ist das? Hast du **solch** ein entsetzliches Ende genommen? — Wo ist die Erfüllung deiner Worte: „„**Ich will meine Seele retten!?**““ — Bist du deßwegen in den Orden getreten, um deine Seele für ewig zu Grunde zu richten?“ — —

Hierüber wurde er so bestürzt und im Innersten beschämt und erschüttert, daß er keine Silbe antworten konnte.

Er kam nachher zu sich, und es gefiel Gott, ihn aus jener Krankheit zu erretten.

Indem er nun erwog, daß diese Erscheinung eine göttliche Ermahnung für ihn gewesen sei, besserte er sich so wahrhaft, daß sein nachfolgendes Leben fast nur in der Beweinung seiner begangenen Sünden und in einer unausgesetzten Bußübung bestand, dergestalt, daß ihm Viele zuredeten: er solle sich doch mäßigen und einigermaßen doch von dieser Strenge nachlassen, um seine Gesundheit nicht gänzlich zu vernichten.

Er aber merkte nicht auf solche Ermahnungen, sondern antwortete: „Konnte ich den Verweis meiner Mutter nicht ertragen, um wie viel weniger werde ich den Vorwurf **Jesu Christi** und seiner heiligen Engel am Tage des Gerichtes erdulden können?“ —

228. Der Pförtner eines Barfüßer-Klosters in Spanien.

Der heilige Paschalis Baylon war im Jahre 1540 zu Torre-Hermosa, einem kleinen Marktflecken des Königreichs Arragonien, geboren. Seine armen Eltern, die frommen, lebten von der Feldarbeit, und ihr Söhnlein, sobald es erwachsen, hütete die Heerde, und konnte nicht gut in die Schule zum Unterrichte geschickt werden. Doch lernte er schon in der Kindheit die allerbeste Wissenschaft, die Liebe zu Jesus Christus. Man sah ihn oft, während seine Heerde auf dem Berge weidete, einsam unter einem Baum auf den Knieen liegen und andächtig beten.

Einige seiner Gefährten hatten aber die schnöde Gewohnheit zu fluchen, zu zanken und sich zu schlagen; er mochte ihnen noch so sehr das Unchristliche ihres Betragens vorstellen, sie wollten den gottesfürchtigen Jüngling nicht hören und verharrten in ihren Unordnungen; er faßte darum den Entschluß, sie zu verlassen, um an ihren Fehlern keinen Antheil zu haben.

Ehe er sich einen neuen Stand erwählte, verdoppelte er seine Gebete, seine Fasten und andere Bußübungen, und bereitete sich dadurch zur Erkenntniß des göttlichen Willens vor.

Endlich glaubte er sich zum Klosterstande berufen. Diejenigen, denen er sein Vorhaben offenbarte, wiesen ihn an ein reich begütertes Kloster; allein nicht nach solchen Häusern verlangte er. „Ich bin arm geboren," sagte seine Demuth, „und bin entschlossen, in der Armuth und in der Buße zu sterben!"

Als zwanzigjähriger Jüngling wanderte er nach Valencia, wo ein Kloster der Barfüßer-Franziskaner in einer Wüste lag, nicht weit von der Stadt Monfort. Der Bittsteller wurde jedoch, als den Klostervorstehern gänzlich unbekannt, abgewiesen. Treue Liebe harret aber aus. Er übernahm in der Nähe bei dem Pächter eines Klostergutes wieder den Dienst eines Hirten und führte ein solch' erbauliches und bußfertiges Leben, daß man ihn bald in der ganzen Umgegend den „heiligen Schäfer" zu nennen pflegte.

Darob ward ihm als Laienbruder der Eintritt in das Kloster bewilligt, was im Jahre 1564 geschah.

Von Herzen treu dem Gelübde der Armuth, beschränkte sich Paschalis Baylon *) nur auf das Nothwendigste und hielt sich frei von allen unnöthigen Bedürfnissen. — Das Ordenskleid, welches er beim Eintritt in das Kloster bekam, wollte er tragen bis zu seinem Tod,

*) Das hier Folgende ist ein Auszug aus: Legende von Dr. Alban Stolz.

weßhalb es zuletzt ganz zusammengeflickt war aus den verschiedensten Lappen, und so hart und rauh, daß es auf dem Boden wie von Holz aufrecht gestanden wäre. — In seiner Zelle hatte er nichts als ein hölzernes Crucifix, ein papiernes Bild der heiligen Mutter Gottes, einen alten kleinen Tisch, einen hölzernen Block, der ihm zugleich zum Stuhl und Kopfkissen diente; ein Teppich von Schilf und eine Decke von Tuch und Leder zusammengenäht, das war sein Bett. — Vom Brod genoß er meistens nur den Abfall und die Brosamen, welche im Sack, worin das Almosen gesammelt wurde, übrig blieben. Er ermahnte auch seine Brüder, den Ueberfluß zu meiden und nicht einmal einige Tropfen Oel zu verschütten, da es sich in freiwilliger Armuth nicht gezieme, das heilige Almosen zu verschwenden. Was man ihm zu seinem Genusse gab, das theilte er in unbegrenzter Opferwilligkeit an die Nothleidenden aus, und seine Freude war, im Erquicken Anderer — selbst zu darben. —

Groß war sein Eifer für's Gebet. Niemals begann er, gleichviel welches Geschäft, ohne vorher durch das Gebet Gott um dessen Rath und Kundgebung seines Willens zu bitten. — Der Guardian hatte ihm einmal aufgetragen, in einer wichtigen Angelegenheit des Klosters an den Vorsteher der Provinz, bei welchem Paschalis Baylon viel galt, zu schreiben. Dieser ging alsbald in seine Zelle mit einem Bogen Papier, den ihm der Guardian zu dem Briefe gegeben. Nach einiger Zeit wollte der Guardian nachsehen, ob der Bruder Pförtner mit dem Briefe fertig sei. Als er die Thüre der Zelle unversehens aufmachte, fand er den frommen Bruder auf dem Boden knien, zwischen den gefalteten Händen das Papier, und betend: daß ihm Gott die Feder führen und diktiren möge, was er schreiben solle. —

Herrlich leuchtete er auch als ein Freund der Aufrichtigkeit hervor. — Einmal kamen einige Frauen an die Klosterpforte mit der Meldung, daß sie bei dem Guardian beichten wollten. Dieser, gerade mit einer wichtigen Kloster-Angelegenheit beschäftigt, befahl dem Pförtner, zu sagen, er sei nicht zu Hause. Paschalis, sonst unendlich bescheiden und gehorsam, erwiederte seinem Vorgesetzten: „Ich will sagen, daß du beschäftigt bist und nicht kommen kannst.“ — „„Keineswegs!““ entgegnete der Obere; „„du sagst, ich sei nicht zu Haus!““ Und Paschalis entgegnete ernst und ruhig: „Verzeih' mir, Vater, dieß werde ich nicht sagen, denn es wäre eine Lüge und Sünde!“ —

Merkwürdig war auch seine Unterwürfigkeit in den Willen seiner Vorgesetzten. — Die Glocke der Pforte wurde einst heftig angezogen, und Paschalis eilte rasch, um seinem Berufe zu genügen. Er trug aber ein Gefäß in der Hand, das ihm zerschlagen wurde

mit dem Thürflügel, den der gerade Eintretende wider ihn stieß. Der Guardian gab ihm, auf daß er diese Unvorsicht öffentlich abbüße, zur Strafe: daß er die Stücke, an eine Schnur gebunden, um den Hals tragen mußte. Ein Klosterbruder wollte ihn nun über diese so harte Behandlung trösten und ihn zur Geduld ermuthigen; Paschalis jedoch sagte mit der freundlichsten und zugleich demüthigsten Miene: „Schweige, und wisse, mein Bruder, daß der heilige Geist durch den Mund unseres Guardians gesprochen hat!" —

Von der Macht seiner heiligen Rede zeugt das folgende Ereigniß. — Der Guardian schickte einst den Prediger des Ortes zu einem Bürger, der von einem Andern eine schwere Beleidigung erfuhr; der Prediger sollte all' seine Beredsamkeit anwenden, um den Beleidigten zur Versöhnung zu stimmen, und Paschalis mußte ihn begleiten. Allein der Bürger wurde bei den Ermahnungen des Predigers so zornig, daß er sich an demselben vergreifen wollte. Da sprach Paschalis nur die einfachen Worte: „Nun, Bruder, vergieb das Unrecht um Gottes willen!" und alsbald war der Bürger wie umgewandelt und sprach: „„Pater, ich verzeihe meinem Beleidiger wegen der Liebe Gottes; es soll Alles geschehen, was Ihr wollet!"" —

Und der einfältige Pförtner bewährte auch seinen hohen Muth im Vertrauen auf Gott. — Als sein Ordensgeneral zu Paris sich befand, wurde er an ihn wegen verschiedener Anliegen seiner Provinz geschickt. Er reiste nach Frankreich ab, ohne sich durch die zahllosen Gefahren abschrecken zu lassen, denen er von Seiten der Hugenotten ausgesetzt war, die damals beinah' alle Städte, durch welche er gehen mußte, in ihrer Gewalt hatten. Diese Reise machte er barfuß und im Franziskaner-Kleide, wodurch er sich noch mehr der Wuth der Feinde der katholischen Religion aussetzte. Man verfolgte ihn auch sehr oft mit Steinwürfen und mit Prügeln. An seiner Schulter empfing er sogar eine Wunde, durch die er sein ganzes Leben lang gelähmt blieb. Zweimal hielt man ihn gefänglich an, als einen Spion; allein Gott führte ihn aus allen Gefahren in den Frieden seines Klosters zurück. —

Er übte auch eine große Strenge gegen sich selbst, die aus seinem aufrichtigen Bußeifer hervorging. — Er fastete mehr, als die klösterliche Vorschrift es verlangte. Er gönnte sich auch kaum ein paar Stunden zum Schlaf. Ferner geißelte er sich sehr oft; besonders that er dieß an denjenigen Tagen, an welchen die Kirche das Fest eines heiligen Martyrers feiert, theils um selbst von den Schmerzen des Martyrers etwas zu empfinden, theils um Gott die Schmerzen der Geißelung statt des Martyrthums aufzuopfern, das

er gern für Gott übernommen hätte. — In seinen letzten Lebensjahren brachte er einen guten Theil der Nacht am Fuße der Altäre zu, wo man die allerheiligste Eucharistie aufbewahrte und zur Anbetung den Gläubigen öffentlich aussetzte; dort, „in der Heimath seiner Liebe," fand man ihn oft, wie er in Andacht versenkt auf den Knieen oder gar auf dem Angesichte lag. —

Dabei hatte Paschalis den Frieden und die Freude im heiligen Geist in so hohem Grade, daß seine Brust gleichsam ein Himmel war, stets rein und heiter, worin die Seele wie die Lerche schwebte und Gott Lob= und Danklieder jubelte. Er konnte seine Seligkeit nicht verbergen; man sah fortwährend ein sanftes Lächeln in seinem Gesicht, und beim Gehen und Arbeiten hörte man ihn leise Lieder und Psalmen singen. Wie ein Kind, das gerade voll Freude über etwas ist, es Jedermann sagt, so sprach Paschalis oft zu einzelnen Brüdern, denen er begegnete, was ihm das Herz erfröhlichte; zum Beispiel: „Alles ist gut, was von Gott kommt!" oder: „Meine Liebe ist gekreuzigt!" — Einmal offenbarte sich sein kindliches, freudevolles Herz auf eine ganz eigenthümliche Weise, die um so erhebender ist, da er seinen Leib sonst sehr streng hielt und ihm nicht die geringste sinnliche Freude gönnte. Ueber der Thüre des Speisesaales war nämlich ein Muttergottesbild, das „seine liebe Mutter im Himmel" ihm ja hienieden vorstellt. Er glaubte ganz allein zu sein, und im Aufblick zu dieser „Mutter der schönen Liebe" wußte er die überströmende Fülle seiner religiösen Freude nicht mehr zu bemeistern, und fing an, vor dem Bilde zu tanzen und zu jubeln, bis ein Klosterbruder hereintrat. — So tanzte ehedessen der König David vor der Bundeslade, und so tanzen noch in Spanien die Chorknaben vor dem allerheiligsten Altarsakrament! —

Als Gott ihm sein nahes Sterbestündlein geoffenbart hatte, konnte er seine Freude nicht verbergen, sondern brach in der Kirche während der heiligen Messe in großes Frohlocken und Lob Gottes aus; und wo er auf der Straße Freunden und Wohlthätern begegnete, umarmte er sie und nahm freudig Abschied von ihnen. —

Darauf wurde er ernstlich krank. —

Und als der Guardian sah, daß der Zustand des Paschalis bedenklich sei, ließ er ihn auf das Krankenzimmer bringen und mit den heiligen Sterbsakramenten versehen.

Nachdem Paschalis dieselben mit der höchsten Andacht empfangen, entschlief er zu Villa=Reale bei Valencia in Dank, Frieden und Freude, indem er noch dreimal den süßen Namen „Jesus" nannte — im Jahre 1592 auf den Pfingsttag, während die heilige Hostie bei der Wandlung in der Klosterkirche erhoben wurde.

Innerhalb der drei Tage, an welchen sein Leichnam ausgesetzt war, geschahen viele Wunder.

Papst Paulus V. sprach ihn im Jahre 1618 selig, und Alexander VIII. setzte ihn im Jahre 1690 unter die Heiligen. —

229. Der erste Karthäuser-Mönch.

Der heilige Bruno (im Jahre 1024 zu Köln geboren), ein Mann, durch Wissenschaft und Tugend ausgezeichnet, hatte zu Rheims einem unwürdigen Erzbischofe gegenüber seinen muthigen Eifer für die Reinheit und Heiligkeit des kirchlichen Lebens bewährt, und war, nachdem er die Entsetzung des Schuldigen bewirkt, nach Paris gegangen, um sich in dem Gewühle dieser großen Stadt jeder rühmenden Anerkennung und Belohnung zu entziehen.

Hier geschah es nun, daß eine wunderbare und entsetzliche Begebenheit *) jene Entscheidung in seinem Innern hervorrief, welche in der strengen Sprache der Heiligen „Bekehrung" heißt.

Bruno war damals fünfzig Jahre alt, besuchte jedoch in seiner immer bescheidenen und unermüdeten Wißbegierde die Vorlesungen eines berühmten Theologen, dessen Talent und Ruf der Frömmigkeit ihn gleichmäßig anzogen. Dieser Mann, Raymund Diocres genannt, starb; und seine Schüler bereiteten ihm ein feierliches Leichenbegängniß, wobei Einer vor dem in der Mitte der Kirche aufgestellten Sarg eine Trauerrede hielt, und mit feurigen Worten die Glückseligkeit zu schildern versuchte, die ein so großer Redner und frommer Christ im Lande der Gerechten genießen werde. — Da öffnet sich der Sarg, der Todte richtet sich auf, und die lügnerischen Lobpreisungen, worin er sich wahrscheinlich im Leben allzusehr berauscht hatte, zurückweisend, ruft er den Umstehenden aus den ihn umhüllenden Leichentüchern langsam und mit herzdurchdringendem Jammer die furchtbaren Worte zu: „Ich bin angeklagt! . . . ich bin gerichtet! . . . ich bin mit Recht **verworfen!** . . ." — Hierauf sinkt er wieder zurück, und der Sarg schließt sich über ihm wie das ewige Gewölbe der Hölle. —

---

*) Die Bollandisten haben die Thatsache weder angenommen, noch verworfen; auch hat die Kirche sich darüber nicht ausgesprochen; indessen fühlen sich manche Christen zur Annahme derselben durch ein bedeutendes Zeugniß bewogen, nämlich durch die im Karthäuser-Orden fortlebende Tradition, welche das Sich-Zurückziehen des heiligen Bruno aus der Welt diesem Wunder zuschreibt.

Bruno, von Schauer und Schrecken ergriffen, sprach zu den Umstehenden: „„Wenn Menschen, die wir bewundern und als unsere Vorbilder verehren, also gestraft werden: wie mögen **wir** vor der Gerechtigkeit Gottes bestehen?““ — und sogleich beschloß er die Ausführung seines schon längere Zeit gefaßten Vorsatzes, sich von der Welt zurückzuziehen.

Er reiste mit einigen Schülern ab, und siedelte sich in einer greulichen Einöde, Namens „La Chatreuse,“ mitten in den Alpenwäldern der Dauphiné, an; nach welchem Orte auch sein Orden benannt wurde, da Bruno in seiner ängstlichen Bescheidenheit den Ruhm eines Ordensstifters vermied, und seinen Gefährten darum weder seinen Namen, noch geschriebene Gesetze gab. Der Regel des heiligen Benedikt, dieser wahrhaft von Oben eingegebenen Quelle aller klösterlichen Einrichtungen, folgend, verdoppelte er in vielen Punkten die Strenge dieses schon so harten Gesetzes. Lobgesänge Gottes, Betrachtung, Arbeit, gänzliche Entsagung der Welt, unbedingter Gehorsam, Enthaltsamkeit vielfacher Art, Nachtwachen und Einsamkeit in der Einsamkeit: dieß zusammen bildet das Ganze seiner Anstalt, die im Wesentlichen noch jetzt unverändert besteht, nachdem sie, von der Gnade des Himmels befruchtet und genährt, unter den wechselnden Stürmen und Versuchungen der verschiedensten Zeiten und Geschlechter sich ausgebreitet, und den Völkern den Segen des Ackerbaues, der Künste, Handwerke, des Gebets und der christlichen Gesittung geschenkt hatte. —

---

230. Ordens=General und Klosterbruder.

Im Jahre 1256 hielt der Orden des heiligen Franziskus von Assisi ein General=Capitel zu Rom in dem Kloster Ara Cöli, wo Johannes von Parma seine Würde als General niederlegte und seine Brüder dahin brachte, den heiligen Bonaventura anstatt seiner zu erwählen.

Siebenzehn Jahre stand Sanct Bonaventura dann dem Orden vor, und überaus groß ist die Menge der Arbeiten, die er während dieser Zeit verrichtete. Er hielt viele allgemeine Versammlungen seines Ordens. Unermüdet war er auch in der Besuchung seiner Klöster, wo er sich ganz der Sorge für seine Brüder hingab und Allen Alles wurde.

Ein Beispiel von dieser heiligen Liebe zu seinen Brüdern möge hier zur Erbauung des frommen Lesers vorgeführt werden. —

Der Heilige hatte die Visitation der Klöster seines Ordens in Italien beendet, und begab sich auf die Heimreise. Da war ein Bruder, mit Namen Fulginas, welcher, von Scrupeln hart beängstigt, meinte: er habe sich bei der Visitation seinem Vorgesetzten nicht genug erklärt. Dieser eilte nun nach Foligni, wo der Heilige durchreisen mußte. In Foligni schlossen sich aber viele hohe Würdenträger des geistlichen und weltlichen Standes an den Heiligen an und begleiteten ihn auf der Reise. Der Bruder aber lief ihm mehrere Meilen nach; als er jedoch sah, daß er ihn nie allein treffen werde, drängte er sich mit Einemmale zu ihm hin und sprach: „Hochwürdiger Vater! es liegt mir Alles daran, daß ich meiner Ruhe wegen mit Euch rede! Ich bitte Euch, weiset den Letzten Euerer Knechte nicht von Euch!“ — Und ohne Zögern vor seiner Begleitung sich verneigend, begab Bonaventura sich mit dem Bruder abseits, setzte sich mit ihm auf die Erde, und forderte mit der theilnehmendsten Liebe ihn auf, daß er ihm sein Herz ausschütten möge. Der gute Bruder trug ihm nun mit großer Unbeholfenheit in einer weitläufigen Erzählung seine Leiden vor. Aufmerksam hörte ihn der Heilige an, und sprach dann auch lange zu ihm, ihn belehrend, ermuthigend und ihm guten Rath ertheilend. So entließ er diese gute, doch von heftiger Angst bedrängte Seele — mit dem Unterpfand eines für immer dauernden Friedens. — Als der Heilige zu seiner Begleitung zurückkam, mußte er bemerken, man habe es übel genommen, daß er sie, eines unbedeutenden Bruders wegen, so gar lange allein gelassen. Doch mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit sprach er: „„Verzeihen Sie es mir, und Sie werden es mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Regel mir befiehlt: ich müsse gegen meine Brüder mich so verhalten, daß Jeder mit mir wie ein Herr mit seinem Knechte umgehen kann; denn ich als Oberer werde „**Minister**,“‘ das ist „**Knecht**,“‘ genannt, und als solchen muß ich mich gegen meine Brüder erweisen!“‘‘ —

---

231. Ein stets voraus gesandter Diener.

Dem heiligen Franziskus von Borgia, der auf einer Reise begriffen war, begegnete ein Grand von Spanien, der einst sein vertrauter Freund gewesen. Da nun dieser sah, wie der Heilige im einfachen Ordenskleide zu Fuße wandelte und aller Bequemlichkeit entbehrte, deren er als Herzog von Gandien gewohnt, bedauerte er

ihn herzlich, und drang freundlich in ihn: er möchte doch etwas mehr Sorge für sich tragen.

Der Heilige aber antwortete ihm mit lächelndem Munde: „Seien Sie meinetwegen unbesorgt; ich bin nicht so dürftig, als es Sie wohl bedünken mag; denn jeden Tag sende ich einen Diener voraus, der mir den besten Tisch und das trefflichste Nachtlager besorgt!“

Da aber der Hofmann ungläubig hierüber lächelte, fuhr der Heilige fort:

„Dieser Diener ist die Erkenntniß meiner selbst und der Gedanke, daß ich für meine Sünden die Hölle verdient habe. Diese Betrachtung wirkt aber so kräftig, daß, wo immer ich hinkomme, und wie schlecht ich auch beherbergt werde, es mich immer gemuthet, — es gehe mir besser, als ich es verdiene!“ —

232. Das belohnte Gottvertrauen.

Der ehrwürdige Pater Jordanus, der als General des Prediger-Ordens im Rufe großer Heiligkeit starb, pflegte, wenn er von seinen Vorgesetzten in Angelegenheiten des Ordens auf Reisen gesandt ward, all sein Geld den ersten Armen zu geben, die ihm begegneten; dennoch aber fehlte es ihm nie am Nothwendigen.

Als er nun einmal mit einem Laienbruder nach Tolosa gesandt wurde, und seiner Gewohnheit gemäß das Geld, das er zur Wegzehrung empfangen hatte, unter die Armen vertheilte, ward sein Reisegefährte unwillig darüber, und hörte den ganzen Tag nicht auf zu murren.

Nachdem sie jedoch am Abend in eine Stadt gekommen, wo sie gesonnen waren, zu übernachten, fragte er, zur großen Verwunderung des Bruders, nach der besten Herberge.

Kaum eingekehrt, sagte er der Wirthin, sie möge seinem Reisegefährten gute Speisen vorsetzen, denn er sei etwas traurig.

Während aber das Abendessen bereitet ward, ersuchte er die Frau, ihre Kinder zu ihm kommen zu lassen. Er unterwies alsbald diese Kinder und sprach mit ihnen von Gott und seinen heiligen Geboten — auf eine so rührende und salbungsvolle Weise, daß alle Hausgenossen, die ihm zuhörten, dadurch tief bewegt wurden und ihn auch nicht fortziehen ließen, bis alle ihm ihre Beicht abgelegt hatten. —

Da nun der Diener Gottes am folgenden Morgen nach dem Frühstück fragte: wie viel sie schuldig seien? nahmen die Leute nicht nur nichts von ihm an, sondern gaben ihm auch noch zwei Kronen als Almosen mit auf den Weg.

„Sieh, mein Bruder," sprach nachher der heilige Priester auf dem Wege zu seinem Gefährten, „wie gut es ist, auf Gott zu vertrauen und auf seine Güte zu hoffen!" —

---

233 und 234. Der Abt von Liesse in Belgien.

Ludwig von Blois, geboren im Jahre 1506 zu Donstienne in den spanischen Niederlanden, kam, da sein Vater eine der höchsten Stellen am Hofe des Königs von Spanien bekleidete, frühzeitig als Edelknabe an den Hof des königlichen Prinzen von Spanien, Carl, der damals, bis zum Tode seines Vaters Philipp I. von Spanien, seinen Sitz in den Niederlanden, den väterlichen Erbgütern, aufgeschlagen und später als Kaiser Carl V. zwei Welten beherrschte. Eltern und Verwandte sahen in dieser Lage ihres geliebten Ludwig und in seinem freundschaftlichen Verhältnisse zum Prinzen die sicherste Verbürgung für die glänzendsten Würden und höchsten Aemter, die ihm in der Zukunft zu Theil werden würden.

Doch anders waren die Absichten Gottes, als die Gedanken der Menschen!

Wundersam ist darum Ludwig's Weg zur Weltentsagung; Schmerz und Pein wurden Boten Gottes zu seinem Seelenheile. — Ein eigenthümliches Geschwür entwickelte sich nach und nach an dem Haupte des Edelknaben; alle milderen Versuche zur Heilung waren fruchtlos; eine Operation erkannte der Arzt als das einzige Mittel zur Hebung des Uebels; waren aber die Martern seither schon sehr groß, so sollten jetzt noch größere folgen. Der Jüngling erkannte in diesem Leiden recht klar und tief die Ohnmacht aller menschlichen Größe und Herrlichkeit und auch das Unzuverlässige aller menschlichen Kunst; doch war er vollkommen bereit, sich in den Willen des Arztes zu fügen, und auf die Frage: „In welcher Form soll der Einschnitt gemacht werden?" antwortete er mit einem Blick auf ein nahes Crucifix: „„In der Form eines Kreuzes!"" — Und hier war es nun, wo er Denjenigen näher kennen lernte, der um der Menschheit willen des Himmels ewige Glorie verlassen, Knechtsgestalt annahm und durch Leiden und Kreuz seinen Nachfolgern den Weg zum Himmel bahnte; hier zog ihn die Liebe zu der opferwilligsten Liebe am Kreuz auf Golgatha; die Wunde seines Hauptes ward glücklich geheilt, und die Wunde seines Herzens zog ihn aus der Welt und ihrer Lust in des Klosters Heiligthum; er trat, vierzehn Jahre alt, in den Benediktiner-Orden,

und man konnte von ihm Dasselbe sagen, was der heilige Gregorius der Große von dem Ordens-Stifter Benediktus sagte, nämlich: „„Von seiner frühesten Jugend an, sobald er zur Freiheit und Selbstständigkeit gekommen war, hat er die Welt mit all ihrer Pracht als ausgedorrt verachtet, und den Fuß, den er bei seiner Geburt in die Welt setzte, sogleich wieder zurückgezogen!““ — Unter der Einwilligung und dem Segen seiner Eltern trat er in das nahe gelegene Kloster Liesse („Laetitia, Freude“), das in der Provinz Hennegau des Königreichs Belgien in einem freundlichen Thälchen steht, welches von allen Seiten von Waldungen umgeben und von dem Flüßchen Helpra durchströmt ist. — Hier zeigte Ludwig ein so heißes Streben nach Frömmigkeit und wissenschaftlicher Erkenntniß, daß man ihn zu seiner gründlichen Ausbildung auf die Universität Löwen schickte. Nachdem er die Zeit des Studiums wohl verwendet und dann in's Kloster wieder zurückkehrte, wurde er am 11. November 1530 zum Priester geweiht, und, nachdem er am 12ten sein erstes heiliges Opfer Gott dargebracht, am 13ten feierlich zum Abte consecrirt und ihm der Prälaten-Stab überreicht.

Nach allen Seiten hin fühlte man auch gar bald den Einfluß seiner eben so tief religiösen als weisen und väterlich-milden Wirksamkeit.

Dafür mögen zeugen:

1. Einige seiner Unterweisungen.

Rührend lautete seine Anrede an die Kloster-Novizen, wenn er sprach:

„Selig Diejenigen, denen Christus innerlich zuruft: „„Kommt mit mir in die Einöde!““ Selig, sag' ich, Diejenigen, die der Herr aus dem großen und weiten Meer, aus den zahllosen Gefahren dieser Welt in den Port der klösterlichen Einsamkeit führt, wo man ein wahrhaft ruhiges und sicheres Leben lebt, wo Friede und Freude des Geistes im Ueberfluß ist, wo ohne Sorge und ohne Beschäftigung mit hinfälligen Dingen Gott-geheiligte Menschen Tag und Nacht dem Könige der Ewigkeiten in wahrer Freiheit dienen! Ihre einzige Sorge ist es da, durch den unbesiegbaren Vorsatz des Gehorsams, durch unaufhörliches süßes Gebet, durch die lieblichen Uebungen der heiligen Lesung und durch die hehre Thränen-Taufe dem höchsten Gott zu gefallen!

In der Genossenschaft frommer, nach der Regel lebender Mönche ist Alles voll Frömmigkeit, Alles voll Anmuth! Hier wehen die süßesten Düfte jedweder Tugend; hier flammen mit feurigem Rothe die Rosen der heiligen Liebe; hier glänzen mit schneeiger

Weiße die Lilien der Keuschheit; hier blühen im verborgenen Winkel die Veilchen der Demuth, und erfreuen selbst die Himmel!

Kein Tumult ist hier, keine Verwirrung hat hier Platz! Zwistigkeiten und Streite müssen ferne sein von hier, wo liebliche Ruhe und freundliche Einsamkeit ihre Heimath besitzen!

Hier besiegen die tapfersten Kämpfer auf dem Kampfplatze geistigen Kampfes täglich unsichtbare Feinde, und überwinden sich selbst. Zu diesem Kampfe, zu diesem seligen Schauspiele kommen unsichtbare Schutzgenossen, die Engel des Himmels, herbei und stärken wundersam die Kämpfer Christi; und so kommt es, daß die Engel, deren Wohnung im Himmel ist, mit den Menschen auf der Erde, und die Menschen, die auf der Erde leben, mit den Engeln im Himmel die vertrauteste Freundschaft unterhalten!

Selig also Diejenigen, so die Stürme der Welt überwunden, und nun in den sichern und lieblichen Port der heiligen Klosterstille sich zurückziehen, um da den noch übrigen Theil ihres Lebens in Freuden hinzubringen und einst die unschätzbare Krone des himmlischen Reiches zu erlangen in endloser Freude!" —

Gar sinnig lautete auch die Inschrift über dem Klostergarten, die Ludwig in lateinischer Sprache dort hatte anbringen lassen, um auch hier im Herzen des stillen Wallers Andacht und Gottespreis zu erwecken.

„Die Schönheit der Blumen (so lauten die Worte) und der übrigen Geschöpfe reiße das Herz hin zur Bewunderung und Liebe des Schöpfers!

Die Lieblichkeit des Gartens bringe in Erinnerung die Wonne des Paradieses!

Nicht der Thorheit, sondern der Frömmigkeit sei diese Stätte geweiht!

Es verschwinde hier, was Gott mißfällt, man suche das Himmlische hier!

Herr! Gott! wie wunderbar bist du! Du hast mich erfreut durch deine Schöpfung, und über die Werke deiner Hände frohlocke ich!

Die Vögel des Himmels loben den Herrn, damit auch der Mensch von Herzen ihn lobe!" —

Ernst und wohlwollend sind in dem Handbüchlein für die Kleinen die zwölf Lehrworte, die er den Mönchen ertheilt, wenn er einem Jeden sagt:

„In Allem, was du thust, treibst oder redest, siehe in heiliger Meinung rein auf die Ehre Gottes, und wache über die Reinbewahrung deines Herzens und über deine Freiheit! —

Uebergieb mit vollem Vertrauen dich und das Deinige an Gott; sein Wille und seine ewige Anordnung sei stets dein höchster

Trost! Immer, du magst nun in Dunkelheit oder im Lichte, in Trübsal oder in Freuden, in Herzens-Bedrängniß oder in heiterer Stimmung dich befinden, du magst reich an Gnaden oder arm an denselben sein — immer halte Ihn für unendlich gütig; nimm alles Harte und Lästige demüthig, geduldig und selbst mit Freuden von der Hand seiner väterlichen Liebe und Vorsicht an; glaube zuversichtlich, daß er Alles zu deinem Heile ordne und zulasse, und wünsche einzig, daß *sein* Wille zu jeder Zeit an dir erfüllt werde! —

Was du an dir und an Anderen nicht verbessern kannst, das empfiehl Gott; und warte gelassen, bis er Dasjenige, was dir als nicht recht vorkommt, zurecht bringt! —

Kannst du Unbild und Schmach, so man dir anthut, nicht mit Freuden ertragen, so verwahre dich dabei doch vor aller unziemenden Verwirrung und vor allem Zorne; bemühe dich, ruhig zu bleiben, und bedenke, daß dein Gott um deinetwillen weit Schmählicheres mit der größten Gelassenheit erduldet hat! Bezähme und unterdrücke jede zornmüthige Aufwallung, und richte dein Augenmerk mehr auf Gott, der nach seiner Gerechtigkeit, und dennoch aus Liebe dich in solche Leiden kommen läßt, als auf den Menschen, der diese Leiden dir zufügt! —

Thue lieber den Willen eines Andern, als deinen Willen; unterwirf dein Urtheil gern dem Urtheil eines Andern! Sei nie eigensinnig auf deine Ansicht versessen, und ziehe nie etwas dem heiligen Gehorsame vor! —

Erhebe dich nie über einen andern Menschen, und verachte keinen! Halte dich für den Geringsten und Mindesten von Allen! Unterwirf dich Allen, und wünsche um Gotteswillen Allen zu dienen! Höre gelassen Diejenigen an, die dich ermahnen oder tadeln, auch wenn sie unter dir stehen! Erkenne dich lieber in Demuth als schuldig, als daß du zänkisch und stolz dich entschuldigen solltest! —

Sei du so gern der Geringste, als ein Anderer vielleicht der Höchste zu sein wünscht! Wünsche — verachtet, nicht aber geehrt zu werden; denn durch Verachtung wirst du Christo und seiner heiligen Mutter um so ähnlicher werden! —

Hege nie das eitle Streben, irgend Jemand zu gefallen; scheue aber auch nicht in kindischer Furcht das Mißfallen der Menschen! Verlange nie besondere Bekanntschaft und Vertraulichkeit oder Liebe von Anderen! —

Beurtheile nie vermessen die Reden und Thaten Anderer, und bekümmere dich nicht darum! Laß dich nie in überflüssige Sorgen ein und hüte dich vor aller Verkleinerung des Nächsten! Höre solche Reden gar nicht einmal an! —

Sei liebevoll, wohlwollend und freundlich gegen Alle; freue dich über das Gute an Anderen wie über dein eigenes, und trauere über ihr Mißgeschick! Liebe Alle mit aufrichtiger Liebe; hasse Keinen, wie sehr er dir auch zuwider sein mag! Verzweifle an dem Heile keines Einzigen; hege vielmehr herzliches Mitleid gegen alle Unvollkommenen, als daß du irgend einen Unwillen oder Bitterkeit in dir aufkommen ließest! —

Die Eitelkeit der Welt und die thörichten Gelüste des Fleisches verachte! Bewahre dich rein für den unsterblichen Bräutigam deiner Seele, und suche deinen Trost in Ihm! —

Sei mit Wenigem zufrieden und begnüge dich mit Einfachem! Gedenke stets der Armuth, die dein Gott um deinetwillen auf sich nahm und dir auch anempfohlen hat! Du bist der Lehrjünger, Er der Meister; du bist der Knecht, Er der Herr; der Lehrjünger soll sich freuen, es dem Meister nachzuthun, — der Knecht soll jubeln, dem Herrn nachfolgen zu können!" — —

Wie nun weise und heilig im Rath, so war Ludwig es auch in der That; dafür mögen Zeugniß geben:

2. Einige seiner Handlungen.

Merkwürdig ist die Sanftmuth und Milde des Abtes Ludwig. „Nicht aufbrausendem und schäumendem Moste, sondern ruhigem, mildem Oele soll das christliche Gemüth gleichen; und zu dieser Ruhe soll es zu gelangen suchen durch die heilige Einkehr in sich selbst und durch unablässige Beschäftigung der Seele mit Gott!" — Dieser Grundsatz ist ihm in der getreuesten Uebung zur zweiten Natur geworden. „Nicht durch Drohen und Schrecken, nicht durch Züchtigen und Strafen wollte er," wie er in den Statuten für sein Kloster sagt, „seine Brüder regieren, sondern durch Liebe wollte er sie leiten."

Nie hörte man ihn harte Verweise geben, und die Form seiner Rügen, wenn er etwa einem fehlenden Bruder die in den Statuten vorgeschriebene Strafe auferlegen mußte, war: „Der Herr hat gethan, was er nicht hätte thun sollen; er muß jetzt leiden, was er nicht gerne will!" oder: „Der Herr hat gethan, was er wollte; er muß jetzt leiden, was er nicht will!" —

Fehlte Einer der übrigen Klosterdiener, so lautete seine Rede: „Hätte er denn dieß nicht geschickter thun können?" oder: „Hätte er sich da nicht besser befleißen können?" —

Brachte ein Bruder mit großer Heftigkeit und mit allen Zeichen eines angegriffenen und bestürmten Gemüthes bei ihm Klagen vor, so ließ er ihn zwar ausreden; dann aber, wenn er ausgesprochen,

entgegnete er ihm: „Lieber Bruder, gehen Sie jetzt fort, und sehen Sie, daß Sie zu sich selbst kommen, ehe Sie wieder zu mir kommen; denn so lange Sie nicht bei sich selbst sind, und ihr Gemüth nicht beruhigt ist, können wir nichts ausrichten! Sobald sich aber dieser Sturm gelegt hat, so kehren Sie wieder zurück. Auf diese Weise aber können Sie weder etwas Vernünftiges begehren, noch wird auch mein Rath etwas nützen!“ —

Durch solche Milde wurde jedoch seinem Ansehen nicht geschadet, sondern dasselbe vielmehr erhöht und verklärt. —

Merkwürdig war auch seine Gastfreundschaft. Sparsam bis auf das Genaueste im Klosterhaushalt, sparte er doch nichts, wenn es galt, Fremde aufzunehmen und zu bewirthen. Wie sehr er sich gar freundlich gegen Alle bewies, so nahm er doch stets strenge Rücksicht auf den Stand und die Würde des Gastes.

Nie sah er die Gäste als dem Kloster beschwerlich an, sondern er nahm sie auf als ein Geschenk Gottes, und dankte dafür dem Herrn mit der festesten Zuversicht: Er werde sowohl dem Besuchenden, als dem Bewirthenden seine redliche Absicht und seine Liebe lohnen.

Als einst die Gastzimmer längere Zeit hindurch leer gestanden, sprach der Abt zu einem seiner Klosterdiener, den er wegen seiner Einfalt und Frömmigkeit besonders hochschätzte: „Was ist's, Anselm? Vergißt uns denn der liebe Gott gänzlich? oder ist er böse über uns, daß er uns schon lange nicht mehr heimgesucht hat — in den Gästen?“

Daraus mag man ermessen, wie herzlich er die Gäste aufnahm, wie er in ihnen den Herrn selbst empfing und bewirthete; und es wunderte Niemand mehr, daß seine Gastfreundschaft nah' und fern bekannt und auch vielfältig benutzt wurde. —

Merkwürdig war auch seine Freigebigkeit gegen die Armen. Er selbst darbte sich das Nöthigste ab, um ja recht verschwenderisch gegen die Mühseligen und Beladenen verfahren zu können; und indem er Allen die milden Schätze der Erbarmung öffnete, erlangte er mit Recht den Namen „Vater der Armen.“

Immer kam er ganz froh und heiter vom Austheilen der Almosen zurück. Auf Hausarme ganz besonders Bedacht zu nehmen, trug er seinen Verwaltern als heiligste Pflicht auf und gab auch diese Verordnung in den Statuten; „denn“ bemerkte er, „was das Kloster mehr hat, als es eben braucht, gehört vielmehr den Armen, als dem Kloster.“ — Und weil man die Statuten streng und freudigst beobachtete, so stand das Kloster Liesse in dem gesegnetsten Rufe der Barmherzigkeit, und hatte den schönen Namen „„Zufluchtstätte der Armen““ erhalten.

Als ihm einst Kaiser Carl V. einen prächtigen Humpen von köstlichem Gold und künstlicher Arbeit verehrte, schenkte er denselben alsbald der Kirche von Chimaque, die gerade damals durch Feindes Verheerung großen Schaden erlitten hatte. Er glaubte, es sei Gott gefälliger, Anderer Noth zu steuern, als das herrliche und werthvolle Geschenk des Kaisers bei sich im stummen Schranke aufzubewahren. —

Merkwürdig war auch seine Liebe zu einem demüthigen Leben. — Wurden ihm Ehrenstellen oder reichere Einkünfte angeboten, so schlug er sie standhaft aus, und trat mit Füßen allen Glanz der Welt sammt ihrer Eitelkeit.

Kaiser Carl V. war ihm, dem Jugendfreunde, stets gewogen und suchte ihm höhere Würden anzubieten.

So hatte er ihn zum Erzbischofe von Cambray bestimmt und ernannt; Ludwig aber schlug großmüthig und demüthig diese Würde aus und empfahl den Maximilian von Bergen, der zur heilsamen Verwaltung einer so großen Erzdiöcese tüchtiger und würdiger wäre.

Später bot ihm der Kaiser die reiche Abtei St. Martin in Tournay an. Eingedenk des Ausspruchs des heiligen Ambrosius, „daß wahre Gottseligkeit von Ehrsucht wie auch von Habsucht gleich fern sein müsse, und daß sie um so größeren Gefahren ausgesetzt sei, in je höheren Würden sie stehe,“ ließ er sich diese Reichthümer und Bürden nicht aufdringen. Er reiste deßhalb selbst zum Kaiser, der sich damals in Brüssel aufhielt. — Es ist aber ein uralter Erfahrungssatz, daß, wer am Hofe erscheint, mit Bitten nicht allein erscheint, sondern auch mit der festesten Zuversicht auf eine schnellere Gewährung derselben. Das wußte die Umgebung des Kaisers gar wohl. — Als nun Einer der Vertrautesten des Kaisers, der bei demselben am Meisten vermochte und der zugleich schon seit langer Zeit ein aufrichtiger Verehrer des Ludwig von Blois war, denselben bei Hof erscheinen sah, dachte er wohl nichts Anderes, als der Abt von Liesse habe irgend ein Bittgesuch an den Kaiser vorzubringen. Er kam ihm sogleich mit auszeichnendster Aufmerksamkeit entgegen, bot ihm seine Dienste an und versprach ihm, beim Kaiser Alles zu erwirken, was er nur immer wünschen möge. Dem Abte war dieser Antrag gar nicht unlieb, denn er besorgte doch: der Kaiser könnte über sein immerwährendes Zurückweisen unwillig werden, und war nun wohl zufrieden, daß die Sache durch einen Dritten ging. Nun erzählte ihm Ludwig, wie es ihm sehr hart ankäme, die Last der Abtei St. Martin in Tournay zu übernehmen, und wie er, mit seinem Loose zufrieden, unter seinen Mitbrüdern zu Liesse sein Alter zuzubringen und dort auch zu vollenden wünsche. Voll Erstaunen über diese ganz neue und in ihrer Art einzige

Supplik ging jener Hofbeamte zum Kaiser und trug die Sache vor. Aber eben so erstaunt sprach nun der Kaiser: „„Es soll ihm geschehen, wie er will! Ludwig soll, weil es nun einmal so sein Wunsch und seine Bitte ist, in Liesse leben und sterben!““ —

Und so lebte fortan dieser große Mann, ausgezeichnet durch tiefe Gottesfurcht und heiliges Leben, reich an Tugenden, voll der demüthigsten und ausdauerndsten Zuversicht auf den Herrn, noch manches Jahr in seinem Kloster, bis er am 7. Januar 1566, nur mit Gott und dem Himmlischen beschäftigt, starb, nachdem er 59 Jahre auf dieser Erde, beinahe 45 Jahre in dem Kloster und mehr denn 35 Jahre als Abt zugebracht hatte.

Die Trauer war allgemein, und nie hat das Kloster Liesse und die ganze Umgegend größeres Leidwesen gesehen, als in jenen Tagen der Octav der Epiphanie. Die Trauergottesdienste für den gottseligen Abt hielt dessen vieljähriger Freund, der Suffragan-Bischof von Cambray, Martinus Cupperus. —

Mehr als siebzig Jahre nachher, Anno 1631, ließen die Mönche von Liesse ihrem unvergeßlichen Abt ein herrliches, marmornes Denkmal setzen. — Ein noch weit herrlicheres Denkmal aber war das Kloster selbst, in dem die heilige Zucht, die Ludwig von Blois eingeführt, stets fortblühte und reichlichste Früchte der Heiligkeit und Gerechtigkeit trug. — Ein anderes, ewiges Denkmal hat er sich aber selbst gestiftet durch seine geistreichen Schriften, *) in denen so viel Trost und Freude des Geistes gefunden wird. —

235. Eine Selbstkreuzigung schwerster Art.

(Aus: Heinrich Suso's Leben von Melchior von Diepenbrock.)

Unbeschreiblich tief nährte der fromme Heinrich Suso aus dem Prediger-Orden in sich den Drang, in Entbehrungen und Leiden seinem Herrn und Heiland recht ähnlich zu werden; und um dieser Sehnsucht zu genügen, ward er gleichsam erfinderisch in Martern, die er seinem Leibe bereitete.

Merkwürdig ist das scharfe Kreuz, das er auf seinem Rücken trug. Vor allen anderen Uebungen wollte er ein Zeichen an seinem Leibe tragen voll empfindlichen Mitleidens mit den Peinen seines gekreuzigten Herrn. Also machte er sich selbst

*) Dieselben sind in deutscher Uebersetzung von Magnus Jocham zu Sulzbach in der von Seidel'schen Buchhandlung, sieben Bändchen umfassend, erschienen.

ein hölzern Kreuz, das war in der Länge als eines Mannes Spanne, und hatte seine ordentliche Breite; und darein schlug er dreißig eiserne Nägel in sonderlicher Meinung aller seiner Wunden und Minnen-Zeichen. Dieß Kreuz spannte er auf seinen bloßen Rücken zwischen die Schultern auf das Fleisch, und trug das Tag und Nacht stätiglich acht Jahre, dem gekreuzigten Herrn zu Lob. — Danach in den jüngsten Jahren schlug er auch sieben Nadeln herein, also daß die Spitzen das Kreuz weit durchdrangen und darein stecken blieben, und das andere Ende brach er hinten ab. Dieser spitzigen Nadeln Verwunden trug er zu Lob dem eindringenden Herzeleid der reinen Gottesmutter, das ihr Herz und Seele zu der jämmerlichen Stunde seines Todes so gar durchwundete. Da er dieses Kreuz zum Erstenmal auf den bloßen Rücken spannte, da erschrack seine zarte Natur darob, und er stumpfte ein klein wenig die scharfen Nägel an einem Stein. Diese unmännliche Zagheit gereuete ihn aber bald, und er machte sie alle wieder spitzig und scharf mit einer Feile, und nahm das Kreuz wieder auf sich. Wo er saß oder stand, da war ihm, als wenn eine Igelhaut auf ihm läge; wenn ihn Jemand unversehens berührte oder ihn stieß auf das Gewand, das versehrte ihn. — Daß ihm dieses peinliche Kreuz desto leidlicher wäre, so grub er hinten auf das Kreuz den heilsamen Namen „Jesus." — Mit diesem Kreuz nahm er viele Zeit alle Tage zwo Disciplinen in solcher Weise: er schlug mit der Faust auf das Kreuz, so drangen die Nägel in das Fleisch und steckten darin, daß er sie mit dem Gewande mußte herausziehn. Die erste Disciplin nahm er, so er mit der Betrachtung kommen war zu der Säule, da der holde Heiland also greulich gegeißelt ward, und bat ihn, daß er mit Seinen Wunden die seinen heilte. Die andere nahm er, so er fürbaß unter das Kreuz kommen war, und der Herr daran genagelt ward, und nagelte sich zu ihm, um nimmer von ihm zu scheiden. — Die dritte Disciplin nahm er nicht alle Tage; er that es, wenn er sich zu viel Zartheit oder ungeordnete Lust vergönnt hatte an Trinken, Essen oder an solchen Sachen. —

Merkwürdig ist auch der Abbruch des Trankes, den Suso sich auferlegte. — Er fing einst die wehthuende Uebung an, daß er sich ein gar kleines Maaß zu trinken aussetzte; und damit er dieß Maaß desto minder verfehlte zu Haus oder draußen, so schuf er sich ein Becherlein auf dieses Maaß, und das trug er mit sich, wenn er ausging. Oft trank er auch gar nichts. So er nun lange sehr durstig war und aus Strengheit seinen Durst weder mit Wasser, noch mit Wein löschen wollte, und er dann gar jämmerlich auf zu Gott sah, da ward ihm einst von Gott innerlich geantwortet

also: „Nimm wahr und lug du, wie ich stand durstig in sterbender Noth mit wenig Essig und Galle, und waren doch alle kühle Brunnen dieses Erdreichs mein eigen, denn ich habe sie allesammt und alle anderen Dinge geschaffen und geordnet dem Menschen zum Aufenthalt. Darum sollst du dich auch geduldiglich leiden in Abbruch und Mangel, willst du mein Nachfolger sein!" — Es geschah zu einer Zeit vor Weihnachten, daß er gar verzichtet hatte auf alles leibliche Gemach und nahm an sich drei leibliche Uebungen, ohne die anderen Uebungen, die er lange gehabt hatte. Die erste Uebung war, daß er nach der Metten vor dem Frohnaltar auf bloßen Steinen also stehen blieb bis zu Tag, und das war um die Zeit, wo die Nächte allerlängst sind und man sehr früh Metten läutet. Die andere Uebung war, daß er an keine warme Statt ging, weder Tags noch Nachts, noch keine Wärme von der Gluth an die Hände ob dem Altar wollte nehmen, *) und die Hände schwollen ihm greulich, weil es zu jener Zeit allerkältest war. Nach der Complet ging er alsobald auf seinen Stuhl schlafen; nach der Metten stand er vor dem Altar auf bloßen Steinen bis zu Tag. Die dritte Uebung war, daß er sich selbst allen Trank abbrach durch den Tag, wie übel ihn auch durstete, denn nur des Morgens und ob Tisch, und alsdann durstete ihn nicht; so es aber begann zu abenden, dann durstete ihn so recht übel, daß alle seine Natur nach Trinken rang, und das ertrug er Alles mit manchem bitteren Schmerze. Der Mund war ihm so dürr innen und außen, als einem Siechen, der an einer Sucht liegt; da zerbarst ihm seine Zunge, daß sie darnach in mehr als einem Jahr nicht verheilen konnte. So er zur Complet also dürre dastand, so that er mit Begierde den dürren Mund auf, gen den Sprengwedel hingewendet in der Hoffnung, ob ihm ein kleines Tröpflein Wassers auf seine dürre Zunge fiele, daß sie davon ein wenig erkühlet wurde. So er dann zur Collation ob Tisch also durstig den Wein von sich setzte, so hub er etwann seine Augen auf und sprach: „O weh, himmlischer Vater, nimm hin zu einem Opfer meines Herzenssaftes diesen kühlen Trunk und tränke dein Kind damit in dem Durste, als es hing durstig am Kreuz in sterbender Noth!" — Da geschah's noch in derselbigen Nacht, daß es ihm vorkam in einem Gesichte: Wie Unsere Liebe Frau käme, Gottes Mutter, mit dem Kindlein Jesus, in der Gestalt, als da es auf dem Erdreich und siebenjährig war. Es brachte in der Hand ein Krüglein mit frischem Wasser;

*) Bei großer Kälte pflegt man, während der Feier der heiligen Messe, dem Priester eine Kohlengluth auf den Altar zu setzen, zur Erwärmung der Finger.

das Krüglein war überglaset und war ein wenig größer denn ein Convent-Becher. Da nahm Unsere Liebe Frau das Krüglein in ihre Hand, und gab's ihm, daß er tränke. Er nahm es und trank mit großer Begierde und er löschte seinen Durst nach Wunsch. —

Gleich merkwürdig ist auch Suso's Lager gewesen. — In denselben Zeiten ward ihm eine alte hingeworfene Thür; die legte er in seiner Zelle in seine Bettstatt unter sich, und lag darauf ohne alles Bettgewand zu einer Beholfenheit seiner selbst. Er hatte ein gar dünnes Mättlein aus Rohr gemacht, das legte er auf die Thür, und das reichte ihm nur bis auf die Kniee. Unter sein Haupt für ein Kissen legte er ein Säcklein, gefüllt mit Erbsenstroh, und darauf ein kleines Kisselein. Er hatte kein Bettgewand überall, und wie er des Tages ging, also lag er auch des Nachts; nur allein, daß er die Schuhe abzog und einen dicken Mantel um sich that. Also gewann er ein jämmerliches Lager; denn das harte Erbsenstroh lag ihm knolligt unter dem Haupt und das Kreuz stach ihn mit den scharfen Nägeln in den Rücken. Er hatte beschlossene Bande an den Armen und das härene Niederkleid um die Hüfte, da war der Mantel gar schwer und die Thüre hart; er lag also verjammert, daß er sich nicht regen mochte, wie ein Block. Wenn er sich umkehren wollte, so geschah ihm sehr weh, und wenn er schläfrig auf das Kreuz etwa fest fiel, so drangen ihm die Nägel in das Gebein, und dann stöhnte er manchen Seufzer zu Gott. — In dem Winter geschah ihm vom Frost gar weh, denn im Schlafe, so er die Füße strecken wollte nach Gewohnheit, so kamen sie ganz bloß auf die Thüre zu liegen und erfroren ihm; so er sie dann hinwieder zu sich zog und ungestrecket hielt, so ward das Geblut wüthend in den Beinen, und das that ihm gar weh. Ihm wurden die voll Wunden, es schwollen ihm die Beine, als ob er wassersüchtig werden wollte; die Kniee waren ihm blutig und versehrt; der Rücken war von dem Kreuze verwundet, der Leib öde von maßloser Strengheit, der Mund dürre von durstiger Noth, die Hände zitternd von Kraftlosigkeit; und also in seiner marterlichen Weise vertrieb er seine Tage und Nächte.

Und warum?

Er litt das Alles aus großer, inniglicher Minne, die er hatte zu Gott, der ewigen Weisheit, unserm Herrn Jesu Christo, deß schmerzlichen Leidens er ein Nachfolger sein wollte. —

Das Dominikaner-Kloster, in dessen stillen Mauern Heinrich Suso gelebt, geduldet und der Liebe Gottes sich gänzlich aufgeopfert, liegt auf einer kleinen Insel am Ausflusse des Rheins aus dem Bodensee. Es ist gegenwärtig in eine Fabrik verwandelt. —

236. Die Hausordnung der Jesuiten.

Der weiland Großherzoglich Badische Staatsrath Joseph Albert von Ittner giebt im dritten Bande seiner vermischten Schriften die folgende Darstellung aus der Hausordnung der Jesuiten, die er zu Mainz ehedessen aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte.

Er erzählt:

Bei den Jesuiten, denen die Erziehung in den lateinischen Gymnasien, in der Philosophie und Theologie, fast auf allen katholischen Universitäten Deutschlands anvertraut war, — geschah Alles in ihren sogenannten Collegien, eigentlich Klöstern, ohne vieles Geräusch mit der höchsten Pünktlichkeit.

Morgens vor vier Uhr wurden sie durch ein kleines Glöckchen geweckt. Jeder stand auf dieß Zeichen auf, und begab sich einzeln an einen beliebigen Ort in die noch zugeschlossene Kirche, wo er etwa eine halbe Stunde betete oder meditirte. Von da verfügte er sich in sein Zimmer, oder, wenn es Winter war, in das gemeinschaftliche wohlgeheizte Museum, fing dort an zu studiren, und sich auf die Vorlesungen, die er bei der Universität oder dem Gymnasium zu geben hatte, vorzubereiten. Wer dann frühstücken wollte, bekam etwas aus der Küche. — Von sieben bis zehn Uhr dauerten die Vorlesungen. Dann war eine Stunde Ruhe. — Von elf bis zwölf Uhr ward gespeist; um ein Uhr gingen wieder die Vorlesungen an, wurden aber mit dem Schlage vier geschlossen. — Hierauf wieder Ruhe und Studium bis sechs Uhr. Zu Nacht speiste man von sechs bis sieben Uhr. Dann war eine Stunde Conversation. Nach dieser begab sich Jeder auf sein Zimmer, wo er nach Belieben gelehrte Arbeiten oder Lektüre fortsetzte, endlich sein Abendgebet verrichtete und schlafen ging. Um zehn Uhr mußten alle Lichter ausgelöscht sein. —

Während man zu Mittag oder zu Nacht speiste, war die Hauspforte, welche sonst ein eigener Klosterbruder den Tag hindurch zur Anmeldung der Fremden hütete, die da etwas zu schaffen hatten, sorgfältig geschlossen. Dann aber trat, während der Speisestunde, das Amt eines hierzu eigens bestimmten und vertrauten Jesuiten ein. Diesen hieß man den „P. Minister oder Prokurator." Da den Jesuiten Alles daran gelegen war, daß bei ihnen von Außen her keine Unordnung, noch Unterschleif entstände, welches, während die ganze Gesellschaft zu Tische saß, leicht möglich gewesen wäre, so öffnete bei gegebenem Zeichen mit der Glocke während des Essens der „P. Minister" die Pforte, faßte seine Leute gut in's

Auge, und gab höflich Bescheid. Denn es konnte z. B. doch wohl geschehen, daß zu einem Todtkranken schnell ein beliebter Beichtvater während der Essenszeit verlangt wurde. Dieser mußte auf Anzeige des „P. Ministers" sich sogleich vom Tisch erheben und dem Rufe zum Kranken folgen.

Nach Tische trat der gewöhnliche Hüter der Pforte wieder an seine Stelle. Der „P. Minister" ging alsdann mit denjenigen Klosterbrüdern, die am Tische die Aufwartung gehabt, folglich noch nicht gespeist hatten, zu Tische.

Kein Jesuit durfte einen Fremden, selbst seinen Bruder nicht, ohne besondere Erlaubniß auf seinem Zimmer empfangen; sondern, wenn ihm Jemand gemeldet war, begab er sich in einen meistens halbzirkelförmigen Vorsaal oder Vestibulum nächst der Klosterpforte. Dieser war fast immer von Auswärtigen und Studenten voll; es ward sehr stille in dieser oder jener Ecke gesprochen, und man konnte nicht leicht etwas überhören.

Da die Studenten Vieles mit ihren Professoren fast täglich abzuthun hatten, so hätte es eines eigenen Dieners bedurft, um sie anzumelden. Dieser Ungemächlichkeit auszuweichen, waren im Hofgange fünf kleine oder größere Schellen angebracht. Wenn nun eine von diesen ein-, zwei-, drei- oder viermal angezogen wurde, so hörte dieß der Professor, dem es galt. Er erschien also in dem Vorsaale der Pforte, und fand dort seine Leute. Zweimal in der Woche, am Dienstag und Donnerstag, war Vakanz. Dann wurden keine Vorlesungen gegeben; den Schülern und Studenten war aber den Tag vorher so viel an Arbeit aufgeladen worden, daß sie für diesen Tag genug zu thun hatten.

An diesen Tagen war es den Jesuiten erlaubt, ihre Freunde oder Verwandte in der Stadt zu besuchen, oder auch außer der Stadt auf dem Felde spazieren zu gehen. Jedoch mußten sie dieß ihrem Vorsteher, den man „P. Rektor" nannte, anzeigen. Dieser ernannte dann Jedem, der ausgehen wollte, einen Begleiter. Er kannte seine Leute, und traf die Wahl immer so, daß Einer dem Andern, nach Verschiedenheit der Charaktere, der Neigungen oder des Alters zum Aufseher diente. Kamen die Ausgegangenen zurück, so meldeten sie sich wieder bei dem Rektor.

Niemand ward leicht Rektor, wenn er nicht ein vielgeprüfter Mann und bei Jahren war. Denn die Jesuiten hatten den Grundsatz: „In senibus mens, ratio et consilium." Er hatte hauptsächlich über die innere Disciplin zu wachen; er mußte bescheiden, zugleich aber auch strenger Beobachter der Gesetze des Instituts sein, und überall mit gutem Beispiel selbst vorangehen. Am Tische

führte er den Vorsitz; um und neben ihm saßen die Aeltesten, die Professoren der Theologie, der Philosophie, Physik und Mathematik. Er gab das Zeichen, wenn es Zeit war zu sitzen oder aufzustehen. Bei dem Anfang des Essens war allgemeine Stille, es ward ungefähr eine Viertel- oder halbe Stunde etwas aus der Bibel oder Kirchengeschichte vorgelesen. Dann erfolgte vom Rektor ein Zeichen, und nun hatte Jeder die Erlaubniß, mitzusprechen. Die Unterredung ward lebhaft, bezog sich auf gelehrte, politische oder häusliche Angelegenheiten oder Nachrichten. Es fehlte hiebei nicht am attischen Salz und an jener Urbanität, die den Jesuiten ohnehin eigen war. Diese ging so weit, daß kein Jesuit den andern, wie es in anderen Mönchsklöstern Sitte war, mit dem in geistlichen Gesellschaften so beliebten „Du" anredete. Ja Jeder, der dem Andern auf dem Gange, im Hofe oder auf der Straße begegnete, zog schon vor ihm in der Entfernung von einigen Schritten die Kappe oder das Professor-Baret ab, und grüßte ihn höflich, selbst den geringsten Klosterbruder.

Die gewöhnlichen Strafen, die einen Jesuiten, der etwas versehen hatte, trafen, waren geheime Verweise des Rektors, der dabei sein Ehrgefühl in Anspruch nahm, und ihn auf die genaue Erfüllung seiner Pflicht anwies. Waren diese Erinnerungen fruchtlos, so geschahen die Verweise öffentlich, und im höchsten Falle konnte Einer verurtheilt werden, während dem Essen auf dem Boden sitzend zu speisen. Das mußte aber schon ein großes Vergehen gegen die Disciplin sein. Freilich war diese Strafe erniedrigend, aber sie ward selten ausgeübt. Bekamen doch auch schon die römischen Soldaten von ihren Befehlshabern die Strafe, ut stantes cibum caperent, d. h. sie mußten stehend essen, während ihre Kameraden, auf dem Boden um die gemeinschaftliche Schüssel liegend, mit größerer Gemächlichkeit ihr Mahl zu sich nahmen. Das war eine Art von „Ignominia" oder „Schimpf," den sich jeder wackere Soldat abzubitten oft vergebens bemüht war. So viel kommt auf den Begriff von Ehre an, den man mit einer sonst gleichgiltigen Handlung verbindet.

Ein Jesuit durfte an Vakanztagen auch auswärts zu Gast speisen, wenn er von einem Freunde oder Verwandten eingeladen ward. Allein dann mußte der Einlader das Ansuchen einige Tage zuvor bei dem Rektor der Jesuiten-Gesellschaft anbringen. Es ward nie abgeschlagen; allein der Rektor ernannte dann wieder dem Eingeladenen einen Begleiter, meistentheils einen bescheidenen Mann, von dem er vermuthen konnte, daß er am Tische des Einladenden keine unangenehme Person sein würde.

Dabei aber war es unerläßliches Gesetz, daß die eingeladenen Jesuiten wenigstens eine Viertelstunde vor dem Abendessen wieder zu Hause sein mußten. —

Nun geschah es eines Tages, daß mein Oheim, ein sehr gelehrter und angesehener Mann,*) einen Jesuiten, unsern Verwandten, zum Mittagessen einladen ließ. In dieser Absicht ward ich zum P. Rektor geschickt; die Erlaubniß erfolgte unbedenklich. An dem bestimmten Tage erschien unser Verwandter mit einem sehr angenehmen Gesellschafter. Der gute Rheinwein flößte bald Begeisterung ein; es war ein sehr fröhliches Mahl, und nach Tische setzte man die interessantesten und witzigsten Gespräche fort. Man ging in den Garten außerhalb der Stadt, und dorthin folgte Kaffee und abermals der Flaschenkeller.

Die Jesuiten übernehmen sich nie in Wein. Trunkenheit wäre bei ihnen ein großes Verbrechen gewesen, das man nie verziehen hätte. Sie tranken also nur bis auf einen gewissen Grad von Fröhlichkeit, den sie nie überschritten. Es wäre ein Wunder gewesen, einen betrunkenen Jesuiten zu sehen.

Aber als unsere geistlichen Freunde einmal auf der Polhöhe der Fröhlichkeit waren, vergaßen sie die Succession der flüchtigen Augenblicke. Es schlug fünf und endlich halb sechs Uhr, ehe es ihnen einfiel, nach Hause zu gehen. Auf einmal sprang Einer von den Herren auf, der zufällig auf die Uhr gesehen hatte; sie machten sich ohne Verzug auf den Weg. Aber alle Anstrengung war vergeblich; sie kamen zu spät zu Hause an, und waren in Verzweiflung, als sie an der Pforte vernahmen, daß die Gesellschaft schon eine Viertelstunde an der Tafel saß. Also begaben sie sich still auf ihr Zimmer. Nach Tische verfügten sie sich zum P. Rektor, in der Absicht, sich zu entschuldigen. Unser Verwandter, als der Aeltere, führte das Wort. Aber der Vorsteher empfing sie zwar höflich, doch trocken und mürrisch. Er erwiederte: „Morgen würde er ihnen schon seine Gesinnungen sagen.“

Sie glaubten also, sie würden morgen wieder vorgefordert werden; allein nichts weniger. Das war eine schlimme Vorbedeutung. Man gab endlich das Zeichen zu Tische. Nach dem Vorgebet trat der Rektor mitten in den Saal, rief sie bei Namen, gab ihnen einen kräftigen und öffentlichen Verweis über die verletzte Hausordnung, und erinnerte die anderen Mitglieder, diesem Beispiele nicht zu folgen, sondern genau nach dem Gesetze zu leben, mit dessen

---

*) Er war Leibarzt des Kurfürsten von Mainz.

Unwissenheit sich Niemand entschuldigen könne. Dann hieß er Alle sich niedersetzen und ruhig speisen.

Der Verweis, mit so vielem Ernst von einem Greise gesprochen, that allen Jesuiten wehe; denn Jene, die er anging, waren zwei von allen ihren Mitbrüdern sehr geachtete Professoren der Theologie, an denen sonst kein Tadel haftete. Die Gesellschaft sprach also nur leise und zum Theile gar nicht während des Speisens, nachdem das gewöhnliche Zeichen zum Reden gegeben worden war. Es herrschte eine pythagoräische Stille im Saale, die Niemand zu unterbrechen wagte, als Zeichen einer gemeinschaftlichen Theilnahme. —

Unerachtet Alles, was im Innern der Jesuitenklöster vorging, nicht leicht ruchbar wurde, so erfuhr dennoch mein Oheim mittelbarer Weise die öffentliche Censur, die seinen Gastfreunden widerfahren war. Er entwarf also einen Plan, den guten alten **Rektor** einmal selbst in die Falle zu locken. So ließ er einige Monate vergehen, damit die Sache ganz vergessen würde. Dann ließ er den Rektor bei einem gewissen Feste selbst zu sich in sein Haus zur Tafel einladen. Der würdige Greis kam, brachte aber nicht, wie wir doch erwartet hatten, unsern Verwandten mit, sondern einen andern Geistlichen, der fast eben so hoch bei Jahren war, als er selbst. Beide waren das lebendige Bild von zwei alten Patriarchen, denen man es ansah, daß sie schon mehrere Generationen von Menschenkindern auf dieser Erde erlebt hatten. Es war sonst noch gute Gesellschaft von anderen ehrenhaften Männern, deren Keiner unter fünfzig Jahren war, zusammenberufen, doch absichtlich veranstaltet, daß man etwas später als gewöhnlich zu Tische ging, ungeachtet der Onkel dem Anschein nach sehr ungehalten auf die Langsamkeit der Küche schalt. Endlich ward aufgetragen, man nahm Platz; **mir** aber hatte der Oheim einen besondern Auftrag ertheilt, den ich während des Essens vollziehen sollte. Nämlich ich sollte Acht geben, wenn etwa gegen drei Uhr hin das Gespräch am lebhaftesten wäre. Dann sollte ich aufstehen und die beiden schönen Standuhren, die auf dem Marmortische des Zimmers aufgestellt waren, aufziehen, **aber sogleich auch die Zeiger um eine ganze Stunde rückwärts treiben.**

Ich that, wie mir befohlen war; die Uhr ging also unrichtig, und da die beiden Jesuiten die Täuschung nicht ahneten, noch vorsehen konnten, so kamen sie fast um eine Stunde später zu Hause an, als ihre klösterliche Abendtafel dauerte, und gingen murmelnd und sich verwundernd auf ihre Zimmer.

Unsern Verwandten ließ mein Oheim durch mich am folgenden Tage zeitlich von dem seinem Rektor gespielten Stücke benachrichtigen. Jener vertraute es seinem Mitbruder, der vor zwei Monaten den öffentlichen Tadel mit ihm getheilt hatte, und dieser wieder den anderen Professoren. Alle freuten sich heimlich, daß ihr alter Vorsteher, wenn gleich ohne seine Schuld, zur Uebertretung der Hausordnung verleitet worden. Allein sie sahen die Scene nicht vor, die bei dem Mittagessen stattfinden würde.

Man gab das gewöhnliche Zeichen zu Tische; es ward gebetet. Ehe man sich setzte, gab der Rektor noch ein Zeichen mit seiner zitternden Hand, daß er Etwas zu sprechen habe, trat in den Saal und sah sich um, gleichsam um sich zu überzeugen, ob auch Alle gegenwärtig wären; dann hob er mit fester Stimme an:

„Ich alter, achtzigjähriger Mann, der ich schon drei Jahre die Ehre habe, in diesem Collegium Euer Vorsteher zu sein, habe die Pflicht auf mir, in Allem mit einem guten Beispiele Euch vorzugehen. Demungeachtet vergaß ich mich gestern so weit, daß ich gegen die vorgeschriebene Hausordnung um eine Stunde später und erst nach aufgehobener Abendtafel nach Hause gekommen bin. Um so weniger hätte ich aber dieses thun sollen, da ich vor zwei Monaten zwei würdige Männer über ein gleiches Versehen öffentlich vor Euch getadelt habe. — — Nun habe ich zwar, vermöge der Stelle, die ich bei Euch begleite, Niemand über mir, der mich bestrafen könnte. Allein ich will ganz nach dem Gesetze der Gerechtigkeit **mein eigener Richter** sein, und ich verurtheile mich hiermit selbst, als einen unvorsichtigen Uebertreter der Hausdisciplin, zu der Strafe, die ich wohl verdient zu haben glaube."

Dann ging der alte Mann, was Niemand weiter erwarten konnte, an den Tisch, nahm sein Gedecke und ein Gefäß mit Wasser, trat in die Mitte des Saales und setzte sich nicht ohne viele Beschwerde wegen Unbehilflichkeit des Alters auf den Boden.

Die alten Jesuiten, die Professoren und Lehrer, im Innersten gerührt durch dieß Beispiel von Verleugnung und Selbstbeherrschung, brachen in Thränen aus; die Jüngeren folgten ihnen bald nach. Es entstand eine stille, aber allgemeine Complexation (man verzeihe mir diesen Ausdruck) mit allen Zeichen der tiefsten Traurigkeit. Endlich kamen die Aeltesten im Range und die Professoren der Theologie zu ihm, knieten nieder und baten ihn inständig, seines hohen Alters zu schonen und seinen gewohnten Platz am Tische einzunehmen. Vergebens; er schüttelte verneinend und schweigend sein silberweißes Haupt. Da sie aber dennoch nicht aussetzten, so brach er das Stillschweigen, und sagte mit ernstem Blicke: „Ich beschwöre Euch

bei dem Gehorsam, Jeder begebe sich an seinen Platz." Zugleich gab er das Zeichen zum Tischlesen. Bei der feierlichen Aufforderung zum Gehorsam war es eben so wenig räthlich zu zögern, als wenn ein Feldmarschall das Commando-Wort an seine Offiziere ausspricht. Sie nahmen also wieder ihre Stellen ein. Man fing sogleich an, vorzulesen. Die geistlichen Tischdiener wollten, wie gewöhnlich, **ihn** zuerst bedienen; allein er schob die Speisen hinweg, und sagte dem Diener heimlich in's Ohr: „**Mir** zuletzt!"

Also nahm er keine Speise zu sich, als bis der Letzte und Jüngste damit bedient war. Er trank nichts als Wasser und ließ gegen die Gewohnheit die ganze Tischzeit hindurch lesen. Viele Jesuiten konnten aus Rührung bei dem Anblicke ihres Obern keinen Bissen essen, die Anderen aßen so wenig und so schnell als möglich, um den strengen, aber verehrten Greis bald der peinlichen Sitzung auf dem Boden zu überheben. — Als er endlich sah, daß Niemand mehr aß, gab er das Zeichen zum Dankgebete und zum Aufstehen. Es sprangen sogleich mehrere Professoren hinzu, um dem müden Greise aufzuhelfen. Alle begleiteten ihn in Stille und mit Ehrfurcht an sein Zimmer und beugten sich mit gesenktem Haupte vor ihm. Er dankte ihnen schweigend mit der Hand, nachdem er sie zitternd an sein Herz gelegt hatte. — —

Dieser Mann erlebte noch die Auflösung seines Ordens, und starb im fünf und achtzigsten Jahre seines Lebens aus Altersschwäche und mit voller Heiterkeit des Geistes. Er war von guter Familie und hatte einen Neffen, der an einem angesehenen Hofe Minister war und für seinen abgelebten Oheim mit kindlicher Liebe sorgte. — —

---

237. Ehrwürdige Genügsamkeit.

Nach der Schlacht am Berge Thabor im Morgenlande begab sich der Feldherr Napoleon in das Kloster zu Nazareth.

Er fand daselbst zu seiner größten Ueberraschung und Freude unter den Mönchen einen alten Freund, den er schon von seiner Kindheit her gekannt und geliebt hatte.

Rührend war das Wiedersehen dieser Freunde und gleich herzlich die Umarmung und das Zwiegespräch. —

Bei dem Abschiede, der unter Thränen geschah, wollte Napoleon seinem Freund eine Handvoll Gold zum Andenken bieten; der Mönch aber wies gelassen das großmüthige Geschenk von so lieber Hand zurück und sprach: „Ich bedarf des Goldes nicht; **mir** — genügt das heilige Land!" —

---

238. Das Kloster La Trappe.

(Auszug aus der Zeitschrift „Europa“ vom Jahre 1841.)

Ein Reisender schrieb in sein Tagebuch:

Seit einer Stunde hatten wir Mortagne verlassen, schon lag der Wald von Perche hinter uns, zur Abtei von La Trappe konnte es kaum eine halbe Stunde weit mehr sein, und dennoch sahen wir weder Mauern, noch Zinnen, nicht einmal den Thurm. „Das Haus ist wahrscheinlich so demüthig wie seine Bewohner, und steht nicht, gleich so vielen anderen Klöstern, frei auf der Höhe, um mit stolzen Pforten und gewaltigen Thürmen dem irrenden Wanderer und dem zaudernden Gläubigen zu winken und ihn anzulocken; es will den Höhlen der thebaischen Wüste gleichen, insofern dieß im neuen Frankreich irgend nur möglich scheint!“ — Also sprach ich zu mir selbst, und merkte kaum, daß meine Einbildungskraft wieder Lust hegte, ihre tollen Sprünge zu beginnen. Schon malte sich vor meinem innern Blick ein finsterer schrecklicher Aufenthalt, als mein Kutscher mir ein blankes Gebäude zeigte, das zu unserer Rechten hell und wohnlich an der Haide bei dem Walde stand: das Gotteshaus zu Unserer Lieben Frau von La Trappe. Vom blauen Himmel herab lachte die Sonne die weißen Mauern an, und von dem Gewitterregen der letzten Nacht erfrischt, würzten Bäume, Kräuter und Blumen die heitere Luft mit Wohlgerüchen. Die Peitsche knallte, das Rößlein förderte seinen muntern Trab, bald hielt der Einspänner an der Pforte, ich stieg ab, trat ein und zeigte dem Bruder Pförtner die Aufschrift des Briefes, den mir ein hochverehrter Prälat an den Pater Prior mitgegeben. Ich hätte zwar eines Empfehlungsschreibens nicht eigentlich bedurft, doch ist dergleichen immer gut, um die Antrittserklärungen abzukürzen. Der Pförtner hieß mich folgen; ich warf nur einen flüchtigen Blick auf ihn, ohne eine Frage an ihn zu richten, und betrachtete ihn gleichsam wie des Hauses Aushängeschild, dessen Inneres aufmerksam mit eigenen Augen zu schauen ich mir verhieß, bevor ich fragen und forschen wollte.

Das heutige Kloster, dessen lockendes wohnliches Aussehen meinen Blick aus der Ferne eben erst erfreut, ist durch eine hohe Mauer von einem Vorhof getrennt, auf dem die Ueberreste der alten Abtei stehen, welche, dem Vandalismus der Revolution entgangen, im Jahre 1815 die aus der Verbannung zurückkehrenden Trappisten aufnahmen. Hier ist Alles düster, traurig und in Verfall. Zur Linken vom Eingang ist die Zuflucht, welche allein die christliche Barmherzigkeit zu öffnen bedacht ist: für Landstreicher,

Mörder, so sie sich etwa zeigten, und Aussätzige, wenn es deren gäbe. Ebenfalls zur Linken steht die alte Kapelle, die Herberge intra muros für empfohlene Gäste, für Priester, die hergesandt wurden oder freiwillig die Zurückgezogenheit dieses Aufenthaltes suchen, dann das Laboratorium und die Apotheke. Indem wir den zweiten Hof durchschritten, zeigte mir der Führer die Laienbrüder, welche Ochsen zur Tränke trieben, Stroh und Heu zum Stalle trugen, und machte mich auf die Mustermühle aufmerksam, welche das beste Mehl in der ganzen Provinz liefert. Neben der Mühle erhebt sich ein reizender Pavillon, zur Aufnahme verehrter Gäste bestimmt. Ein großer Garten umgiebt zu beiden Seiten das Kloster, und mit dem Hof scheidet er es von allen anderen Gebäuden.

Der Pförtner zog die Glocke, stark und laut, wie Einer, der das Recht hat, Einlaß zu heischen; dennoch mußten wir harren, und das tiefe Schweigen gemahnte mich, als hätt' ich an die Pforte des Grabes gepocht. Ohne daß sich der Schall eines Schrittes hätte vernehmen lassen, öffnete sich endlich die Thüre wie von selbst, und wir erblickten einen jungen Mönch, in durchaus weißer Kleidung, der gesenkten Hauptes sich zur Erde mit vorgestemmten Händen niederließ, und sich wiedererhebend: „Benedicite!" sagte. So lautet die erste Begrüßung zu La Trappe. Der junge Mönch war hochgewachsen und wohlgebaut, soviel die entstellende Kutte zu erkennen vergönnte. Er trug keinen Bart, und sein freundliches, frisches und offenes Antlitz zeigte nichts von ascetischer Strenge. Ich reichte ihm das Schreiben des Bischofs, worauf er mich in die Kammer führte, welche das Sprachzimmer heißt, und mich dort verließ, um den Brief zu bestellen. Von Geräthschaften gewahrte ich nichts, als eine Bank, zwei Stühle und eine Tafel, auf der geschrieben stand:

„Weicht den Mönchen aus so viel als möglich, besonders wenn sie arbeiten. — Wenn ihr einen Ordensmann erblickt, den ihr in der Welt gekannt, so hütet euch wohl, ihn daran zu mahnen, und wär' er euer eigener Sohn, euer Bruder oder Freund. — Niemand darf die geweihten Orte ohne Begleitung des Gastmeisters betreten. — Unverbrüchlich sei das Schweigen in der Kirche, im Refektorium, im Schlafsaal, in den Kreuzgängen, im Kapitel und in der Küche. — Wo gesprochen werden darf, geschehe es in bündiger Weise und so leise, daß nur Die es vernehmen, denen das Wort gilt."

Bald öffnete sich wiederum die Thür, und der Prior trat ein. Kein äußeres Kennzeichen, nicht einmal ein vor allen Anderen besonders ehrwürdiges oder gebieterisches Aussehen verrieth die Würde des ungefähr dreißigjährigen Mannes, mit dem angenehmen

Antlitz, der mich wie einen Freund begrüßte. Er beklagte, mir nur wenige Augenblicke widmen zu können, weil ihn die Vesper bald zur Kapelle rufen werde, doch rechne er darauf, später sich schadlos zu halten. Das war ein Empfang, wie er mir überall in der Welt geworden wäre, wo die alten Ueberlieferungen echter Gastlichkeit noch nicht verklungen sind. Nur das Kleid verrieth den Trappisten und allenfalls der lange Bart, obschon alle Welt jetzt lange Bärte trägt. Das freundliche Antlitz, die offene biedere Rede, die gewählte Ausdrucksweise, was war daran mönchisch? — Bevor der Prior mich verließ, bestand er darauf, daß ich meine Wohnung im Pavillon nähme. Führer, Pferd und Wagen sollten bei mir bleiben. Er vergaß nicht einmal, mir ausdrücklich zu sagen, mein Hund dürfe bei mir im Zimmer schlafen, wenn ich es wünschte. Das Alles ward mit jener herzlichen Höflichkeit vorgebracht, der sich nicht widerstehen läßt, und so nahm ich es an.

„Die Zeit drängt," sagte später der Prior; „jetzt wollen wir Sie empfangen." — Der leichte Ton, in welchem er diese Worte aussprach, störte und verletzte mich nicht, denn ich kannte die Ceremonie, von welcher die Rede war. — Der sogenannte Empfang findet in der Eingangshalle Statt, in der wir schon von dem öffnenden Mönch so sonderbar demüthig begrüßt worden waren. Zwei Väter kamen langsam auf mich zu, warfen sich vor mir der Länge nach nieder, und verlangten meinen Segen, den ich ihnen ertheilte, gedemüthigt von ihrer Demuth. Dem gewöhnlichen Brauche nach sollen die zwei Gesegneten den Gast in's Sprachzimmer führen, und dort für ihn eine Stelle aus der Nachfolge Christi lesen; dießmal aber ertönte die Glocke, und die Väter eilten zur Kapelle, wohin ich ihnen folgte. Sie wiesen mich zur Tribüne hinauf, welche sich in der Mitte wie ein Chor erhebt. Die Kapelle ist durchaus ohne Schmuck oder kostbares Geräthe, weil die strenge Regel jeden Glanz verbannt, aber reinlich und wohlerhalten, als wäre sie gestern erst vollendet worden, statt vor neun Jahren. Nichts ist bemerkenswerth daran, als daß sie zu La Trappe steht. Sobald ihr aber auf den Sitzen von braunem Eichenholz dort die Mönche in ihren weißen Kutten, versunken in Andacht, erblickt, und ihren frommen, herzerhebenden Gesang einmal vernommen habt, wird der Ort euch unvergeßlich bleiben. Vergebens lauerte ich auf einen auch nur verstohlenen Blick, der sich spähend zu mir erhöbe. Alle waren mit ganzer Seele bei ihrer Andacht, die, einer reinen stillen Flamme vergleichbar, glühte, aber nicht ungestüm loderte und prasselte, und zu keinem Ausbruch der Begeisterung hinriß. Doch saßen deßhalb die Beter nicht eben ruhig, sondern veränderten fast

bei jedem Vers die Stellung, knieten, erhoben sich, und wandten sich rechts oder links. Dieser Gebrauch ist eingeführt, um zu verhüten, daß nicht etwa der Schlummer die müden Augen überrasche; ihre Nächte sind ja so kurz, und ihre Tage so schwer. Aus gleicher Ursache muß Jeder von ihnen ohne Buch singen, und jeden Fehler, den er begeht, alsobald dadurch strafen, daß er mit der Hand den Estrich berührt. Diese Strafe, das ist nicht zu leugnen, wiederholt sich sehr häufig.

Nach beendigter Andacht verließen die Väter, Einer nach dem Andern, ihre Bänke, still und unhörbar dahingleitend, wie Schatten. An der Thüre harrte auf mich Einer der jungen Mönche, die mich vorhin empfangen hatten. Er war bestimmt, mir als Führer zu dienen. Da wir uns noch im Kreuzgang befanden, konnte er mir nur winken, ihm schweigend zu folgen; im Vestibule sagte er, er stelle sich zu meiner Verfügung. Ich verlangte zuerst meine Wohnung zu sehen. Wir fanden dort bereits meinen Fuhrmann und den Hund vor. Der Tisch war gedeckt, und ein Laienbruder harrte des Befehls, aufzutragen. Ich bat ihn, dieß auf eine Stunde zu verschieben, in der ich mehr geneigt sein würde, der Mahlzeit Ehre anzuthun, und er ging mit dem Kutscher, dessen Dienste für den Augenblick mir ganz überflüssig waren. — Der Führer sagte mir, der Herr de la Forcade, ehemaliger Direktor der mittelbaren Abgaben, habe dieses Zimmer lange Zeit hindurch bewohnt, bis zu seinem Tod. Er war ein großer Wohlthäter des Klosters und von musterhafter Frömmigkeit; der Bischof von Séez hatte erlaubt, auf einem eigens im Seitenkabinet errichteten Altar Messe zu lesen, und so konnte Forcade trotz seiner Schwäche und Kränklichkeit seine Andacht gewohnter Weise verrichten. — Nach kurzer Rast traten wir unsern Rundgang an, richteten unsere Schritte gegen die Wirthschaftsanlagen, und aus dem zurückhaltenden Ordensmann ward ein Landwirth von unerschöpflicher Mittheilsamkeit, der mir die Fortschritte der Väter in diesem Fache rühmte, und mit Recht stolz darauf schien, denn das Kloster hat hierin wahrhaft Wunder gewirkt: Wüsteneien in gesegnetes Land umgestaltet und die Schwierigkeiten mit Fleiß aufgesucht, um sie zu überwinden. Alle neuen Erfindungen sind versucht und angewendet, Andeutungen zur Vollkommenheit, Anfänge zu Ende gebracht worden. Wer aber sonst darf sich rühmen, so vollkommene und blind gehorchende Arbeiter zu besitzen? Das Gebot ertönt und wird vollzogen.

Den Kirchhof trennt vom Garten nur ein hölzernes Gitter; drei seiner Seiten schließt der Kreuzgang ein. Der Platz ist eng, kalt, trocken, ohne Baum oder Kreuz; Forcades unscheinbarer Leichen-

stein erinnert nur an die Bedingung eines Vermächtnisses, und Rancé's Gruftkapelle gleicht einem Schilderhaus. Selbst der Tod ist hier alles poetischen Reizes entkleidet und gilt für etwas ganz Gewöhnliches. Die Sage geht, daß der Trappist tagtäglich eine Schaufel voll Erde aus dem ihm bestimmten Grabe schaufele; das ist nur eine Fabel, aber wahr, daß neben der zuletzt gefüllten Grube stets eine neue zur Hälfte geöffnet wird. Die ich sah, war dicht mit Gras bewachsen: ein Zeichen, daß der Tod zu La Trappe zwar gut, aber auch selten ist. Das Leben dehnt sich lang hinaus, weder Freude noch Leid reiben es auf, und ein Schlagfluß, zum Beispiel, ist nie erhört worden. —

An den Kirchhof stößt der Wärmsaal, ein feuchter, dunkler und trauriger Aufenthalt, wohinein die Sonne nicht dringt, und wo es scheint, daß das Feuer im Winter kaum brennen kann. Ich bebte schon auf der Schwelle zurück; doch der Führer bat mich, die Regel zu lesen, welche besagt, daß dieser Ort bestimmt sei, die Brüder nur gegen die ganz übermäßige Kälte zu schützen, und daher Keiner dem Feuer nahen solle, dessen Blut nicht schon in den Adern vor Frost starre; auch soll sich Keiner setzen, und wer über eine Viertelstunde bleibt, wird im Kapitel ausgerufen, von dem weiter unten die Rede sein wird. — „Kommt das oft vor?" fragte ich. — „„Fast nie!"" lautete der Bescheid. —

In der Küche sah ich zwei Laienbrüder, die mich nicht zu bemerken schienen. Mir fiel es auf, daß ich bisher noch keinen Pater bei irgend einer Arbeit angetroffen, und mein Führer erklärte mir, die Väter sängen täglich sieben oder acht Stunden hindurch das Lob des Herrn; das ist auch eine Arbeit und immerhin eine Anstrengung. Zur Zeit der Ernte übrigens essen auch sie im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod. —

„Die Pflege der Kranken ist ebenfalls einem dienenden Bruder übertragen," bemerkte der Führer, indem er den Krankensaal öffnete, in welchem sich weder ein Kranker, noch ein Wärter vorfand, und wo ich nur verweilte, um die Ordnung zu lesen, die da lautet: „Vor Allem soll der Kranke seine Krankheit lieben. Er darf sich nicht begnügen, wie ein Stoiker zu sagen, der Schmerz sei kein Uebel, er muß ihn segnen, wie eine Gnade. Er soll nie Verlangen nach Fleisch zeigen; der Gebrauch desselben ist zuweilen vergönnt, etwa nach sechs oder sieben Fieberanfällen, doch nie der Wunsch danach. Von Süßigkeiten darf er nichts wissen und soll ihre Benennung sogar vergessen. Der Zucker kann höchstens und nur im äußersten Nothfall als Arznei angewendet werden. Gegen keine Arznei soll der Kranke Widerwillen zeigen, sonst wird er ausgerufen; auch

soll er keinerlei Fragen stellen, weder über die Heilmittel, noch über seinen Zustand. — Wozu auch? Wenn der Wärter Stroh und Asche bringt, sagt das nicht genug? Zu La Trappe überrascht der Tod Niemanden. Du siehst ihn von Weitem kommen, dem Nahenden blickst du in's Antlitz; kein Freund verhehlt dir ihn, seine Zähren verbergend; der Arzt verkündet dir, daß das letzte Stündlein bereits schlage. Du bekleidest dich zum Letztenmale mit der Kutte, welche dir im Tode als Leichentuch dienen wird; auf Stroh und Asche werden dich bald nun die Brüder hinaustragen, und deine erlöschende Stimme belebt sich noch einmal, um in dein eigenes Sterbegebet einzustimmen!" —

Ich habe kein solch frommes und rauhes Leichenbegängniß gesehen, aber ein Bild davon gestaltete sich durch die Erzählung des Paters in meiner Seele. Da erblickte ich den starken Dulder auf dem Sterbelager, sah ihn auf den Armen der Brüder zu der Grube tragen, die vielleicht er selbst gegraben, und hörte den Chor mit starker Stimme sein: Domine, miserere super peccatore! anstimmen. —

Der Schlafraum ist in eine Menge Zellen abgetheilt, in denen früher Jeder auf einem Brette lag; jetzt hat er eine Matratze, auf welcher er in voller Kleidung schläft, um auf den ersten Ruf der Glocke bereit zu sein. Nichts ist sonst bemerkenswerth hier, als der Geruch durchschwitzter Wolle, der zu La Trappe übrigens vorherrscht, weil seine Bewohner in der Wolle leben und sterben.

Noch blieb mir der Kapitelsaal zu besuchen. Zu sehen war hier so wenig, als in allen anderen Theilen des Klosters. Zu La Trappe trägt kein Ort die Spuren seiner Bestimmung. Die Wände bleiben stumm wie die Menschen dort. In diesem Saal, sonst so ernst und still, wird es laut zu Einer Stunde des Tages, und diese Stunde ist ein Ereigniß im einförmigen Leben der Mönche. Alle sind versammelt und die Regeln werden vorgelesen. — „Habt ihr sie alle getreulich vollzogen, meine Brüder?" Nun fragt Jeder sich selbst und fragt den Bruder, klagt sich selbst oder den Bruder an. Doch unter der Anklage darf die Liebe nicht leiden, der Ankläger fühlt sich mehr noch gestraft, als der Angeklagte, der ihm dankt; nicht um den Schuldigen zu kränken, sondern um ihn zu bessern, wird er ausgerufen. Hier ist jedoch nur von äußerlichen Verstößen die Rede, denn die Sünden, insofern je welche begangen werden, gehören vor Gott, den Beichtiger und das Gewissen. In diesem Ausrufen der Verstöße liegt eine Prüfung für den Stolz, und die so weit getriebene Demuth bezeichnet vor Allem den Trappisten, der eine Art Genugthuung darin findet, der strengen Form sich zu fügen und ihre Strenge sogar zum Aeußersten zu steigern. — Fremde

werden bei dem Kapitel nie zugelassen und würden nichts davon erfahren, minder noch aus den Umgebungen errathen, wenn es der Führer etwa für gut fände, nichts davon zu sagen. Wärmsaal, Spital, Kapitel sind eben Eines wie das Andere, kahle Wände, und geben der Einbildungskraft keinen der Anhaltspunkte, die zum Beispiel eine gothische Cathedrale mit ihren düstern Wölbungen gewährt.

Wir waren eben wieder in den Garten gelangt, und wollten auf die Felder hinausgehen, als ich den Prior an meinem Fenster gewahrte. Er hatte die Augen auf mich gerichtet und schien mich zu rufen. Ich begab mich zu ihm, und fand ihn, wie ich ihn verlassen: freundlich und zuvorkommend. Er hatte eben Briefe empfangen, nebst einer Zeitschrift, einer Kirchenzeitung, deren Namen mir entfallen ist. Wir blieben eine kleine Weile allein, sprachen von den neuesten Ereignissen, die ihn wenig zu bekümmern schienen. Er war zu sehr Trappist, um an irgend etwas in der Welt Theil zu nehmen. Zwei oder drei Mönche, die sich zu uns gesellten, und denen für diesen Tag zu reden vergönnt gewesen, waren mild wie er, hatten kein bitteres Wort für die Unglücksfälle (die Revolution Frankreichs) von 1830, keine Klage gegen die Gegenwart. Lächelnd erzählten sie, wie während der Nacht, bald nach des Königs Flucht, Haussuchung bei ihnen gehalten worden. Man verlangte Pulverfässer, Säbel, Dolche, Bajonnete, Kanonen, und Gott weiß, was noch. Der Gouverneur von Vincennes hätte das Alles kaum herausgeben können. Die Mönche lachten, wie vielleicht zu La Trappe noch nie gelacht worden, und vergaßen dann die Unbill. —

Der Abend rückte vor, der Prior erinnerte mich, daß ich noch nicht gegessen hätte; ich begab mich auf mein Zimmer, wo, wie der freundliche Gastmeister mir sagte, die Mahlzeit meiner harrte. Sie bestand aus trefflich bereiteten Eiern und Gemüsen, erlesenem Obst, rothem und weißem Wein. Fleisch war nicht zu sehen; ich hatte ja, Gottlob! die sieben Fieberanfälle nicht gehabt, welche seine Anwendung entschuldigen. Fische giebt es auf der Trappistentafel ebenso wenig, obschon die Mönche auf Reisen davon genießen. Ich aß mit wahrem Vergnügen, und verkehrte dabei mit dem Pater, der an der Tafel Platz genommen hatte, oder mit dem Laienbruder, der mich mit der musterhaftesten Aufmerksamkeit bediente, insofern ich überhaupt mich bedienen ließ. — Die gute Eigenschaft der Mönche, den Gast so viel als möglich nie an die Strenge ihrer Regeln zu erinnern, wird dem Wißbegierigen oft zur Last; um zu erfahren, wie sie zu dem ernsten Klosterleben gelangt, und was sie dabei empfinden, ist es nöthig, oft geradezu zu fragen, wozu Mancher nur ungern sich entschließt. Ich indessen that es, worauf

der Pater entgegnete: „Wenn die Schwelle dieses Hauses einmal hinter uns liegt, so bedarf es eben nicht besonderen Muths, um die Kälte des Winters ohne Schutz, die Mahlzeiten ohne Wohlgeschmack, die Tage ohne Lust und Zerstreuung sich gefallen zu lassen. Welcher Soldat würde nicht mehr noch ertragen, so es die Ehre seiner Fahne gilt? Aber die vollkommene Selbstverleugnung, das unbedingte Gefangengeben der eigenen Einsicht, die Unterwerfung des Willens und der Gedanken, — diese erringen sich nicht ohne den härtesten Kampf. Das Fleisch habe ich wohl im ersten Anlauf einmal für allemal unterworfen, aber mein eigentliches Ich hat sich lange noch gesträubt und gewehrt; einen Tag niedergedrückt, schnellte es den andern wieder empor, und so fort und fort. Jetzo freilich ist der Kampf entschieden. Die Regel hat immerdar recht. Sie gebiete, Korn auf den Marmor zu säen: so wird die folgsame Hand es thun und die gehorsame Seele erwarten, die Frucht eines Tages aufgehen zu sehen!" —

Gern hätte ich mich noch länger unterhalten, aber die Glocke rief zum „Mandatum." Ich folgte den Mönchen. Das Mandatum hat nur Einmal in der Woche, am Samstag Statt. In den engen, mit rauhem Verputz beworfenen Gängen, die hier den Kreuzgang bilden, setzten sich die Väter einander gegenüber an die Wand. Mir wies mein Führer den ersten besten Platz an. Die Versammelten sangen das Evangelium von der Fußwaschung, dann hoben sie, so viel nöthig, einen Zipfel des Gewandes auf, entkleideten den rechten Fuß seiner Sandale, und am Ende des Gangs erschienen zwei Mönche, gegürtet mit weißem Linnen, deren Einer ein Becken, der Andere einen Krug mit Wasser trug, und welche nun die Fußwaschung verrichteten. Die Ceremonie dauerte kaum eine Viertelstunde. — Die Mönche erhoben sich, um in der Kapelle die Completen zu beten und das „Salve Regina" zu singen. Im Vorübergehen winkte mir der Prior, und ich folgte ihm zu seinem Sitz. So war ich denn kein Fremder mehr und gehörte gleichsam zur Gemeinschaft. Ich sang mit dem Prior aus dem Buche das „Salve Regina." Keine Note des berühmten Gesanges ist hier anders, als sonst wo, und dennoch ist er hier ganz eigenthümlich durch den Vortrag, von ergreifender Wirkung. Bei dem „Ad te clamamus exules!" erbebte ich in heiligen Schauern, und wähnte, die Decke müsse sich spalten, um dem tiefgefühlten Stoßseufzer die Bahn zum Himmel frei zu lassen. Die Stunde der Begeisterung war gekommen, und in den sonst so ernsten und entsagend gesenkten Blicken leuchtete himmlische Verzückung. Mir war es, als vernähme ich der Herzen hörbares Schlagen, als säh' ich Lippen zucken, angehaucht vom Flammenkusse

Gottes. Das schöne Antlitz des Priors mahnte mich wie das Bild eines Heiligen von einem frommen Meister der Vorzeit. Bald aber senkten die kaum noch verklärten Stirnen sich wieder erdenwärts, der Gesang verstummte, das alte Schweigen herrschte und der Prior erhob sich nach kurzem, stillem Gebet, mit ihm die Anderen, um sich zum Kapitel zu begeben, wohin ich ihnen folgte. — Wieder nach kurzer Stille stieg der Prior auf eine Erhöhung, streckte die Hand aus, schlug sich die Brust und rief: „Miserere mei!" worauf Alle niederstürzten. Wie sie so dalagen, das Antlitz auf dem Estrich, eingehüllt in die weißen Kutten, glichen sie bei dem schwachen Licht des flackernden Lämpchens vom Blitz Erschlagenen, regungslos, und auch nicht mit einem Seufzer das inbrünstige Gebet des Herzens begleitend. Auf das gegebene Zeichen schnellten sie empor, wie auferstehende Todte auf den Ruf der Posaune dereinst thun werden, und neigten sich einzeln vor dem Prior, der sie mit Weihwasser besprengte.

So endet der Tag des Trappisten; er sucht nun sein Lager, und legt sich nieder, ohne Geräusch, wie er sich erhoben.

Der Prior und der Führer begleiteten mich, obschon ich die Höflichkeitsbezeugung abzulehnen versuchte. Keiner befragte mich um den Eindruck, welchen das eben Erlebte auf mich hervorgebracht. Der Laienbruder war vorangegangen in mein Zimmer, und fragte, ob ich noch etwas zu befehlen hätte? Ich bat ihn, mich zur Mette zu wecken, was er beim Gehen mir versprach.

Ich war allein, und obschon ich wußte, daß ich um zwei Uhr geweckt werden sollte, konnte ich mich doch nicht entschließen, zu schlafen. Ich blieb am offenen Fenster, und sah in die helle Augustnacht hinaus, die nach dem heißen Tag mit kühlem Hauch erquickend mich anwehte; so mild und sanft, als gäb' es kein La Trappe. Der Mond stieg so langsam auf, als verzögerte er seinen Lauf, um gemächlicher die balsamischen Lüfte zu athmen.

Bald lachte mir der Gedanke, den Rest meiner Tage in diesen Mauern zu verleben, nicht etwa als Genoß der ascetischen Lebensweise voll harter Entbehrungen, aber doch als Theilnehmer des Friedens und der Stille. „Wie könnte ich hier ein guter Christ sein, fast ohne es inne zu werden!" sagte ich zu mir selbst. — —

Der Laienbruder war pünktlich. Um halb zwei Uhr kam er mit Licht; die Glocke rief, und wir gingen schweigend zur Kapelle, wo wir die Väter bereits auf ihren Sitzen trafen. Die Mette gleicht dem Abendgottesdienst, bis auf das begeisterte „Salve Regina."

Ich verfügte mich wieder zu Bett und blieb liegen, bis es Zeit war, in die Messe zu gehen, welcher das ganze Haus beiwohnte.

Die Kommunion allein ist dabei von besonderer Feierlichkeit. Beim „Agnus Dei" gehen alle Brüder, gesenkten Blickes und langsamen Schrittes, paarweise zu den Stufen des Altars, wo sie stehen bleiben, sich grüßen und umarmen, und den Leib des Herrn in das so wohl vorbereitete Heiligthum ihrer Brust aufnehmen; dann gehen sie um den Altar herum zu ihren Plätzen, während ein anderes Paar ihnen folgt. Diese so ernst, stille und ohne die geringste Störung, doch mit hoher Andacht ausgeführte Bewegung entzückt durch ihren Anblick den Künstler, und erhebt den gläubigen Christen.

„Jetzt essen Sie mit uns!" sagte der Prior, sobald wir aus dem Kreuzgang herausgetreten waren. „Haben Sie Hunger?" setzte er lächelnd hinzu. —

Was ich von der Trappistenkost vernommen, konnte höchstens meine Neugier reizen, wie ich auch dem Prior nicht verhehlte, indem ich den Muth rühmte, der zu solcher Genügsamkeit gehöre.

„Hüten Sie sich, zu übertreiben," entgegnete er, „und versparen Sie Ihre Bewunderung! Die Enthaltsamkeit und Genügsamkeit sind nur Angewöhnungen, die, einmal angenommen, nicht mehr schwer fallen!"

Wir gingen dem Refektorium zu, vor dem wir die Mönche im Flur versammelt fanden. Wir gingen mitten hindurch, bis wir vor ihnen waren. Nun nahm der Prior aus den Händen der Laienbrüder Becken und Kanne, ich mußte mir das Wasser von ihm auf die Fingerspitzen gießen und die Serviette reichen lassen, so sehr ich widerstrebte; doch lehnte er den gleichen Gegendienst auf's Bestimmteste ab.

Wir nahmen Beide allein Platz auf der Estrade. Das „Benedicite" war auf den Knieen gesprochen worden, ein Mönch bestieg die Kanzel, las laut aus einem Buche vor, und das Mahl begann. Der erste Gang bestand aus einer dicken Kräutersuppe ohne Butter, der zweite aus vortrefflichen Milchnudeln, der dritte aus frischen rohen Zwiebeln, von denen wenig gegessen wurde. Der Trank war Obstwein, zwar von geringem Gehalt, — aber doch kein Wasser. Die Vertheilung des Essens geschieht nicht sparsam, wie ich bemerkte.

Die Löffel und Gabeln von Holz bringen auf den Holztellern ein gewisses eintöniges Klappern hervor, das in dem stillen Gemach wie das Schlagen der Wellen an die Wände eines vor Anker liegenden Schiffes gemahnt, und an das man sich erst gewöhnen muß. Dem Ort zu Liebe könnte es für eine Art Psalmodie gelten.

Während des Essens kamen ein Paar Brüder, und warfen sich vor uns auf dem Estrich nieder. Sie bestraften sich dadurch für irgend eine Ungeschicklichkeit, — entweder hatten sie die Gabel fallen lassen, oder etwas verschüttet. —

Noch am Tage meiner bevorstehenden Abreise ging ich mit dem

gesammten Kloster auf's Feld hinaus, bewaffnete mich mit einer Sichel, und machte mich frisch an's Werk, bis ich nach einer Stunde mich vor Hitze kaum mehr rühren konnte; und doch war ich leicht gekleidet, ohne Rock, Hals und Arme bloß, während die Mönche in ihren schweren Kutten, über dem Haupte die dicke Kapuze, von der Hitze gar nichts zu spüren schienen. Der Prior hatte tapfer mitgearbeitet; nun dachte er an nichts als an meine Ermüdung, und bat mich schier um Verzeihung, daß er meine Theilnahme zugegeben. Ich wäre gern böse geworden, wenn ich's gewagt hätte.

Um elf Uhr nahm ich mein letztes Frühstück zu La Trappe. Die Pfarrer der Cathedrale von Séez und von Solignÿ waren gekommen, mich abzuholen. Der Prior, der Subprior, der vorige Prior und noch ein Mönch leisteten uns Gesellschaft; doch ließen sie sich nicht bewegen, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, deren Gerichte ihnen nicht einmal unwillkürlichen Reiz erregten, so daß es ihnen gar keine Ueberwindung zu kosten schien, uns zuzusehen, was sie mit der größten Aufmerksamkeit thaten, um gleich unsere geringsten Wünsche errathen und ihnen zuvorkommen zu können.

Der Abschied war herzlich, und fiel mir schwer. — Fahr wohl, stille Karthause! Werde ich je dich wiedersehen? — —

---

239. Mach's nach!

(Von Dr. Guido Görres.)

Zu Bern im Schweizerlande steht ein altes Münster, kunstreich aus Quadersteinen im gothischen Styl erbaut.

Der Meister, der es vollendete und dem Gotteshause die Krone aufsetzte, hatte sein Bestes gethan, und darum richtete er das durchbrochene steinerne Laubwerk seines Gesimses also ein, daß es mit großen gothischen Buchstaben die Worte: „**Mach's nach!**" ausdrückt.

Kommt nun nach manchem Jahrhundert Einer nach Bern, und sieht er das Münster hinan, dann ruft ihm noch immer der alte Meister aus dem Fenster seines hehren Werkes zu: „**Mach's nach!**" —

Vielleicht brachte er dadurch manchen Vorlauten zum Schweigen, der bei dem Worte: „Mach's nach!" empfand, daß es leichter sei, das alte Meisterwerk zu tadeln, als es nachzumachen, oder es gar besser zu machen. —

Und das laß auch **dir** gesagt sein:

Stehst du vor einem großen Werke deiner Vorfahren, oder hörst du von einer großen und schönen That, die irgend Einer,

wer er immer sei (war's auch kein Vorfahre), verrichtet hat: dann sei kein alter Philister, der Alles besser zu wissen vermeint, und stelle dich nicht mit deinem Dünkel wie ein Scharfrichter oder ein Oberschlüsselmeister vor das heilige Werk hin, die Hände auf den Rücken gelegt, mit einem Gesicht wie ein Brechpulver, oder wie ein Topf abgestandenen Essigs, und suche nicht so lange, bis du endlich mit deiner Brille eine Fliege entdeckst, die dir vielleicht selbst auf der Nase sitzt!

Sei auch so kein aufgeblasener Tropf und selbstgefälliger Pinsel, der stumm ist wie ein Fisch, wenn es auf Lob ankommt; steht Mancher aber daheim hinter seinem Ofen, und hat er seinen neuen, geblümten Schlafrock an, und die Meerschaumpfeife angezündet, läßt er die Rauchwolken aufsteigen, und schlürft er dabei den Schlüsselblumen-Champagner seines Eigendünkels: ei! dann reißt er das Maul weit auf wie ein Scheuerthor, „und Alles," meint er, „wäre viel besser, hätte man auf seine Meinung gehört." —

Solcher Scharfrichter und Kesselflicker, Bärenhäuter und Maulhelden giebt es in unserem Vaterlande schon über und über genug; ja, macht Einer einmal etwas, so stehen ihrer Zehn um ihn her, die, statt ihm zu helfen und ihn aufzumuntern, durch ihren Tadel ihm den Muth und die Freude verkümmern — und haben sie ihn zu Tode geärgert und verhungern lassen, dann setzen sie ihm vielleicht ein steinernes Monument!! —

Vermehre **du** ihre Zahl nicht! Laß sie reden, die Philister, wenn du sie nicht zum Schweigen bringen kannst! Und siehst du etwas Treffliches und Meisterhaftes, dann — im demüthigen Dank gegen Gott ob einer solch hohen Gottesgabe — entblöße dein Haupt und bewundere es mit voller Seele, und sage dem Meister deinen Dank, und hilf ihm auch, wenn du kannst; zu dir selbst aber sprich, wie der alte Baumeister auf das Berner Münster geschrieben:

„Mach's nach!"

---

240. Die rechte Stunde.

Eine fromme Nonne pflegte, wenn man sie befragte: „Wie viel Uhr ist es?" die Antwort zu geben:

„„Es ist **nun** gerade die Stunde, **Gott zu lieben!**"" —

---

241. Frage beim Stundenschlage der Uhr.

Der heilige Ludwig von Granada erzählt von einem frommen Manne, der bei jedem Stundenschlage der Uhr auf einige Augenblicke betrachtend stille stand und dann ausrief:

„O mein Herr und mein Gott! schon wieder ist eine der Stunden vorüber, die nach deinem Willen mein Leben ausmachen sollen! Wie aber vermag ich dir einstens darüber Rechenschaft abzulegen? O Herr, gieb mir Licht und Kraft, das Gute nicht allein zu wollen, sondern auch zu vollbringen!" —

Mein lieber Leser, der du auch ein Pilger zur Ewigkeit bist, was sprichst denn du, wenn die Glocke schlägt? — —

---

242. Feuer und Wasser.

Johannes Tauler erzählt von einer gottseligen Frau, die von der innigsten Liebe zu Gott entflammt war, und mit der einen Hand eine brennende Fackel, mit der andern aber ein Gefäß mit Wasser haltend, wie begeistert in den Straßen umherlief.

Da fragte man sie: was sie mit diesem Feuer und mit diesem Wasser denn eigentlich beabsichtige?

Und sie erwiederte feierlichst:

„Mit diesem Feuer möchte ich den Himmel verbrennen und mit diesem Wasser die Hölle auslöschen, damit die unendliche Liebe Gottes weder ob der Hoffnung auf die ewigen Belohnungen, noch aus Furcht vor den ewigen Strafen, sondern einzig um ihrer selbst willen von den Menschen geliebt würde, indem sie ja an sich selbst unendlich würdig ist, von allen Geschöpfen geliebt zu werden!" —

---

243. Eine grammatikalische Uebung.

Der heilige Ignatius von Loyola, der gefeierte Stifter der Gesellschaft Jesu, war — drei und dreißig Jahre alt, da er begann, die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen.

Es kostete ihn unglaubliche Ueberwindung, seinen in Gott vertieften Geist mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen, die ihm jedoch zu seinem großen Zwecke dienlich waren.

Wenn er aber, zum Beispiele, das lateinische Zeitwort „amo, ich liebe," abwandeln wollte, so erweckte es in ihm nur heilige Uebungen der Liebe Gottes.

Er sprach dann:

„Amo, ich liebe dich, mein Gott! — Amas, du liebst mich! — Amare, lieben! — amari, geliebt werden! — Dich lieben, und von dir geliebt werden: **Das** ist mir genug und Alles!“ —

244. Eine hohe Aufgabe.

Der Name eines Christen nutzt uns nichts, wenn wir Christo nicht getreu nachfolgen.

Deßhalb gab der heilige Gregorius von Nyssa einem Menschen, der ihm als ein Namen-Christ genugsam bekannt war, einst die väterliche Mahnung:

„Es ist nun endlich Zeit, daß du in dich gehest, und im Geist und in der Wahrheit auch ein Christ werdest, und zwar jetzt schon! Heute fang' einmal ein Meisterstück an, das die Engel mit Lust ansehen werden: male dein Leben aus! Der Künstler ist der gute Wille, die Farben sind die Tugenden, das Urbild — **Jesus Christus!**“ —

245. Die drei Wege zu Gott.

Das allermerkwürdigste Gesicht der heiligen Elisabeth von Schönau ist jenes, welches sie im Jahre 1156 schaute, das dritte Buch ihrer Gesichte ausfüllt und auf des Engels Befehl „das Buch der Wege Gottes“ genannt wurde.

Sie schildert dieses Gesicht, — wie folgt:

„Ich, Elisabeth, sah im Schauen meines Geistes einen erhabenen Berg, dessen Höhe voll Lichtglanz war. Drei Wege führten von dem Fuße des Berges bis zur obersten Spitze desselben.

Der mittlere Weg, der gerade gegen mir über war, hatte das Ansehen wie der heitere Himmel — der Weg der Beschauenden.

Der Weg zur Rechten schien grün, wie frisches Gras, zu sein — der Weg des wirksamen Lebens.

Der Weg zur Linken war purpurroth — der Weg der Kreuzträger und Martyrer.

Auf der Bergesspitze, dem mittleren Wege gegenüber, stand ein herrlicher Mann, angethan mit einem hyazinthfarbenen Kleide, seine Lenden waren mit einem weißen Gürtel umgeben, sein Angesicht glänzte wie die Sonne, sein Auge strahlte wie die Sterne, seine Hauptthaare waren weiß wie die weißeste Wolle. In seinem Munde hatte er ein zweischneidiges Schwert, in seiner Rechten einen Schlüssel, in seiner Linken einen königlichen Scepter.

Und eine feierliche Stimme rief: „„Wähle! Ein jeder dieser Wege führt zur Verherrlichung Gottes und zur Beseligung der unsterblichen Seele!““ —

246. Ein überaus zartes Gewissen.

In einem Kloster zu Lüttich in den Niederlanden lebte vor etwa sechshundert Jahren die heilige Jungfrau Juliana Falkonieri. Sie hatte eine solch' außerordentliche Liebe zu ihrem Gottheiland Jesus Christus und ein solch hohes Streben nach Heiligkeit, daß sie sich selbst Das als Sünde anrechnete, woran gewöhnliche Menschen niemals denken.

So kam einmal eine vornehme Person zu Juliana, deren Heiligkeit schon weithin gerühmt wurde, und begehrte einige Mittheilungen aus ihren höheren Einsprechungen. Juliana entgegnete in ihrer Demuth: „Ich weiß gar wenig Gutes, wohl aber, daß ich eine große Sünderin bin!“ — Darauf zählte ihr jene Person eine Menge Sünden her, und fragte: ob sie sich denn dieser Sünden schuldig gebe? —

Und die Heilige erwiederte:

„Es ist wohl möglich, daß ich aller Sünden schuldig bin; denn es kommt mir vor, daß ich an allen Sünden Theil habe, weil ich für die Sünden des menschlichen Geschlechts, durch welche Gott immerfort beleidigt wird, keinen so großen Schmerz und Herzensleid in mir trage, wie ich es doch sollte!“ —

247. Wohin fliehen?

Die heilige Brigitta fragte einmal den Bräutigam ihrer Seele Jesus Christus: „Wohin soll ich fliehen vor dem Versucher, wenn er mir nahe kommt?“

Und der Herr unterwies sie mit den Worten:

„„Wenn der Versucher an deine Thüre klopft, so renne nicht hin zur Mauer; lasse dich auch in keinen Zweikampf ein, sondern benehme dich da wie ein Hühnlein; wenn dieses einen Raubvogel daherrauschen sieht, so fliegt es geschwind unter die Flügel der Mutter, um sich daselbst zu verbergen; und kann's auch nur Eine Feder der Mutter ergreifen, so frohlockt es — unter derselben sich decken zu können. — Wer ist euer Feind, als der Teufel, der euch um jede tugendhafte Handlung beneidet; er klopft an die

Thür, wenn er die Seele bald zum Zorne, bald zur Verleumdung, jetzt zur Ungeduld, jetzt zur Beurtheilung der göttlichen Rathschlüsse — versucht. Er klopft ungestümer und beunruhigt durch zahllose Einbildungen, damit er euch den Dienst Gottes verleide, und euere guten Werke vor Gott verdunkele. Da müßt ihr nicht anderswohin fliehen — sehet nur, ihr Hühnlein! die Flügel euerer Mutter, welche da sind meine Allmacht und Weisheit! **Ich** bin für euch, was die Henne ihren Hühnchen; ich sammle euch Hühnchen unter meine Flügel, wenn ihr anders — gegen meine Stimme folgsam — zu mir euch flüchtet. Die sich sehnen, von meinen Flügeln beschattet zu werden, die schützt meine Allmacht vor den Nachstellungen des Feindes, und meine Weisheit hegt sie durch Einsprechungen zum ewigen Heil! — Und ist nicht meine Barmherzigkeit der schirmende Flaum? Wer unter diesen Flaum seine Zuflucht nimmt, kann so sicher sein wie Hühnlein unter Mutterflügeln! — Seid darum **Mir** solche liebe Hühnchen, die da zu meinem göttlichen Willen ihre Zuflucht nehmen! In allen Versuchungen und Leiden saget nur mit Wort und That: „„Es geschehe Gottes Wille!"" — Wer **Mir** all sein Vertrauen schenkt, zu dessen Schutz ist meine Allmacht bereit! Ich erquicke durch meine Erbarmungen, ich halte aufrecht durch meine Geduld, ich besuche durch meine Tröstungen, und erleuchte durch meine Weisheit! Meine Liebe ist der hundertfältige Lohn!"" —

---

248 und 249. Gutmüthigkeit.

Beim Gedenken an den früheren Aufenthalt zu Heidelberg während seiner Studienzeit daselbst — erzählt der Professor Dr. Alban Stolz (in seinem Reisebuch: „Spanisches") das Folgende:

Ich führe mir zu lieb und Heidelberg zu ehren, zwei Kleinigkeiten an, wie man zwei Blumen vor dem Bilde eines theuern Andenkens aufsteckt: —

1. Ich stand einmal am Fenster meines Zimmers, während es sehr stark regnete. Ein Mädchen von etwa neun oder zehn Jahren ging vorüber; es hatte keinen Regenschirm, wohl aber einen Korb, in welchem es irgend Etwas überbringen mußte. Vor meinem Wohnhause blieb es nun plötzlich stehen und betrachtete ein halbgewachsenes Huhn, welches auf der Thürschwelle war. Nun zog das Kind die Schelle an der Hausthür und wartete, immer im Regen stehend, bis Jemand die Thür öffnete, und bat dann:

„Lassen Sie doch das Hinkele hinein, es wird sonst naß!“ —

2. In dem Hause, wo ich mit mehreren Studenten Mittagskost hatte, war ein Mädchen von gleichem Alter ungefähr wie das eben erwähnte. Dasselbe war uns immer scheu aus dem Wege gegangen und redete niemals mit Einem aus uns. Eines Tages aber erwartete es uns unten an der Hausthür und bat Jeden von uns mit einer wahren und warmen Beredsamkeit um eine Beisteuer für einen armen Bauern, der auf der Staffel stand, und dem das Hagelwetter die Ernte zerstört habe. —

Es ist nicht nur etwas Schönes, solche Gemüthsart zu haben, sondern ist auch ein großer sittlicher Vortheil, Das schon angeboren zu besitzen, was sich der wahre Christ sonst erst in jahrelangem Bemühen erwerben muß; es giebt noch genug zu wehren und zu ringen, und kann desto mehr auf Anderes Kraft verwandt werden, wenn die Forderung einzelner christlichen Gebote schon in der angeborenen Gemüthsart ein sicheres Fundament hat! —

---

250. Das Schneiderschlöss'l an der Donau.

(Volkssage.)

Bei Engelhardszell krümmt sich noch einmal die Donau vor ihrem völligen Einleiten in die gerade Linie, und diese Krümmungen sind durch einige dort schroff aus der Granitmasse hervortretende Felsen veranlaßt. Auf einem hohen Vorsprunge dieser Felsengruppe liegt ein altes, noch jetzt, wie es scheint, ziemlich gut erhaltenes Schloß: „Krempenstein“ oder „Krempelstein“ genannt.

Unter dem Volke der Umgegend heißt dieses Schloß aber allgemein das „Schneiderschlöss'l,“ und dieser Name wurde ihm von dem tragischen Ende des Schneiderleins Sepperl gegeben, der einst in einem Thurme des alten Gemäuers seine Behausung aufgeschlagen hatte.

Sepperl lebte dort ganz allein, wie ein Eremit, und besaß nichts Lebendes als ein Zicklein im Stalle, das ihn allemal mit freudigem Meckern begrüßte und mit lustigen Sprüngen ihm entgegenlief, wenn er mit frischer Arbeit oder mit ein paar einkassirten Kreuzern in der Tasche von seinen Dorf-Wanderungen zurückkehrte.

Das Zicklein nährte sich von den Kräutern, die ringsumher auf dem Felsen des alten Raubschlosses wuchsen, auch fraß es dem alten Sepperl die Krümchen Brod aus der Hand, die dieser von

seiner spärlichen Kost für den einzigen Liebling erübrigte. Dafür versah es ihn alle Morgen mit einem frischen Trunk süßer und würziger Milch, und so lebten sie mit einander eine Reihe von Jahren in Frieden.

Mit den Jahren aber wurde das Zicklein eine gar alte Ziege, Milch gab sie immer spärlicher und endlich wurde sie ganz schwach und krank. Da war es aus mit Hüpfen und Springen.

Und als eines Tages das arme Schneiderlein, das auch selbst unterdeß mit der Zeit noch mehr gealtert war, mühselig den knorrigen Felsen des alten Krempelstein hinaufstieg, da begrüßte ihn kein freudiges Meckern seines guten Thieres mehr.

Ein Reisender, der sich unter einem Trümmerschutt damals gelagert, um das einsame Schneiderlein einmal in seinem Thun und Lassen zu belauschen, hörte Sepperln so vor sich hinsagen: „Mein Zicklein ist todt!" und so war es auch. Als er die Thüre seines Schlosses öffnete, da fand er die treue Ziege still und leblos ganz nahe vor der Schwelle der Pforte liegen, als hätte sie noch einmal vor ihrem Ende gestrebt, hinaus und ihm entgegen zu kommen. „Armes Thierchen!" sprach er bei sich, „und armer Sepperl, der ich bin! Nun bin ich gänzlich allein! Auch dort unten in den Dörfern sagen die Menschen, daß ich selber nicht mehr recht tauge, und sprechen, meine Arbeit wäre schlechter als sonst! Ja, ja, wohl sind meine Hände und meine Augen etwas matter, als sonst! Und heute haben sie mich ganz leer heraufgeschickt, ich hab' keinen Kreuzer in der Tasche klimpern, und ach! ein Bündel frischer Arbeit bring' ich auch nicht mit. Weh! Mit dem Sepperl selber ist's auch wohl gar aus! Aber Gott wird schon schaffen; ich hab' ihm immer kindlich vertraut, sein Wille geschehe! Aus mir werde, was Gott will! Dich aber, mein gutes Zicklein, sollen sie da unten nicht haben! Dein buntes Fell will ich doch an den Fellmeister nicht verkaufen, dein gutes Herz sollen sie mir nicht zerschneiden und es auf den Anger werfen, und ich will nicht, daß sie mir deine zierlichen Hörner verdrechseln! Ich will dich selber begraben, und kann ich dir auch in diesem harten Stein keine Gruft aushöhlen, so habe ich doch schon ein schönes Grab für dich bereit!" —

Und hiermit schleppte, wie der Reisende es aus seinem Verstecke bemerkte, der alte Sepperl das todte Zieglein an den Rand des Felsen.

„Da gehe hin," sprach er, „du treuer Geselle! Mit mir geschehe dann, was der liebe Gott will!" — Und so will er die Ziege hinabschleudern. Aber der alte Mann hat's wohl nicht recht verstanden, oder vielleicht auch sollte es so kommen. Das treue Zicklein

hat ihn selbst im Tode noch nicht verlassen. Seine Hörner haben sich fest in die zerstückten Kleider des alten Sepperl verwickelt. Er hat sich auf dem glitscherigen Felsen nicht erhalten können, und da hat er denn selber mit hinab gemußt.

Man hörte noch den Schrei: „Jesus, Maria und Joseph!“

Unten fuhr ein Schiffer vorbei. Der sah sie Beide herabfallen, das todte Thierlein und den lebendigen alten Mann, wie sie mit einander verhäkelt waren. Er hat wohl gleich danach gefischt und sie auch bald gefangen. Aber das Schneiderlein war auch schon todt, und so durch Gottes Fügung frei von allen Sorgen und Nöthen; hat auch kein Kreuzerlein bei sich gehabt und hat auch der Welt nichts hinterlassen als diese rührende Geschichte, die der Reisende mit Wehmuth drunten den Leuten am Ufer erzählte, zu dem er indessen von dem Felsen herabgestiegen war.

Er betete mit dem Schiffer andächtig für Sepperl's Seelenruhe. —

251. Christensinn.

Die Sonne sank und die stille Nacht stieg aus ihren Tiefen. Da schwiegen alle die Sänger der Luft, die den Tag in süßen Liedern gefeiert hatten, und verbargen sich unter die sichern Zweige.

Aber die Sängerin der Nacht, die Nachtigall, erhob nun ihre sanften Lieder, und sang sie nur weicher und sehnsüchtiger, je dunkler die Nacht Alles in ihren Schleier hüllte. —

Lange lauschte Theobald ihrem lieblichen Gesange, dann aber schlug er gerührt in sich und sprach: „Ist denn nicht also wahrer Christensinn? Er preist ja den Vater der Liebe nicht allein am Tage der Freude, er schweigt auch nicht, wenn die Sonne seines Glückes gesunken ist. Ja, in der Trübsalsnacht singt durch Thränen lächelnd das gläubige Herz empor zu den himmlischen Höhen, und singt nur inniger und sehnsuchtsvoller, je dunkler die Leidensnacht ist!“ —

252. Ein Traum von der Thorheit der Welt.

Es träumte mir einst (so erzählt P. Faber), ich befände mich mitten in einer großen, mir gänzlich unbekannten Stadt.

Indeß ich nun staunend auf einem der herrlichsten Plätze mich umsah, da kam ein Bote des Weges, der eine große Anzahl Briefe trug und schnell vorüber eilte. Den fragte ich, wohin sein Weg ginge. Er aber sah auf die Frage mich betroffen an und sprach: „Eben recht, daß Ihr mich mahnet; denn ich weiß es wahrlich selber

nicht; darum will ich alsbald umkehren und fragen, wohin die Briefe zu tragen sind!“ —

Und als ich diesem Boten kopfschüttelnd nachsah, siehe, da ritt ein Jüngling auf einem prächtigen und muthwilligen Rosse vorüber, dem er eine ungeheure Last aufgebürdet hatte. Dieser sah mich an; und auf meine Anfrage, warum er das Pferd so schwer beladen, antwortete er: „Glaube mir, ich habe dieß Roß nur darum so schwer beladen, damit es um so hurtiger eile!“ —

Darauf sah ich einen Wagen, auf welchem junge Knaben saßen; der Fuhrmann aber war blind und warf in kurzer Zeit einige Male um, so daß die Kinder herausfielen, Arme und Beine brachen und ein lautes Gelächter aufschlugen. Ich aber fragte sie, ob sie denn in dieser Stadt keinen bessern Fuhrmann hätten bekommen können. Darauf gaben sie mir zur Antwort: „Wir haben diesen Fuhrmann vor allen Anderen erwählt, weil seine Art zu fahren uns viel Vergnügen und Kurzweil gewährt.“ —

Es waren aber diese kaum vorüber, als ein ungeheurer und starker Riese über den Platz ging, den ein schwaches Weiblein an einem Faden führte, damit sie seinen Feinden ihn ausliefere, die seiner harreten, ihn zu tödten. Da ich ihn nun fragte, warum er dieß schwache Band nicht alsogleich zerreiße und sich in Freiheit setze, seufzte er über seine große Schwäche; und sagte: „Es ist mir unmöglich, eine so starke Fessel zu brechen!“ —

Auch nahm ich wahr, daß die Mauern der Stadt gänzlich zerfallen waren und die Stadt jedem Feinde offen stand; und auf meine Verwunderung hierüber ward mir die Antwort, es kostete der Obrigkeit zu große Summen, die Mauern in gutem Stande zu erhalten; der Rathsherren aber wären hundert, und diese hätten ein Gesetz unter sich, daß, was der Jüngste aus ihnen beschließe, immer zur Ausführung kommen müsse, ob auch alle Anderen sich widersetzten. — —

So vieler und so großer Thorheiten überdrüssig, begab ich mich in ein Gasthaus, daselbst mich zu erquicken; dort aber fand ich viele wohlgekleidete und starke Aufwärter und Aufwärterinnen; indeß der Wirth und die Wirthin selbst äußerst dürftig und so schwächlich waren, daß sie kaum von einem Orte zum andern sich bewegen konnten. Doch was hier ganz vorzüglich mich empörte, war die Albernheit des Kellerwärters, der die edelsten und kostbarsten Weine aus den Fässern zur Erde rinnen ließ, und in ein lautes Gelächter ausbrach, als ich ihm wehren wollte, die Gabe Gottes auf so schnöde Weise und zu so großem Nachtheil seines Herrn zu vergeuden. —

Endlich erhob ich mich, die Stadt zu verlassen, und war bereits in eine der Vorstädte gekommen, als zwei Männer mir begegneten, die einen schweren Balken trugen und heftig um den Vorrang stritten: welcher aus ihnen zuerst in das Haus eingehen sollte; die aber Beide ausgeschlossen blieben, weil durchaus Keiner von ihnen zu bewegen war, dem Andern zu weichen. —

Als ich einige Gassen weiter gekommen war, da sah ich plötzlich ein ungestaltetes Bildniß, ohne alle Verhältnisse in grellen Farben, das zum Verkauf ausgestellt war. Ich erfuhr, der Maler selbst wohne in diesem Hause, und er arbeite nicht nach den Regeln der Kunst, sondern nach den verschiedenen und nicht selten ungereimten Meinungen der Menschen; und dieß sei der Grund der Mißgestalt seiner Gemälde. —

Noch viele andere Albernheiten mußte ich sehen, von denen ich nicht begreifen konnte, wie vernünftige Menschen zu denselben sich hatten verirren können; und ich eilte, diesem großen Tollhause zu entkommen. —

Endlich kam ich nach großer Anstrengung in's Freie, und fing bereits an aufzuathmen, als ich auf einem großen Wiesenplan eine Menge Volkes versammelt sah, die spitzige Pfeile gegen die Sonne abschossen, um sich an ihr zu rächen, daß sie durch ihre feurigen Strahlen die Früchte der Erde versengt hätte; denen aber die Pfeile dann jedesmal auf die Köpfe zurückfielen und sie schwer verwundeten. —

Dieß Alles ergriff mein Inneres mit solcher Wehmuth, daß ich darüber erwachte. — —

Lange sann ich über diesen sonderbaren Traum, und suchte vergeblich so großen Unsinn zu deuten. — Und indeß ich so bei mir nachdachte, entschlief ich auf's Neue und befand mich, wie früher, in der nämlichen Stadt.

Da fing mir an bange zu werden, und ich seufzte, als ich plötzlich einen **Jüngling** an meiner Seite sah, der mich um die Ursache meiner Beklommenheit fragte. Ich aber erzählte ihm, was ich früher in dieser Stadt an verschiedenen Orten gesehen; und wie ich besorgte, unter so vielen und so großen Thoren selbst den Verstand zu verlieren.

Da sah er mich sehr freundlichen Angesichtes an, tröstete mich und sprach: „Sei unbesorgt, was du sahst, war nur ein Traumgesicht; was du aber wachend nicht deuten konntest, das will ich dir nun erklären. — Höre denn:

Der Bote, den du sahst, ist das Bild jener Christen, die blind in der Welt umherlaufen, ohne zu wissen, wohin sie gehen;

nie über ihre ewige Bestimmung nachdenken, noch auch ihr Ende vor Augen haben. — Der reitende Jüngling sinnbildet Jene, die ihre Seele immer mit größeren Sünden belasten, weil sie in schwerem Irrthum wähnen, dadurch das Leben sich zu erleichtern; und nicht bedenken, daß diese schwere Last Seele und Leib bis in die Hölle niederdrückt. — Die Knaben auf dem Wagen sind Jene, die von der blinden Welt sich verführen lassen und der Wunden ihrer Seele nicht achten, ja wohl gar derselben sich erfreuen. — Der Riese bedeutet Diejenigen, die in Ungerechtigkeiten und Lastern ergraueten, und bei welchen die Gewohnheit zu einem eisernen Bande ward, das sie nicht zu brechen vermögen. — Die Menschen aber, die du in jenem Wirthshause sahst, sind ein lebendiges Bild der Weltkinder, die einzig für ihren Leib leben und die edle Seele vor Hunger und Elend verschmachten lassen. Der alberne Kellerwärter ist der Mensch, der die kostbare und unwiederbringliche Zeit ohne alle Frucht und Nutzen verliert, nur auf Irdisches sinnt und jede Ermahnung hierüber verlacht. —

Und damit wir nun auch auf Jene kommen, die du außerhalb der Stadt, in der Vorstadt und im Freien sahst, so werden durch jene Balkenträger die Ehrsüchtigen vorgebildet, die so sehr nach eitlem Ruhm gieren, daß sie sich lieber vom Himmel ausschließen lassen, als ihrer Ehrsucht das Mindeste vergeben. — Unter dem Maler aber, der jenes grelle Bildniß zum Verkaufe ausbot, werden die Weltkinder anschaulich geschildert, die in ihrem Thun und Lassen nicht nach dem Urtheil der Vernunft und des Glaubens, sondern nach den albernen Urtheilen der Welt sich richten; weßhalb auch ihre Werke ein Greuel vor Gott und seinen Engeln sind. — Endlich werden durch jene wahnsinnigen Bogenschützen die Gotteslästerer vorgebildet, die den Allerhöchsten und seine Heiligen lästern, weil ihnen nichts nach Wunsch gelingt, und sie ihren thierischen Lüsten, ihrer Ehrsucht und ihrem Geiz nicht, wie sie gern möchten, fröhnen können. — Diese gottlosen Thoren erglühen, durch Schmähungen und Lästerungen sich an Gott zu rächen; doch kehren ihre Lästerungen zu ihrem Verderben auf ihr eigenes Haupt zurück. — So behalte demnach diesen Traum und seine Deutung wohl im Sinn, zeichne ihn auf und stelle diesen Spiegel für dich und Andere auf, daß ihr darin die Thorheit der Welt erkennet und ihr nicht nachahmet, damit ihr nicht mit derselben elendiglich zu Grunde gehet!" —

253. Abscheu vor der Sünde.

Der heilige Edmund, Bischof zu Cantelberg in England, hatte, beim Aufblick zu dem am Kreuze leidenden und sterbenden Erlöser, einen solchen Abscheu vor dem Bösen, daß er in jedem Augenblick der Versuchungen ausrief:

„Ich will lieber in einen brennenden Scheiterhaufen hineinspringen, als in eine Sünde einwilligen!“ —

---

254. Der besonnene Jüngling.

In stetem Gedenken an seinen hohen himmlischen Beruf, wich der gottselige Jüngling Ferdinand von Verona nie, und auch nicht haarbreit, von der Nachfolge seines Erlösers ab.

Einst mußte er sich auch dem unedlen Vorhaben eines seiner Freunde ernstlich widersetzen.

Als dieser darauf im höchsten Unwillen ausrief: „Was nützt mir denn aber alle deine Freundschaft, wenn du nicht einmal Das thun willst, um was ich dich bitte?“ — antwortete er: „„Im Gegentheil, was nützt mir die deinige, wenn ich deinetwegen Böses thun und Gottes Gnade verlieren soll!?““ —

---

255. Das Grämlein.

Ein Mann hatte vier Rosse, ein Bräunlein, einen Schecken, einen Schimmel und ein Grämlein, ein altes, schwaches Rößlein, das vor Last der Jahre und der Arbeit den Kopf hängen ließ, und die Füße mühsam nachschleppte. Diesen vier Rossen lud er jeglichem eine Bürde auf zum Tragen; wie er aber des Wegs weiter zog, dachte er sich: „Warum soll ich das junge und das starke und das gute Roß lange scheren und plagen?“ Und er nahm die Bündel von den dreien, und lud sie alle zumal mit einander auf das Grämlein; und die drei starken Rosse ließ er ganz ledig dahin laufen, das Grämlein aber trieb er heftig an, daß es bald unter der Last erlegen ist. —

Merk:

Dieser Narr bist **du**, wenn du die Buße aufschiebst bis in dein hohes Alter! Das will ich dir in Kürze erklären:

Die vier Rosse sind die vier Zeiten der Menschen. Das erste Pferd ist die Kindheit von zehn Jahren bis in das zwanzigste. Da heißt es — und die Mutter hilft auch dazu — „was soll ein Kind

von zwölf oder vierzehn Jahren thun? es weiß noch nicht, was die Sünde ist. Man findet doch manchen Alten, der auch nicht Buße thut!" Und hiermit entschuldigt sich das Bräunlein. —

Das andere Pferd ist die Jugend oder das blühende Alter, von dem ein und zwanzigsten bis in's dreißigste Jahr. Da sagt man: „Ich bin jetzt in meiner besten und blühenden Zeit, ich muß ein gutes Leben haben, damit es mir gedeihet; denn komm ich nun in die Ehe, so ist nichts denn Ach und Wehe!" Hiermit entschuldigt sich der Scheck auch.

Das dritte Pferd, der Schimmel, ist das männliche Alter von dem dreißigsten Jahre bis in's sechzigste. Das wirft auch die Bürde von sich, und sagt: „Wenn ich nun gar alt werde, alsdann will ich Buße thun; es ist noch Zeit genug dazu, wenn ich ein alter Greis bin!"

Also werden diese Bürden alle gespart bis in das Alter, und sie werden alle dem Grämlein auf den Rücken geworfen, das muß dann tragen, daß es darunter erliegt!! — —

Der Tod kommt ja gar oft überaus plötzlich, und fragt den Leichtsinnigen nicht erst: „Bist du auch fertig? hast du nichts mehr gut zu machen?"

Wie aber der Baum fällt, so bleibt er liegen! — —

---

256. Der Landmann am Pfluge.

Der als Candidat der Theologie verstorbene Johann N. Neumiller hatte in sein Tagebuch geschrieben:

„Ich setzte mir allemal bei meinem Spaziergange ein gewisses Ziel über die angenehmen Felder und Wiesen hinaus, ging einem Dorfe zu und freute mich, hier den arbeitsamen Bauer, meinen und aller Menschen Gutthäter, in seiner Arbeit zu betrachten, und mich durch seinen Fleiß zum Fleiße in meinen Arbeiten aufzumuntern.

Da traf ich einmal einen magern, bleichen Mann am Pflug an, dem die Armuth aus den Augen sah. Die Haare und der Bart waren ungeschoren, doch sah sein Gesicht nicht wild, und jede Miene sprach dem ansehenden Auge Mitleid zu. — Er hatte sein Angesicht gegen die Sonne gewendet, um vielleicht über die Betrachtung des unbewölkten Himmels seines schweren Leides zu vergessen. — —

Ja, ja: Der bloße Anblick des Himmels ist schon für tausend Augen — **Labsal!**" —

---

257. Das Schiff.

Eine fromme Pilgerin spicht:

Ich stand auf den Bergen, deren Scheitel noch von blendend reinem Winterschnee umgeben waren; zu meinen Füßen lag der Frühling und das Meer; und da, wo gleichsam der Ocean dem Himmel die Hand reichte, als ob er sich mit ihm verbinden wollte, sah ich die so friedlich untergehende Sonne. Das Meer war ruhig und glich einem unbeschriebenen Blatte, auf das eine mächtige Hand vielleicht schon in der nächsten Stunde das schrecklich schöne Schauspiel des Sturmes schrieb. Es zitterte nur ganz leise unter den leuchtenden Strahlen der Abendsonne, wie ja auch das lauterste Herz erzittern muß vor dem allsehenden Auge des Herrn, der die Gedanken wägt und prüft.

In der Ferne segelte ein Schiff; die wehende Flagge glühte purpurn im Abendlicht. Ein goldener Streif, das magische Leuchten der Meereswellen, zog hinter ihm drein. O, wer doch mit dem leichten Fahrzeug hinausziehen könnte in die Ferne, hinaus in die Welt voll ungeschauter Wunder! Dort winken fremde Länder, fremde Sitte, Erfahrungen, Kenntnisse, Bereicherung des Geistes, ach, und vielleicht das allgesuchte nie gefundene Glück! —

Da klangen die Abendglocken zu mir herauf. Unter meinen Füßen, am Strande, brachen sich die Wogen gegen graues Mauerwerk. Dort lag ein kleines Kirchlein, und alles Licht der scheidenden Sonne fiel auf die hohen Fenster desselben. Sie glühten wie lauter Gold.

Die Segel des Schiffes auf dem Meere winkten: „Hinaus! hinaus!“ Die Glockenklänge des Kirchleins riefen: „Herein! herein!“ Das Gold der Erfahrung schien auf dem Meere zu liegen, das Gold der Wahrheit in dem kleinen Gotteshause verborgen zu sein. Wohin mich wenden? Es mag sich gar still und friedlich wohnen bei dem Kirchlein, dacht' ich, und draußen auf dem Ocean erwartet mich der wilde Sturm. Ach, und doch wollte das thörichte Herz den ziehenden Segeln nach! —

Wer in die Welt hinausschifft, der wird einmal seekrank, und oft kehrt der Schiffer, der fröhlicher Erwartung voll hinauszog in die unbekannte, glückverheißende Ferne, müde, mit gebrochenem Mast und zertrümmerten Hoffnungen von der Irrfahrt seiner Wünsche zurück. Daran denke! Wer aber doch hinaus muß in den Sturm der Welt, der baue sich sein Kirchlein in die eigene Brust, und halte einen steten Gottesdienst mit Gedanken, Worten und Werken. Der Herr ist auch auf dem Meere; und wie es da tobe

und stürme: Ein Wink von ihm, so wird's stille. Seine Hand ist noch heute ausgestreckt über die empörten Wogen, daß sie den Gerechten sicher tragen müssen zum Port des Friedens, an den heimischen Strand! —

258. Das Dorfkirchlein.

Die ebenso geistreiche, als tiefgemüthliche Dichterin Isabella Braun hat unter dem Titel: „Lebensbilder" *) ein gar anmuthiges und erbauliches Büchlein erscheinen lassen; aus ihm stehe hier im Auszug ihre Mittheilung über „das Dorfkirchlein." —

Sie sagt:

O Gott! wie ist deine Welt so schön, und wie möchte bei einem Morgengange das Herz in lauter Hymnen überfließen! Wie möchte es zu deinem Lobe mit den Vögeln jubiliren, oder, den Bergen gleich, zum Himmel sich heben! — —

Was aber glänzt denn dort am blauen Himmel wie ein Sternlein mitten am Tage? Es ist das vergoldete Kreuz auf dem Thurme des Dorfkirchleins. — „Zu was dieses armselige Kirchlein hier im weiten Tempel der Schöpfung?" höre ich Manche sagen, welche die Rede im Munde führen: „Der beste Tempel zum Beten ist die Natur!" — Aber ich weiß, ich weiß aus der gar oft gemachten Erfahrung, wie wenig Wahrheit in diesen Worten liegt. O tretet ein in das Kirchlein, und ihr werdet fühlen, daß ich recht habe. Hier sind plötzlich die sonst herumschweifenden Gedanken und Gefühle vereinigt; man fühlt sich in Gottes Nähe, allein mit ihm. Die engen Kirchenmauern haben das unstäte Herz in Fesseln gelegt, und es ist ihm so wohl dabei, noch wohler, als draußen in den milden Lüftchen; der Hauch göttlicher Gnade umwebt und umwallt es! Aber ich will das Dorfkirchlein beschreiben.

Vier graue Wände, eine gewölbte Decke, dunkle, beschmutzte und vom Unwetter getrübte Fensterscheiben, alte, vom Gewürm zernagte Kirchenstühle, ein kleiner, vergitterter Beichtstuhl mit dem Bildnisse des verlorenen Sohnes, der reuig an das Vaterherz zurückkehrt; ein von bemalten Holzsäulen umfangener Altar, bedeckt mit grober Leinwand und verziert mit Spitzen, nicht in Brüssel gewebt, sondern von ländlichen Händen geklöppelt; darauf ein geschnitztes Kreuz, an dem des Erlösers Martergestalt hängt, nicht

*) Stuttgart 1856. Gebrüder Scheitlin.

geschnitzt nach dem Modell eines berühmten Meisters, sondern nach den schmerzbewegten Vorstellungen eines Dorfkünstlers; ein hölzernes Muttergottesbild mit dem Jesuskindlein auf dem Arme, gekleidet in ein rothes, goldverbrämtes Gewand mit dem steifen Krönlein von Flittergold auf dem Haupte; vor dem Altar ein ausgetretener oder vielmehr ausgeknieter Stein; die Wände mit Votivtafeln behangen, wo im tiefblausten Aether die Himmelskönigin schwebt und auf ein kniendes Bäuerlein blickt, das für sein Kind oder sein Haus, Oechslein, Pferd und seine einzige Kuh die Hände emporstreckt; ein steinerner Weihbrunnenkessel und der Taufstein daneben: — das ist die ganze Herrlichkeit!

Und nun schüttelt nicht das Haupt, verzieht nicht den Mund in Spott und Hohn, rümpft nicht die Nase, lacht und schwätzt nicht, ihr Stadtbewohner, die ihr an eueren herrlichen Tempeln, Meisterwerken der Baukunst, geschmückt mit aller Erdenpracht, das Auge weidet und hinströmt, sie zu bewundern; ruhig! ruhig! beugt euer Knie, — es ist dieß ein ebenso würdiges Gotteshaus: der liebe Gott wohnt da, und o! wie gerne; denn nicht die vergoldeten Wände, sondern das warme, gläubige, einfaltsvolle Herz sind ihm der liebste Kirchenschmuck; und seht — dort kniet ein Weiblein mit ihrem Rosenkranz in der Hand, die Lippen bewegen sich, die knöchernen Finger schieben Perle um Perle, und hier und da verirrt sich einer davon zum Auge und trocknet eine andere Perle dort ab; ich weiß nicht, entstammt sie dem Meere der Schmerzen, oder der Gnade! — Kniet euch neben sie; hier ist Alles gleich, nieder oder hoch, arm oder reich, gelehrt oder einfaltsvoll; jedes Herz hat seine Leiden, für jedes Leiden möchte es Hilfe, und der Eine, der hier waltet, ist überreich an Macht, so arm sein Haus auch aussieht; und er neigt sich zu kleinen, wie großen Sorgen, ihm ist nichts zu klein und nichts zu groß! —

Wie viele Tausende haben hier gebetet, seit diese Wände stehen! Wie oft hat hier Gott geholfen und getröstet, und wie natürlich, daß sie das hölzerne, unansehnliche Bild ein „Gnadenbild" nennen! Warum finden sich solche Gnadenbilder gerade am häufigsten in den kleinen armseligen Dorfkirchlein? Das kommt nicht vom Bilde und nicht vom Kirchlein; das kommt von dem kindlich vertrauenden Herzen, welches sich nicht von dem „Verstande der Verständigen" berücken läßt. Das arme Mütterchen murmelt unverständliche Worte, vielleicht versteht sie dieselben nicht einmal in ihrem echten Sinne; sie betet schnell, wie beklommener das Herz schlägt, um so schneller; aber, wenn sie auch kaum weiß, was sie sagt, so weiß sie doch, was sie will, und Gott versteht

ja die Sprache aller Völker der Erde, also auch, was so ein Mütterlein betet. Und er, der alle Schmerzen im menschlichen Gemüth entweder zum ewigen Heile, oder sie zur heilsamen Strafe sandte, oder die selbstgeschaffenen zuließ: er weiß, wie viel der Mensch tragen kann, und er weiß, wie hoch im Werthe für den Armen sogar ein krankes Geislein steht, und er zürnt nicht, wenn dieser für die Erhaltung seiner einzigen Kuh betet. Und Maria, die Mutter des Herrn, die einst alle Leiden des Erdenlebens kostete, der ein siebenfaches Schwert die Seele durchschnitt, — sie, welche bei der Hochzeit zu Kana ihren Sohn um Wein anflehte, damit die Freude nicht gestört werde, — sie begreift alles Erdenleid und neigt sich fürbittend zu Jedem. Selbst menschlich, kennt sie das Menschenherz; selbst einmal arm gewesen, kennt sie die Vorstellungen der Armen, und blickt freundlich auf das rothe, mit Flittergold verzierte Röcklein, das die Liebe und der gute Wille ihrem geschnitzten Bilde gab. Das Gold des Vertrauens im Herzen der einfaltsvollen Beter glänzt bis hinauf in die himmlischen Gefilde, denn dort hat es seinen wahren Werth. —

Und nun sei uns zu Tausendmalen gegrüßt, armes, kleines Dorfkirchlein! Ich knie mich hin auf den ausgehöhlten Stein, auf welchen schon so manche Schmerzensthräne niederfiel; ich hebe flehend meine Hände zu den kunstlosen Bildern, und indem das Auge darauf blickt, schwingt sich die Seele zu dem Unsichtbaren; meine Lippe flüstert: „O Herr! gieb mir den Kindesglauben, der dieses Kirchlein erbaute und der hier so oft Erhörung für still geflüsterte Bitten fand! Gelobt seist du, Herr! in alle Ewigkeit, und gelobt seien deine Altäre!“ —

Und vor dem Kirchlein — wie grüßt so lieb der kleine Gottesacker! —

Da rasten sie aus, die Hingeschiedenen, vom oft so mühevollen Leben und harren der einstigen Auferstehung. Daneben aber halten die Lebenden in ihrer treuinnigen Liebe, welche ja über das Grab hinausreicht, die Wache, bis auch diese wieder von ihren Kindern abgelöst und auch eingebettet werden. Auf jeder Behausung des Friedhofes ist ein Erdhügel aufgeschichtet, die warme Decke für das kalte Bett. Meistens ist er aufgelockert, und nicht der Allerseelensonntag allein hat sich, wie in der Stadt, hierzu das Recht vorbehalten; an jedem Samstage sieht man da und dort geschäftige Kinder- oder Greisenhände ein Grab lockern und mit Blumen zieren, je nachdem die Jahreszeit sie spendet: Vergißmeinnicht, Rosen, Tulpen oder Astern. Hier haben alle dieselbe Bedeutung, alle sprechen das stille Wort der Liebe.

Die Kindheit und das Alter, dieß gerade sind die rechten Gärtner für den Todtengarten! Die Kindheit kann und soll hier die Liebe lernen in ihrer reinsten, edelsten Bedeutung, die Liebe, welche auch da noch blüht, wo sie nicht mehr umkost ist von irdischer Zärtlichkeit, welche auf keinen Gewinn mehr hoffen kann, sondern Wurzel faßte in einer edlen Seele, in dem Gefühle der Achtung und Dankbarkeit. — Das Alter aber soll hier auf den Gräbern dem zurückgelegten Leben seinen Dank sagen und sich an die Stätte gewöhnen, wo es auch in Bälde ruhen und schlummern wird. Die Kindheit lernt hier des Lebens Ernst kennen; das Alter hingegen erinnert sich an manchem Grabe der genossenen Freuden. Dieser Rasen und diese Blumen sind die Gärtlein des unterirdischen Dorfes; sie dürfen nicht fehlen, so wenig wie der Garten und die Blumen vor den Häusern da oben; es wäre ein übles Zeichen, denn sie sind so recht verwandt mit der weichen Seele. Aber wie in dem Hausgärtlein ein Baum steht, unter dessen Schatten sich Alt und Jung flüchtet im Sonnenbrande und bei dem man die Abendrast hält; so steht auch in diesen Gärtchen immer Einer, und zwar ein Lebensbaum mit dem dichtesten Schatten und den heilendsten Früchten: das Kreuz. War es nicht ein heißer Tag voll Mühe und Kampf, von dem du hier ausruhst, tief Schlummernder? und wie mild beschattet vom Kreuze ist deine Rast! War es nicht ein Tag, an dem du oft darben und dürsten mußtest, der Seele und dem Leibe nach; und wie erquickt dich nun dein Heiland dafür mit den Früchten, welche er vom Kreuzesstamme für dich bricht!

Um wie viel schöner sind diese einfachen Kreuze auf dem Dorf-Friedhofe, als die stolzen, prunkhaften Monumente auf den städtischen Gottesäckern, betrachtet mit dem Auge der Seele! Prunkende Inschriften von Namen, Ehren und Titeln, welche jenseits nichts, gar nichts mehr gelten und vielleicht noch zu Anklägern werden! Marmorsäulen neben eingefallenen Gräbern, ohne ein Liebeszeichen der Hinterbliebenen, wo der irdische Abstand von Arm und Reich noch in den Tod hineinreicht! Hier gar das eigene, in Marmor gehauene Bild auf dem Grabe! Ist das Kreuz noch nicht, selbst im Tode noch nicht, Herr geworden über das kleine, armselige Ich? —

O du stiller Dorf-Friedhof! wie ganz anders sieht es auf dir aus! Der reiche Bauer und der arme Taglöhner sind hier gleich geworden; über ihrem Grabe wacht der Lebensbaum. Daran geheftet ist das kleine Weihbrunnkesselein, auch ein Zeichen einfaltsvoller Liebe. Nachts, wenn die Kindlein zu Bette gehen, tauchte ihre Mutter die Finger in das geweihte Wasser und bezeichnete damit segnend die Stirnen. Jetzt ist die Reihe an die Kinder

gekommen. Die Eltern haben sich schlafen gelegt und ihre Kinder und Enkel tauchen nun die Finger in das Weihwasser und segnen deren ewige Ruhe ein. O, möchten doch die Aufgeklärten alle, die sich so oft als Priester der Poesie betrachten, die wundervoll sinnige Poesie erkennen und verstehen, welche in diesem einfachen Akte liegt! Der Friedhof befindet sich so recht in der Mitte zwischen der Kirche und dem Dorfe, zwischen Gott und den Menschen. „Bleib' bei uns, es will Abend werden, der Tag hat sich geneigt!“ sagten einst die Jünger zum Auferstandenen. Das Herz sehnt sich nach Vereinigung mit seinen Lieben. Die Stelle, welche dem Dorf-Friedhofe eingeräumt wurde, genügt so recht diesem innigen Bedürfnisse: die Todten nahe bei der Kirche, die Lebenden nahe bei ihren hingeschiedenen Theuren. — So oft man zur Kirche wallt und das Herz frei macht von dem Außenleben, betritt der Fuß den Friedhof, und das fromme Angedenken schwebt auch zu den Hingeschiedenen. Könnte die Gemeinschaft des Diesseits mit dem Jenseits schöner ausgedrückt werden, als eben durch die Lage des Friedhofes zwischen Dorf und Kirche? —

O! so ein freundlicher Dorf-Kirchhof ohne hohe Mauern und Gitterwerk, immer offen, immer betreten und gepflegt, hat etwas gar Tröstendes, etwas süß Wehmüthiges, das die Seele still und ergeben macht. Der Dorfbewohner ist längst mit seinem künftigen Wohnorte vertraut geworden, während der Städter grausend sich von dem fernen, nie betretenen Kirchhofe wegwendet. Jener weiß, daß auch auf seinem Grabe Blumen blühen werden, ein Kreuz sich erheben wird, daß die Kinder hier ohne Scheu und Grausen sogar spielen werden, und daß jeder Kirchengang ihm ein vielstimmiges: „Gott geb' ihm die ewige Ruhe!“ und einen segnenden Weihwassergruß zubringt. Er weiß, nach dem Tode wird es nur ein kleiner Auszug sein von dem steinernen in's bretterne Haus, von dem Dörflein da unten in's Dörflein da oben, wo er eben so viele Bekannte findet, wie er verlassen hat; wo er dem Kirchlein näher, und Gott, — das gebe seine allerbarmende Gnade! — fürder am allernächsten sein wird. —

---

259. Der Stab des heiligen Petrus.

Die erste deutsche Chronik vom Jahre 1382 bis 1415 schrieb Jakob Twinger, Priester und Chorherr zu St. Thomas in Straßburg.

Wie das heidnische Elsaß und Straßburg zum christlichen Glauben geführt wurden, darüber giebt er die folgende Nachricht:

Etwa sechzig Jahre nach der Geburt Christi, da Sanct Petrus, der Oberste unter den Zwölfboten, den päpstlichen Stuhl zu Rom inne hatte, kam Sanct Paulus zu ihm, und Beide predigten zu Rom und in der Umgegend den Christenglauben, die andern Apostel in anderen Landen, wie sie der heilige Geist anwies.

Als nun Sanct Petrus erkannte, daß die Zeit seines Martyrthums herannahe, versammelte er seine Jünger zu Rom und sprach zu ihnen: „Ihr lieben Brüder! unser Herr Jesus Christus hat mich und die anderen Apostel in die Welt gesandt als Schafe unter die Wölfe, auszubreiten und zu nähren den Samen, den er zuvor gesäet und gepflanzt hat. Also will ich euch senden in die Welt, wie ihr begehret!" Er gab ihnen die Priesterweihe und die Gewalt — Zeichen zu thun, und sandte sie in manches Land. Er schickte St. Apollinaris nach Sawenna, St. Marcialum nach Aquitanium, St. Clemens nach Metz, St. Maternus endlich mit zwei Genossen, Eucharius und Valerius, an den Rhein.

Da nun St. Maternus und seine zwei Genossen von Rom in's obere Elsaß kamen, fingen sie an, dem Volk das Evangelium Jesu Christi zu predigen. Sie thaten große Zeichen und Wunder, machten Todte auferstehen, heilten Besessene und Kranke mancher Art. Da dieß die Heiden sahen, nahmen sie den Christenglauben an und ließen sich taufen. Maternus entfernte das heidnische Götzenbild in Ebersheim-Münster und weihte dessen Tempel zu einer Kirche, an der sofort Mehrere der von ihm Bekehrten als Priester angestellt wurden.

In Straßburg aber fand Maternus kein Gehör. Er strafte die Bürger ihres Unglaubens halber; doch sie wurden zornig und vertrieben ihn und seine Genossen aus der Stadt. Sie litten das geduldig und machten sich wieder auf nach Ebersheim-Münster; aber unterwegs — nahe bei Benefelt kam den Maternus eine Krankheit an, so daß er starb.

Da wurden seine beiden Genossen sehr betrübt; sie nahmen den Leichnam und begruben ihn unter großem Jammer jenseit der Ill an einem abgeschiedenen Ort, der davon den Namen „Eley," d. i. „Großes Geschrei," hat.

Nach dem Tod ihres Meisters fürchteten sie sich aber vor dem Grimm der Heiden und eilten wieder nach Rom zu Sanct Petrus und klagten dem, wie es ihnen ergangen sei.

Sanct Petrus sah sie heiter an und sprach zu ihnen: „Wisset ihr denn nicht, daß ich euch schon lange gesagt habe, wie ihr um Christi willen Vieles leiden und damit in's Himmelreich kommen müsset! Erfahret zugleich auch, daß unser Bruder Maternus

nur schläft! Nehmet also meinen Stab, gehet mit demselben wieder zu dem Ort, wo er begraben ist, leget ihm den Stab in seine Hände und sprechet zu ihm: „„Bruder Maternus! Sanct Petrus, der Zwölfboten Einer, entbietet dir, daß du in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes aufstehest und das dir befohlene Predigtamt vollführest!““ —

Und es nahmen die Zwei des Sanct Petrus Segen und Stab, und zogen fröhlich von dannen und kamen nach fünfzehn Tagen von Rom wieder in's Elsaß.

Da sammelten sie die Gläubigen, zeigten ihnen des Sanct Petrus Stab und verkündeten, was er sie geheißen hatte, und gingen mit vielem Volke zu des Maternus Grab.

Sie deckten das Grab auf und fanden des Maternus Leib noch frisch und unverwest; sie legten ihm des heiligen Petrus Stab in seine Hand, und sprachen, wie er ihnen aufgetragen hatte.

Da that Maternus seine Augen auf, und stand auf und ging mit dem Stab aus dem Grabe.

Das Volk schrie vor Erstaunen und lobte Gott.

Maternus hieß sie schweigen und sprach: „„Ihr lieben Brüder, ich war, wie ihr wisset, von diesem elenden Leben geschieden und in die ewige Ruhe versetzt. Jetzt bin ich auf Sanct Peter's Gebet wieder in's Leben gekommen und soll noch so viele Jahre leben und bei euch sein, als ich Tage im Grabe gelegen bin!““

Nun entstand große Freude unter dem Volk, und was von Heiden da war, die ließen sich Alle taufen.

Auch Straßburg bekehrte sich und ließ sich von Maternus in kirchliche Ordnung bringen. —

Maternus aber, der schon dreißig Tage im Grabe gelegen, lebte noch dreißig Jahre als Bischof von Straßburg, Trier und Köln. —

Dieser Maternus war der Wittwe von Naim Sohn, den unser Herr von dem Tod erweckt hat nach dem Evangelium am 15ten Sonntage nach Pfingsten.

Also wurde der heilige Maternus zweimal vom Tod auferweckt; zuerst durch Gott selbst und dann durch den Stab des heiligen Petrus! —

---

260. Die drei Kreuze.

(Auszug aus dem Leben des Heiligen, von P. Pius Zingerle.)

In der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zog in der Nähe von Antiochia in Syrien ein vorher nie gesehenes, ganz außerordentliches Schauspiel die Augen aller Welt auf sich: ein

Mann, viele Jahre hindurch auf einer hohen Säule stehend, und zu ihm drängten sich, wie in einer Art Völkerwanderung, wogende Massen von allen Enden her. Der Mann betete, lehrte, wirkte Wunder ohne Zahl; die herbeigeströmten Schaaren aber zogen, nachdem sie ihn mit Staunen gesehen, bekehrt, wie umgewandelt, mit lautem Preise des Allmächtigen von dannen, Anderen in immer neuer Abwechslung Raum gewährend.

Dieser Mann der Wunder seiner Zeit war Simeon Stylites. *)

Zu dem heiligen Simeon Stylites kam auch einmal eine große Volksmenge vom Libanon. Diese erzählte ihm von bösen Thieren, die sich über den ganzen Berg verbreiteten, die Menschen mörderisch anfielen, zerrissen und auffraßen, so daß in jener ganzen Gegend Wehklagen und Jammer sich erhoben; denn es gab auf dem ganzen Gebirge keine Ortschaft, worin nicht täglich zwei bis drei Personen von jenen Bestien gefressen wurden. Sie brachen in die Häuser ein, raubten Menschen und richteten sie zu Grunde, rissen Kinder aus den Armen der Mütter, und verzehrten sie vor ihren Augen, ohne daß die Unglücklichen ihren Säuglingen helfen konnten. In's Freie hinaus durfte Niemand sich wagen, außer wenn Viele sich mit einander verbanden, und mit Schwertern und Keulen bewaffnet auszogen. Aber auch so ließen die grausamen Raubthiere sich nur wenig verscheuchen, und stellten den Menschen bald wieder nach.

Als Simeon dieß von den Libanoiten vernommen, gab er ihnen folgenden Bescheid: „Euch vergilt Gott nach eueren Werken; denn ihr habt Jenen verlassen, der euch in seiner Güte erschaffen hat, und in seiner Erbarmung euch ernährt und erhält, und habt euere Zuflucht genommen zu den stummen Götzen, von denen kein Segen ausgeht, die weder Gutes noch Böses zufügen können! Deßwegen hat euch Gott diesen bösen Thieren preisgegeben, auf daß sie an euch Rache üben, wie euere Werke verdienen! Sie mögen euch helfen und diese von Gott über euch gesandte Strafe von euch abwenden!“

Da sie jedoch inständig ihn anflehten und mit großem Geschrei vor seiner Säule sich niederwarfen, und da zugleich eine große Volksmenge, die eben zum Gebete dort versammelt war, bittend

*) Er wurde um das Jahr 388 nach Christus im Flecken Ziz oder Sis (gewöhnlich Sesan oder Sisan ausgesprochen) von christlichen Eltern geboren, und erhielt als ein kleines Kind schon die heilige Taufe.

für sie sich verwendete, und der Selige nun sah, wie sie dalagen und schrien, und auch das umstehende Volk mit Thränen flehend sich ihrer annahm: so that er endlich, vom kläglichen Schauspiele gerührt, seinen Mund auf und sagte: „Wenn ihr den Irrthum verlasset, dessen ihr euch schuldig gemacht, euch zu Gott euerem Schöpfer bekehret, und fest den Entschluß fasset, Christen zu werden und die Taufe zu empfangen; so flehe ich auch zu Gott, dem ich diene, und ihr werdet es mit eigenen Augen sehen, daß er sich euer erbarmt und von euch die Geißel des Zornes entfernt, die über euch gekommen ist!“

Sie aber antworteten vor Betrübniß des Herzens Alle mit Einem Munde: „„Bittest du für uns und weicht von uns die Geißel des Zornes, so versprechen wir schriftlich vor deiner Heiligkeit, Christen zu werden, die Taufe zu empfangen, den Götzen zu entsagen, ihre Tempel niederzureißen und ihre Bilder zu zertrümmern, wenn nur diese Drangsal von uns entfernt wird!““

Als der Selige nun sah, daß sie ernstlich sich zu Gott zu bekehren versprachen, gab er ihnen diesen Auftrag: „So nehmt denn im Namen unsers Herrn Jesu Christi von diesem Staube vor mir da; geht und stellt auf jeder Grenze eueres Gebiets vier Steine auf! Giebt es in euerer Umgegend christliche Priester, so ruft dieselben und laßt auf jeden Stein drei Kreuze machen! Wachet dann selbst drei Tage, und ihr werdet sehen, was Gott dort thut. Ich hoffe nämlich auf den Herrn Jesus Christus, daß diese Bestien — von heute an — fürder keinen Menschen mehr zu Grunde richten werden!“

Also geschah es auch durch Gottes Macht; denn sie fanden bei ihrer Heimkehr, daß von der Zeit an, wo der selige Simeon gebetet, und sie versichert hatte: „daß die bösen Thiere ferner Niemand mehr verderben würden,“ kein einziges mehr in die Ortschaft hineinkam oder einen Menschen zu beschädigen vermochte, obwohl sie sich auf dem freien Felde noch zeigten. Es war, als hielte sie ein Befehl vom Himmel zurück.

Als aber die Einwohner hingingen und thaten, wie ihnen der Gerechte aufgetragen, da wurde erst ein erstaunliches Wunder gewirkt. — Es kamen nämlich alle Bewohner jener Gegend, ein zahlloses Volk, Männer, Weiber und Kinder, und ließen sich taufen, vom eitlen Irrwahne zum wahren Gott sich bekehrend, wie sie es versprochen. Sie erzählten bei dieser Gelegenheit vor dem ganzen Volke, wie sie nach der Aufstellung der Steine und Bezeichnung derselben mit drei Kreuzen nach dem Verlaufe der drei mit Nachtwachen zugebrachten Tage die Thiere daher kommen gesehen;

dieselben hätten jene Steine umringt, auf welchen die drei Kreuze gegen sie gemacht waren, und so laut zu heulen angefangen, daß man ihre Stimme weit herum gehört: „„O Simeon! was hast du uns gethan?““ Und wie sie also gerufen, haben sie unter diesem Geheul und Weheklagen verendet; und man habe nachher, trotz allem Suchen, in jener ganzen Gegend kein einziges solches Thier mehr gefunden.

Die zur Säule Zurückgekehrten hatten auch drei Häute dieser Bestien mitgebracht, ganz sonderbar gefärbt, wie man in jenen Zeiten nichts Aehnliches gesehen; diese Häute blieben lange Zeit bei der Thüre der Mandra aufgehängt. —

Die Einwohner jener Gegend blieben nach empfangener Taufe und ihrer Bekehrung vom Götzendienste zu Jesus Christus beiläufig eine Woche bei dem Seligen. Dann zogen sie freudig und dankend und Gott preisend heim, der ihnen doppelte Gnade erwiesen. —

Von dieser Zeit an kamen unausgesetzt Einige, die noch nicht getauft waren, zu Simeon, und empfingen mit ihren Kindern die Taufe. *) —

261. Die heilige Verena in Zurzach.

(Aus: Schweizersagen aus dem Aargau von E. L. Rochholz.)

So lange die heilige Verena noch zu Solothurn wohnte, konnte sie dort beim heidnischen Stadtvolke wenig Gutes ausrichten; man ließ sie in ihrer Einsiedelei draußen im Jura hinter Fels und Wald an ihrer kalten Quelle sitzen, und hörte nicht auf sie. Als sie aber einmal bei einer Hungersnoth vierzig Säcke Mehl um ihre Klause stellen ließ, und Brödlein buck, war den Stadtkindern der Weg bald nicht mehr zu weit, sie kamen zahlreich gelaufen und wollten Brödlein essen. Jedem schenkte sie eines und sagte ihm dabei das apostolische Glaubensbekenntniß vor; das Mehl ging ihr nicht aus, das Brödlein wuchs den Kindern in den Händen und bald war die erste Kleinkinderschule fertig. Aber der neidische Teufel will überall seinen Stein darin haben; ihm war's nicht recht, daß die Jungen anders werden sollten als ihre Alten; er riß

*) Für die Wahrheit dieser Begebenheit zeugen noch gegenwärtig die Maroniten auf dem Libanon. Assemani, der Herausgeber der syrischen Akten des Lebens des heiligen Simeon Stylites, und selbst ein geborener Maronite, sah diese Steine mit den drei Kreuzeszeichen noch in der Nähe der Städte Hesron, Besciara, Eden und Aitum. —

also an der Jurawand ein Felsenstück los und schleuderte es gegen die Zelle; es blieb jedoch noch gerade oberhalb dem Dache liegen; und da ist der schwarze Steinblock heute noch zu sehen mit eben so viel Löchern, als der eifersüchtige Teufel damals Krallen hineindrückte.

Nun hatte die Heilige hier ihres Bleibens nicht mehr. Sie nahm sich einen Mühlstein, der an der Solothurner Aare zum Verladen lag, und schwamm auf diesem den Fluß in's Aargau hinunter. Als sie am Städtchen Klingnau vorüber kam, fingen drinnen alle Glocken an von selber zu läuten. Die Klingnauer aber hatten dazumal noch ihre Häuser so gebaut, daß deren Fenster alle in's Städtchen hinein, keine aber auf den Fluß herausschauten; man konnte also die Heilige nicht vorbei fahren sehen und noch weniger sich das Geläute erklären, zu dem nicht die besondere Erlaubniß eingeholt worden war. Sie sprangen zum Stadt-Sigrist und gaben ihm sogleich einen derben Verweis, sie brachen die Thurmthüren auf, um die bösen Buben abzustrafen, die hier muthmaßlich eingestiegen waren; aber sie erstaunten nicht wenig, als sie die Glockenstränge von unsichtbarer Hand gezogen, hinauf und herabschwingen sahen. Jetzt merkte man ein Wunder; bald entdeckte man auch oben vom Thurm aus die Heilige, die draußen im Strome eben an der weiten Landzunge der Insel Au herunter fuhr. Während man nun eine breite rathsherrliche Berathung eröffnete und eine Reihe von Vorschlägen brachte, unter welcherlei ausgesuchten Ehrenbezeigungen die Verena durch Deputationen begrüßt und in's Städtchen hereingeleitet werden sollte, war sie bereits weit entfernt in dem öden Giritz ausgestiegen, einer Aar-Niederung, wo damals nur giftige Sumpfthiere sich aufhielten. Hier hob Verena drei Finger zum Himmel empor und steckte sie in den Sand des Uferlandes, und sogleich entsprang hier das „Verena-Brünnlein," dessen stets klares Wasser auch jetzt noch für heilkräftig gilt. —

Nachdem sie selbst davon getrunken, fuhr sie hinab bis zur Mündung der Aar in den Rhein. Da liegt am linken Flußufer das Fischerdorf Koblenz. Die Bevölkerung, die ihre Blicke stets auf dem Strome hat, aus welchem sie ihre Nahrung zieht, war der Heiligen sogleich ansichtig geworden, fuhr ihr auf allen Weidlingen entgegen und bemühte sich, sie sammt ihrem Mühlstein an's Land zu rudern. Dann gestanden sie ihr die üble Lage, in der man sich hier gerade befand. Hier hatten nämlich die Juden von ganz Deutschland auf der letzten Grenzscheide des Reiches ihren Begräbnißplatz angewiesen erhalten. Er lag auf einer Strom-Oedung, welche die „Juden-Insel" heißt und die heute noch immer alljährlich

von der Judenschaft zu Lengnau und Endingen feierlich besucht werden muß. Allein die Leichen waren so übel bestattet und nur so leicht im Flußsande verscharrt, daß die Luft davon verpestet worden und eine Seuche ringsum in der Gegend wüthete. Diese Krankheit wich alsbald beim Erscheinen Verena's.

Nun beeiferte sich auch das benachbarte Chorherren-Stift im Markte Zurzach hier zu erscheinen, und führte die fromme Frau mit Kreuz und Fahnen in allen Ehren heim in eine ihr mehr gebührende Wohnung. Auch den Mühlstein, auf welchem sie hergeschwommen, wollte man nicht zurücklassen. Man lud ihn auf einen Wagen und hatte ihn bis zum sogenannten Koblenzer-Kreuze gebracht. Hier jedoch blieben alle Rosse, so viel man deren vorspannen mochte, unbeweglich stehen, und man war nicht im Stande, Wagen oder Stein vorwärts zu schaffen. Aber zurück nach Koblenz ließ er sich mühelos bringen, und hier ist er noch. Neben der Kirchthüre sieht man da in der Mauer eine Einsenkung, hinter deren Vergitterung der Stein nebst der Heiligen Bildniß verwahrt ist. Auch ist das Gewölbe, das ihn verwahrt, ganz allein unversehrt geblieben, als eine Feuersbrunst Dorf und Kirche einäscherte; es hängt voll wächserner Füßchen und Aermchen, welche die Leute opfern, wenn einem ihrer Kinder ein Schaden heilen soll. Ueber dem Steine sind die Worte zu lesen:

„Auf diesem Stein hier auf der Aaren
Die heilig Verena ist gefahren,
Ohne Ruder, Schiff und Schalten.
Wie solches geglaubt die frommen Alten.“

In der Krypta des Zurzacher Kirchenchores liegt die Heilige begraben. — Ihre heilkräftige rechte Hand, in einer Silberkapsel verwahrt, wird jährlich am Osterdienstag in Prozession nach der Kapelle auf der sogenannten „Burg“ getragen; denn hier, wo die Ueberreste und Mauern eines römischen Vorwerks lagen, das einst den Rhein-Uebergang decken mußte, und wo zugleich die älteste Jochbrücke dieser Gegend durch den Strom ging, soll die heilige Jungfrau ihre Wohnung gehabt haben; hier ist auch dem heiligen Mauritius, dem Obersten der Thebaischen Legion, ein Kirchlein errichtet. — Der Gürtel der Heiligen wird im schwäbischen Kloster Roth verwahrt. — Das steinerne Verenen-Krüglein war lange verloren gewesen, bis es Hirten am Rheinufer wieder auffanden; für den Frommen ist es voll süßen Heiltrankes, für den Bösen schwimmen nur Kohlen darin; als eine Wittwe in Kummerthränen erblindet war, die sie ihrem verstorbenen Gatten nachweinte, gaben ihr die Waschungen aus diesem Gefäße das verlorene Augenlicht

wieder; als ein Roßhirt von seinem unbarmherzigen Herrn geblendet worden war, gewährte es ihm die gleiche Hilfe. —

An der linken Mauer der Zurzacher Kirche ist ebenfalls ein eigener Verenen-Brunnen, und sein Wasser ist beim Volke so geschätzt wie Weihwasser. — Eine Bergquelle gleichen Namens sprudelt auf dem benachbarten Achenberge; hierher ging der Lieblingsweg der Heiligen. —

Sie ist eine Patronin aller Schiffer, Fischer und Müller. Noch tragen die alten Mühlen und Bann-Gemarkungen im Surben-Thale die Wahrzeichen der Heiligen, „Krüglein und Kamm." —

---

262. Der heilige Hubertus, der Patron der Jäger.

Der heilige Hubertus war von adeligen Eltern in Aquitanien geboren und wurde Hofmeister am Hofe des fränkischen Königs Dietrich oder Theodorich. Da er mit dem ersten Staatsminister Ebroim nicht einig sein konnte, verfügte er sich zum Statthalter Pipin in Austrasien. Durch dessen Einleitung gelangte er zur Verehelichung mit der vortrefflichen Floribane, mit welcher er den Sohn Floribert erzeugte, der sein Nachfolger im Bisthum Lüttich geworden ist.

Hubertus soll sich in seinen jüngeren Jahren den Welteitelkeiten blind hingegeben und die Jagd leidenschaftlich geliebt haben.

Als er einst am heiligen Charfreitage (so erzählt die Legende) im Ardennerwalde jagte, wurde er durch die Erscheinung eines Hirsches, der ein glänzend umstrahltes Crucifix zwischen den Geweihen trug, wobei sich eine warnende Stimme hören ließ, bekehrt.

Vom Rufe der Tugenden des Bischofs Lambrecht (Lambert) zu Maestricht begeistert, entschloß er sich, nach dem Tode seiner Gemahlin, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er begab sich nach Maestricht zu Lambert und vollzog sein Vorhaben. Nach den Prüfungsjahren verfügte er sich in das Stift Stablo zur eifrigern Pflege seines Entschlusses in der Entfernung von allen öffentlichen Angelegenheiten, begab sich dann nach Rom und wurde, nachdem der heilige Lambert zu Lüttich von Bösewichtern ermordet worden war, vom Papste Sergius I. zu dessen Nachfolger im Bisthume Maestricht ernannt. Da die Bewohner Lüttich's an dem Platze, wo der Heilige ermordet worden war, eine Kirche zu bauen das Verlangen hatten, so nahm er daraus Veranlassung, dessen Leib unter größter Feierlichkeit dahin zu versetzen. Von dieser Zeit

verlegte Hubertus auch seinen bischöflichen Sitz nach dem Flecken Lüttich, seine Nachfolger blieben daselbst, und der Anfangs kleine Flecken gedieh allmählich zu einer großen Stadt. Um seine Diöcesanen in der Verehrung des heiligen Lambert zu stärken, gab er der neuen Stadt als Gemeindesiegel das Bild desselben mit der Umschrift: „Sancta Legia, Romanae Ecclesiae Filia." Durch ausharrenden Eifer im Predigen gewann er die weiteste Umgebung Brabants, namentlich auch die wildesten Theile des noch im Heidenthum befangenen Ardennerwaldes, für den katholischen Glauben.

Er starb den 29. Juni 727 (nach Anderen den 30. Mai), und wurde nach der Einsalbung in die von ihm selbst erbaute Kirche zum heiligen Petrus in Lüttich beigesetzt.

Im Jahr 743 wurde sein Leib aus der Grabstätte erhoben und noch ganz unversehrt gefunden. — Etwa hundert Jahre später wurde der Leichnam in das alte und reiche Benediktinerkloster Andain (Monasterium Andaganense), im Ardennerwalde, auf einen der höchsten Punkte des Landes, gebracht, welches deßwegen „St. Hubert" genannt worden ist.

In dieser Abtei (einer Stiftung Pipin's) befand sich der weltberühmte „Hubertus-Schlüssel," ein goldener Schlüssel, den, der Legende zufolge, der heilige Petrus dem heiligen Hubertus sichtbar überliefert haben soll, um Mondsüchtige und Rasende damit zu heilen. Nach ihm benannte man ehedem auch diejenigen eisernen Schlüssel, welche im Kloster zu St. Hubert geweiht und von den Jägern den Hunden glühend auf die Stirn gebrannt wurden, um sie, weil Hubertus als Schutzpatron gegen die Hundswuth verehrt ward, gegen Wasserscheu zu sichern; mit ihnen wurden sonst häufig auch die Wunden an den Menschen, die von einem tollen Hunde gebissen worden waren, ausgebrannt, und viele Pilger wallten deßhalb zu den Reliquien des Heiligen. Den Unglücklichen, die dorthin wallfahrteten, war, außer der Anwendung des Hubertus-Schlüssels, auch eine gewisse physische Lebensordnung vorgeschrieben.

Der Gedächtnißtag des heiligen Hubertus wird am 3. November gefeiert, der deßhalb „Hubertustag" genannt wird. Er ist der Schutzherr der Jäger, die bei einem frohen Mahle jährlich sein Andenken begehen. An Höfen fanden an diesem Tage ehedem festliche Aufzüge Statt. —

Der „Hubertus-Orden," der älteste und vornehmste unter den bayerischen Orden, wurde von Gerhard V., Herzog von Jülich, im Jahr 1444 gestiftet, zum Andenken an den am Tage des heiligen Hubertus über Arnold von Egmont, Herzog von Geldern, der ihm seine Staaten streitig machte, erfochtenen Sieg. Er wollte damit

seine tapferen Streiter belohnen und sie zu fester Treue ermuntern, welchen Wahlspruch (In Trau vast! In der Treue fest!) der Orden noch hat. — Der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz erneuerte ihn im Jahr 1709. Die Ritter desselben trugen eine goldene Kette um den Hals, geschmückt mit den Jägerzeichen (weßhalb er auch Orden vom Horn hieß), woran ein auf die Brust herabfallendes Bild des heiligen Hubertus hing. Das jetzige Ordenszeichen ist ein goldenes, achtspitziges, weißemaillirtes Kreuz mit dem Bilde des heiligen Hubertus und dem angeführten Wahlspruch in goldenen Buchstaben. (Die pfälzischen Schauthaler auf die Erneuerung des Hubertus-Ordens hießen „Hubertsthaler.“)

Der heilige Hubertus wird gewöhnlich abgebildet in der Kleidung eines Jägers, einen Hirsch neben sich, der ein Crucifix zwischen dem Geweihe trägt. —

263. Der wohlbeschützte Leichnam eines Heiligen.

Der heilige Abt Othmar verlebte die letzten Tage seines gar schwer geprüften Lebens auf einer stillen Insel im Rheine, die gegenüber dem Orte „Stein“ lag. Geistliche Uebungen, Gebet und Betrachtung füllten seine einsamen Stunden aus, und Fasten und Abtödtungen jeder Art ließen ihn noch mehr der Welt absterben und sich dem Ewigen unausgesetzt zuwenden. Aber nicht lange mehr war es ihm vergönnt, unter solchen Beschäftigungen Gott hienieden zu dienen. Der Herr rief ihn heim zu dem Genusse der Himmelsfreuden am 16. November 759. Sein Leichnam wurde in aller Stille auf dieser Insel beerdigt. — —

Als bereits zehn Jahre vorübergegangen, da wurden die Mönche des Klosters zu Sanct Gallen, das der Heilige gestiftet hatte, durch ein Gesicht ermahnt: daß sie den Körper des ehrwürdigen Vaters Othmar in ihr Kloster bringen sollten.

Auf diese Offenbarung des göttlichen Willens machten sich elf Brüder aus dem Kloster auf, und fuhren zur Nachtzeit an die Stätte, wo die irdische Hülle des frommen Othmar ruhte. — Als sie das Grab öffneten, fand man den Leichnam frei von aller Verwesung, durch welches seltsame Wunder die ersten Anzeichen seiner unbefleckten Heiligkeit klar hervortraten.

Nun nahmen die Brüder den Leichnam des Heiligen und legten ihn in den Nachen, indem sie ein brennendes Licht zu seinem Haupte, und eines zu seinen Füßen hinstellten. Darauf stießen sie von dem Ufer der Insel in den Strom. Sie ruderten mit aller

Macht, um so schnell wie möglich in ihr Kloster zurückzukehren; auf einmal jedoch erhoben sich so gewaltige Stürme mit Regen, daß sie kaum glaubten, der Gefahr des Untersinkens entrinnen zu können. Aber durch Gottes wunderbare Vorsehung, und gewiß um der Verdienste des frommen Mannes willen, geschah es, daß die dem Befehle der Allmacht Gottes dienstbaren Elemente, die dem menschlichen Auge gefühllos erscheinen, sozusagen fühlen mußten, welchen frommen Mannes Gebeine auf den Wellen fuhren. Denn der See, den auf allen Seiten das Regenwetter aufgeregt, so daß er sich hoch in Wellen erhob, war doch in keiner Weise den rudernden Brüdern ein Hinderniß, sondern wohin sich das Schifflein wandte, überwand es die schäumenden Wellen; und wie sehr der Sturm die unaufhörlichen Regengüsse wüthend hin und her peitschte, so fiel doch nicht einmal ein Tropfen des Regens in das Schifflein; ja, selbst die Kerzen, welche zum Dienste des seligen Vaters zu seinem Haupte und Füßen brannten, verloschen nie, bis der Leichnam in dem Kloster ankam.

Sobald die Mönche an dem heißersehnten Ufer gelandet, erzählten sie den mit Lob und Preis Gottes ihnen entgegenkommenden Brüdern, was sich zugetragen hatte. Unter gemeinsamem Jubel nahmen sie die Leiche Othmar's aus dem Schifflein, trugen ihn unter großen Ehren bis in's Kloster, und legten ihn vor dem Altare Sanct Johannes des Täufers in einen Sarg, wo er sich durch merkwürdige Wunder späterhin kundthat. —

---

264. Das blutende Crucifix.

(Erzählt von dem Pater Martin von Cochem.)

Einst kamen im September, am Feste des heiligen Kreuzes, einige fremde Edelleute nach Burgos, und sagten, daß sie von Toledo kämen, die Mutter Johanna von Jesu Maria zu besuchen. Sie gingen hinauf zu ihrer Betkammer, blieben eine Zeitlang bei ihr, und waren getröstet, daß sie die Mutter Johanna gesehen, und mit ihr geredet hatten.

Als sie herabgegangen waren, kehrte Einer heimlich zurück, und ging wieder zu ihr, und als er bei ihr allein war, fing er an so bitterlich zu weinen, daß er kein Wort reden konnte.

Johanna hatte großes Mitleiden mit ihm, und sprach: „Herr, ein männliches Herz ist über alle Trübsal; habet guten Muth, und betrübet Euch nicht, denn der liebe Gott wird Euch beistehen! Redet nur zu mir mit großem Vertrauen, und wofern ich Euch tröstlich sein kann, so stehe ich hier, zu Euerem Heile Euch zu dienen!“

Er seufzte tief und erwiederte: „„Ach, meine Frau, es schmerzt mich höchlich, daß ich gerne reden und mein Herz offenbaren wollte, aber dennoch nicht reden kann; denn sobald ich den Mund öffne, so finde ich, daß er mir mit Gewalt wieder versperrt, und die Kehle zugedrückt werde."" — Diese Worte preßte er gar schmerzlich heraus, mit vielen Thränen und Seufzern.

Nach einer Weile aber that er sich Gewalt an, und sprach, so gut er konnte: „„Meine Frau, ich bitte, Ihr wollet Euch an meinen Reden nicht ärgern.""

Sie erwiederte: „Fürchtet Euch nicht, denn ich bin auch eine große Sünderin!"

Durch diese Worte wurde er gestärkt, und sprach: „„Meine Frau, obgleich ich wie ein Edelmann gekleidet bin, so bin ich doch keiner, sondern ein Geistlicher. Es sind schon zwanzig Jahre, daß ich von unserer heiligen Religion abtrünnig geworden und ein gottloses Leben führe.""

Johanna hörte diese Anklage ungestört an, und sagte: „Herr, wir Menschen sind keine Engel, daher kommt mir Euer Zustand nicht fremd vor. Ihr seid gefallen wie ein Mensch, aber Gott ist Gott, und dieß ist genug, daß man mit Vertrauen vor ihm erscheinen kann. Welcher Sünder ist jemals mit Reue vor ihm niedergefallen, den er nicht mit Gnaden aufgenommen hat? Darum wendet Euch wieder zu Gott, und begebt Euch in das Kloster Eueres Generals!"

„„Dieß werde ich nicht thun!"" erwiederte er.

„So werft Euch denn zu den Füßen Seiner päpstlichen Heiligkeit!" sprach sie.

„„Das werde ich auch nicht thun!"" sagte er.

„Was gedenkt Ihr denn zu thun?" fragte sie.

Er antwortete: „„Ich gedenke zu leben, wie ich bisher gelebt habe. Was ich aber von Euch begehre, ist dieß: daß Ihr mich Gott anbefehlen wollet.""

Sie sprach: „Was wird mein Gebet helfen, wenn Ihr in Eueren Sünden verharren wollet?"

Dann zeigte sie ihm das Kreuz, vor welchem sie standen, und fuhr weiter fort: „Herr, ich bitte Euch um dieses gekreuzigten Gottes willen, bekehret Euch zu Gott, und lasset das rosenfarbene Blut, welches er am Kreuze für Euch vergossen hat, an Euch nicht verloren sein!"

Als sie dieß sagte, fing das Crucifix an, so reichlich Blut zu schwitzen, daß die Tropfen fadenweise auf den Boden flossen.

Der Geistliche sah es eher, als sie, wurde ganz bleich und

erschrocken, und fing an, zu zittern und zu rufen: „„O Jesu, mein Gott, was ist das? Schwitzest Du auf's Neue für mich Blut? Ach, Herr, halte ein, und blute nicht mehr; denn ich nehme mir vor, mich zu Dir zu bekehren, und nicht mehr zu sündigen!““

Johanna, die zu den Füßen dieses Bildes stand, schlug ihre Augen auf, und als sie das Crucifix Blut schwitzen, und die Tropfen ihren Hauptschleier besprengen sah, fing sie auch an, laut zu schreien und zu sagen: „O Jesus! O Jesus!“

Auf Beider Geschrei kam ihre Magd gelaufen, sah eben dasselbe mit Schrecken und Thränen, und sprach: „„Was ist dieß, meine Frau, was mag es bedeuten? Mich dünkt, dieses Wunder gleicht demjenigen, so man liest von einem ermordeten Menschen, welcher in Gegenwart des Mörders Blut geschwitzt hat. Hier schwitzt Christus in seinem Bildnisse Blut in Gegenwart Dessen, der ihn erzürnt hat!“‘

Hierauf ging sie sogleich fort, dieß dem Weihbischofe von Burgos zu berichten, welcher alsbald mit vielen Dienern kam, dieses große Wunder mit Schrecken sah, die Patres Discalceaten und andere mehr dazu berief, über dieses Wunder eine Beschreibung aufnahm, und endlich das Kreuz in Seide einwickeln und in sein Haus tragen ließ. Der Geistliche aber, bevor noch der Bischof kam, hat von Johanna Abschied genommen und ernstliche Besserung versprochen.

Gleichwohl that er es nicht, sondern irrte noch anderthalb Jahre in seinen Sünden fort.

Endlich brachte ihn der böse Geist zur Verzweiflung, daß er sich selbst aufhängte, wurde aber doch durch die Mutter Johanna erhalten, wie aus seinem eigenen Briefe erhellt, den er aus Barcelona an sie schrieb, und der also lautet: „„Meine Frau und ehrwürdige Mutter! Ich bin Derjenige, der an einem gewissen Tage bei Euch in Euerem Hause gewesen, und vor dem das Crucifix Blut geschwitzt hat. Inzwischen bin ich wie ein armer Cain flüchtig gewesen vor dem Angesichte Gottes, und habe an keinem Orte Ruh' oder Rast finden können! Da mich nun der Teufel also beschaffen sah, hat er mich gewaltig angefochten, und mich endlich dahin gebracht, daß ich verzweifelnd mich hängen wollte, was ich auch, als ich einst durch einen dunkeln Wald ging, gethan habe. — Als ich nun den letzten Athem zog, kam plötzlich ein Licht, und in demselben sah ich eine weibliche Person, in eben solcher Gestalt und Kleidung, wie Euer Liebden sind. Dieselbe schnitt den Strang ab, woran ich hing, und ich fiel halbtodt auf die Erde. Damals hat mich Gott ermahnt an das Wunderzeichen, das sich in Euerem Hause zutrug,

als das Crucifix für mich Blut geschwitzt hat, wodurch ich Hoffnung empfangen, selig zu werden; hab' mich deßwegen entschlossen, mein Versprechen zu halten, wenn es mir auch das Leben kosten sollte, welches ich gerne aufopfern will aus Liebe zu meinem Gott, dem ich zu so großem Danke verbunden bin; begehre daher, Euer Liebden wolle mich Gott befehlen, damit ich zum Heile meiner Seele noch einige Zeit hienieden am Leben erhalten bleibe!"" —

Der arme Sünder kehrte noch einmal zu Johanna zurück, hörte noch einmal ihr ernstes Mahnwort zur Rettung seiner armen Seele an, zerfloß in heiße Reuethränen, legte eine General-Beichte bei dem Weihbischofe ab, und starb nach etwa vierzehn Tagen im Geiste der christlichen Bußfertigkeit. —

---

265. Das Traumgesicht als Vorbote des Todes.

(Aus: Die Nachtlampe von A. von Sternberg.)

Ein Schiffer erzählt:

Auf den Reisen, die mein Vater in seinen jungen Jahren machte, kam er auch einst nach dem berühmten Abtei-Stift Corvey an der Weser in Westphalen.

In diesem Kloster ereignete es sich, als im Jahr 1531 die große Pest in Deutschland wüthete, daß der Koch des Klosters Nachts aufgeweckt wurde durch eine Stimme, die da rief: „Koch, richte an für **die** Brüder, die verreisen sollen!" — Der Mann schreckte auf seinem Lager empor, weil ihm die Stimme, die aus dem geöffneten kleinen Schiebfenster kam, wo der Speisesaal der Mönche befindlich war, so gar stark in's Ohr tönte. Er besann sich jedoch sogleich auf seine Pflicht und fragte: „„Wie viel werden ihrer verreisen?"" — Die Stimme antwortete: „Sechsunddreißig aus dem Convent, und zwei Fremde werden mit ihnen reisen!" — Jetzt erhob sich der Klosterkoch und gedachte an seine Arbeit zu gehen; vorher aber blickte er noch durch das genannte Schiebfenster. Da sah er unten im Saale sechsunddreißig Klosterbrüder sitzen und zwei fremde Religiosen, die in den letzteren Tagen hinzugereiset kamen. Alle diese hatten die Häupter mit leinenen Tüchelchen verhüllt, wie man es damals in den Pestzeiten mit den Todten machte, weil ihre Antlitze so grausenhaft durch die entsetzliche Krankheit entstellt wurden, daß man sie nicht zum offenen Anblick ausstellen wollte. — Nun wußte der Koch, woran er war, und ging wieder zurück in sein Kämmerlein. —

Tags darauf befiel die Pest das Kloster, und sechsunddreißig Brüder wurden mit Einemmal ihr Opfer, und dazu noch die zwei fremden Mönche.

Der Koch gab eidlich seine Aussage ab. —

266. Das Lämmlein und das Vöglein eines Heiligen.

Der heilige Joseph von Copertino, Priester des seraphischen Ordens der Minderbrüder-Conventualen, schickte einst den Klosterjungfrauen der heiligen Clara zu Copertino ein weißes Lämmlein zu, damit es auf deren klösterliche Zucht ein wachsames Auge haben sollte. Das Thierchen säumte nicht und ging ganz munter zum Kloster. Von dieser Stunde an war es bei allen geistlichen Verrichtungen das erste, im Essen sehr mäßig, im Chore ruhig, stieß die Schläfrigen gelinde an, um sie zu ermuntern, nagte auch zuweilen die Zierrathen von den Kleidern hinweg, oder kratzte sie mit den Füßen ab, und dergleichen. —

Als das Thierlein starb, versprach ihnen Joseph ein Vöglein, das abgerichtet sei, sie zum Lobe Gottes aufzufordern. — Und in der That kam hierauf zur Zeit des Gottesdienstes allemal ein Spatz zu den Chorfenstern geflogen und stimmte dort einen lieblichen Gesang an. — Als einst zwei Novizinnen des Klosters in Streit geriethen, kam dieses Vögelein eilig zu Hilfe, flog zwischen Beide, und bemühte sich, mit seinen ausgestreckten Flügeln die Streitenden zu trennen und zu versöhnen. Da aber die Eine der Novizinnen es übel empfing und verjagte, da flog es gleich davon und verließ das Kloster, nachdem es beinahe fünf Jahre lang sich dort aufgehalten hatte. — Die Klosterfrauen wollten nun ihren Verlust dem Heiligen klagen. Allein dieser erwiederte: „Es ist euch recht geschehen; warum habet ihr ihm Schmach angethan und die Thüre gewiesen? Es will jetzt nicht mehr wiederkehren!“ — Indeß baten die Nonnen nochmal um das Vögelein. Und der Heilige schickte ihnen wieder denselben Spatz, welcher nun mehr in das Innere des Klosters hineinkam und ganz heimlich und freundlich war. Aus Artigkeit hängte man ihm ein ganz kleines Glöcklein an. Und siehe! am nächsten Gründonnerstage verschwand es wieder. Als man diesen Verlust auf's Neue dem Heiligen klagte, erwiederte er: „Ich habe dieß Vögelein geschickt, um zu singen, und nicht, um zu läuten; es ist aber in diesen Tagen nicht zu euch gekommen, weil es beim Grabe des Herrn war; jedoch will ich es wieder zu euch schicken.“ — Das Vögelein kam auch bald wieder und blieb noch einige Zeit bei ihnen. —

267. Der excommunicirte Raubritter.

An der Mosel befindet sich zwischen mehreren Bergschluchten der Laacher-See, dessen Tiefe an den seichtesten Stellen 200 Fuß, an vielen Stellen jedoch über 200 Klafter zählt, und der etwa eine Stunde lang und halb so breit ist.

An dem Ufer dieses Sees erhebt sich ein über tausend Jahre altes Kloster, und an dasselbe hält der Volksglaube die hier folgende Sage geknüpft.

Es hauste nämlich in der Gegend jenseit des Rheines ehedessen ein Raubritter, dem nichts auf der Welt heilig war, und der mit der Religion, wie mit den Dienern der Kirche überhaupt, sein frevelvolles Spiel trieb.

Gegen diesen Gottesleugner nun hatte der Papst, da alle Ermahnungen der unteren Geistlichkeit fruchtlos geblieben, einen scharfen Bann ausgesprochen und die ganze Ritterschaft aufgefordert, denselben gegen ihn kräftig auszuüben, das heißt — ihn von jeglichem Verkehr auszuschließen und ihn als einen Ehrlosen und Geschändeten zu verstoßen.

Der Ritter verlachte aber die päpstliche Bannbulle, ließ einen großen Scheiterhaufen errichten und in ihm dieselbe verbrennen.

Der Prior des Klosters am Laacher-See aber und seine Mönche verkündeten auf den Pfarrdörfern umher von den Kanzeln die Bannbulle, und überall erhob sich die Fehde gegen den Geächteten, und viele Ritter brachen ihm die Bande jeglicher Gemeinschaft.

Darob ergrimmte der Raubritter über die Maaßen und beschloß, den Prior des Klosters am Laacher-See und dessen Mönche zu vernichten.

Unter dem Schein, als wolle er sich bekehren, und er liege zugleich auch krank in seiner Burg, lud er den Prior und die vornehmsten der Brüder zu sich ein, und gab der Einladung so viel Wahrscheinlichkeit, daß Jene wirklich kamen und Gott schon im Geiste dankten für die in Aussicht gegebene Bekehrung dieses Missethäters.

Es war gegen Ende des Monats Februar und der Rhein seit einigen Wochen zugefroren, da fuhren die Mönche in Schlitten über denselben nach der Burg des Raubritters hinüber. Dort aber kam ihnen dicht vor den Thoren ein Diener des Raubritters entgegen und warnte sie vor der Einfahrt, indem sein Herr sie Alle dort wolle umbringen lassen; sein Gewissen aber gebe ihm keine Ruhe, deßhalb sei er gekommen, sie zu bitten: so schnell wie möglich umzuwenden und ihn mitzunehmen, denn sonst erwarte

auch ihn unfehlbar der Tod in den schauerlichen Verließen der Burg.

Entsetzt hörten die frommen Brüder den verruchten Plan, nahmen den Knappen mit in ihren Schlitten und fuhren ungesäumt zurück.

Der Ritter hatte aber nicht alsbald den Verrath gemerkt, als er ihnen auch schon mit seinen Raubgesellen nachsetzte und sie dicht an dem Laacher-See einholte.

Der Prior sah die Gefahr und gab, seine und der Brüder Seele der Barmherzigkeit Jesu Christi empfehlend, den Befehl: gerade über's Eis nach dem Kloster zu fahren, dem einzigen Mittel, seinen Verfolgern zu entgehen, indem diese auf dem glatten Eise vielleicht nicht schnell genug würden reiten können, wenn sie — bei der Gefahr einzubrechen — nicht den Plan, ihnen zu folgen, wohl ganz aufgeben möchten.

Das Eis war mürbe und schwach, aber es trug die Schlitten glücklich hinüber bis vor die Pforten des Klosters.

Kurz vorher hatten die Verfolger sie beinahe erreicht, schon schwenkte der wüthende Raubritter sein Schwert über dem Haupte des Priors — da brach plötzlich unter ihm die Decke des Eises und er mit allen seinen Gesellen stürzte hinab in die grause Tiefe, aus der noch seine Flüche schauerlich wiederhallten.

So waren die Väter des Klosters gerettet und die Gegend von dem schrecklichsten Menschen befreit, der die Religion schändete und Gottes Allmacht und Vatermilde so oft auf die Probe gestellt hatte. —

268. Wie das Grab der heiligen Ursula entdeckt wurde.

Es geschah um das Jahr 640, daß, als der heilige Kunibert, Bischof von Köln, in der Kirche der heiligen Ursula das Hochamt hielt, in der Mitte derselben vom Chore herab eine weiße Taube schwebte, dreimal um den Altar flog, sich ihm auf das Haupt setzte und sich dann in einer Seitenhalle der Kirche niederließ, wo sie alsbald verschwand.

Der heilige Kunibert ließ auf diese Erscheinung an der Stelle, wo die Taube verschwunden, nachsuchen, und man fand auch allda die Reste einer Leiche, bei welcher der Name „Sancta Ursula" noch vorhanden, da sonst Keiner mehr wußte, wo die Grabstätte der heiligen Martyrin war.

Das Haupt der Martyrin wurde nun in einem silbernen Behälter aufbewahrt und den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt. —

269. Die Stellvertreter.

Ein reicher Jüngling zu Rom hatte krank gelegen an einem schweren Uebel; endlich genas er und ward gesund. Da ging er zum Erstenmale hinaus in den Garten, und war wie neugeboren und voll Freude, und lobte Gott mit lauter Stimme. Und er wandte sein Antlitz gen Himmel und sprach: „O, du Allgenugsamer, könnte ein Mensch dir etwas vergelten, wie gern wollte ich alle meine Habe geben!"

Solches hörte der heilige Hermas, genannt der Hirte, und sprach zu dem reichen Jüngling: „„Von oben kommt die gute Gabe; dahin vermagst du nichts zu senden. Komm, folge mir!""

Der Jüngling folgte dem frommen Greise, und sie kamen in eine dunkle Hütte, daselbst war eitel Jammer und Elend. Denn der Vater lag krank und die Mutter weinte; die Kinder aber waren nackend und schrien nach Brod.

Da erschrack der Jüngling.

Hermas aber sprach: „„Siehe hier einen Altar für dein Opfer! Siehe hier des Herrn Brüder und Stellvertreter!""

Da that der reiche Jüngling seine Hand über sie auf und gab ihnen reichlich und pflegte der Kranken. Und die erquickten Armen segneten ihn und nannten ihn einen „Engel Gottes."

Hermas aber lächelte und sprach: „„So wende du immer dein dankbares Antlitz erst gen Himmel und dann zur Erde!"" —

---

270 und 271. Die beste Erbschaft.

1. Die heilige Paula, eine ehrwürdige Wittwe, die im Wohlthun an den Armen vorüberging, begegnete einmal dem Vorwurf, daß sie das Wohl ihrer eigenen Kinder dadurch vernachlässige, mit den Worten: „Die beste Erbschaft, die ich meinen Kindern hinterlassen kann, ist diese — daß ich ihnen durch meine Almosen den Segen des Himmels zusichere!" —

2. Die heilige Marzella, eine vornehme römische Frau, zog zuweilen ihre eigenen Kinder aus, um mit deren Gewand die Armen zu kleiden. „Fürchtet nichts, meine Kinder!" sagte sie zu ihnen, „ich hinterlasse euch in der Barmherzigkeit Jesu Christi einen weit sicherern Schatz, als alle euere irdischen Güter sind!" —

---

272. Segen über Segen.

Die heilige Elisabeth, die fromme Landgräfin von Thüringen, war eine wahrhafte Mutter der Armen und gegen diese schier allzu freigebig, so daß man sich sogar darüber aufhielt und es tadelte. Es war aber auch eine schwere Zeit gekommen, Mangel und Noth und die Schaaren der Armen wuchsen zusehends.

Da geschah es, daß Elisabeth, wie sie täglich that, einmal wieder Speisen und Gaben hinabtrug an den Ort, wo die Lahmen und Blinden und Nothleidenden sich einfanden, und ihr der Landgraf Ludwig IV., ihr Gemahl, begegnete, der dießmal kein freundliches Gesicht zeigte, denn es war ihm eben frisch hinterbracht worden, wie sie Alles verschenke. Da rief sie der Landgraf nicht gerade zärtlich an: „Was trägst du da?“ — und sie sah in seinen Mienen den Zorn seines Unwillens aufsteigen, und erbebte, und sprach mit unsicherer Stimme: „„Herr — Rosen!““ — „Zeige her!“ — rief der Landgraf und hob die Hülle von dem Korbe — siehe! da war der Korb eitel voll Rosen und anderer blühender Blumen. Da stand der Landgraf beschämt vor ihr da, und wenn der und jener Diener wieder sich unterfing, gegen die milde Freigebigkeit der Herrin zu reden, so sprach der Landgraf: „Lasset sie immer gewähren, da sie an Almosengeben ihre Freude hat, wenn sie uns nur Wartburg und Eisenach und die Niuwenburg nicht verschenkt!“ —

In der Hand dieser edlen und frommen Spenderin mehrten sich auch alle Gaben überaus wundersam, auch wurden ihre Gewande nicht naß und nutzten sich nicht ab. —

Da Agnes, Landgraf Ludwig's Schwester, mit einem Herzog von Oesterreich Hochzeit hielt, war die Wartburg voll Gäste und Alles prunkte im Festgewande; Elisabeth aber hatte am Thore einen armen preßhaften Greis, der halbnackt einherging, gefunden, der bat gar zu sehr um ein Gewand, seine Blöße zu bedecken, und da gab ihm die Landgräfin ihren Mantel. Als man nun zu Tische gehen sollte, fragte der Landgraf seine Gemahlin, wo sie denn ihren Mantel habe? — denn es war die Frauensitte so, im leichten Mantel bei Festen einherzugehen, und da antwortete sie kleinlaut und erschrocken: „„In meiner Kammer!““ — so sendete der Landgraf eine Jungfrau hin, und siehe! da hing ein Mantel, schöner wie der einer Königin, himmelblau mit goldenen Bildchen überstreut, der Arme aber war verschwunden. —

Ein anderes Mal hatte Elisabeth gar einen Aussatzkranken mit herauf in das Haus genommen und ihn in ihr Bette legen lassen — das erregte ihr einen großen Sturm bei ihrer Frau Schwiegermutter,

war auch just nicht appetitlich; — allein als man nun kam, den Aussätzigen hinauszuwerfen, lag ein wunderbar schönes Crucifix in dem Ehebette, überaus kunstvoll, jetzt aber leider! nicht mehr auf der Wartburg vorhanden. Darüber vergoß der fromme Gemahl dieser gottbegnadeten Frau heiße Thränen. Der Kranke aber war Eli geheißen, den Elisabeth so treulich wartete; er genas und wohnte hernach noch lange nahe der Wartburg in einer ganz engen Felskluft und lebte von Wurzeln und Kräutern, der bekannten Waldbruderkost. Die Höhle ist noch vorhanden. —

Eines Tages ward die milde Herrin, da sie in Eisenach die Kirche besuchte, vor dem Portale von einer ganzen Schaar Bettler umringt; sie gab, so lange sie noch zu geben hatte, bis ihre Münze zu Ende; aber da war immer noch ein armer Alter, einer von den beharrlichen, der bestand auf einer Gabe und drängte sich ihr bis in die Kirche nach; das erbarmte die freigebige Herrin, und sie zog einen ihrer reich mit Silber gestickten Handschuhe aus und reichte diesen dem unabweisbaren beharrlichen Greis. Das sah ein Ritter, der auch zur Kirche einging, trat schnell herzu und gab dem Alten für den Handschuh vieles Geld. Hernach hat er selben Handschuh an seinen Helm als ein Kleinod befestigt und ist in das heilige Land gezogen, hat auch allda ritterlich gekämpft, und der Handschuh hat ihn überall der Art geschützt, daß er glücklich wieder die Heimath sah. Und dann hat er Elisabeth's Handschuh in sein Wappen gesetzt. —

---

273. Korn im Ueberfluß.

Um das Jahr 1316 lebte in der niederländischen Stadt Gorichom am kurzen Deiche ein Mann, der war geheißen Geroncus und hatte übermäßigen Reichthum. Er betrieb das Geschäft eines Kornhändlers und verkaufte Waizen, Roggen, Gerste und andere Früchte. Bei einer Hungersnoth, welche um diese Zeit in Holland war, verschloß er seine Speicher, welche voll lagen von Frucht aller Art, und gab selbst den Armen nichts, welche ihn an der Thüre um ein Stück Brod anschrien; denn er wollte warten, bis die Theuerung auf's Höchste gestiegen wäre, um alsdann seine Waare zu recht tüchtigen Preisen zu verkaufen.

In derselben Stadt lebte auch bei der Fischbrücke an der nördlichen Ecke der Burgstraße eine gottesfürchtige Wittwe, Elisabeth Henriks, welche dabei sehr milde gegen die Armen war. Diese gab stets mit fröhlichem Herzen das Korn von ihrem

Söller, wenn ein Dürftiger sie darum bat, und dachte wenig daran, was eines Tages aus ihr selbst werden sollte.

Als diese Frau eines Tages mit ihrem Gesinde bei der Mahlzeit saß, kam ein armes Weib mit vielen Kindern weinend und klagend vor ihre Thüre und flehte jämmerlich um ein Stücklein Brod, indem sie seit zwölf Uhr Mittags des vergangenen Tages nichts zu essen gehabt habe. Die Wittwe trug großes Mitleiden mit der Frau und den Kindlein, und hieß sie eintreten und ihnen Speise geben, so viel sie mochten. Darauf befahl sie dem Dienstmädchen, auch noch einen Scheffel Korn von dem Speicher zu holen und den Leuten zu geben, damit sie nicht vor Hunger umkämen. Das Mädchen aber murrte und sprach: „Wir haben nicht mehr wie drei Scheffel Korn in unserm Hause, und ist dieses verzehrt, wovon sollen wir dann leben?“ Doch die Wittwe entgegnete sanften Sinnes: „Gehe in dem Namen des Herrn und thue, wie ich dir geheißen; **Gott** wird uns schon helfen!“ Und das Mägdlein ging die Stiege herauf zu dem Söller, aber in ihrem Herzen schimpfte sie noch immer gegen die armen Leute. Als sie an den Speicher kam und die Thüre öffnen wollte, vermochte sie dieß nicht, und als sie neugierig schaute, was wohl die Ursache davon sein möchte, da siehe! lag der ganze Boden so hoch voll Korn, daß es ihr entgegenströmte.

Da lief sie mit großer Freude zu ihrer Herrin und schrie laut: „Kommt Alle schnell auf den Speicher, damit ihr sehet, welch ein großes Wunder der Herr gethan!“ Und die Wittwe kam, die auserkorne Freundin Gottes, und die Anderen mit, und Alle dankten dem Himmel für seine Barmherzigkeit. Nun theilte die fromme Frau noch mehr milde Gaben aus und ließ in der ganzen Stadt verkünden, daß alle Armen zu ihrem Hause kommen und sich Korn holen sollten, und Jeglicher empfing dessen, so viel er bedurfte. In Gorichom aber war darob große Freude und viel Gebet des Dankes gegen Gott.

In demselben Jahre wuchs gleichfalls das Korn im Ueberflusse, so daß man einen Scheffel um fünf Groot Tournois kaufen konnte, während man vorher fünf Schilling Tournois dafür bezahlte. Der reiche Geroncus war nunmehr wohl gezwungen, seine Speicher zu öffnen; aber sein Korn gab einen also greulichen Geruch von sich, daß weder Menschen noch Thiere davon genießen mochten und er in einer Nacht seinen ganzen Vorrath in das Wasser schütten mußte. —

274. Ein Körbchen mit Früchten.

Es brachte einstmals ein armer Landmann dem heiligen und nicht minder armen Antoninus, Erzbischof zu Florenz, ein Körbchen voll schöner Früchte und hoffte für diese Gabe ein gutes Goldstück zu empfangen.

Sanct Antoninus nahm solche mit freundlichem Angesicht auf, lohnte ihm aber nur mit süßen Worten und sprach: „Gott vergelte dir!"

Da that es dem Landmann Leid um sein Obst, und er ging traurig von dannen, klagend, daß er für die kostbare Gabe nichts denn Worte empfangen habe. —

Als aber dieß dem heiligen Erzbischof hinterbracht wurde, da ließ er den Mann alsbald zurückberufen und befahl, daß man Papier, Tinte und Feder und auch eine Wage herbeibrächte. Nun verwunderten sich aber die Leute und harreten neugierig, was er damit beginnen würde; er aber schrieb jene drei Worte: „Gott vergelte dir!" auf einen winzigen Zettel; und als er dieß gethan, da legte er die Früchte alle auf die Eine der Wagschalen; auf die andere aber legte er den Zettel; und siehe! da schnellte die Wagschale, worauf die Aepfel lagen, mit aller Gewalt in die Höhe; die andere aber, worauf der Zettel lag, sank so tief, als ob ein schweres Stück Eisen darauf läge. Und hierauf tröstete der Heilige den, vor Erstaunen betroffenen Mann und sagte ihm: „Rüge mich nicht des Undanks, mein Sohn; sondern sieh und lerne, daß die göttlichen Wohlthaten, womit dir vergolten wird, die deinigen gar sehr überwiegen!" —

275. Das unbeachtete Testament.

Tief im Spessartwalde jagte ein Kurfürst von Mainz mit seinem Gefolge, und nach der Jagd ruhten sie in einem engen Thalgrunde, unter uralten Bäumen, und an einem Quellbrunnen, der von Mispelbäumen umstanden war. Der Kurfürst sprach: „Hier ist's traun recht schauer — möcht' immer da gut essen um kein'n Werth!" — Da sprach ein Waidwerkgenoß, des Geschlechtes der Echter einer: „„Was Ihr wollt, das könnt Ihr. Gebt mir das Revier, so bau' ich allda ein Haus, das Euch stetig offen steht!"" — Das war dem Kurfürsten recht; er gab dem Ritter ein großes Jagdgebiet im Spessart, und der erbaute sich ein stattlich Schloß, gab ihm den Namen Mespelbrunn von den Mispelbäumen und dem Brunnen, und fügte diesen

Namen seinem eigenen für alle Folgen hinzu: „Echter von Mespelbrunn.“ Es war ein mannlich und namhaft Geschlecht, das sich reichen Besitz erwarb und sicherte. Einer erbaute auch zu Hessenthal im Spessart, da hindurch die Straße von Würzburg nach Aschaffenburg zieht, ein Jagdschloß und eine Kapelle; dort liegen mehrere Echter begraben, und prächtige Grabsteine verewigen ihr Andenken.

Dieses edlen Geschlechtes ruhmreichster Sproß war Julius, Echter von Mespelbrunn, Bischof zu Würzburg, Herzog in Franken. Als Bischof unvermählt und der Letzte seines Stammes, im Besitz ungeheuern Reichthums, machte er ein Testament. Eine Schwester- oder Bruderstochter war an einen Grafen von Ingelheim verheirathet, und hatte den Bischof zum Pathen ihres Sohnes erwählt. Diesem Pathen nun dachte Julius seine Güter zu und setzte ihn zum Universalerben ein. Er legte das Testament in eine Schachtel und überdeckte es. Oben auf die Decke legte er drei Citronen, und sandte nun die versiegelte Schachtel durch einen eigenen Boten nach Mespelbrunn, wo seine Nichte mit ihrem Sohne wohnte. Als diese öffnete und nichts in der Schachtel sah, als drei Citronen, wurde sie etwas ärgerlich, wußte nicht, ob das ein Scherz oder ein Schimpf von dem geistlichen Oheim sein sollte, entschloß sich kurz, und schickte die Schachtel sammt den Citronen sogleich zurück. Bischof Julius wunderte sich, und entsendete mit der auf's Neue versiegelten Schachtel nochmals den Boten nach Mespelbrunn. Die Gräfin von Ingelheim wußte nicht, was sie davon denken sollte, und ward noch ärgerlicher. Sie schnitt eine Citrone auf, meinend, es stecke vielleicht etwas Geheimes in den Früchten, allein da sie nichts fand, schickte sie die Schachtel abermals zurück. Und zum Drittenmale kam der Bote von Würzburg mit seiner Schachtel und mit drei frischen Citronen darin. Die Gräfin hatte fast keine Lust, sie zu öffnen; und als ihr wieder die drei Citronen entgegenblickten, fehlte wenig, daß sie dieselben nicht nahm und dem Boten an den Kopf warf. Sie besann sich aber doch, schnitt alle drei auf, da sie jedoch in allen dreien nichts fand, ward ihr Zorn grenzenlos. Sie warf die Citronen alsbald zum Fenster hinaus, dem Boten die wieder zugeklappte Schachtel an den Kopf, und drohte ihm, wenn er noch einmal vor ihre Augen komme, so wolle sie ihn zu Mespelbrunn hinauspeitschen lassen. Wie der Bote dem Bischof ansagte, was sich begeben, sprach Julius: „Ich sehe wohl, Gott hat mein Vermögen zu andrer Verwendung bestimmt!“ entnahm der Schachtel das mit Papier bedeckte Testament und warf es in's Kamin. Hierauf gründete er von seinem Reichthum zu Würzburg das berühmte segensreiche

Hospital, das seinen Namen trägt, durch welche Stiftung Julius Echter von Mespelbrunn seines Namens Gedächtniß groß und unsterblich gemacht hat für alle Zeiten. —

276. Der liebenswürdige Geber.

Der Bischof von Gap, der eben von seinem Schlosse von Charance kam, begegnete einem Landmann, in dessen Antlitz alle Zeichen tiefer Betrübniß ausgeprägt waren.

„Wo geht Ihr hin, mein Freund?" fragte der Prälat, „Ihr scheint mir im Innern bekümmert zu sein."

„„Ach, mein Herr,"" antwortete der Landmann, „„es ist mir ein Stier gefallen, morgen ist Markt, ich muß einen andern an seiner Stelle haben und ich bin ganz ohne Geld! Meine Nachbarn konnten oder wollten mir nicht zwei Louisd'or leihen; ich will nun auf eine Meile von hier einen alten Freund heimsuchen, der mir vielleicht diesen Dienst leistet.""

„Warum so weit gehen," erwiederte der Bischof, „wißt Ihr nicht, daß Ihr einen viel näheren Freund habt, der Euch nichts abschlägt? Zwei Louisd'or werden Euch nicht hinreichen, da habt Ihr drei. Adieu, guten Markt!"

Und der Prälat beeilte sich, seine Reise fortzusetzen und sich dem Danke des Dürftigen zu entziehen.

Der Landmann lief ihm nach und schrie: „„Herr, Herr, aber haben Sie denn nicht ein Stück Papier und ein Schreibzeug?""

„Nein, mein Freund," erwiederte der Bischof, „wir haben dessen nicht nöthig! Traget den Schuldschein in Euerem Herzen, Euere Quittung ist in dem meinigen!" —

277. Kosciuszko's Pferd.

Der letzte Oberfeldherr der polnischen Republik, Thaddäus Kosciuszko, ebenso schlachten-berühmt als edelsinnig, hatte sich im Jahre 1816 mit seinem Freunde Zeltner zu Solothurn niedergelassen, wo er einsam und nur im Umgange mit wenigen Freunden lebte und wo die Landwirthschaft und stilles, aber unbegrenztes Wohlthun seine liebste Beschäftigung blieb.

Einst wollte Kosciuszko einem armen Geistlichen, der auf einem Dorfe bei Solothurn als Pfarrer lebte, einige Flaschen guten Weines senden; zum Ritt dahin übergab er sein eigenes

Leibpferd dem Freunde Zeltner, der die Besorgung der so kostbaren Gabe mit Freuden übernommen hatte.

Als Zeltner zurückkam, sagte er: „Mein Feldherr! ich werde Ihr Pferd nicht wieder reiten, wenn Sie mir nicht zugleich ihre Börse mitgeben."

„„Wie meinst du das?"" fragte Kosciuszko.

Zeltner antwortete: „Sobald ein armer Mann auf der Straße den Hut abnahm und um ein Almosen bat, stand das Pferd augenblicklich still und ging nicht eher von der Stelle, als bis der Bettler etwas empfangen hatte; und als mir endlich das Geld ausging, wußte ich das Pferd nur dadurch zufrieden zu stellen und vorwärts zu bringen, daß ich that, als ob ich dem Bittenden etwas gäbe." *) —

278. Der verschenkte Gasthof.

Ein deutscher Schriftsteller, der im Jahre 1839 eine Reise durch Frankreich unternommen, berichtet:

Ich war zu Montpellier in dem großartigen „Hôtel du Midi" abgestiegen, einer ungeheueren Anstalt, welche vielleicht die größte und glänzendste dieser Art in ganz Frankreich ist, und an das sich eine hübsche Geschichte knüpft, die mir hier erzählt wurde.

Vor einigen Jahren kehrte ein Engländer in diesem Gasthof ein und hatte das Unglück, bald nach seiner Ankunft gefährlich zu erkranken. Der Besitzer des Gasthofes will ihn in's Hospital schaffen lassen, weil es seinem Hause Schaden bringen könne, wenn Jemand darin sterbe, denn der arme Engländer ist bereits dem Tode nahe. Der ganz einsame und verlassene Fremde wäre übel daran gewesen, wenn nicht plötzlich in dem Garçon des Gasthofes, welcher ihn bediente, so viel Mitgefühl und Zuneigung für den Kranken entstanden wäre, daß er sich zum Troste desselben den beabsichtigten Maßregeln des Wirthes mit der größten Energie entgegenstellte. Der wackere Garçon erklärte heroisch, daß er mit Gewalt einen Jeden zurückweise, welcher den Leidenden in seiner

*) Bekanntlich wurde für Thaddäus Kosciuszko am 15. October 1817 der Sturz mit einem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay die Veranlassung seines Todes.

Sein Leichnam wurde im Jahr 1818 auf Kosten des russischen Kaisers Alexander durch den Fürsten Jablonowski abgeholt; und dessen Beisetzung im Grabmale der Könige zu Krakau erlaubte derselbe Kaiser auf die Bitte des Senats.

Ruhe und Pflege zu stören käme. Dieß war eine so seltene Erscheinung in der französischen Bedientenwelt, daß Alle den für einen Engländer in Theilnahme entflammten Garçon mit wahrer Verwunderung anstaunten.

Indeß mit aller Verwunderung kann man die Sache doch nicht ändern, und um kein Aufsehen zu erregen, entschließt man sich, den Kranken im Hause zu behalten, welcher, unter der Pflege des treuen Garçons, und von den Aerzten Montpelliers für seine Guineen sorgsam behandelt, das Glück hat — zu genesen. —

Bei seiner Abreise die Rechnung bezahlend, fragt er den Wirth mit echt englischer Kaltblütigkeit: ob er sein Hôtel mit Allem, was darin sei, verkaufen wolle?

Dieser bejahte es.

Der Engländer zahlt auf der Stelle den Kaufpreis und schenkte das ganze Hôtel dem so opferwilligen Diener, der ihm so hilfreich beigestanden, indem er ihm noch dazu eine bedeutende Summe zur Bewirthschaftung einhändigt.

Dieser Garçon ist noch gegenwärtig der Besitzer dieses prächtigen Gasthauses, ein artiger, gewandter Mann, dem man an seinem menschenfreundlichen Wesen ansieht, daß es nicht bloß schnöde Geldspeculation gewesen, die ihn zum heldenmüthigen Beistand eines kranken Fremden gemacht hatte. —

279. Barmherzigkeit der Nonnen in Canada.

In seinem im Jahre 1856 erschienenen Werke: „Reisen in Canada und durch die Staaten von New-York und Pennsylvanien" schreibt der Protestant J. G. Kohl:

Das älteste Nonnenkloster zu Montreal in Canada ist das Convent de l'Hôtel Dieu, das schon seit 1644, also schon drei Jahre nach der Gründung der Stadt, für Kranke und Schwache gestiftet wurde, und der neueste hier eingeführte Nonnen-Orden sind die filles de Providence, die sowohl dem Unterrichte, als auch der Krankenpflege ihre Kräfte widmen.

Sie haben ihren Wirkungskreis hier rasch und energisch ausgedehnt und geben ein Beispiel, wie die katholische Kirche Canadas und ihre blühenden Institute vom nördlichen St. Lorenz aus auch auf das übrige Amerika ihren Einfluß ausdehnen. Mehrere filles de Providence sind als Missionäre des Unterrichts und der Krankenpflege auch nach den Vereinigten Staaten gewandert, und Einige von ihnen sogar nach Oregon, ja nach Chili gesandt worden. Solche weit-

reichende Unternehmungen dienen nicht nur in der Fremde, sondern sie wirken auch auf Kräftigung und Hebung des Geistes in dem Institute an Ort und Stelle selbst zurück. Natürlich fanden wir auch Anstalten der trefflichen soeurs de Charité und der eben so aufopferungseifrigen soeurs Grisses. Dieselbe Heiterkeit, dieselbe muntere Rührigkeit bei den Werken der Liebe, dieselben frischen, blühenden, Freudigkeit strahlenden Gesichter, wie ich sie bei den soeurs de Charité aller Länder gesehen habe, begegneten mir auch hier. Eine junge, hübsche und wie eine Pariserin gekleidete Schwester, die uns durch eine Reihe von Schulclassen und Krankenstuben führte, werde ich nie vergessen. Sie war so eifrig, uns Alles recht genau sehen zu lassen, die erste, die zweite „Closse" (Classe), alle Abtheilungen des ganzen „bótiment" (batiment), die Versammlungszimmer der Siechen und Altersschwachen, die sich bei ihrer Erscheinung mit neuem Lebensmuthe zu erfüllen schienen, die Bewahrstuben der kleinen, ganz unmündigen Kinder, die ihr entgegenjubelten, daß ich mich bei dieser Gelegenheit mit dem groben, canadischen Dialekte sogar völlig aussöhnte, und ihn hier, wo nur lauter wohlthuende und fromme Dinge in ihm explicirt wurden, ganz liebgewann.

Alle Welt in Montreal ist noch voll Lobes und Preises der soeurs de Charité und der anderen wohlthätigen Nonnen-Orden für ihren Eifer, ihre Hingebung, ihren christlichen Todesmuth, die sie noch in neuester Zeit bei zwei Gelegenheiten entwickelten; einmal im Anfange der dreißiger Jahre, als die Cholera in Canada wüthete, und ein zweites Mal am Ende der vierziger Jahre, als unter den zahlreich angehäuften britischen und irischen Einwanderern eine bösartige Schiffs-Pestilenz (Ship fever) ausgebrochen war, die viele Hunderte tödtete und auch unter den muthigen Nonnen zahlreiche Opfer hinraffte. —

Auch auf die katholischen Bürgerfrauen der Stadt geht wohl Vieles von dem Eifer, der in diesen, über eines Reisenden Lob erhabenen Anstalten herrscht, über. Sie sollen sich in jenen gefährlichen Zeiten, von der Hingebung der Nonnen gerührt, ihnen vielfach angeschlossen haben. Und auch jetzt finden wir in einem Kloster einen ganzen Saal voll von solchen Bürgerfrauen, die sich hier einen Theil ihrer Zeit absparten, um in Gemeinschaft für das Kloster zu arbeiten. Sie fabricirten Kleider für Kinder und Kranke.

Manche jener Institute erhalten sich bloß durch die eigene oder durch die Mitarbeit und Beiträge solcher ihnen associrten Freundinnen.

In einem dieser Klöster, wo man mir Alles zeigte und mich auch in das Souterrain, das in der Hauptsache für Wirthschaftszwecke

bestimmt war, führte, wurde mir die Küchenthüre geöffnet, darnach die Thüre zur Waschanstalt, wo viele Hände sich regten. — Endlich öffnete sich noch eine Thüre, ohne Schlüssel, ohne Riegel. Sie war halb offen, der weite Raum war dunkel, doch erkannte ich eine Reihe von Kreuzen an den Wänden herum und ein paar steinerne Monumente. „C'est notre cimetière, Monsieur! Das ist unser Friedhof, Herr!" Die hölzernen Kreuze waren für die entschlafenen Nonnen, die Monumente für einige Wohlthäterinnen des Stiftes.

Freilich muß es wohl die Bewohner eines Hauses mit einem eigenen Geiste erfüllen, wenn die Todtenkammer auf diese Weise mit den Schlafzimmern und Arbeitsräumen zu demselben Ganzen verwebt ist! —

280. Ein Gebetlein für junge und alte Kinder.

In einem uralten Buche liest man das hier folgende, ebenso gemüthliche als sinnreiche Gebetlein:

„Lieb Herrgottchen! schlag' mein bös Köpfchen,
Sonst werd' ich ein arm Tröpfchen." —

281. Eine gute Lehre.

Petrus von Livorno, ein im sechzehnten Jahrhundert wegen seiner Kenntnisse hochgeschätzter Gelehrter, hatte mit vielen gelehrten Männern vor und nach ihm das Schicksal gemein, daß er in großer Dürftigkeit lebte.

Er war indeß, weil zufrieden in Gott, stets guter Laune.

Einst wünschte er in Toscana sich über einen Fluß fahren zu lassen, dazu gebrach es ihm aber leider! an dem erforderlichen Gelde. Er bat deßhalb den übersetzenden Schiffer mit dem Bemerken, statt des Geldes ihm eine heilsame Lehre geben zu wollen.

„Ei, was kümmert mich Euere Lehre, ich will Geld!" platzte der Schiffer heraus.

Nach langem Wortwechsel ließ sich der Ueberfahrer doch endlich bereden, seinen Wunsch zu erfüllen, da ihm Petrus von Livorno ganz besonders versicherte, daß seine Lehre nicht allein Geldes, sondern sogar Goldes werth sei. —

Am jenseitigen Ufer durch das Fahrzeug angekommen, verlangte der Schiffer, ihm nun mindestens die versprochene heilsame Lehre zu geben.

„Freundchen," sagte Petrus lächelnd, indem er dem Ueberfahrer traulich auf die Schulter klopfte, „wenn Ihr's mit Anderen ebenso gut meint, wie mit mir, werdet Ihr bei Euerer Ueberfahrt wenig oder nichts verdienen; darum seid künftig hübsch **vorsichtig!**" —

282. Einer in seiner Lüge gefangen.

In einem kalten Winter hat es sich begeben, daß drei fromme Landsknechte, oder „Biedermanns-Kinder," wie man sie denn nannte, wenig oder gar keine Zehrung hatten und mit dünnen Kleidern sind über Feld gezogen, einen Herrn zu suchen.

Da ist ihnen begegnet ein Schaffner zu Roß, der war ein Kellner eines reichen Schloßherrn. Er hatte auf seinem Pferd an dem Sattelbogen hangen einen Sack und in dem Sack hatte er Geld bei vierhundert Gulden.

Die guten Brüder haben ihn angesprochen um einen Zehrpfennig, damit sie möchten weiter kommen, um Gottes und guter Gesellen willen.

Der Schaffner hat ihnen geantwortet und sich verschworen, er habe kein Geld, er führe nur Briefe in dem Sack und dergleichen mehr. Da ist ihm einer der Gesellen in den Zaum gefallen und die anderen Zwei haben ihn sanft von dem Pferd gehoben und haben das Pferd an einen Baum gebunden und zu ihm gesprochen: „Dieweil uns denn Gott also zusammengefügt, daß wir alle Vier kein Geld haben, so wollen wir niederknien und Gott bitten, daß er uns wolle eine Zehrung bescheren!" — und also ist der Schaffner mitten zwischen ihnen auf die Kniee gefallen.

Da sie nun ein kurz Gebet gesprochen hatten, sind sie aufgestanden, haben den Sack von dem Sattelbogen genommen, haben hineingelugt und darin 400 Gulden gefunden.

Der Schaffner hat sich beklagt, wollte ihnen gern ein gut Trinkgeld geben und hat gesagt, er habe das Geld vorher im Sack gehabt; aber die Brüder haben es nicht wollen glauben und sprachen zu ihm: „Nein, du Schalk, du möchtest uns um das Geld betrügen!" Darauf haben sie ihm sein gebührend Theil gegeben, hundert Gulden, und haben dreihundert Gulden für sich behalten. —

Also geschah Einem, der nicht wollte einen Pfennig geben und mußte nachher dreihundert Gulden geben!! —

283. Etwas für Verschwender.

„Ich fürchte," sagte ein reicher Verschwender zu seinem Freunde, „ich fürchte gar sehr, ich werde als Bettler sterben!" —

„„Wie du es treibst,"" versetzte der aufrichtige Freund, „„so fürchte ich noch weit Schlimmeres — ich fürchte, du wirst als Bettler **leben!**"" —

---

284. Würdige Vertretung des deutschen Kaisers.

Kaiser Carl V. schickte dem türkischen Kaiser Soliman einen Gesandten.

Bei der Audienz vermißte der Gesandte einen Sessel für sich und vermuthete sogleich, daß dieß absichtlich geschehen sei, um ihn zu demüthigen.

Ohne Zögern warf er seinen kostbaren, mit Gold und Edelsteinen reichlich gezierten Mantel zur Erde, setzte sich auf denselben und hielt seinen Vortrag.

Nach geendigter Audienz stand er auf, empfahl sich und ließ seinen seidenen Mantel zurück.

Der Kaiser Soliman, der dieß gewahr wird, erinnerte ihn daran.

Der Gesandte jedoch wandte sich um und sagte gemessenen Tones: „Die Gesandten des deutschen Kaisers, meines Herrn, sind nicht gewohnt, ihre Sitze mitzunehmen!" —

---

285. Die Minister-Probe.

Eines Tages befragte der spanische Gesandte am französischen Hofe den König Heinrich IV. über den Charakter seiner Minister.

„Ich werde sorgen, daß Sie denselben alsbald kennen lernen," erwiederte der König.

Und Heinrich ließ den Kanzler Silleri rufen und sagte zu ihm: „Ich bin sehr betrübt, Herr Kanzler, eine solche Zimmerdecke über meinem Kopfe zu sehen; sie kann ja jeden Augenblick einfallen!" —

„„Sire!"" antwortete der Kanzler, „„Sie müssen die Baumeister um Rath fragen und die Reparaturen vornehmen lassen, wenn solche nöthig sind."" —

Darauf läßt der König seinen Kriegsminister Villeroi eintreten und theilte ihm dasselbe Besorgtsein über die Zimmerdecke mit. —

„„Sire!““ antwortete derselbe, „„Sie haben vollkommen recht; das ist ja erschrecklich!““ —

Endlich ruft Heinrich den ehemals so berühmten Advokaten, den alten Peter Jeannin, der sieben Jahre lang Ober-Intendant der Finanzen des ganzen Königreichs gewesen, und arm diesen Platz verließ, und macht ihm dieselbe Bemerkung. „„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Sire! die Zimmerdecke ist vollkommen sicher, oder — ich bin geblendet. Lassen Sie das nur und bleiben Sie ohne Sorgen, diese Decke wird länger dauern als — **wir!**““ —

Als die Minister fort waren, sagte der König lächelnd zu dem Gesandten: „Jetzt kennen Sie meine Minister; der Kanzler Sillери weiß nie, was er thun will; der Kriegsminister Villeroi giebt mir immer recht; **Jeannin** aber denkt immer richtig und verbirgt mir die Wahrheit nie, weil er wirklich fromm und gottesfürchtig, und darum auch gerecht ist!“ —

Peter Jeannin, nachdem er unter fünf Königen redlich gedient, starb, allgemein geachtet, am 30. October 1622 im 82sten Lebensjahre auf seinem Landgut bei Autun, wohin er sich nach dem Tode seines einzigen Sohnes zurückgezogen hatte. —

286. Grad heraus!

Der Herzog von Burgund fragte einst den mit dem Niederschreiben der Geschichte Carl's VI. beschäftigten Abbé von Choisy: „Wie werden Sie sich wohl ausdrücken, um anzudeuten, daß der König Carl VI. etwas närrisch gewesen sei?“

„„Gnädiger Herr,““ antwortete der Abbé von Choisy, „„ich werde geradezu sagen — daß er ein Narr gewesen sei!““ —

287. Ein Abenteuer des Königs René.

Der König René lebte im fünfzehnten Jahrhundert. Sein ganzes Dasein war eine Reihe von Sonderbarkeiten, voll bitteren Schmerzes, den er mit Ruhe ertrug. Zu seinem steten Begleiter hatte der gute König René einen treuen Gefährten, den Johann Binée, der ihm von Jugend auf getreulich diente.

Eines Abends streifte der alte König mit seinem Binée herum, um etwas Besonderes zu sehen. Aber sie wanderten lange hin und

her und waren eben auf der Heimkehr begriffen, als sie zum guten Glück einen armen Bauer sahen, der bitterlich weinte.

„O," rief der Bauer, „wie unglücklich bin ich! Ich muß vor Hunger sterben, wenn ich nicht bald Arbeit finde! Heilige Jungfrau, laß mich durch meiner Stirne Schweiß und meiner Hände ein Unterkommen finden, und ich werde mich für den glücklichsten Menschen halten!"

„„Deine Bitten sind erhört!"" rief da plötzlich der König. „„Ich ernenne dich zu einem meiner Gärtner. Ich bin der König René, komm' mit mir!""

Und der Bauer, der sich Claude Fayolle nannte, folgte dem König. —

Einen Monat später war der König neugierig, den Claude Fayolle wieder zu sehen. Er ging in den Garten und fand da den neuen Gärtner traurig und in sich gekehrt an einem Baume stehen.

„„An was denkst du?"" fragte der König und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ach, Sire, ich wage es nicht zu sagen!" antwortete der Gärtner.

„„Rede, rede ungescheut, mein Sohn!""

„Nun, wenn Ihr es verlangt, so will ich es sagen. Ich liebe ein frommes, gutes, fleißiges Mädchen und bin zu arm, sie zu heirathen."

„„Wie viel brauchst du denn dazu?""

„Hundert Thaler!"

„„Nun, hier hast du eine Anweisung an meinen Schatzmeister, er wird dir das Geld geben.""

Und der gute König René ging wieder in seinen Palast, fröhlich und sich die Hände reibend. „„Denn jetzt,"" sagte er zu sich, „„habe ich Jemanden glücklich gemacht. Claude ist versorgt und heirathet eine gute Frau. Ich dachte gar nicht, daß mir noch je so Erfreuliches begegnen würde!"" — —

Zwei Monate nachher kam zu des Königs Erstaunen Claude in das Schloß.

„„Was willst du?"" redete ihn der König an.

„Sire, der Obergärtner wird bald sterben, und Derjenige, der an der Reihe wäre, seinen Platz einzunehmen, ist alt und schwach. Ich möchte den Posten haben."

Der König runzelte die Stirn. „„Es ist schlecht, was du da begehrst. Ich hasse die Ehrgeizigen, zumal wenn sie einen Andern verdrängen wollen!""

„Sire, Sie verkennen mich! Ich bin nicht ehrgeizig.“ Aber ich werde Familie bekommen, und da denke ich an die Zukunft. Ich will den alten würdigen Mann nicht von seiner Stelle vertreiben.“

Der König ließ sich durch diese Worte bethören, und als nach einem Monat der alte Gärtner starb, erhielt Claude seinen Posten.

Kurz, Claude ward nach und nach Unteraufseher des Palastes, Generalintendant und der vertraute Secretär des Königs. Damit hatte aber der Ehrgeizige noch nicht genug, und er verrieth seinen gütigen König an Ludwig XI. von Frankreich. Der treue Johann Binée aber hatte immer ein scharfes Auge auf den Emporkömmling gehabt; und als er von dem Verrathe desselben überzeugt war, begab er sich zum König und theilte ihm einen Brief mit, den Claude an den König von Frankreich geschrieben hatte, und worin er demselben gemeldet, daß Alles seinem Plane, nämlich sich der Provence zu bemächtigen, günstig sei. Er bitte sich aber für seinen Dienst aus, daß er zum Gouverneur derselben ernannt werde.

Als der König René von dieser Schandthat unterrichtet war, erbleichte er, und eine Thräne fiel aus seinen Augen.

Er ließ den Verräther kommen.

„„Giebt es wohl Schändlicheres, als den Ehrgeiz?““ sagte er zu diesem. „„Ich habe dich bis zu mir erhoben, und du verschwörst dich gegen deinen Wohlthäter und willst ihm seine Krone rauben! Ich könnte dich tödten lassen, aber ich begnadige dich. Eine sichere Wache wird dich bis an die Grenze von Frankreich begleiten, wo du dir den Lohn deiner Thaten holen kannst! — Möchte doch dein Beispiel lehren, wie gefährlich es ist, seinen Wünschen keine Grenze setzen zu können und wie sehr man gegen den Ehrgeiz auf seiner Hut sein müsse!““ —

„„Denn,““ fügte Johann Binée hinzu, „„der Ehrgeiz ist wie ein Tropfen Oel auf Seidenzeug! Erst ist es ein Punkt, aber er breitet sich immer weiter aus, bis er das ganze Stück ergriffen hat!““ —

---

288. Die Weissagung des blut-befleckten Brodes.

(Volkssage.)

In einem stürmischen Regenwetter klopfte es eines Abends spät an die Hütte einer alten Frau im Walde von St. Germain in Frankreich, die den Ruf einer Seherin hatte.

Herein tritt ein junger Mann, ein Cavalier, der ihre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, und zuerst verlangt, daß sie ihm, dem Ausgehungerten, etwas zu essen gebe.

Ich habe nicht viel, sagte die Alte; doch nehmt vorlieb mit Käse und Brod, was ich Euch anbiete; es ist das letzte Stück Brod, das ich noch besitze. —

Wenn ich einmal, sagte der junge Mann, König von Frankreich werde, so ... —

Da erscholl ein neuer Schlag an die Thür. Ein junger Mann trat herein, durchnäßt, frierend und gleichfalls die Gastfreundschaft der Alten in Anspruch nehmend.

Du bist's, Heinrich!? sagte der Eine. —

Ja, Heinrich! erwiederte der Andere. —

Sie mußten sich kennen; sie waren von der Jagd des Königs (Carl's IX.) verschlagen worden. —

Giebt's hier nichts Anderes zu essen? fragte der neue Heinrich. —

Nein! —

Nun, so müssen wir theilen!

Die beiden Jünglinge maßen sich mit finsterm Blick; da erscholl ein dritter Schlag. — Wieder ein junger Mann trat herein; auch er hieß Heinrich. Der Erste wollte das Brod verbergen, der Zweite zog den Degen und der Dritte lächelte.

Ihr wollt mir nichts abgeben? fragte er.

Nein! sagte der Zweite; es gehört Dem, der es vertheidigt!

Nein! sagte der Dritte, den Degen ziehend; es gehört Dem, der es erobert! —

Da schlug es zum vierten Mal an die Thür; und wieder ein junger Mann trat ein, — wieder ein Heinrich. — Da er gezückte Schwerter sah, zog er auch das seine, und stand Dem bei, den er für den schwächsten hielt.

Der Kampf erhitzte sich, die Kämpfenden verwickelten sich durcheinander, die Lampe erlosch, die Schwerter klirrten; so währte es eine Zeitlang, dann war Alles still.

Die Alte kam mit Licht, und sah ihre Gäste, Alle verwundet am Boden, und das Brod Gottes lag zwischen ihnen — mit **Blut** besudelt.

Die Alte aber faßte ein Grauen, und prophetisch rief sie aus: „Wie ihr hier das Brod der Gastfreundschaft mit Füßen tretet, so werdet ihr die Macht mit Füßen treten, welche ihr theilen könntet! Wie ihr diese Hütte entweiht habt, so werdet ihr Frankreich zerstören! Wie ihr euch hier im Dunkeln verwundet habt, so werdet ihr umkommen durch Mord und Verrath!“ —

Die jungen Männer lachten — der Sturm draußen wüthete — die Alte floh mit drohend erhobenen Händen und verschwand in der Nacht des Waldes. —

Heinrich von Condé wurde in St. Jean d'Angely vergiftet durch seine Gemahlin; — Heinrich von Guise ermordet in Blois durch die Fronde; — Heinrich von Valois, als König Heinrich III. ermordet durch Jakob Clément in St. Cloud; — und Heinrich von Bourbon, als König Heinrich IV. ermordet zu Paris durch Ravaillac. — —

289. Ritter Melchior von Saalhausen.

(Eine wahre Geschichte aus dem Mittelalter.)

Melchior von Saalhausen, ein Ritter aus altem Geschlechte, hatte sich von Jugend auf als ein tapferer Krieger gezeigt und als Anführer, besonders unter Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange, in mancher Schlacht und mancher Belagerung das Beste gethan. In seinem Alter begab er sich zur Ruhe auf seinen Rittersitz Schweta unweit Meißen, von seinem Landesherrn wegen seiner ritterlichen Thaten geschätzt und bevorzugt.

Nur Eines stand seinem Glücke sehr im Wege; der alte Ritter hatte sich im Kriege so sehr an Blutvergießen gewöhnt, daß er sich auch später, in friedlichen Verhältnissen, nicht viel Bedenken machte, einen Menschen umzubringen, wenn er gereizt war. Manchem seiner Diener und Unterthanen hatte dieser unglückliche Hang schon das Leben gekostet, und oft war er, trotz der Gunst seines Fürsten, in Gefahr, verhaftet und vor Gericht gestellt zu werden, wußte sich aber mit eben so viel List als Geschwindigkeit jederzeit seinen Verfolgern zu entziehen. —

Einst hatte er zwei Böttcher bestellt, in seinem Keller an Gefäßen zu arbeiten, die Arbeit hatte aber seinen Beifall nicht und er wollte sie geändert haben. Jene glaubten die Sache besser zu verstehen; Saalhausen ergrimmt und erwürgt Beide auf der Stelle. —

Ein ander Mal, als er eben auf dem Felde ist, erblickt er die Diener des Gerichts, welche zu Roß und zu Fuß heranziehen, um ihn aufzusuchen und festzunehmen. In dieser Noth wendet er sich an einen Bauer, seinen Unterthan, der eben Dünger auf seinen Acker fährt. Jener räth ihm klüglich, sich auf dem Acker niederzulegen, wo er ihn mit Dünger bedeckt und dann auf des Ritters Gut zurückkehrt, mit dem Versprechen, ihn zu benachrichtigen, sobald seine Verfolger sich entfernt haben würden. Diese aber, welche sichere Kundschaft von Saalhausen's Anwesenheit hatten, suchten eifrig und lange, so daß der Ritter eine bedeutende Zeitfrist in seiner

unangenehmen Lage zubringen mußte. Das verdroß ihn, und er gerieth auf den Argwohn, der Bauer lasse ihn absichtlich so lange leiden. Endlich erscheint der Bauer voll Freude, seinem Herrn Befreiung und Sicherheit ankündigen zu können; aber statt des gehofften Danks empfängt ihn Saalhausen übel, und da der Bauer sich entschuldigen will, sticht der Ritter ihn nieder.

Als er aber bei der Rückkehr in sein Eigenthum sich von der Treue und Klugheit des Bauers, dem er so übel gelohnt, überzeugt hatte, erfaßte die Reue über sein vergangenes Leben ihn mit ganzer Macht. Mit dem Vorsatz ernstlicher Besserung begab er sich so lange in's Ausland, bis er durch Fürsprache fremder Fürsten mit seinem Landesherrn versöhnt war. Dann lebte er, um fernere Gelegenheit zum Zorn zu vermeiden, ganz einsam, nur mit Reue und Gebet beschäftigt und nebenbei bedacht, sich um Kirchen, Schulen und die Armen verdient zu machen, um auch ihrer Fürbitte bei Gott gewiß zu sein.

Vor seinem Tode, welcher 1304 erfolgte, befahl er: man sollte ihn zu Schweta begraben, aber nicht in die Kirche, weil er dessen nicht würdig sei, sondern in die Vorhalle derselben, und zwar mitten in den Weg, **damit ihn Jedermann mit Füßen trete.** Ueber seiner Grabstätte befahl er ein Rad aufzustellen, um anzuzeigen, daß er die Strafe des Rades verdient gehabt habe.

So geschah es auch, und sein Grabstein mit einem Rade darüber war noch lange nachher und ist vielleicht noch jetzt in der Kirche zu Schweta zu sehen. —

---

290. Das Duell.

An einem Sonntag im Jahr 1844 des Morgens um 7 Uhr sollte im Boulogner Wäldchen bei Paris ein Zweikampf zwischen zwei Jugendfreunden stattfinden. Sie waren beide Studirende, der Eine Mediziner, der Andere Jurist, und Söhne achtbarer Familien. Dieses Duell zwischen zwei Leuten von achtzehn bis zwanzig Jahren entstand theils wegen Politik, theils wegen einer schnöden Leidenschaft. — Als sie nun an dem dazu bestimmten Platz ankamen und der Eine von den Zeugen sah, daß alle Gegenvorstellungen überflüssig waren, ersuchte er um eine Stunde Aufschub. Die zwei Gegner verstehen sich zwar dazu, erklären aber, daß, wenn dieser Termin verstrichen wäre, Einer von Beiden auf dem Platze bleiben müsse.

Dieser Zeuge fährt nun, von jeglichem Umstande Vortheil ziehend, augenblicklich zu dem alten Geistlichen der Erziehungs-Anstalt, in welcher diese zwei jungen Gegner erzogen worden waren. Er kannte den Einfluß dieses tugendhaften Mannes wohl in dergleichen Angelegenheiten; denn in einer ganz ähnlichen Sache zwischen zwei Oberoffizieren brachte derselbe Abbé durch seine seltenen Eigenschaften es dahin, daß die beste Harmonie zwischen zwei braven Soldaten hergestellt wurde, die seitdem mit einander wie zwei Brüder in Frieden lebten. Demnach konnte, da diese jungen Studenten nur für den Augenblick irre geführt sein mochten, die Gegenwart ihres ehemaligen Beichtvaters allein einen tödtlichen Streit verhindern. — Der Zeuge lauft zu dem würdigen Abbé; dieser war gerade in der Kirche, bereit, mit den priesterlichen Insignien angethan, die heilige Messe zu lesen. Wie er den Beweggrund des Boten erfährt, ruft er aus: „Ich will die heilige Messe erst nach meiner Zurückkunft lesen; gehen wir, mein Freund! wir könnten sonst zu spät kommen!" — Er zieht sein Civilkleid an, steigt mit dem Zeugen in einen Fiaker, und Beide kommen in kürzester Zeit an dem Ort an, der von dem Blut eines der beiden Gegner benetzt werden sollte.

Bei der Ansicht dieses ehrwürdigen Mannes, der auf seiner Brust die Decoration seiner Wissenschaft und seines persönlichen Verdienstes trägt, werden die anderen Zeugen sehr bewegt; die zwei Gegner allein scheinen gefühllos. Er richtet alsobald an Beide Worte der Sanftmuth und des Friedens, er mahnt, er bittet, er beschwört sie, die Pflichten der Freundschaft, der Gesellschaft und der Religion besser zu verstehen; endlich redet er zu ihnen mit einer so rührenden Herzensberedsamkeit, daß dem so eindringlich bittenden Greise schwer zu widerstehen war. Einer von diesen zwei jungen Männern nimmt Vernunft an; der Andere aber widersteht mit Hartnäckigkeit, und will von keinem Vergleiche hören.

„Nun wohlan!" ruft der Abbé, seine Brust entblößend, mit Erhebung aus, „weil du durchaus jetzt Blut willst, so nimm das meinige! denn ich bin im Stande der Gnade, ich habe vor kaum einer Stunde eine reumüthige Beicht abgelegt und Absolution erhalten! Der junge Mann hier müßte in seinen Sünden sterben, er muß demnach noch länger leben, damit er erst seine Sünden vor Gott bereuen und beichten und davon absolvirt werden könne!"

Diese Worte, mit einem begeisterten Tone ausgesprochen, brachten eine wunderbare Wirkung hervor, und der junge Widerspenstige stürzt sich in die Arme des ehrwürdigen Abbé. Die Augen der Umstehenden sind mit Thränen befeuchtet; Rührung

folgt den Worten des Zornes und der Rache. Alle umarmen diesen wohlwollenden Mann, der sie im Triumph in Mitten einer allgemeinen Freude nach Paris zurückführt. —

Dort betraten sie mit ihm das Haus Gottes und feierten, während der Abbé die heilige Messe las, ihre aufrichtigste Versöhnung.

---

291. „Bei uns bleibt Alles beim Alten!“

Ein preußischer Offizier, protestantischen Glaubens, und ein österreichischer Offizier, katholischen Glaubens, speisen zusammen in einem Gasthaus, und es wird unter Anderem auch eine Schüssel mit Krebsen aufgetragen, doch zufällig so, daß mehrere der größten vor den Oesterreicher kamen.

Der Preuße, darüber im Herzen unwillig, fängt eine Erzählung an, wie man im preußischen Staate, wo die Reformation so allenthalben durchgedrungen, im steten Fortschritte begriffen sei, und daher Alles und Alles verändert werde; namentlich zeigten sich diese Veränderungen selbst auch im Militär u. s. w.; — wobei er jedoch, wie im Eifer des Gesprächs, und als wisse er es selbst nicht, die Schüssel mit den Krebsen herumdreht.

Und als er zuletzt noch ausruft: „Ja, ja, Kamerad, ich versichere Ihnen, Alles, Alles wird bei uns herumgedreht!“ — ist das Umdrehen der Schüssel bereits gelungen.

Ruhig lächelnd nimmt nun der Oesterreicher das Wort und spricht: „„Schauen's, Herr Kamerad, bei uns ist noch das Katholische, und das ist durch und durch conservativ und verändert nichts; darum ist's bei uns ganz anders! Unser Herr und Kaiser, weil katholisch, läßt Alles beim Alten!““ und dreht mit einem Ruck die Schüssel wieder um und bedient sich höchlich vergnügt mit den großen Krebsen. —

---

292. Die Kapelle St. Armuth.

In Dachstein, an der Breusch, war ein Mord begangen worden und als Thäter ein Jüngling festgenommen, auf welchen starker Verdacht gefallen war. Vergebens betheuerte er seine Unschuld. Er wurde, in Begleitung einer großen Volksmenge, zu dem auf einem nahgelegenen Hügel errichteten Rabensteine geführt.

Nochmals bat er seine Richter um Schonung und rief zuletzt Gottes Strafgerechtigkeit über den eigentlichen Mörder herab, indem er Gott zum Zeugen seiner Schuldlosigkeit nahm.

Siehe, da stürzte ein Mann aus der Menge, der, in seinem Gewissen getroffen, sich des Mordes schuldig erklärte und sich der gerechten Strafe darbot.

Zum Danke für seine Rettung ließ der Jüngling an der Stätte, wo er den unverdienten Tod erleiden sollte, eine Kapelle bauen, welche, noch jetzt unter dem Namen „St. Armuth" bekannt, von den gläubigen Umwohnern häufig besucht wird. —

293. Der Bruder-Krieg.

Oft genug schon hatte die Fackel des Krieges bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das schöne Meißner- und Thüringer-Land verwüstet; so daß das Land einer langen Ruhe bedurft hätte, um die verwüsteten Aecker wieder zu bebauen, neue Städte und Dörfer aus dem Schutthaufen der alten zu errichten und die Grausamkeiten des Krieges im Segen des Friedens wieder zu vergessen. Wer hätte da meinen sollen, daß ein fürstliches Bruderpaar, selbst der sanftmüthige Friedrich und der strenge Wilhelm, im greuelvollen Kampfe gegen einander entbrennen und Angst und Jammer über ihre unschuldigen Unterthanen bringen würden!

Abel von Vitzthum war der Bösewicht, der durch seine arglistigen Einflüsterungen den Herzog Wilhelm zum Zorne gegen seinen Bruder entflammte und die Saat der Zwietracht in die Bruderherzen streute.

Der schreckliche Bruder-Krieg begann, und auf die jammervollste Weise wurden frevelhaft die gegenseitigen Gebiete verwüstet. Ja, Wilhelm rief sogar 9000 Böhmen herbei, die in Freundes wie auch Feindes Land mit gleicher Grausamkeit hausten und im Jahr 1450 himmelschreiende Greuelthaten in dem erstürmten Gera verübten. —

Ein gemeiner Soldat wurde zuletzt Veranlassung zu dem Ende des Krieges. Er erbot sich nämlich, als die feindseligen Heere an der Elster einander gegenüberstanden, aus seiner Donnerbüchse dem Herzog Wilhelm, der nah am Lager daherschritt, die tödtliche Kugel in's Herz zu jagen. Aber Friedrich antwortete: „Schieße, wohin du willst, **nur** triff meinen Bruder nicht!" —

Bald erfuhr Wilhelm diese brüderliche Antwort und erweckte in dem haßerfüllten Herzen den Gedanken zum langersehnten Frieden. Auf freiem Felde, im Angesichte beider Heere, kamen die feindlichen Brüder zusammen und boten einander die Hand zur Versöhnung, und im Januar 1451 wurde in Naumburg der Friede unterzeichnet. Aber freilich hatten Tausende ihr unschuldiges Leben opfern, Tausende

ihr ganzes Hab und Gut, ob dieses unglückseligen Streites willen, verlieren müssen! Lange dauerte es, ehe die verbrannten Städte und Dörfer aus der Asche wieder emporstiegen und Glück und Wohlstand in die Wohnungen der Bürger und Landleute wieder heimkehrte!

Der ränkevolle Vitzthum aber floh nach Böhmen und vergalt von da aus mit schwerem Undanke die Wohlthaten, die ihm früher sein Herr erwiesen hatte. —

294. Zwei Seile.

In einer vielbewegten kriegerischen Zeit, die zahlreichen verwilderten Söldnern vollauf zu thun gab, hatte Herzog Alexander Farnese von Belgien aus die Stadt Dorlent (Dourlens) in der Picardie erobert, und, nach damaliger Sitte oder Unsitte, seinen Soldaten zur Plünderung preisgegeben.

Im Gefolge des Feldherrn befand sich sein geistlicher Rathgeber, Thomas Sailly, ein aus Brüssel gebürtiger, ausgezeichneter Mann, welcher dem Orden der Gesellschaft Jesu angehörte.

Was aber unternahm dieser edle Missionär, dem der Jammer der Frauen und Jungfrauen dieser Stadt zu Herzen ging, um sie vor der viehischen Rohheit der Soldateska zu bewahren?

Er ließ durch die Hauptstraße hin zwei lange Stricke oder Seile spannen, deren Enden er an seinem Gürtel festknüpfte; dann wendete er sich zu den Bürgerfrauen und Mädchen, die händeringend und verzweiflungsvoll auf der Straße sich zusammendrängten, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Jede, der ihre Ehre lieb sei, möge an einem der Seile sich festhalten und beherzt ihm folgen!"

Und so geschah es auch.

Mittendurch zwischen den Klauen der Geier, den Rachen der Leoparden und Tiger, mitten durch die Reihen der erbosten, vor Zorn schäumenden Krieger, die jedoch gegen die geistige Uebermacht des ehrwürdigen Mannes keinen Widerstand wagten, führte Sailly eine große Schaar ehrsamer Frauen und Jungfrauen in's Freie hinaus und gab ihnen so lange das Geleite, bis sie in voller Sicherheit sich befanden. —

295. Glänzende Selbstbeherrschung.

Victor Pisani, einer der berühmtesten Seehelden Venedigs, wurde ungeachtet seiner großen Verdienste um das Vaterland von seinen Mitbürgern verkannt, verfolgt und endlich auf Befehl des

Rathes in Ketten geworfen. Aller Vertheidigung war der Zugang verwehrt und die Stimme der Gerechtigkeit fand kein Gehör. Es ist oft gefährlich, zu viel Verdienst zu haben! Pisani ertrug sein Unglück mit der Standhaftigkeit und Geduld einer großen Seele.

Während er gefangen saß, näherten sich die Genueser, damals die Erbfeinde Venedigs, mit ansehnlicher Kriegsmacht den Mauern der Stadt. Bald waren alle Zugänge in den Händen der Feinde. Nie vorher hatte Venedig eine so harte Belagerung erlitten. Das Volk begann gegen den Rath zu toben und forderte mit Ungestüm die Freilassung Pisani's. Wie im Triumphe trug es den Helden auf den Schultern aus seinem Gefängnisse. Als der Zug in der Nähe der Markuskirche ankam, rief Einer der dort Versammelten: „Jetzt, Pisani, kannst du dich rächen an Denen, welche dir den Feldherrnstab entrissen und dich schimpflich eingekerkert haben! Ein Wort von dir, so metzeln wir den Rath nieder und rufen Dich zum unumschränkten Herrn von Venedig aus!"

Mit Entrüstung nannte Pisani den Sprecher einen Verräther und sagte: „„Wer mich liebt, rufe nicht: „„Es lebe Pisani!"" sondern: Es lebe der heilige Markus und die Freiheit!""

So zeigte der Held die edelste Selbstüberwindung, zu einer Zeit, da es in seiner Macht stand, sich zum Oberherrn eines mächtigen Staates zu machen und an seinen Beleidigern die vollständigste Rache zu nehmen. Dieser Sieg über sich selbst bereitete der glänzenden Reihe der von ihm im Felde errungenen Siege die schönste Krone.

Pisani wurde von dem Rathe wieder in alle seine Ehrenstellen eingesetzt. Und kaum stand er wieder an der Spitze der venetianischen Kriegsmacht, so fing der Glücksstern der Genueser zu erbleichen an. Sie wurden blutig zurückgeschlagen und mußten die Belagerung aufgeben. —

---

296. Königs-Muth.

In dem Kriege, den der König von Frankreich Ludwig XII. mit den Venetianern führte, warnte man ihn, sich nicht so tollkühn dem schweren Geschütze der Feinde auszusetzen.

Er aber antwortete:

„Nie ist ein König von Frankreich von einer Kanone getroffen worden! Wer sich fürchtet — nehme hinter mir Platz!" —

---

297. Der beste Generalissimus.

Als Prinz Eugen sich beim Kaiser Carl VI. vor seiner Abreise zur Armee 1717 beurlauben wollte, sagte der Kaiser zu ihm: „Er habe ihm noch einen sehr vorzüglichen Generalissimus anzupreisen, unter dessen Anführung er den bevorstehenden Feldzug wider die Ungläubigen führen solle.“

Und als der Prinz den Kaiser Carl um die nähere Erklärung bat, übergab ihm Letzterer ein mit Diamanten reich besetztes Crucifix mit den Worten:

„Der gekreuzigte Herr Jesus Christus ist der Generalissimus, welcher Euern Liebden wider die Ungläubigen am besten beistehen wird!“ —

---

298. Ehrenwerthe Pflicht-Treue.

Ein k. k. österreichischer Feldpater hielt einst auf dem Schloßplatze zu Mainz nach vollendetem Feldgottesdienste an seine katholischen Soldaten eine Predigt über die Heiligkeit der Pflicht-Treue des Soldaten auch in den gefahrvollsten oder peinlichsten Verhältnissen, und führte zum Vorbild die That eines hannover'schen Soldaten an, die er ungefähr mit den folgenden Worten erzählte:

Gibraltar wurde belagert; der Kanonendonner dröhnte und die Kugeln sausten mit furchtbarer Gewalt auf die Festung los; da ritt der englische General Elliot zu seiner Beruhigung von Wachtposten zu Wachtposten, um sich von der Wachsamkeit derselben genau zu überzeugen. Elliot hatte die Runde schon ziemlich beendet, da bemerkte er einen hannover'schen Soldaten, welcher Wache stand, aber keine Lust zu haben schien, sein Gewehr zu ergreifen und vor dem General pflichtschuldigst zu präsentiren. Der Hannoveraner stand kerzengerade vor dem Feldherrn, gab aber keinen Laut von sich.

„Kennst du mich, mein Sohn?“ fragte Elliot verwundert.

„„O ja wohl, Excellenz!““ antwortete der Soldat.

„Weißt du nicht, daß du zu präsentiren hast?“ sprach der General weiter.

Der Soldat erwiederte treuherzig und unbefangen: „„Excellenz, eben sind mir einige Finger der rechten Hand abgeschossen worden, daher bin ich nicht im Stande, meine Pflicht zu erfüllen!““

Elliot's Augen fielen auf die schwer verwundete Hand des Soldaten, und mitleidsvoll sprach er: „Sohn, warum gehst du denn nicht, um dich verbinden zu lassen?"

„„Das darf ich nicht, Excellenz,"" erwiederte der Hannoveraner; „„denn in Deutschland ist es dem Soldaten nicht erlaubt, den Posten zu verlassen, **ehe** die Ablösung kommt.""

Der General fühlte sich durch diese Pflicht-Treue des einfachen Deutschen nicht wenig bewegt. Er stieg sogleich vom Pferde, ergriff das Gewehr und die Patrontasche des Soldaten, hing sich Beides um und sprach: „Ich will dich ablösen, braver Deutscher! Ich will für dich Wache stehen, und du magst gleich gehen und dich verbinden lassen!"

Der Hannoveraner war über die Herablassung des Generals hoch erfreut. Er rannte zum nächsten Wachtposten, meldete dort, daß Elliot für ihn Wache stehe, und bat, den edlen Feldherrn bald ablösen zu lassen, was auch in möglichster Eile geschah.

Die Hand des Blessirten wurde zwar geheilt, doch war derselbe zu fernerem Kriegsdienste nicht mehr fähig; daher entließ ihn der General Elliot mit ehrenden Zeugnissen, in welchen er auch des eigenthümlichen Umstandes mit der Ablösung vom Wachtposten gedachte. Mit dem Abschiede überreichte Elliot dem Hannoveraner ein ansehnliches Geldgeschenk.

Der Invalid wurde in Gemeinschaft vieler kampfunfähiger Soldaten nach London eingeschifft. Hier verlangte der König Georg III., dem Elliot eine besondere Mittheilung gemacht hatte, den Hannoveraner zu sehen. Schlicht und aufrichtig beantwortete dieser alle vom König ihm vorgelegten Fragen, und am Schlusse der Unterredung war der Soldat so glücklich, von Georg III. nicht nur königlich beschenkt, sondern auch zum Fähndrich unter den hannover'schen Landtruppen ernannt zu werden. —

---

299. Die Siegesmacht der Unschuld.

Als die Franzosen unter Moreau auf ihrem Rückzug im October 1796 von Schwaben her gegen das Breisgau kamen, herrschte daselbst große Angst und Verwirrung. „Die Franzosen sind geschlagen und retiriren," hieß es, „sie rauben und plündern, sengen und brennen, wo sie hinkommen!" —

In Heitersheim flüchteten die Einwohner mit Allem, was sie in der Eile fortbringen konnten, in die Wälder. —

Eine arme Wittwe, die krank lag, mußte mit ihrer Tochter, die ihre Pflegerin war, zurückbleiben.

Am nächsten Morgen kamen mehrere Banden Reiter und Fußvolk in das Städtlein, brachen in die verschlossenen Häuser, raubten, was sie fanden und trieben mit den Einwohnern, die noch da waren, den schnödesten Muthwillen.

Ein Soldat mit bärtigem, sonnverbranntem Gesichte voller Schrammen kommt aus einem Hause mit einem Geldbeutel in der Hand, den er dort geraubt. Gierig nach weiterer Beute schaut er umher und sieht im Nachbarshause ein gar anmuthiges Mädchen furchtsam hinter dem Fenstervorhange stehen. In wildester Rohheit rennt er gegen das Haus und tobt und rüttelt an der verschlossenen Thüre, bis diese endlich einbricht.

Hastig eilt er durch den Hausgang, die Treppe hinauf; wie er aber die Thüre aufreißt, um gierig sein Opfer zu erfassen — da tritt die Jungfrau, ihr sanftes blaues Auge nach Oben, dann nach der kranken Mutter gerichtet, vor ihn hin und spricht: „Thue mir kein Leid; meiner armen, kranken Mutter bin **ich** die einzige Stütze!“ und schaute dem rauhen Kriegsmanne treuherzig und mild in's verderbenblitzende Auge. —

Ueberwältigt und gerührt durch die Unschuld und Schönheit des frommen Mädchens, steht der Soldat da, ohne ein Wort hervorzubringen, und Thränen rollen über die gebräunte Wange.

Er wirft den vollen Beutel mit den Worten zu ihren Füßen: „„Da nimm für deine Mutter — eine brave Tochter du!“ “ und stürzt zur Thüre hinaus auf die Straße, ohne irgend ein Unrecht vollbracht zu haben.

Zwei Tage nachher war die Schlacht bei Schliengen und Kandern. —

Mutter und Tochter sind längst gestorben, und auch der Soldat wird aus dieser Zeitlichkeit geschieden sein; aber diese That lebt bis heute noch in dem Andenken des dortigen Volkes. —

---

300 — 304. Andreas Hofer, der treue Tiroler.

1. Der Landes-Kommandant von Tirol.

Andreas Hofer war am 22. October 1767 in einer der romantischsten Gegenden des schönen Tirol, im Passeyrthal, geboren und hatte von seinen Voreltern ein nicht sehr besuchtes Wirthshaus am sogenannten „Sand“ ererbt, wie man in seinem Vaterlande das steinige Ufer des Passerflüßchens, von dem jenes Thal den

Namen erhalten, zu nennen pflegt. Er betrieb auch noch das Geschäft eines Saumers, der da Güter und Menschen auf Pferden über die steilen Berg-Pässe führt. Als solcher zeigte sich Hofer stets rechtschaffen und gottesfürchtig. Ein sorgsamer Hausvater liebte er sein Weib und seine vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter, wahr und innig.

Erst das vierzigste Lebensjahr sollte für diesen einfachen Tiroler Landmann eine gänzliche Veränderung seiner Lebenslage mit sich führen. Es war dieß das Jahr 1809, wo ganz Tirol dem Kaiserhause Oesterreich abwendig gemacht und dem mächtig übergreifenden französischen Kaiserreiche unterthänig geworden. Aber die treuen, hochherzigen Tiroler wollten von dem neuen Kaiser Napoleon I. nichts wissen, weil sie den alten nicht vergessen konnten, den überaus ehrwürdigen Kaiser Franz, der sich immer als ein Vater gegen sie bewiesen hatte. Sie faßten also den Plan, sich gegen die fremde, ihnen aufgedrungene Herrschaft zu empören und die Treue gegen das Stammhaus Habsburg mit Gut und Blut zu bewähren. Hofer, der Sandwirth, dachte keineswegs daran, sich aus eigenem Antrieb zu ihrem Anführer zu erheben; aber die Abgeordneten der Landschaften kamen vor seine Thüre, klopften an und sprachen: „Willst du unser Hauptmann sein, wenn wir ausziehen, um unsern alten angestammten Fürsten wieder zu gewinnen?“ Darauf erwiederte der schlichte Mann ein einfaches: „„Ja!““ und der Bund war geschlossen.

Der arme Saumer vom Jaufersberge zog nun eilig in die Kaiserstadt Wien und kehrte zurück als erklärter Landes-Kommandant von Tirol, mit der Anweisung, seine Residenz in der Hauptstadt Innsbruck aufzuschlagen.

Merkwürdig und ganz einzig in ihrer Art ist die Anrede, die er bei seiner Wiederkehr, als er im goldenen Adler zu Innsbruck abgestiegen war, an das versammelte Volk hielt. Sie lautet wörtlich: „Grüß euch Gott, meine lieben Innsbrucker! Weil ihr mich zum Ober-Kommandanten g'wollt habt, so bin i halt da. Es sein aber auch viel Andere da, die keine Innsbrucker sein; Alle, die unter mir meine Waffenbrüder sein woll'n, die müssen für Gott, Kaiser und Vaterland als brave Tiroler streiten; die aber das nit thun woll'n, die sollen haimziehen! I rath's euch, und die mit mir ziehen, die soll'n mi nit verlass'n, so wahr i Anderé Hofer heiß; g'sagt hab' ich's euch, g'seh'n habt ihr mi, b'hüt euch Gott!“ —

Zwei Treffen, am 25. und 29. Mai, am Berg Isel, im Angesichte der Hauptstadt Innsbruck, nöthigten die Bayern, Tirol

zu räumen. Allein die Sonne des Kriegsglückes leuchtete für Hofer und die muthigen Tiroler *) nur eine kurze Zeit. Drei Tage lang vertheidigte er später einen Paß am Passer mit 600 Mann gegen 18,000 Feinde, zog sich von Schlucht zu Schlucht und von Felsen zu Felsen; es wurden seiner Getreuen immer weniger, und sie unterlagen bald der Uebermacht der Franzosen und der Bayern. Das war aber das Unglück und der Ruhm der Tiroler im Jahre 1809.

Nach einem gräßlichen wechselvollen Kampfe wurde der Friede zu Wien (14. October) geschlossen, und Hofer mußte seine Stelle als Landes-Kommandant niederlegen. Das Tiroler Volk, allzu oft durch die widersprechendsten Nachrichten getäuscht, maß dieser Kunde keinen Glauben bei; mehrere feindliche Armeecorps standen bereits von allen Seiten in den tirolischen Bergen; und das Volk war noch immer zu verzweifeltem Widerstande bereit. Endlich gab Hofer am 1., 5. und 8. November die Erklärung seiner Unterwerfung dem Vicekönig Eugen und dem bayerischen Oberbefehlshaber. Gern hätte man ihn gerettet; aber die Liebe zur Heimath erlaubte ihm nicht, die Vorschläge zur Flucht nach Oesterreich anzunehmen. Er zog sich mit blutendem Herzen zurück auf die unwirthbaren Alpen in die Schneewelt einer einsamen Sennhütte, wo sonst kaum eines Menschen Fuß hinkam, etwa vier starke Stunden ob seinem Wirthshause, und weinte dort über sein unglückliches Vaterland. Nur sein Weib und seine Getreuesten kamen zu ihm und brachten ihm Speise; die Mehrzahl der Tiroler, wie der Feinde glaubte ihn in Wien oder in Ungarn verweilend, die Wenigsten, daß er in Tirol verborgen sei. Viele geheime Boten, selbst von der Kaiserburg in Wien, kamen zu seiner traurigen Wohnstätte, ihn endlich doch zur Flucht zu verleiten; er indessen gehorchte nicht; und selbst, als man ihm hinterbrachte, sein Aufenthalt sei verrathen, er müsse aus dieser Einsamkeit weiter flüchten, meinte er: „Kein Tiroler wird mich verrathen!"

Durch Versprechungen aber und Todesangst dahingebracht, verrieth der Tiroler Johann Staffel den geheimen Aufenthalt Hofer's, und wurde selbst Wegweiser der Abtheilung französischer Truppen, die ihn gefangen nehmen sollte.

Am frühen Morgen des 20. Januar 1810, da die Sonne noch nicht am Himmel stand und ringsum noch dunkle Nacht lagerte,

---

*) Vom 3. bis 9. August erlitten die Feinde durch das bewaffnete Volk unter Speckbacher, dem Kapuziner Joachim Haspinger und Peter Mayer wiederholte Niederlagen.

umstellten die französischen Bajonette die Sennhütte. Hofer, mit dem Stutzen in der Hand öffnete selbst die Thür, und antwortete auf die Frage: „„Wer er sei?““ unerschrocken: „**Ich** bin Andreas Hofer! Mein Schicksal ist in eueren Händen! Schont mein Weib und meine Kinder!“

Er wurde in Ketten gelegt *) und durch lange Reihen von Truppen hinab gen Botzen gebracht, da einige Tage festgehalten und darauf nach Mantua geführt, um als ein Rebell vor das französische Kriegsgericht gestellt zu werden. „Rebell“ aber ist ein tödtlich Wort! —

2. Der Tod des Tiroler Helden.

Zu Mantua gab Hofer sogleich bei seiner Ankunft einen neuen Beweis von seiner Treue und Charakter-Festigkeit; denn der Kommandant der Festung Mantua bot ihm uneingeschränkte Begnadigung an, wenn er in französische Dienste treten wollte; allein Hofer schlug diese Bedingung standhaft aus.

Demnach ward er am 19. Februar wirklich vor das Kriegsgericht gestellt. **) Ihn vertheidigte mit Feuer und vielem Geschick ein junger talentvoller Advokat, Baseva. Die Stimmen des Kriegsgerichts waren getheilt, die wenigsten verlangten seinen Tod, zwei sogar seine völlige Freilassung.

Da kam aus Mailand, rasch wie das Unglück fliegt, der telegraphische Befehl, den Tod binnen vier und zwanzig Stunden an Andreas Hofer zu vollziehen, — auf daß Oesterreichs Verwendung, die damals um so mehr zu erwarten war, indem eben die Vermählung des Kaisers Napoleon I. mit Marie Luise, der Tochter des Kaisers Franz, bevorstand, gewiß zu spät kommen müsse.

Er hatte das Todesurtheil nicht erwartet, aber er hörte es an mit dem Muth eines Mannes. —

Vier Stunden vor seinem Tode schrieb Hofer noch den folgenden Brief an seinen Freund, den Herrn von Pichler zu Neumarkt:

---

*) Sein zwölfjähriger Sohn, sein Adjutant und ein Student aus Innsbruck waren bei ihm.

**) Uebrigens behandelten die Franzosen ihn wie einen Helden mit Hochachtung; Hofer war wohl ein furchtbarer, aber doch stets ein menschlicher Feind gewesen; nie hatte er besiegten Feinden ein Haar krümmen lassen.

„Liebster Herr Prueder!

Der götliche Willen, ist es gewössen, das ich habe miessen hier in Mandua mein Zeitliches mit den Ebigen verwözlen, aber gott seie Dankh um seine gödliche gnad mir ist es so leicht forgekhommen, das wann ich zu was anderen ausgefierth wurd; Gott wirth mir auch die gnad verleihen, bis in löſten augenplickh, auf das ich khomen kann, alwo sich mein Sehl ebig Ehr freien mag. Es mögen alle hier noch lebente guete freint für mich bitten und mir aus die heißen Flamen helfen wann ich noch im Fegfeir biessen muß. Die Gottesdienst soll die liebste mein und Wirthin zu sankt Marthin halten lassen, und den Freinten ist Suppe und Fleisch göben zu lassen und ein halb Maaß Wein. Von der Welt lebet alle wohl biß mir in Himel zsam khomen, und dorten Gott loben an Ent, alle Passeyrer und Bekhonnte sollen mir eingedenkt sein in heiligen Gebeth, und die Wirthin soll sich nicht so bekhimmern, ich werde piden (bitten) bei Gott fir sie alle. Ade mein schnede Welt, so leicht khomt mir das Sterben for, das mir nit die Augen naß werden, geschrieben um fünf Uhr in der Frue, und um neun Uhr reiß ich mit der Hilf aller Heiligen zu Gott.

Mandua den 20 Februari 1810.

Dein im Leben geliebter Anderé Hofer,
von ſsant in Passeyr." — —

Schlag elf Uhr am 20. Februar ertönte der Generalmarsch. „Das ist mein letzter Gang!" sprach er; „Israel zu deinen Zelten!" —

Ein Grenadier-Bataillon rüstete sich; Hofer wurde abgeholt aus seinem Gefängniß.

Und er schritt zu seinem Tode dem Molina-Thore vorbei, darin die meisten Tiroler gefangen saßen. — Es war ein herzzerreißender Anblick, als sie an den Gittern den Helden, den „Mann Gottes" wie einen Verbrecher geschlossen sahen! Sie fielen auf die Kniee, beteten und weinten laut auf in krampfhaftem Schmerze; Andere, die in der Festung frei herumgingen, waren Alle auf seinem Wege nahe, legten Trauer an und riefen um seinen letzten Segen; wieder Andere rasten und tobten vor Wuth und schwuren gräßliche Rache, aber Hofer beschwichtigte sie, gab ihnen einige hundert Gulden, die er noch besaß, seine Dose und einen Rosenkranz von Werth, und sprach: „Tirol stirbt **nicht** mit mir!" — Das rührte und erschütterte alle Herzen. — —

So kam er auf die Bastion Cesena.

Da blickte er noch einmal nach seinen heimathlichen Bergen, dort oben nach jenen Adlern, mit denen er auf den Eisforsten so

lange gehaust hatte, und er breitete zum letzten Male seine Arme aus — nach Tirol, der große, gewaltige, wehrlose Mann, ein Mann des Todes!! —

Zwölf Grenadiere traten nun vor, und Hofer in die Mitte.

Der Tambour reichte ihm ein weißes Tuch, um mit demselben die Augen zu verbinden; er wies es aber zurück. — Man erinnerte ihn, sich auf die Kniee niederzulassen; er aber erwiederte: „Ich stehe vor **Dem**, der mich erschaffen hat, und — stehend will ich meinen Geist aufgeben!"

Zu dem befehlenden Corporal sprach er: „Schießt gut!" und warf ihm einen Tiroler Zwanziger zu, der ihn in diesem letzten Augenblicke nochmals an sein unglückliches Vaterland erinnerte; alsdann kommandirte er selbst mit fester Stimme: „Gebt **Feuer!**" — —

Die ersten sechs Schüsse hatten ihn nur verwundet; er sank in die Kniee; — noch sechs fielen, und er kämpfte noch immer mit dem Tode; da hielt ihm der befehlende Corporal den Lauf der Flinte hart an den Kopf und machte durch den dreizehnten Schuß seinem Leben ein Ende. — —

Das geschah auf der Bastion Cesena in Mantua, welches jetzt wieder eine österreichische Festung ist, an Andreas Hofer, der die Waffen erhoben hatte für sein Vaterland zu Gunsten Oesterreichs; — das geschah Angesichts der Berge von Tirol unter Gottes freiem Himmel! — —

Die Grenadiere begruben ihn aber wie einen Stabs-Offizier, bedeckten ihm das Haupt mit seinem Hute und trugen ihn auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre in die Kirche zu St. Michael. Hier wurde die Leiche ausgestellt und Grenadiere thaten die Ehren-Wache dabei.

Darauf wurde Hofer zur Erde bestattet. — —

Der Ort seines Todes ist und bleibt seinen biederen Landsleuten stets eine heilige Stätte. —

3. Der Sohn des Tiroler Helden.

Das Büchlein, betitelt: „Erzählungen aus der bayerischen Geschichte, mit einem Vorworte von Dr. Carl Egger, Domdekan in Augsburg," giebt über den Sohn Hofer's eine rührende Mittheilung, indem es berichtet:

Die Tiroler, welche dem österreichischen Hause mit unerschütterlicher Treue ergeben waren, erregten auch eine Empörung gegen die (mit den Franzosen damals verbunden gewesenen) Bayern, so daß die Herbeiziehung eines bedeutenden Heeres nothwendig wurde.

Anfangs fanden die bayerischen Truppen, als sie in das Innthal einrückten, keinen Widerstand. Weit und breit ließ sich kein Tiroler sehen. Die Bayern zogen ruhig weiter. Als sie aber in einen engen Paß kamen und ringsum von himmelhohen Felsen eingeschlossen waren, hörten sie auf einmal laut rufen: „Sollen wir anfangen?“ — Eine andere Stimme sagte: „„Nein!““ —

Die Bayern machten Halt, um zu überlegen, was zu thun sei.

Auf Einmal aber ertönte es im ganzen Umkreise: „Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit laßt los!“ — In demselben Augenblicke rollten Baumstämme und ungeheuere Felsmassen mit reißender Schnelligkeit und entsetzlichem Getöse von den Höhen herab. Zugleich krachten aus jedem Schlupfwinkel die mörderischen Stutzen der Tiroler Schützen hervor. Keiner verfehlte seinen Mann, und in wenig Minuten lagen zwei Drittheile der Feinde todt oder verwundet am Boden. Die noch am Leben waren, wurden in die Flucht gejagt.

Von jetzt an war ganz Tirol in Bewegung. Alle ergriffen begeistert die Waffen. Jeder wollte für Kaiser Franz in's Feld ziehen. Selbst Frauen und Mädchen, ja Kinder wollten nicht zurückbleiben, um für ihren Kaiser zu siegen oder zu sterben.

Einer ihrer ausgezeichnetsten Anführer war Andreas Hofer. —

Als er vom Haus wegzog, war ihm auch sein zehnjähriges Söhnchen **Anderl** nachgefolgt. Es kam bald zu einem Treffen. Es wurde dem Vater um den Knaben bange. Darum hieß er ihn nach Haus zur Mutter gehen. Anderl machte ein trauriges Gesicht. Er ging, aber nur so weit, daß ihn der Vater nicht mehr sehen konnte, und vertrieb sich seine Zeit damit, daß er mit einem Messerchen die Flintenkugeln, welche die Bayern während des Gefechtes abgeschossen hatten, aus den Bäumen schnitt und aus der Erde bohrte. Am andern Morgen brachte er seinem Vater ein ganzes Hütchen voll Kugeln, und meinte, man könne sie brauchen, wenn's wieder Krieg geben sollte. Der Vater nahm sie, und konnte nur mit Mühe den fleißigen Sohn bereden, nach Hause zu gehen.

Nach einiger Zeit hörte Hofer, daß eine Abtheilung Soldaten unter Musik und Trommelschlag im Anzuge sei. Er wollte wissen, wer sie wären. Wie freute er sich, als er vernahm, daß es Tiroler Schützen seien, welche zu seiner Verstärkung herbeikamen!

Zuerst zog eine vollständige Musik und dicht hinter derselben schritt ein Knabe mit einem kleinen Stutzen gar stattlich einher. Der Vater traute kaum seinen Augen: es war sein Anderl wieder. Er lief freudig auf den Vater zu und küßte ihm die

Hand. Seiner Mutter war er fortgelaufen und hatte sich den Landes-Vertheidigern angeschlossen. Diese hatten ihm ein graues Mäntelchen und einen grünen Hut machen lassen, ihm einen leichten Stutzen gegeben und ihn vollkommen wie einen Soldaten ausstaffirt. — Später, als er mit dem Vater allein war, klagte er diesem, daß er gar so hungrig wäre und seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hätte. Von jetzt an behielt ihn der Vater bei sich.

Nach einiger Zeit aber wurde Anderl in einem heftigen Gefechte von seinem Vater getrennt und mit vielen anderen Tiroler Soldaten von den Bayern gefangen genommen. — Er meinte, sein Vater sei im Kampfe gefallen, darum weinte er bitterlich und schrie ohne Unterlaß: „Ach mein Vaterle! ach mein Vaterle!" Endlich beruhigte er sich doch und ging mit den übrigen Gefangenen weiter.

Sie wurden nach München gebracht.

Die Jugend und das offen-treuherzige Wesen des kleinen Kriegsgefangenen erregte allgemeine Theilnahme. Auch der König wollte ihn sehen. Er wurde ihm vorgeführt. „„Was meinst du denn,"" fragte ihn Max I., „„was mit dir geschehen soll?"" — „„Ach, man wird mich umbringen wie meinen Vater!"" rief er. Der gute König aber sprach ihm Muth ein, unterhielt sich lange mit ihm und schickte ihn an eine Erziehungs-Anstalt.

Sein Vater war nicht umgekommen, sondern hatte sich im Kampf auf einen Felsen gerettet und war sehr betrübt über den Verlust seines Sohnes. —

Der König ließ aber den kleinen Anderl bald wieder zu seiner Mutter zurückbringen. —

4. Die Frau des Tiroler Helden.

Schon aus seinem letzten Briefe sieht man, welche zärtliche Zuneigung Hofer für seine Frau hegte, mit der er, mannigfacher Sorgen ungeachtet, stets ein glückliches und zufriedenes Leben geführt hatte, bevor ihn seine Bestimmung auf eine weit entlegene Laufbahn führte. Leider! ward für diese einfache, aber ebenso tüchtige und herzensgute Frau diese unerwartete Bestimmung ihres Gatten zu einer harten Schule des Unglücks. Anna Hofer, die Wittwe des Mannes, den die Franzosen wegen seines langen Bartes „General Barbon" zu nennen pflegten, war aus dem in den Tiroler Alpenthälern wohlbekannten Geschlechte der Ladurner entsprossen und hieß eigentlich Gertraud. Sie war um mehrere Jahre jünger als ihr Mann, dessen Hauswesen sie, da er noch in seinem bescheidenen Beruf als Saumer und Sandwirth stand, mit musterhafter Treue und Anspruchslosigkeit führte. Sie war aber

nicht nur eine häuslich und wirthschaftlich gesinnte, sondern auch eine wahrhaft fromme und gottesfürchtige Frau.

Wie sie sich fügsam, nachgiebig und im Stillen thätig als Wirthin vom Sande gezeigt hatte, so blieb sie sich auch gleich, als ihr Mann den hohen Posten eines Landes-Kommandanten bekleidete. Und als nun Hofer's früh verbleichender Stern am Rande seines Horizonts stand, und Weib und Kind rauh und gewaltsam mit in sein herbes Geschick gerissen wurden, als man auch Diese gefangen und gefesselt nach Mantua führte; da legte Gertraud Hofer den frommen, gottergebenen Sinn, den sie früher im häuslich-geringen Kreise sich zu bewahren gewußt, auch im Schmerz und Unglück auf recht rührende Weise an den Tag.

Und als nun der unvergeßliche Lebensgefährte längst dahin gegangen war, wo, wie er sich in schlichter Einfalt selbst ausspricht: „die Frommen Gott loben ohne Ende;" als Oesterreichs kaiserlicher Adler mit seinen erhabenen Schwingen wieder das glückliche Tirol beschattete; als die Gnade des Kaisers Franz die Gattin und die Kinder des Sandwirths hoch geehrt, reich gemacht und in den Adelstand erhoben hatte; als ganz Deutschland und ganz Europa ihr große Ehre und Liebe bewies: auch da zeigte Anna von Hofer sich nicht im mindesten veränderter, als Gertraud Ladurner sich gezeigt hatte. Sie bezog, in treuer Anhänglichkeit an frühere, glücklichere Tage, wieder das kleine, nur etwas wohnlicher eingerichtete Haus „am Sande" und lebte hier mit ihrem Schwiegersohn, Andree Erb, dem späteren Sandwirth, und dessen Frau, ihrer älteren Tochter, in stiller Zurückgezogenheit fort, während ihre jüngere Tochter in der Kaiserstadt als Fräulein von Hofer erzogen wurde.

Kamen nun vornehme Besucher in die stille Alpengegend, welche die im Leid so geduldige Wittwe des Sandwirths kennen lernen wollten, Besuche, die der einfachen Frau öfters wohl lästig waren; so fand man die hochgewachsene ehrwürdige Matrone, welcher Kummer und Gram über vergangene Zeiten das Haar frühzeitig bleichten, mit dem blassen Gesichte voll edlen Ausdrucks, im kleinen Gärtchen am Hause, mit leichter Gartenarbeit beschäftigt, ganz so, als wäre es noch die alte Zeit, in welcher sie für die wenigen Gäste ihrer Wirthschaft zu sorgen hatte. Keinen Tag versäumte sie, mit ihren Freunden und Angehörigen ihre häusliche Andacht zu verrichten, bei welcher sie mit unveränderter Liebe ihres heimgegangenen Gatten in stillem Gebete gedachte. Sie sprach nur wenig und zeigte sich wohl etwas zurückhaltend, und Einige der Besucher haben ihr dieß Betragen zuweilen als Stolz und Anmaßung aus-

gelegt, allein mit großem Unrecht, denn es war nur eine edle Scheu, sich der Neugier der Fremden bloßzustellen. Bei dem Allen war jedoch Anna von Hofer, selbst bis zu ihren letzten Lebenstagen, weder den Obliegenheiten, noch den Genüssen des Lebens abgestorben. In ihren eigenen Angelegenheiten und deren Verwaltung zeigte sie stets viel Umsicht und Klugheit. Sie hatte, durch die Freigebigkeit des Kaisers dazu in den Stand gesetzt, das Wirthshaus am Sande von den Gläubigern ihres Mannes befreit, um, wie sie sich dabei ausdrückte, sein Andenken zu ehren. Da sie die Pension von 2000 Gulden, die ihr der Kaiser zuertheilt hatte, bei weitem nicht verzehrte, so hatte sie sich im Laufe der Jahre ein nicht unbedeutendes Kapital erspart, dessen Anlegung sie sehr geheim hielt, womit sie jedoch auch Vielen ihrer unbemittelteren Bekannten aus der Noth half, denen sie kleine Summen zur besseren Betreibung ihrer Wirthschaften vorstreckte.

Die Wittwe Hofer's starb in den letzten Tagen des Jahres 1836 in dem kleinen Haus am Sande, in den Armen ihrer einzigen, sie überlebenden Tochter, der ihre treue Fürsorge, ihr freundlich-ernstes Wesen, ihr standhaft erduldeter Schmerz gewiß gleich unvergeßlich sein wird. Auch die Welt wird ihr Andenken bewahren, obwohl sie weder eine gepriesene Heldin, noch sonst durch hervorragende Eigenschaften des Geistes ausgezeichnet war; denn der Ruhm, bei einem außerordentlichen Geschick das rechte Maaß, die ausharrende Treue und die wahre Würde der Weiblichkeit in einem unschuldigen Herzen bewahrt zu haben, dieser Ruhm wird ihr niemals streitig gemacht werden können! —

5. Die Wohnung des Tiroler Helden.

Wenige Fremde scheiden von Meran, ohne einen Ausflug nach Passeyr gemacht zu haben, zur Heimath Andreas Hofer's. Sie ist zu Fuß und zu Pferd in drei bis vier Stunden zu erreichen. — St. Martin, das erste Dorf, das erreicht wird, erfreut sich der „Wallfahrt zum rosenfarben Blut," wohin Andreas Hofer, laut seines letzten Briefes, seinen Seelen-Gottesdienst verordnete. — Eine Viertelstunde weiter steht die Wirthschaft „am Sande," ein schlichtes Haus, aus zwei Stockwerken bestehend, deren jedes eine Gallerie hat nach der Landesart, mit einer Laube versehen, mit Scheiben geschmückt und einem Schild, einem langen eisernen Arme, der eine vergoldete Kaiserkrone weist und die Namen: „Andree von Hofer und Anna von Hofer, geborene Ladurner." — Neben daran steht ein hölzerner Schopfen, weiter draußen eine Kapelle. Die Passer rauscht daran vorbei — mächtige Steinwehren

stellen sich ihrem Andrange entgegen. Ein Brunnen sprudelt vor dem Hause, etliche Bäume umsäuseln es.

Beim Eintritt in das Haus bemerkt man über der Thüre von Hofer's ehemaligem Wohnzimmer die Scheibe, nach welcher bei Gelegenheit des Festschießens geschossen ward, das zu Innsbruck stattfand, als man seine Gebeine in der dortigen Hofkirche beisetzte. — Den Mittelpunkt bildet das der Familie Hofer vom Kaiser verliehene Wappen, das in zwei rothe und in zwei goldene Felder getheilt ist. Die goldenen enthalten den Tiroler Adler und einen festen Thurm, die rothen einen Lorbeerkranz und einen Gebirgsschützen mit angelegter Büchse.

In der Kammer, in der Andreas Hofer und seine Gattin schliefen, sind die Bettstellen noch dieselben. An der Wand hängt das Bleistift-Porträt seiner schönen Tochter, die ledigen Standes gestorben. Dort ist ferner der bereits mitgetheilte Brief, den er vor seinem Tode von Mantua aus an den Herrn von Pichler schrieb; es ist eine gewöhnliche Bauern-Handschrift ohne Zittern und ohne Correctur, ruhig und fest, wie er selbst war in den letzten Stunden seines Lebens.

In Hofer's Wohnzimmer sieht es jetzt freilich etwas anders aus — als damals, da er noch den Sand von Passeyr bewirthschaftete. Die Familie hat es sich, aus Ehrfurcht vor seinem Andenken, angelegen sein lassen, allerlei Zierrath zu seiner Ehre dort anzubringen, der freilich dem schlichten, biedern Manne ganz fremd war. Da hängen seine Bildnisse, einmal in farbigem Wachs, ein ander Mal in gut getroffenem Kupferstich, darunter eine kunstfertige Stickerei in Seide und Gold, von Hofer's Tochter verfertigt. Auf der zierlichen Commode zwischen Porzellan- und Glas-Gefäßen stehen viele kleine Büsten des Kaisers, und manche andere Gegenstände erblickt das Auge des Besuchers, die wohl nimmer in dieses bescheidene Haus eingegangen, wenn Hofer für sein ganzes Leben der Wirth vom Sande geblieben wäre.

Dem Fremden, der das Haus am Sande besucht, wird auch von dem Schwiegersohne Hofer's, Andree Erb, dem späteren Sandwirth, die schwere Gnadenkette mit dem Bilde des Kaisers und die Kleidung gezeigt, welche Hofer an dem Tage zu Innsbruck trug, da er zum Landes-Kommandanten von Tirol ernannt wurde; ebenso zeigt man sein „grünes Hemd,“ d. h. Jacke, seine Sporen und seinen Hut mit den gestickten Worten: „Andree Hofer, Ober-Kommandant von Tirol“ — ein Werk der englischen Fräulein zu Meran — und seinen breiten Gürtel, auf welchem man die Buchstaben liest: „A. H. O. K. V. T.“ (Andreas Hofer, Ober-Kommandant von Tirol). —

Zu dieses ruhmwürdigsten Helden Gedächtniß ließ der Kaiser von Oesterreich, Franz I., durch den Professor Schaller in Wien ein Marmorstandbild Hofer's verfertigen, welches im Jahr 1834 in der Franziskaner-Kirche zu Innsbruck neben dem Grabmal des Kaisers Maximilian I. unter großen Feierlichkeiten aufgestellt wurde. —

Aber in allen Hütten und in allen Schlössern Tirols findet man das Bildniß des fabelhaft großen und starken Mannes mit dem fahlgrünen Rocke, dem dunkelbraunen Federbusch auf dem breiten Hut, mit dem langen Hohenpriester-Barte, mit den Pistolen in dem Gürtel, mit dem langen Schwert an der Seite und den Stutzen in der Hand; — da findet man Andreas Hofer in allen treuen Tiroler-Herzen wahrhaft gesegneten Andenkens! —

305. Die Zerstörung Jerusalems.

Der schauerliche Ausruf über den Gott-Menschen Jesus Christus, den Welterlöser: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" ist schwer über das Volk der Juden gekommen. Sie sind durch die ganze Welt zerstreut, wie die Schafe ohne Hirten, und an kein Volk sich recht anschließend, haben sie nirgends auf Erden eine rechte Heimath. Kenntlich überall in jedem Klima unter der Sonne, unveränderlich, wo sie auch sind, mit ihren eigenen Manieren, ihren eigenen Neigungen und Gewohnheiten, sind sie noch völlig wie ihre Urväter, als sie aus Aegypten zogen, hartnäckig den überlieferten Lehren und Satzungen anhängend, ohne Nachgiebigkeit gegen Zeit und Ort und daher abgesondert von den Völkern, unter denen sie leben, bis auf den heutigen Tag, das wunderbarste und wunderlichste Volk, das die Weltgeschichte kennt, und ein Zeichen allen Bewohnern des Erdballs! —

Nach der Babylonischen Gefangenschaft blieben viele Juden in Vorderasien und Aegypten, und in der ersten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts waren sie über einen großen Theil der Römerwelt verbreitet; allein die völlige Auflösung des Volks ward erst durch die Zerstörung Jerusalems und besonders ihres National-Heiligthums, des berühmten Tempels, möglich.

Der Nachfolger des Tiberius, der unsinnige Kaiser Cajus, genannt Caligula, gebot den Juden, die keine Bilder duldeten, seine Bildsäulen im Tempel zu Jerusalem aufzustellen. — Unter dem Tyrannen Claudius ward das jüdische Land römischen Rittern und Freigelassenen zur Beute überliefert, von denen Antonius Felix

durch jede Art von Grausamkeit das Herrscheramt mit Knechtssinn ausübte. — Unter dem Procurator Gessius Florus empörten sich verzweiflungsvoll die Juden, und weil der Aufstand national war, konnte er ihn nicht dämpfen, obgleich noch vier Legionen diesseit des Euphrats standen. — Nach seinem Tode wurde Vespasian vom Kaiser Nero nach dem Oriente geschickt. Durch seinen Ruf, seine Geschicklichkeit und seine tüchtigen Befehlshaber eroberte er in dem Jahre 67 bis 69 nach Christus alles Flachland und alle Städte, nur die Hauptstadt Jerusalem nicht, deren Eroberung er seinem Sohne Titus mit dem Kern des Heeres überließ, während er voll Gier nach der Krone noch im Winter zu Schiffe nach Italien eilte.

Jerusalem hatte eine hohe, hier und da steile Lage, die Mauern waren außerordentlich stark, eine zweite darin umgab die Königsburg Zion, und eine dritte von ausgezeichneter Arbeit umgab den unermeßlich reichen Tempel, der einer Festung ähnlich sah. Von allen Theilen des Landes waren in Folge des Krieges Tausende nach der Hauptstadt geströmt, hinter ihren Mauern 600,000 Mann. Alles, was Waffen tragen konnte, Männer und Weiber, fest entschlossen, auf Tod und Leben für ihre Stadt und ihren Tempel zu kämpfen. — Mit drei Legionen seines Vaters, einer Legion aus Syrien, zwanzig verbündeten Cohorten und acht Schwadronen verstärkt aus Alexandrien, Arabien, Syrien, sowie von Freiwilligen aus Italien, rückte Titus gegen die Stadt. Das jüdische Heer stand zum Theil schlagfertig außerhalb der Mauern, um dem Römer die Annäherung zu verwehren, wurde aber nach mehrtägigen Gefechten in die Stadt zurückgeworfen, die nun arg belagert, von einer Wagenburg umschlagen und an allen Orten geängstigt wurde. In der Stadt waren drei Oberanführer. Simon hatte den äußeren, Johannes den inneren Theil und Eleazar den Tempel, und diese lauerten einander mit Neid und Hinterlist auf; denn der heftige Parteigeist der Bürger erschütterte ganz Jerusalem, räuberische Rotten mordeten und plünderten sich unter einander, und machten das Unheil größer. Johannes riß nach Eleazar's Tode, den er ermorden ließ, den Tempel an sich; erst die nun dringendere Gefahr von Außen bewirkte Einheit und dadurch einige glückliche Ausfälle; sie dauerte aber nicht lange. Vergebens bot Titus, nachdem er die untere Stadt erobert hatte, Unterhandlungen an; die herrschende Partei, auch dieses Mal nicht einsehend, „was zu ihrem Frieden diente," hatte eine vollkommene Schreckensregierung eingeführt, und verwarf mit Spott und Hohn alle Vorstellungen. Der sonst gütige Titus ließ nun alle gefangenen Juden im Angesichte der Stadt

kreuzigen; aber weder diese Grausamkeit, noch die Hungersnoth, welche furchtbar wüthete, so daß Eltern ihren Kindern und Kinder ihren Eltern den letzten Bissen entrissen, eine Mutter sogar ihren eigenen Säugling tödtete, kochte und verzehrte, und die Straßen mit den Leichen der Verhungerten bedeckt waren, konnte die Verblendeten nicht zum Nachdenken bringen. Da ließ Titus die Burg Antonia stürmen und forderte dann zur Ergebung auf; als jedoch auch diese Aufforderung verworfen worden, richtete er den Angriff auf den durch seine Lage, Mauern und Bauart festen Tempel, den er gerne schonen wollte; die Soldaten warfen Feuer hinein, und — wieder den Willen des Titus — sank das herrliche Gebäude am 10. August des Jahres 70 (an welchem auch der erste Tempel von den Babyloniern zerstört worden war) in Asche. Während des Tempelbrandes ward geplündert und gemordet ohne Ende. Kein Erbarmen mit dem Alter, keine Schonung der Würde; Kinder und Greise, Laien und Priester wurden erwürgt; die ganze Bevölkerung erlag der Kriegswuth; um Gnade Flehende wie Kämpfende; das Prasseln der Flammen machte einen Chorus mit dem Gestöhne der Sterbenden; wegen der Höhe des Ortes und der Größe des brennenden Baues schien es, als ob die ganze Stadt in Brand stehe. Nichts läßt sich Erhabeneres und Schrecklicheres denken, als jenes Getümmel — gemischt aus dem Schlachtruf der römischen Legionen, aus dem Geheul der von Feuer und Schwert umringten Empörer, aus dem Weheklagen des verlassenen Volkes, das in der Bestürzung unter seine Feinde hineinrannte. Dem Jammergeschrei von Oben antwortete die Menge in der Stadt. Tausende, denen der Hunger bereits den Mund verschlossen, brachen beim Anblick des brennenden Tempels von Neuem in Klagen und Jammer aus. Um das Grausen noch zu vermehren, wiederhallte das Getümmel von Peräa und den umliegenden Bergen her; dennoch waren die Jammerscenen noch ärger als der Lärm. Es sah nicht anders aus, als wenn der ganze Hügel, auf dem der Tempel stand, von den Wurzeln herausbrenne — so tobend fraß das Feuer um sich; vor Leichnamen konnte man den Boden nimmer sehen; über Haufen von Todten schreitend, fielen die Soldaten über die Fliehenden her. — Als der Tempel ganz im Feuer aufging, hielten die Römer eine Schonung der übrigen Gebäude für nutzlos und zündeten Alles an, die Reste der Hallen und die Thore, zwei ausgenommen, welche sie nachher niederrissen, das östliche und das mittägliche. Dann verbrannten sie auch die Schatzkammern, worin unermeßliche Schätze, Kleider, Kleinodien, kurz, der ganze Reichthum von Judäa aufgeschichtet lag, weil die Reichen überall her ihre beste

Habe dorthin geflüchtet. Endlich kamen sie auch an die äußerste Halle, wohin Weiber und Kinder aus dem Volke, ein gemischter Haufe, gegen 6000 Menschen, geflohen waren; und in ihrer Wuth zündeten die Soldaten auch diese Halle an. Viele kamen um, indem sie aus den Flammen, und Viele, weil sie in die Flammen sprangen. Von allen Diesen ward keine Seele gerettet. Die Letzten der Belagerten zogen nun in die Oberstadt, und verlangten freien Abzug, den Titus aber jetzt verweigerte und der am 8. September auch dort eindrang, die Stadt plündern, verbrennen und der Erde gleich machen ließ.

Dieß war der letzte Tag Jerusalems, der berühmten Stadt, über welche Jesus bei seinem letzten Einzug in dieselbe, als er sie ansah, weinte, und über sie ausrief: „Wenn doch auch **du** es erkenntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient; nun aber ist es vor deinen Augen verborgen! Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich beängstigen werden! Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast!" Luk. 19, 41. —

Nachdem Alles gänzlich verwüstet und der Erde allum gleichgemacht war, ließ Titus nur noch Ein Stück von der Mauer gegen Abend nebst drei Thürmen stehen. Jenes sollte der zurückzulassenden Besatzung zur Sicherheit, diese zum Andenken dienen, daß ehemals hier eine Stadt gestanden habe.

Fast eine Million Menschen war bei der Belagerung umgekommen, 97,000 Gefangene wurden als Sclaven verkauft, der Uebrigen Loos war Zerstreuung in alle Lande.

Zerbrochen und zertrümmert war nun der Scepter von Juda, und die Reste der Nation in alle Theile der Erde zersprengt, zerstreut und sichtbar durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag. Wo von allen verschwundenen Nationen sich keine Seele mehr regt, da zeigt sich noch der Jude — der ewige Zeuge seiner grauenvollen Geschichte! —

Durch alle Welt aber klingt der Sieges- und Anbetungs-Ruf des christlichen Glaubens dem von den Juden gekreuzigten und am dritten Tage von den Todten glorreich auferstandenen Gott-Menschen und Welterlöser frohlockend entgegen:

„Gelobt sei Jesus Christus! In Ewigkeit! Amn." —

306. Die Krönung eines deutschen Königs.

Im Jahre 936 wurde Heinrich I. zu Bothfeld bei Elbingerode vom Schlagflusse getroffen. Dieß mahnte ihn an den Tod. Er berief daher eine Reichsversammlung nach Erfurt, wo sein Sohn Otto I. zum Könige gewählt ward. —

Nach Heinrich's Tod versammelten sich deßhalb die Großen der Sachsen und Franken, die das Reich im engeren Sinne ausmachten, zur Vorwahl, und bestätigten das dem verstorbenen Könige gegebene Wort, beschlossen aber zugleich, durch einen feierlichen Akt, an dem die Großen des ganzen Reiches Theil nehmen sollten, den neuen Fürsten zu erheben.

Otto I. begab sich nach Aachen. Dort erneuerten die Herzöge von Bayern, Schwaben, Franken und Lothringen mit den anderen Großen des Reichs in einer Halle neben dem Dom am 8. August 936 die Wahl und schwuren ihm Treue und Lehnspflicht. Dann schritten sie mit ihm in den Dom, wo die Geistlichkeit und das Volk versammelt waren.

Und der Erzbischof Hildebert von Mainz, als erster Kirchenfürst von Deutschland und als Erzkanzler, nahte dem jungen Könige mit der Inful auf dem Haupt und dem Hirtenstab in der Hand, führte ihn in die Mitte des Domes, zeigte ihn allem Volke und sprach: „Sehet hier Otto, welchen Gott zum König ausersah, weiland Herr Heinrich dazu empfahl und die Fürsten der Reiche erkoren haben! Gefällt euch die Wahl, so erhebe Jeder von euch seine rechte Hand!"

Da erhob das Volk frohlockend die Hände auf, und nun führte der Erzbischof den König zum Altare, wo die Reichskleinodien lagen. — Er umgürtete ihn mit dem Schwerte Carl's des Großen und sprach zu ihm: „Nimm und führ' es den Feinden Christi zum Schrecken, der Christenheit zum Heile!" — Dann that er ihm den Kaisermantel und die Armringe an mit den Worten: „Bleibe, in den heiligen Glauben gehüllt, getreu bis in den Tod, und erhalte den Frieden!" — Hierauf legte er ihm den Scepter und den Stab in die Hände, salbte ihn mit dem geweihten Oele und sprach dazu: „Herrsche recht als Vater über deine Unterthanen, schütze die Diener Gottes, die Wittwen und Waisen; das Oel der Barmherzigkeit gehe dir nimmer aus!" — Nach diesem setzte er mit Hilfe der Erzbischöfe von Köln und Trier dem Könige die Krone auf's Haupt und alle Drei führten ihn zwischen zwei Marmorsäulen auf den Thron hinan; und alles Volk erblickte ihn dort im vollem Glanze der Majestät.

Otto aber dachte, während das Hochamt gesungen wurde, an Carl den Großen, welcher unten in der Gruft des Domes auf seinem goldenen Stuhle saß, und schwur sich's zu — dessen Reich wieder herzustellen. —

Nach Beendigung des Gottesdienstes zog der König mit allen Fürsten, Grafen und Edlen, Bischöfen und Aebten in den kaiserlichen Palast und setzte sich an einen Marmortisch; da ward das Krönungsmahl vor ihm aufgetragen und die Herzöge bedienten ihn dabei: der von Franken als Truchseß, der von Schwaben als Mundschenk, der von Bayern als Marschall, und der von Lothringen als Kämmerer. — Von dieser Zeit schreiben sich des Reichs vier Erzämter her, wodurch die höchste Herrlichkeit des Königs über alle Fürsten ausgedrückt ist, welche ihn aus ihrer Mitte erwählt haben, da er zuvor ihres Gleichen gewesen war. —

---

307. Die Geissler.

(Aus: Der Kaiser-Dom zu Speyer von Johannes von Geissel, Cardinal und Erzbischof zu Köln.)

Beinahe in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wurde der Dom zu Speyer Zeuge eines nie gesehenen Schauspiels. Eine furchtbare Pest hatte im Jahr 1347 durch ganz Deutschland gewüthet, und die Menge der Todten war so groß, daß man die Leichen nicht beerdigen konnte. Da fiel der Schrecken des Herrn über die Lebenden, und des Himmels ungewöhnlicher Zorn schien ungewöhnliche Buße zur Sühnung zu fordern. Von innigster Zerknirschung ergriffen, thaten sich Leibeigene und Edle, Gelehrte und Ungelehrte, Weiber und Knaben, Weltliche, Leutpriester und Bettelmönche zusammen, ergriffen die Geissel und geisselten sich, bis das Blut vom nackten Rücken hinablief und (wie sie glaubten) Gottes Erbarmen ihnen sicherte.

Aber der Geist der Wanderung war in sie gefahren; sie machten sich auf, zogen umher in Schaaren, boten in Städten und Dörfern die Geissel und mahnten zur Kreuzigung des Fleisches und Wallfahrt; denn dadurch allein könne man hoffen, der Sünden Schuld zu tilgen *)

*) Der Papst verwarf in einer Bulle feierlich diesen Irrthum. — Adami Ursini Chron. Thuringicum ad 1350 sagt: „Die worden alle verbannet von dem Babste, umb des wyllen, daß sie ihnen selber Buesse satzten umb ihre Sünde, und sich damit ehrloß und rechtloß machten mit ihrer offenbaren Buesse, die doch Niemand geburt zu thun, denn den offenbarern Sündern, als denn es von dem heyligen Stuele zu Rom gesatzt worden."

und des erzürnten Himmels Rache zu begütigen. *) Christus wolle es.

Zweihundert dieser Geissler kamen aus Schwaben herab an den Rhein. — In der Mitte des Brachmonats des Jahres dreizehnhundert und neun und vierzig, als man eben im Münster zur Prim läutete, gingen sie im Angesichte von Speyer über den Rhein und zogen paarweise in die Stadt, auf den großen Platz vor das Münster. Ganz Speyer lief herzu, erstaunt ob des sonderbaren Zuges, und beschaute neugierig die niegesehene Tracht der Wallfahrer. Voran gingen etliche Geissler mit großen, gewundenen Stielkerzen; dann folgte der Fürst des Zuges mit der kostbaren Hauptfahne von Seide, auf der man das Bild des Gekreuzigten erblickte (daher hießen sie „Kreuz=Brüder"); hinter ihm zwei Meister; diese gehorchten dem Fürsten, ihm aber und den Meistern Alle in Allem. An sie reihte sich dann der Zug der Geissler mit mehreren Fahnen von Seide und Purpur, auf denen verschiedene Gemälde zu sehen waren, wie sie der Geist und Geschmack der Waller zu bezeichnen vermochte. Ein weißer Hut mit einem rothen Kreuze überschattete das trübe, düstere Gesicht; eine schwarze Kutte mit weißen Kreuzen hinten und vorn deckte den Leib; in der Linken trug Jeder ein hölzernes Crucifix, die Rechte aber führte eine Geissel mit drei Riemen, deren Enden eiserne Sterne hatten. So zogen sie vor den Dom und bildeten dort einen weiten Kreis. Dann legten sie die Kutten und Schuhe ab, und erschienen nackt von dem Hals bis zur Hüfte. Hierauf gingen sie im Kreise herum, Einer nach dem Andern, und warfen sich mit ausgebreiteten Armen längelang darnieder und sprachen das Gebet des Herrn. Dann erhoben sie sich wieder; der Fürst sang vor, die Anderen nach:

„Tretet herzu, wer büßen wölle,
Luzifer ist ein böser Geselle!"

Darauf geisselten sie sich, bis das Blut in Strömen den Nacken hinabfloß; und während dem die mit Andachtswuth oder Gleisnerei **) geschwungenen Geisseln durch die Luft zischten und die eisernen Stacheln den so oft zerfleischten Rücken von Neuem zerrissen, standen drei Männer (der Fürst und die beiden Meister) in des Ringes Mitte, sangen mit lauter Stimme vor, die Anderen ihnen nach, und gaben so durch Gesang und Geisselhiebe den Takt. Sie sangen:

---

*) Sie zeigten deßhalb einen Brief vor, der vom Himmel gefallen wäre.

**) Simon sagt in seinem Werke, betitelt — Historische Beschreibung aller Bischöfe von Speyer: „In summa, es war aber doch nichts anderst mit ihnen, dann eytel büberey und Leuth betriegen." (Seite 134.)

„Nun ist die Fahrt also gut und breit,
Das Christ selber gen Jerusalem reith.
Er führt ein Creutz an seiner Hand,
Dadurch halff uns der Heiland.
Nun ist die Fahrt auch also guth,
Hilff vns, Herr, durch dein heiliges Blut
Das du am Creutz vergossen hast,
Auf daß wir auch kommen zu rast.
Nun ist die Straß auch also breit,
Die vns zu vnser Frawen dreit.
In vnser lieben Frawen Land,
Darzu helff vns Gott der Heiland.
Wir sollen die Buß nemmen an,
Das jeglicher bei Gott bestehen kann.
Im Himmel vnsers Vaters Reich,
Das bitten wir Gott ewiglich.
Sohn, Heiliger Geist, zu aller frist,
Der aller Welt gewaltig ist! Amen."

Wenn dann nach langer Verblutung das Wort des Fürsten dem Geisseln ein Ziel setzte, stürzten Alle von Neuem nach Art eines an's Kreuz Gehefteten längelang mit dem Gesichte zur Erde, beteten mit Weinen und Schluchzen, und die Meister gingen dann durch den Ring, und riefen ihnen zu, bei Gott Erbarmen zu erflehen über das Volk, Segen für ihre Wohlthäter, Verzeihung ihren Feinden, Gnade den Sündern und Rettung den armen Seelen im Fegfeuer. Hierauf erhoben sie das Gesicht wieder, streckten die Hände zum Himmel empor, und sangen knieend verschiedene Lieder in deutschen Reimen; standen auf, geisselten sich wieder, lange und blutig. Ihr Geschäft war dann gethan; der Fürst gebot Ruhe; und während sie ihre Kutten wieder anzogen und den blutigen Rücken verhüllten, entkleidete sich die zweite Abtheilung der Schaar, die bisher ausser dem Kreise die Kleider und das Gepäck der sich Geisselnden bewacht hatte, und schwang dann mit gleichem Eifer und gleichen Gebräuchen die Geissel. Als auch diese gekniet, gebetet, gesungen und sich gegeisselt hatten: trat ein Mann mit einer starken Stimme in die Mitte des Ringes, und verlas dort laut vor allem Volke einen Brief, den ein Engel in die St. Peters-Kirche zu Jerusalem herabgebracht haben sollte; des Inhalts:

„Christus, ob der Menschen Sünden-Menge, Schändung des Sonntags, Brechen der Fasten am Freitage, Gotteslästerung, Wucher und Ehebruch, schwer beleidigt, habe der Welt Ende beschlossen. Da habe die allerseligste Jungfrau mit den Engeln um Erbarmung gefleht, und der Herr geantwortet: er werde Gnade für Recht ergehen lassen, wenn Alle vier und dreißig Tage lang wallfahren und sich geisseln." —

Nach Vorlesung des Briefes, der die Herzen mit banger Wehmuth erfüllte, zogen sie nun von dem Dom-Platze, unter Bewunderung Aller, paarweise in's Münster, fielen dort vor dem gnadenreichen Marienbilde auf die Kniee und sprachen:

„Jesus ward gelabt mit Mirrhen und Gallen,
Darumb sollen wir an ein Creutz fallen!"

Warfen sich dann wieder auf das Gesicht, und der Meister sang:

„Nun hebent uff uwer Hende
Daß Gott das große sterben wende,
Nun heben uff Ewre Arme,
Das Gott sich vber vns erbarme!"

Sofort standen sie auf, warfen sich wieder zu Boden, und sangen von Neuem; so dreimal.

Ihnen nach in's Münster war ganz Speyer gezogen, in tiefem Staunen das seltene Schauspiel anstarrend; und die schallenden Geissel-hiebe, die düstere Bußtracht und die ernsten Gesänge dieser neuen Wallfahrer hatten alle Herzen mit frommer Rührung erfüllt. Diese stieg bis zur ungestümen Begeisterung, als sie in dem Haufen sogar mehrere Adliche der Nachbarschaft erblickten, die, ihre Burgen verlassend, statt Schwert und Lanze nun Crucifix und Geissel schwangen. Da ergriff andächtige Barmherzigkeit alle Gemüther; Jeder wollte einen Geissler in seinem Hause bewirthen; Jeder machte sich auf, eilte, faßte Einen der Wallfahrer, zog ihn ungestüm aus dem Münster, hinaus auf die Straße, fort in sein Haus, im Triumphe an seinen Tisch. Viele kamen zu spät, fanden Keinen mehr, und mußten für diesen Abend, und für immer, den Segen und die Unterhaltung eines Gottesmannes entbehren.

Am folgenden Morgen schlossen sich viele Speyerer, vom Geiste der Buße getrieben und wallfahrtslustig, dem heiligen Zuge an; aber die Meister hielten strenge Musterung, und wählten nur die Berufenen. Nur — wer mit seiner Hausfrau Willen — in den allgemeinen Seckel auf jeden Tag vier Heller zuschoß, beichtete und zum Abendmahl ging, und allen Satzungen der Meister unbedingten Gehorsam schwor, ward der Gnade würdig befunden. Ueber hundert Speyerer bestanden die Probe, und zogen dann mit dem Haufen singend und sich geisselnd den Rhein hinauf nach Straßburg. —

---

308. Die Abdankung des Kaisers Carl V.

Carl V. stand in seinem sechs und fünfzigsten Jahre. Sein Muth war durch verschiedene in jüngster Zeit erlittene Niederlagen tief herabgestimmt, noch mehr aber durch seinen Gesundheits-

Zustand, der ihn verhinderte, an den gewohnten männlichen und kriegerischen Uebungen theilzunehmen; und somit fühlte er, daß er nicht mehr die alte Kraft besaß, die Mühen in der Handhabung des Reiches zu bestehen. Nur wenig über dreißig Jahre alt, befiel ihn die Gicht, und neuerdings richtete ihn diese Krankheit so übel zu, daß er den Gebrauch seiner Glieder fast verloren hatte. Der nämliche Mann, der in Stahl eingefaßt, ganze Tage und Nächte im Sattel gleichgiltig gegen Wetter und Jahreszeiten gesessen, konnte sich jetzt vermittelst seines Stabes kaum mehr fortschleppen. Tage lang war er an's Bett gefesselt und ganze Wochen lang verließ er sein Zimmer nicht. Seine einzige Erholung blieb die Lesung religiöser Schriften.

Seine Gedanken wendeten sich nun von den weltlichen Angelegenheiten denen seiner Seele zu, und er beschloß, einen Plan auszuführen, nach welchem er seine Krone niederlegen und sich in religiöse Abgeschiedenheit zurückziehen wollte, um sich daselbst für sein letztes Stündlein vorzubereiten. *)

Er beschloß, daß zu Brüssel in der Gegenwart seines nun neun und zwanzig Jahre alten Sohnes Philipp, seines Erben, die Abdankung von ihm sollte vollzogen werden. Die verschiedenen niederländischen Provinzen wurden aufgefordert, Abgeordnete zu senden, die die Vollmacht mitbrächten — zur Entgegennahme von des Kaisers Resignation und zur Uebertragung ihrer Unterthanen-Treue auf seinen Nachfolger.

Dann wurden Vorbereitungen getroffen, die Abdankungs-Ceremonie mit dem ganzen, für eine so hehre Gelegenheit passenden Pompe feierlich zu vollziehen.

Die große Halle des königlichen Palastes zu Brüssel war als Schaubühne dazu erkoren. Die Wände des geräumigen Saales waren mit Tapeten behangen, der Boden mit reichen Teppichen belegt. Am Ende derselben erhob sich ein Gerüst zur Höhe von sechs bis sieben Stufen. Darauf stand ein Thron nebst sonstigen Sitzen für Philipp und für die flamändischen großen Herren, welche ihrem Souverain aufwarteten. Ueber dem Throne sah man einen glänzenden, mit dem Wappen des Burgunder Herzogshauses geschmückten Himmel ausgespannt. Vorn, dem Gerüste gegenüber, hatte man Plätze für die Abgeordneten aus den Provinzen angebracht, worauf sie je nach den Rechten ihres Ranges sitzen sollten. —

Am 25. October 1555, als dem für die Ceremonie angesetzten Tage, vollzog Carl V. ein Testament, wodurch er seinem Sohne

---

*) Siehe im I. Bande des „Anekdotenschatzes“ Seite 435.

die Oberhoheit über Flandern zuerkannte. Dann wohnte er der Feier des heiligen Meßopfers bei, und schritt hierauf am Stabe, begleitet von Philipp und einem zahlreichen Gefolge, nach der großen Halle, wo die bereits versammelten Deputirten seiner Ankunft harreten.

Während der Kaiser sich mit der einen Hand auf seinen Stab stützte, ruhte die andere auf Wilhelm von Oranien, der, damals noch jung, später der furchtbarste Feind seines Hauses geworden. Den Eindruck von Carl's ernstem Benehmen erhöhte noch seine Kleidung; denn er trauerte um seine Mutter, und das düstere Aussehen seines Anzugs wurde nur durch eine einzige Zierrath, das stolze Halsband des goldenen Vließes, welches ihm um den Hals hing, gemildert.

Hinter dem Kaiser folgte Philipp, der Erbe seiner weiten Besitzungen. Die Pracht seiner Kleidung paßte zu seiner königlichen Stellung und bildete einen eigenthümlichen Gegensatz zu derjenigen seines Vaters, der so eben die Herrlichkeit der Welt verließ, welche der Sohn sich anzueignen nun im Begriffe stand.

Zunächst nach Philipp folgte Maria, des Kaisers Schwester, die einstige Königin von Ungarn. Sie hatte beinahe zwanzig Jahre in den Niederlanden den Regenten-Posten ausgefüllt und begrüßte jetzt freudig die Stunde, in welcher sie die Bürde der Herrschaft auf ihren Neffen übertrug und sich, gleich ihrem kaiserlichen Bruder, in's Still-Leben zurückzog. — Eine andere Schwester Carl's, Eleonore, die Wittwe des französischen Königs Franz I., nahm auch an diesen Feierlichkeiten Theil, ehe sie ihre Reise nach Spanien, wohin sie den Kaiser begleiten sollte, antrat.

Nach diesen Gliedern der kaiserlichen Familie kam der Adel der Niederlande, die Ritter des goldenen Vließes, die königlichen Räthe und die großen Beamten des Haushalts, Alle glänzend mit ihrer Staatskleidung geschmückt und stolz die Insignien ihres Ordens zur Schau tragend.

Nachdem der Kaiser den Thron bestiegen, mit Philipp zur Rechten, der Regentin Maria zur Linken und mit dem übrigen Gefolge auf den für sie auf dem Altane bereiteten Sitzen: hielt der Reichs-Präsident von Flandern eine Anrede an die Versammlung über den Zweck dieser Zusammenkunft und die Beweggründe, die ihren Herrn zum Rücktritte von der Regierung bewogen hätten, und er schloß, indem er, in ihres Souverains Namen, sie aufforderte, ihre Unterthanentreue von demselben auf Philipp zu übertragen. —

Nach einer Pause erhob sich Carl, um an seine Unterthanen einige Worte des Scheidens zu reden. Er stand nur mit offenbarer

Schwierigkeit auf, und ließ die Rechte auf der Schulter des Prinzen von Oranien ruhen; in der anderen Hand hielt er ein Papier, mit einigen Winken für seinen Vortrag beschrieben, auf das er, um sein Gedächtniß aufzufrischen, gelegentlich die Augen richtete. Er bediente sich der französischen Sprache.

„Nicht gern," sagte er, „scheide er von seinem Volke, ohne einige Worte von seinen eigenen Lippen. Es seien jetzt vierzig Jahre, seitdem ihm der Scepter der Niederlande anvertraut worden. Kurz nachher wäre er berufen worden, Sorge für ein noch ausgedehnteres Reich, beides in Spanien und Deutschland, zu tragen, was für Jemand, der noch so jung sei, eine schwere Verantwortlichkeit in sich schlösse. Indessen habe er sich ernstlich bemüht, nach besten Kräften seiner Pflicht zu genügen. Er sei stets der Interessen seines theueren Geburtslandes, vor Allem aber der Interessen der Christenheit eingedenk gewesen. Sein erstes Bestreben habe dahin gezielt, dieselben unverletzt gegen die Ungläubigen aufrecht zu erhalten. Hierbei sei er theils durch die Eifersucht der benachbarten Mächte, theils durch die Faktionen der Ketzerfürsten Deutschlands gescheitert. — Bei der Vollbringung seines großen Werkes habe er nie persönliches Wohlbefinden befragt. In Krieg und Frieden haben sich seine Expeditionen nach Frankreich, England, Deutschland, Italien, Spanien und Flandern auf nicht weniger als auf vierzig belaufen. Viermal habe er die spanischen Meere, achtmal das Mittelmeer durchsegelt. So lange er in der Kraft, es auszuhalten, gewesen, sei er vor keiner Mühe zurückgeschreckt. Aber eine grausame Krankheit habe ihn dieser Kraft beraubt. Im Bewußtsein seiner Unfähigkeit, die Pflichten seiner Stellung zu erfüllen, wäre er schon lange zum Entschlusse gekommen, dieselbe aufzugeben. Davon sei er nur durch die Lage seiner unglücklichen Mutter und durch die Unerfahrenheit seines Sohnes abgelenkt worden. Diese Einwürfe beständen jetzt nicht mehr, und er würde ohne Entschuldigung dastehen in den Augen des Himmels oder der Welt, so er länger dabei verharren wollte, die Zügel der Regierung noch zu halten, wenn er unfähig wäre, dieselben zu lenken, — wenn mit jedem Jahre seine Unfähigkeit deutlicher würde. Er bat sie, zu glauben, daß nur dieß und kein anderer Grund ihn zum Niederlegen des so lange geführten Scepters bewogen. Sie seien gegen ihn pflichttreue, liebende Unterthanen gewesen, und solche würden sie, wie er nicht zweifele, auch gegen seinen Nachfolger sein. Vor allen Dingen flehe er sie an, die Reinheit des Glaubens zu wahren. Wenn aber irgend Einer in dieser zügellosen Zeit Zweifel in seine Brust habe eindringen lassen,

so möge er solche Zweifel auf der Stelle ausrotten. Ich weiß wohl," schloß er, „daß ich während meiner langen Verwaltung auf Irrthümer verfallen bin und Unrecht begangen habe; allein es geschah aus Unwissenheit; und wenn Solche, denen ich Unrecht gethan, gegenwärtig sind, so wollen dieselben glauben, daß es nicht beabsichtigt war, und mir ihre Verzeihung gewähren!" — —

Während der Kaiser sprach, herrschte in der ganzen Versammlung eine lautlose Stille. Carl war dem Volke der Niederlande, dem Lande seiner Geburt, immer lieb gewesen. Seine Thaten erfüllten sie mit National-Stolz, und sie empfanden, daß sein Ruhm einen eigenthümlichen Schimmer auf sie selbst zurückstrahlte. Da sie nun zum letzten Mal auf diese verehrte Gestalt blickten und den scheidenden Ermahnungsworten seiner Lippen lauschten, fühlten sie sich tief gerührt, und in der ganzen Versammlung war kein trockenes Auge zu sehen. —

Nach einer kurzen Zwischenzeit richtete sich Carl an Philipp, welcher mit den Zeichen der tiefsten Ehrfurcht seiner Befehle wartend dastand, und redete ihn folgendermaßen an:

„Wenn die weiten Besitzungen, womit Du jetzt ausgestattet wirst, durch Erbrecht auf Dich gekommen wären, so würde ein reichlicher Grund zur Dankbarkeit vorhanden sein. Um wie viel mehr, wenn sie als ein freies Geschenk noch zu den Lebzeiten Deines Vaters kommen! Aber wie groß auch immer die Schuld sein mag, so werde ich sie als ganz zurückbezahlt erachten, wofern Du nur Deiner Pflicht gegen Deine Unterthanen stets genügest! Herrsche so über sie, daß mich die Menschen segnen, und mich nicht um meiner jetzigen Handlung willen tadeln! Fürchte Gott! Lebe rechtschaffen! Achte die Gesetze! Begünstige **vor Allem** die Interessen der Religion! Und möge Dich der Allmächtige mit einem Sohne segnen, welchem Du, wenn Du alt und von Krankheit niedergebeugt bist, Dein Königthum mit demselben guten Willen zu übergeben vermagst, wie ich jetzt das meinige an Dich übergebe!" — —

Als er zu sprechen aufhörte, wollte sich Philipp, tief ergriffen, seinem Vater zu Füßen werfen und ihn des Bestrebens versichern, sein Möglichstes zu thun, diese Güte zu verdienen; allein Carl hob den Sohn auf und umarmte ihn zärtlich, indeß ihm die Thränen dicht von den Wangen hinabliefen. Jedermann, selbst der Festeste, war von dieser rührenden Scene ergriffen, und man hörte durch die ganze Halle nichts als Schluchzen und schwer unterdrücktes Stöhnen.

Carl, von seinen Anstrengungen erschöpft und todtenbleich, sank auf seinen Sitz zurück, während er mit schwacher Stimme, indem er auf sein Volk blickte, ausrief: „Segne Euch Gott! Segne Euch Gott!“ —

---

309. Die drei Engel.

Vor dem Throne des ewigen Vaters knieten drei Engel und beteten an. Ihre Namen aber waren Glaube, Liebe und Hoffnung.

Da sprach der Herr der Heerschaaren zu ihnen: „Steiget auch ihr hinab zur Erde und seid dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste Derjenigen, die ererben sollen die Seligkeit! Du, Glaube, richte der Sterblichen Auge empor nach dem himmlischen Vaterlande; und du, Hoffnung, zeige ihnen in dem Kampfe des Lebens die Krone des Lohnes; du aber, Liebe, wohne in dem reinen Herzen und gestalte es zum Heiligthum meines Geistes!“ —

Und sie gehorchten und dienten treulich den Sterblichen zur ewigen Seligkeit.

Wenn aber eine Seele an der Hand des milden Todesengels über die Gründe der Erde emporstieg und zum Throne des Vaters hinschwebte, da triumphirte der Glaube, daß sein Werk vollbracht, und die Hoffnung, daß ihre Verheißung erfüllt sei. Aber die Liebe schwebte empor mit der erlösten Seele zum Himmel und reichte der Entzückten die Siegeskrone. —

---

310 — 312. Lehrworte der Blumen.

1. Verschiedene Blumen am Wege.

Die einzige körperliche Erholung, welche sich der berühmte Apostel Andalusiens Johann von Avila während seines Aufenthaltes zu Montilla in seiner Einsamkeit verstattete, bestand darin, daß er sich im stillen Gärtchen, von Mauern rings umschlossen, — mit dem heiligen Ludwig von Granada, Centenares und Pereira in frommen Gesprächen erging.

Einmal, — es war ein sanfter Maienabend, — die Blumen dufteten und die Lüfte spielten mit den dunklen Blättern des Orangen- und des Lorbeerbaumes, — da sprach Avila zu dem jugendlichen Pereira: „Siehst du dort, halb verborgen, das stille Veilchen und dort die Lilie? Wahrhaftig, die Blumen mit ihren Farben und Düften sind für uns lebensvolle Bilder; ihre Namen sind, wie der

heilige Gregorius der Große sagt, so bedeutungsvoll, und sie geben — uns gar manche wichtige Lehre! —

Als ich noch ein kleiner Knabe war, da pilgerte ich mit meiner guten, frommen Mutter nach dem Wallfahrtskirchlein der heiligen Brigitta — im tiefen Walde. Die Mutter zeigte mir auf dem Wege Blümlein mit so lieblichen Namen. „„Siehst du dort,““ sprach sie, „„das Blümlein mit dem blaßblauen Sternenkranz? Das heißen sie, mein Kind, „Engelskrone.“‘ Die ist, o Mutter, sprach ich in meiner Einfalt, vielleicht von der Stirn eines Engeleins, das dort oben unter Blumen gespielt hat, — da herabgefallen? „„So mag es sein!““ entgegnete die Mutter.

„„Siehst du hier,““ sagte sie, als wir weiter gingen, „„das Blümlein, so zart und freundlich? Das nennen sie „Maria's Lächeln!“‘ denn das blühte — nach dem ersten Lächeln des holden Mägdleins Maria, der Mutter Gottes, zum Erstenmale!““ —

Als wir an das moosbedeckte Wallfahrtskirchlein — mit der Zelle des frommen Einsiedlers — gekommen waren, da duftete vor dem Fenster des Einsiedlers ein Blümlein, so andächtig geneigt und sinnend; und eben läutete — beim dämmernden Abend — das Ave Maria. „„Sieh, mein Kind,““ sprach die Mutter, „„das Blümlein heißt „Ave!“‘ —

Bei der Heimkehr, da fand ich eine Blume, an deren Stengel Blümchen um Blümchen emporblühte. O die schöne, schöne Blume! rief ich jubelnd, und brachte sie der betenden Mutter. „„Kind,““ sprach sie so mild und gut, „„diese Blume heißen sie „Himmelstrauen!“‘ sie dringt ja gleich der gottvertrauenden Hoffnung immer und immer mit ihren Blüthen aufwärts.““ —

Jetzt betete die Mutter den Rosenkranz; wir kamen indessen an ein Marienbild in einer Korkeiche. Die Mutter betete vor dem Marienbild, und ich mit ihr. Hierauf pilgerten wir weiter. „„Sieh, mein Kind,““ sprach jetzt die Mutter, dort das schöne Röschen; es lächelt gar so freundlich aus den Felsenspalten. Das heißen sie „Muttergottesröschen!“‘ — Aber willst du auch wissen, wie es diesen Namen bekommen hat?““ — Ja, Mutter! — „„Einmal, da wusch die heilige Mutter Gottes das Kleidchen des Jesukindes (wie ich deines schon so oft gewaschen) und hängte es zum Trocknen an einen dürren Strauch. Und als sie zurückkehrte, siehe, da stand der Strauch mit tausend duftigen Rosen geschmückt. Die Mutter Gottes pflückte Eine von den Rosen und eilte zurück. Das Jesukind schlummerte sanft, und sie legte die Rose auf sein pochendes Herz; das Gotteskind schlummerte friedlich, während es sanft lächelte.““ Doch warum that es denn dieses, o Mutter? sagte ich. „„Es

träumte — vielleicht, es spiele mit Engelein,"" entgegnete die Mutter; doch jetzt erwachte es — freundlich wie ein Engelein — die rothe Rose auf seinem Herzen."" —

„Und welch einen unaussprechlichen Genuß," setzte Ludwig von Granada dieser sinnigen Erzählung Avila's bei, „bereiten uns die Blumen mit ihren tausend lieblichen Farben und ihren Düften! — So sollte uns denn — nach Gottes väterlich weiser Anordnung — nicht nur der Glanz der Sterne — in klaren Nächten ergötzen und erheben; nein, Thäler und Wiesen — mit dem Farbenreigen ihrer unzähligen Blumen — sollen für uns ein zweiter Sternen-himmel sein, der unser Auge ergötzt und uns zum Lobe Gottes ermuntert!" —

2. Blume Himmelsschlüsselchen.

Als vor der hohen Himmelsthür der Pförtner Petrus einst vernahm, daß man Nachschlüssel sich gemacht, um Hinterpförtchen an dem Himmelsthore sich zu erschließen, — entfiel vor Schreck das ganze Schlüsselbund der heiligen Hand und sank von Stern zu Stern bis tief herab auf unsere Erde.

Schnell sendet er einen Engel ihm nach, daß er es aufheb' und zurück ihm bringe.

Doch ehe dieser noch vermocht, die goldenen Schlüssel von dem Boden aufzuheben, da stecken sie schon fest darin und haben der Erde bereits den Frühlingshimmel aufgeschlossen.

Nun nimmt der Engel zwar die Schlüssel mit sich fort, doch bleibt ihr zarter Abdruck uns zurück und öffnet Jahr für Jahr des Paradieses Thor. —

Wenn ihr daher die gelben Schlüsselchen der Erde entsteigen sehet, da schauet nur auf, der Himmels-Vorhof steht dann offen! —

3. Die Kaiserkrone.

Ein weiser Lehrer sprach zu seinen Schülern, mit denen er einen Garten durchwandelte:

„Keine Blume ist ohne Bedeutung; in jeder mag der Mensch ein lehrreiches Bild finden, wenn er es nur suchen will! —

Wie von einem hocherhabenen Throne blickt zum Beispiele dort die Kaiserkrone auf die Erde hernieder, die früher ihre Wiege war, später ihr Grab wird: möchten die Hohen der Erde von ihrer Höhe auch so herabblicken! —

Die Tropfen, die in dem krystall-hellen Auge dieser Blume stehen, die herabträufeln auf's Land: sind es Thränen der Freude, Thränen des Schmerzes? — Sie freut sich ihrer Hoheit! — Mensch,

freue dich auch, wenn du hoch stehst; aber danke Gott dafür mit Thränen! —

Der bittersüße Geruch, der aus der Kaiserkrone quillt: was will er anders bedeuten, als, daß auch der höchste Stand nicht ohne Bitterkeit sei? —

Und das Büschel Gras auf den Kronenspitzen? Selbst gekrönte Häupter deckt nach kurzer Zeit ein wenig Gras!" —

---

313. Die Tugenden.

Die Tugenden lebten lange Zeit in Ehre und Frieden als Nonnen in einem Kloster, dessen Oberin die Frömmigkeit selbst war. Die Freigebigkeit diente als Pförtnerin, die Mäßigkeit als Küchenmeisterin; die Klugheit besorgte Feld und Garten und die Sparsamkeit berechnete das Einkommen; die Sanftmuth leitete die jüngeren Schwestern und die Demuth war die Dienerin Aller. So versah denn jede der Tugenden ein besonderes Amt, und über Alles wachte und sorgte, ermahnend und befehlend, die Oberin, welche, wie gesagt, die Frömmigkeit selbst war.

Die Oberin starb. Da beschlossen die Tugenden, das Kloster zu verlassen und in die Welt zu gehen, wo sie nach ihrer Meinung mehr Gutes wirken könnten. Und sie traten sogleich mit einander die Reise an.

Wie sie in das nächste Dorf kamen, begegnete ihnen ein armes Weib, mit einem Kind auf dem Arm, das bettelte sie an. Die Freigebigkeit, welche den Säckel hatte, wollte der Armen sogleich eine große Summe geben. Darüber wurde sie aber von der Sparsamkeit ausgescholten, welche meinte, daß für Bettler ein kleines Almosen genug wäre. Worauf die Klugheit bemerkte: blindlings geben, ob viel oder wenig, sei überhaupt nicht rathsam; man müsse vorerst die Würdigkeit und die Nothdurft des Armen erforschen. Also erhielt, auf den Rath der Klugheit, die arme Frau nichts.

Die Tugenden kamen drauf in ein anderes Dorf. Da sahen sie, wie ein Vater sein Söhnlein züchtigte mit Schlägen. Alsogleich trat die Sanftmuth zu ihm, und bat ihn, abzustehen von seinem Zorneifer. Die Strenge aber lobte den Mann, sagend, es sei an der Jugend kein Streich verloren, außer der daneben geht. Die Klugheit jedoch meinte: zu viel sei einmal zu viel, und man müsse Maaß halten in allen Dingen. Also schlug der Mann drauf los, so stark und so lang es ihm gut dünkte.

Da sie weiter zogen und in einen Hohlweg kamen, sprengte eben ein Reiter daher, der sein Pferd mit der Peitsche antrieb. Und wie er so um sich hieb, traf er links und rechts mit der Peitsche die Gerechtigkeit und die Demuth. Jene rief sogleich: man solle den Reiter anhalten und zur Strafe ziehen. Die Demuth aber sagte: er hab' es wohl nicht mit Absicht gethan, und man müsse es ihm verzeihen. Und die Klugheit sprach: Was sollen wir da Händel anfangen? Seien wir froh, daß wir Tugenden noch frank und frei die Straße ziehen können! —

Zufälle dieser Art erfuhren sie immer mehr, je weiter sie zogen, und jedes Mal erhob sich Streit unter ihnen, wie die Sache anzusehen und zu behandeln sei. Da gab eines Tages die Klugheit den Rath, es wäre am besten, daß sie sich von einander trennten, und daß Jede den Weg einschlüge und die Weise befolgte, die ihr am meisten zusagte. Der Rath gefiel; sie beschlossen jedoch, daß sie nach Jahr und Tag wieder zusammenkommen wollten an einem bestimmten Orte, um sich ihre Schicksale zu erzählen und weitere Maßregeln zu nehmen zur Beglückung der Menschheit. Und so ist es auch geschehen.

Nach Jahr und Tag kamen sie wieder zusammen an dem bezeichneten Orte, und Jede erzählte nun den Freundinnen, wo sie bisher gewesen, was sie gethan, und wie es ihr ergangen.

Die Freigebigkeit nahm zuerst das Wort, und sprach: „Ich begab mich auf ein Rittergut, welches als das reichste im Lande galt. Die Edelfrau, eine Wittwe, faßte sogleich volle Zuneigung zu mir, und folgte in Allem meinem Rath. Es wurden von nun an täglich zwei Tafeln gedeckt, die eine für fahrende Ritter und Schüler, die andere für arme Leute aus der Nähe und Ferne. Die Ersteren wurden überdieß bei ihrem Abschiede reichlich beehrt, und unter die Letzteren Geld ausgetheilt. Den Bauern, ihren Unterthanen, erließ die Edelfrau auf meine Eingebung die Steuern und Abgaben, und den Kirchen und Klöstern vermachte sie die liegenden Gründe. Da war nun freilich eine große Freude im Schlosse und im Lande. Aber bald kehrte sich leider Alles in Leid. Denn manche der Beschenkten fingen nun an, ein ärgerliches Wohlleben zu führen; die Bauern kümmerten sich nicht mehr um den Pflug, erlustigten sich aber desto mehr im Krug und trieben allerlei Unfug; endlich in der Burg selbst mehrte sich von Tag zu Tag das Gesindel, und da man den Leuten nicht genug mehr geben konnte, so plünderten sie aus Rache das Schloß aus, und zündeten es an. Die Edelfrau hatte zu ihrem Glücke vordem ein Hospital gestiftet, in welches sie sich nunmehr begab, um da ihr armes Leben zu enden. Ich verließ

sie, den Trost ihr gebend, daß sie ihren Lohn haben möge an dem guten Bewußtsein!" —

Nachdem die Freigebigkeit also erzählt hatte, so nahm die Gerechtigkeit das Wort, und sprach: „Ich nahm mein Quartier in der Gerichtsstube eines jungen, angehenden Richters, dem ich unsichtbar zur Seite stand und ohne Unterlaß anlag, daß er strenges Recht üben solle nach den alten Rechten. Sein Vorgänger, ein alter Herr, fragte nicht sowohl nach den geschriebenen Rechten, als vielmehr nach den Gewohnheiten, Ueberlieferungen und den obwaltenden Umständen. Zur Ehre muß man ihm zwar nachsagen, daß er dessenungeachtet Ordnung zu erhalten wußte, und die Zufriedenheit, ja sogar die Liebe seiner Gerichtshörigen zu gewinnen das Glück hatte. Aber das Recht, das alte, das geschriebene, litt eben Schaden durch sein Regiment, und es sollte, es mußte nun anders werden. Auf mein inständiges Anrathen durchmusterte der junge Richter vorerst alle jene alten, bestaubten Bücher und Briefe, worin die Satzungen und Verträge von Alters her verzeichnet waren. Dann begann er sein streng rechtliches Regiment, und richtete und schaltete und waltete genau nach dem Buchstaben des Gesetzes, ohne alle anderen Rücksichten. Ich war vollkommen mit ihm zufrieden. Aber desto unzufriedener wurden seine Gerichtshörigen. Sie klagten laut über Härte und Unbarmherzigkeit; und als der Gerichtsherr nicht nur ihren Klagen kein Gehör gab, sondern die Kläger sogar zu Strafen verdammte, da machten sie einen Aufstand, erstürmten das Gerichtshaus, verbrannten alle alten Bücher und Briefe, und hängten den Richter selbst an den neuen Galgen, den er errichtet hatte. Ich zog traurig hinweg, und ohne Hoffnung, daß diesem Geschlechte noch geholfen werden könne — durch Gerechtigkeit!" —

Darauf erzählten die anderen Tugenden ihre Schicksale, und sie wußten meistens nur Unerfreuliches zu melden. Die Arbeitsamkeit sagte: Sie habe sich bei einem armen Bauern verdingt und habe Tag und Nacht geschafft; aber je mehr sie gearbeitet, desto mehr habe der Bauer gefaulenzt und gelumpt. — Die Sparsamkeit sagte: Sie habe Wohnung genommen in der Hütte einer armen Wittwe, und habe Das, was sie Beide durch Spinnen und Weben erübrigt, wohl zu Rathe gehalten; aber plötzlich sei alles Geld verschwunden; denn die Wittwe habe sich ein schönes, kostbares Kleid machen lassen, um an der Kirchweih, gleich den übrigen Weibern, zu prangen. — Die Sanftmuth sagte: Sie habe mit der Demuth das Land durchzogen, weil sie nirgends Herberg und Arbeit gefunden; denn die Leute hätten sie für Blödsinnige angesehen, die zu nichts zu brauchen wären. —

Zuletzt wurde auch die Klugheit aufgefordert, zu erzählen, was sie gethan und was ihr begegnet; denn sie hatte bis dahin geschwiegen, wie sie denn überhaupt nicht viel Worte machte. Sie sprach: „Meine Geschichte ist kurz. Da ich die Menschen, ihr eitles und stolzes Sinnen und Treiben kenne, so vermied ich eben ihre Gesellschaft und ging in die Wüste. Da lebte ich während der Zeit bei einem Einsiedler, und ich fand neben Gottesfurcht, die seine Hütte bewohnte und sein Herz besaß, immer noch ein Plätzchen, wo ich ruhen und wirken konnte. Zu thun für mich gab's da nur selten etwas und nur wenig; ich zeigte ihm die besten Plätze, wo es gute Beeren und heilsame Wurzeln gab; ich warnte ihn, wenn er etwa den Krug unsicher hinstellte zum Quell, daß er nicht umfiele und zerbräche; ich erinnerte und mahnte ihn, die Hütte zu decken oder zu verschließen, wenn die rauhe Jahreszeit hereinbrach, oder ein Unwetter, Regen und Wind drohte. So lebte ich denn bei ihm so ruhig und zufrieden, daß es mir große Ueberwindung kostete, die Einsiedelei zu verlassen, um, dem gegebenen Versprechen gemäß, mit euch wieder zusammen zu kommen. —

„Aber," sagte die Klugheit nach einer Pause, „was wollen wir nun insgesammt anfangen und was weiter thun?" Die Tugenden schwiegen; denn sie wußten keinen Rath. Da sprach die Klugheit weiter: „Mir scheint es am rathsamsten zu sein, wenn wir uns wieder unter eine höhere Zucht stellen, wie dieß ehedem der Fall war. Denn wir haben nun sattsam erfahren, daß wir weder insgesammt, noch insbesondere Gutes verrichten mögen, so lange wir nach eigenem Willen und Vermögen handeln wollen. Nun habe ich, indem ich des Weges gezogen, von einer frommen und gottesfürchtigen Matrone gehört, die in der Hauptstadt lebt und sich gar zu gern der Waisen, Armen und Kranken annimmt. Zu diesem gottgefälligen Werke bedarf sie aber unser Aller sehr wohl, und wir selbst können keine bessere Gelegenheit haben, auf daß Jede nach ihrer Weise schaffe und wirke zum Besten der Menschen. Und darum ist mein Rath, daß wir uns in ihren Dienst begeben und ihr zu Willen seien in allen gerechten und billigen Dingen!" —

Die Tugenden waren damit einverstanden, und sie zogen sogleich in die Hauptstadt, wo sie noch sind. Da thun sie bis auf den heutigen Tag unendlich viel Gutes. Wer sie aber finden will, der suchet vergebens; denn sie leben und wirken da, unter der Obhut jener Matrone, in noch größerer Einsamkeit, als im Kloster selbst, und ihre Werke kennt nur Gott, und die er bestellt hat, die Geschichten aufzuzeichnen für das Gericht, seine Engel! —

---

314. Die Braut auf der Bergeshöhe.

(Aus: Die heiligen Berge von Dr. Johann Emanuel Veith.)

Die Sage aus christlicher Vorzeit zeigt uns im Gebirge des nördlichen Hindostan einen Wanderer, der zwar ein blühender Jüngling noch und mit Gewanden von kostbaren, goldschimmernden Stoffen geschmückt, aber im Innern tief betrübt ist und nach einem Ziele zu suchen scheint, das er selber nicht kennt. Er hat schon einen weiten Weg auf diesen Bergpfaden zurückgelegt, und fühlte sich erschöpft von Müdigkeit und brennendem Durste, als ein melodischer Gesang, wie von einer Engelstimme, seine Schritte ermunterte. Bald stand er vor einer einsamen Hütte, die einige Palmen beschatteten; vor der Hütte sah er eine Jungfrau von überaus schöner und züchtiger Gestalt, doch einfach und ärmlich gekleidet, die bei ihrer Arbeit saß und dazu ein gar fröhliches und frommes Lied sang.

Er bat sie um einen Trunk frischen Wassers; doch als er die Labung empfangen, schien er eben nicht Sinnes, mit freundlichem Danke fürder zu ziehen. „Ich bemerke," sprach er, „daß große Dürftigkeit dein Loos sei, doch hörte ich schon von ferne dich singen; was macht dich wohl so freudig, und wie dankest du Gott dem Herrn, als hättest du von ihm die reichsten Güter empfangen?"

Die Jungfrau fragte bescheidentlich: Ob es denn etwas Geringes sei, nach Gottes Ebenbild geschaffen, der Erkenntniß Gottes fähig, seiner Huld und Liebe theilhaftig zu sein, und ob diese Wohlthaten nicht dem Dürftigen in gleich vollem Maaße ertheilt werden, als dem Reichen?

Verwundert hörte der Jüngling der anmuthigen Rede zu, sein Auge thränte, sein Herz war gefesselt; und als der Vater der Jungfrau, ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, aus der Hütte trat, bat er ihn auf's Innigste, auf dieser einsamen Höhe, in ihrer Gesellschaft weilen und wohnen zu dürfen. Er sprach sich noch deutlicher aus: es war die Hand seiner Tochter, um die er flehte.

Der Greis sah ihn zweifelnd an, und musterte, nicht ohne bedenkliches Wiegen des Hauptes, seine prächtigen Gewande. „„Du stammst,"" sagte er, „„aus einem hohen und fürstlichen Haus; es steht dir nicht zu, dich der Tochter eines dürftigen Mannes zu vermählen!""

„Wisse also," erwiederte der Jüngling, „daß man mich zwingen wollte, im Prunke der Welt zu leben, und daß man eine überaus reiche, glänzende Braut mir bestimmte; ich aber fand in diesen Herrlichkeiten nicht meines Lebens Glück, darum erwählte ich die Flucht, und so hat die Vorsehung mich da heraufgeführt."

Wiederum sprach der Greis: „„Ich kann dir meine Tochter, meine Einzige, nicht geben, daß du sie aus meinen Armen reißest und in dein Vaterhaus hinabführst; ich kann mich von ihr nicht trennen!““

Der Jüngling erwiederte mit Festigkeit: „Ich bleibe bei euch, und lebe nach euerer Weise!“ — Und er vertauschte seine Prunkgewande mit einer ländlichen Kleidung, bequemte sich zur Arbeit und einfachen Lebensart.

Sein greiser Meister aber prüfte ihn auf alle Weise, und setzte seine Geduld, seine Demuth und Treue auf die härtesten Proben, bis er, nach geraumer Zeit, die Ueberzeugung gewonnen, daß es keine Leidenschaft war, die den Jüngling verblendet hielt, sondern daß eine reine und ernste Gesinnung ihn beseelte. Da faßte er ihn eines Tages geheimnißvoll bei der Hand, führte ihn in eine verborgene Kammer, zeigte ihm daselbst Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft, mehr, als der Jüngling je gesehen, und sprach zu ihm: „„Du magst nun wissen, daß ich mir's zum Gesetze gemacht, meine Tochter keinem solchen Freier zu geben, der von ihren Reichthümern Kenntniß hatte. Du hast mich für dürftig gehalten, und dadurch hat deine Liebe sich als aufrichtig und uneigennützig bewährt; willig gebe ich dir nun mein Kind, und alle diese Schätze dazu!““ — —

* * *

Soweit die Sage aus alter Zeit. — Der heilige Johannes Damascenus ist es, dem wir sie verdanken. — Soll sie nun eine Parabel vorstellen? Immerhin; kommt es doch hauptsächlich auf die Anwendung an, die man Moral nennt, und die Moral, die göttliche, hat ja ihre Heimath auf dem Berge Korun (wo der Herr die Bergrede gehalten).

Setzen wir an die Stelle des Jünglings, der aus seines Vaters Haus geflohen, den Menschen überhaupt, so ist derselbe allerdings zu hohen Zwecken berufen; doch in seiner irdischen Heimath, im Hause seines Vaters, des alten Adam, ist eine Braut ihm zugedacht, die ihn gänzlich für sich gewinnen und fesseln möchte; ihr Name ist Sinnlichkeit oder Eitelkeit; ihre vergängliche, wechselnde Schöne glänzt im farbigen Zauberspiele der Natur, im Schimmer der Welt und der Meinung. Den Meisten ist diese Braut höchlich willkommen, sie setzen ihr Leben an Gewinn, Genuß und Ehre, und wandern deßhalb, weil sie des Raumes viel brauchen, auf der breiten Straße. Wer jedoch soviel Licht von oben empfangen, und diesem Lichte so treu ist, daß er das tiefe, hohle Elend erkennt,

so hinter der schimmernden Oberfläche sich birgt, dem behagt es nicht, sich für immer und ewig dem nichtigen, vergänglichen Schatten zu vermählen; des ewigen Vaters Liebe zieht ihn, er sucht empor zu steigen zu den einsamen Höhen des innern Lebens, der heiligen Wahrheit. Da findet er oben auf den Bergen eine einsame Jungfrau, die, obwohl von himmlischer Schöne, doch ungekannt und verachtet ist; dürftig und schlicht erscheint sie, im einfachen, schmucklosen Gewande; sie kleidet sich, wie Paulus sagt, nicht in gelehrte Reden, nicht mit den Blumen der Beredsamkeit; ihr Name ist „die evangelische Weisheit." Viele gehen mit vornehmer Mißachtung an ihr vorüber, sofern sie zuweilen zu ihrem Horizont herab steigt; sie suchen lieber jene prunkende, stattliche Moral, die, auf Erden geboren, auch nicht über die Erde sich erhebt, und mit ihrem äußerlichen Glanz, ihrer innern Dürftigkeit, Niemanden je geholfen hat, weil sie keine höhere Kraft und Gnade als Mitgabe bringt. Wer aber „die evangelische Weisheit" kennen und lieben gelernt, den nimmt der ewige König, der selber so dürftig auf Erden gewandelt, an Sohnesstatt an, vermählt ihn mit ihr, und er öffnet erst dann ihm die unendlichen Schätze der Wissenschaft, der Freude, des Friedens, der Seligkeit. „„Ich habe den Herrn angerufen,"" sagt der Weise, „„und der Geist der Weisheit ist zu mir gekommen. Diese habe ich geliebt, und von Jugend auf nach ihr geforscht; ich suchte sie als Braut mir zu vermählen, und zog sie allen Reichthümern und Herrlichkeiten vor, und achtete gegen sie den Reichthum für nichts. Es ward mir aber, zugleich mit ihr, die Fülle aller Güter, denn sie ist dem Menschen ein unermeßlicher Schatz, und die ihr treu sind, werden der Freundschaft Gottes theilhaftig!"" (Buch der Weisheit 7.) —

---

315. Die Ansicht einer katholischen Stadt.

Freiburg, im Jahre 1175 von Berthold IV., Herzog von Zähringen, gegründet, ist vorzugsweise die katholische Stadt in der Schweiz, wie Genf seit Calvin die Hauptstadt der sogenannten Reformation. Besucht man die eine nach der andern, so macht es einen wunderlichen Eindruck, und der Gegensatz beider springt alsbald in die Augen. So viel Bewegung, Wagen, Buden, Kaffeehäuser, Lärm und Schimmer neuer Art die protestantische Stadt besitzt, so viel Ruhe, Frieden, Stille und kindlich Alterthümliches zeigt Freiburg. Nichts scheint hier neu; und was erst seit gestern besteht, hat sogleich das Gepräge des Alten, von früherer Zeit Ueberkommenen, was

kund giebt, daß die Gegenwart das rechtmäßige Kind der Vergangenheit sei; denn es wird ja vielfach bei den Gebräuchen und Formen bemerklich, daß man den Glauben seiner Voreltern bewahrt, wenn man zugleich auch etwas von ihren Gewohnheiten bewahrt, wodurch der Zusammenhang der Zeiten in der äußern Erscheinung gesichert wird. — In Freiburg, diesem kleinen stillen Rom, mit seiner weit und breit berühmten, durch die Jesuiten-Patres sehr sorgsam geleiteten Erziehungs-Anstalt, wohnen gar wackere, mit einem kleinen Wohlstand zufriedene Leute, die hier im Schatten der heiligen Mauern, wo sie getauft und in dem christlichen Glauben unterrichtet worden, ihre Tage in Frieden vollenden wollen; eine Bevölkerung, mehr um die Ewigkeit, als um die irdische Zukunft besorgt, die deßhalb stets offene Kirchen, andächtige Gebete und tröstliche Verheißungen nicht entbehren kann, und der es allein wohlthut, wenn sie auf ihren Spaziergängen oft einer Kapelle begegnet, und die ihre Schritte gern dahin lenkt, wo ein Kreuz am Wege steht.

Man durchreist Genf; man wohnt zu Freiburg. Der Fremde findet hier bei einer gastfreieren Bevölkerung auch eine freundlichere Aufnahme, was sich leicht erklärt. Die geselligen Beziehungen gründen sich auf Vertrauen, Vertrauen aber entsteht aus gegenseitiger Bekanntschaft. Da sich nun gute Katholiken bei der Einheit des Glaubens und Wissens in den ersten und wesentlichsten Dingen sehr bald kennen lernen, so bedarf es nur etwas Anmuth und Lebensart, um eine Verbindung so innig und traulich zu machen, daß natürlich von keinem argwöhnischen Sichfremdbleiben mehr die Rede sein kann. Und hier ist auch das Wort des Räthsels zu suchen, warum man in protestantischen Ländern bei aller Tüchtigkeit und Auszeichnung des Geistes und Charakters so häufig jene kalte, spröde Klugheit im Umgange wahrnimmt, die von der vorsichtigen Nüchternheit des Weltverstandes unter den gegebenen Verhältnissen allerdings zweckmäßig empfohlen wird.

Indessen sind es nicht die Menschen allein, die man zu Freiburg liebgewinnt; sein Anblick, das Durcheinander seiner krummen Straßen, das Labyrinth seiner langen Stiegen, diese Stille, die den Glockenklang und das Murmeln und Zwitschern der Schulen ungestört zum Ohre dringen läßt, diese Häuser von grauem Steine, deren mit glänzendem Kupfer belegte Thüren und blumengeschmückte Fenster dem Wirrwarr des Lebens verschlossen scheinen: alles Dieß gefällt und zieht an. In jedem Stadtviertel wimmelt es von allerliebsten Ueberraschungen, und die Landschaft stellt sich aller Orten auf das Verschiedenste und Anmuthigste dar. Hier folgt unser Auge der Saane in ihrem steil abfallenden, mit dem frischesten Grün

umhüllten Sandsteinbette, und in der Ferne erhebt sich aus den weiten Flächen, die man über die Dächer der Stadt hinweg erblickt, die schöne Gebirgswelt; ein paar Schritte weiter, und eine dichte Baumgruppe wurzelt hoch über unserm Haupte, während einige Augenblicke darauf die Thurmspitze einer Kirche kaum zu unsern Füßen heraufreicht. Bald begegnen wir einem guten Kapuziner, der sehr geschäftig aus einem betrübt aussehenden Hause tritt; dann wieder einem Weltgeistlichen, der einige Arme ausfragt; ein Jesuit führt einen Haufen Schüler spazieren; ein Liguorianer zieht mit gesenktem Blick und ohne uns wahrzunehmen in tiefer Betrachtung vorüber; Mägde, Bauern, Damen kommen, den Rosenkranz noch in der Hand, aus der Kirche. Man wird kaum einen einzigen Knaben zwischen zehn und zwölf Jahren bemerken, der nicht ein Buch in der Hand trüge und mit seinen Kameraden irgend etwas aus der Geschichte, Grammatik oder Christenlehre verhandelte; dabei aber, so lebhaft das Gespräch sein mag, es dennoch jedesmal unterbräche, um im Vorübergehen die ihm begegnenden Erwachsenen zu grüßen. Uebrigens keine Equipagen, aber auch keine Lumpen, keine prächtigen Häuser, aber auch keine Bettler; nirgends eine Spur jener, in großen Städten üblichen abscheulichen und ekelhaften Erwerbsmittel! Es giebt keine Stadt, wo Arbeit, Reichthum und Noth so wenig sichtbar werden!

Das religiöse und nationale Gepräge ist beinah' überall in der Schweiz noch sehr bemerklich, doch scheint es mir zu Freiburg am tiefsten zu sein. Hier ist von der alten rührenden Sitte und Einfalt Vieles bewahrt; die kleinen Kapellen zur frommen Erinnerung sind zahlreich; Kreuze, Muttergottesbilder, Martersäulen stehen am Wege, und jede Kirche, in der sinnreichen Weise der alten Zeit gemalt und mit Bildhauerarbeiten geziert, zeigt dem Besuchenden und Betenden eine gläubig und treuherzig sprechende Geschichte Gottes, seiner Mysterien und seiner Heiligen. Ja, es zeigt sich kaum ein Denkmal, das dem öffentlichen Nutzen oder Vergnügen gewidmet ist, bei welchem man nicht Mittel gefunden hätte, irgend eine heilsame Erinnerung und gute Lehre damit zu verbinden. So sind die sehr zahlreichen Brunnen ohne Ausnahme mit Bildsäulen von Heiligen oder berühmten vaterländischen Helden geschmückt; was wohl mehr Sinn und Werth hat, als die — Pyramiden, Nymphen, Urnen, Bestien, womit uns an gar vielen Orten mit christlichen Einwohnern der Ungeschmack einer heidnischen Kunst so arg quält und anwidert! —

316. Die Sonne.

Der heilige Thomas von Villanova sagt:

„Die Sonne ist ein Bild Gottes!

Keine körperliche Schönheit kommt der ihrigen gleich; — was aber ist so schön wie Gott?

Die Sonne läßt sich nicht schauen; — Gott wohnt in unzugänglichem Lichte!

Die Schönheit der Sonne giebt Allem Schönheit; ihre Kraft belebt die ganze Körperwelt; sie beleuchtet, beherrscht und erhält dieselbe; — in der Sonne hat uns darum Gott der Herr sein Bild erschaffen — denn er ist's, der den Geist der Engel und der Menschen erleuchtet und mit seiner Gnade verklärt; Alles hängt von ihm ab!

Die Sonne, schon vor so vielen Jahrhunderten erschaffen, bleibt bis hin zum Weltende immer dieselbe, so neu und glänzend wie an ihrem ersten Tage; — da dürfen wir uns nicht mehr verwundern, daß die ewige Sonne — Gott unveränderlich ist!" —

---

317. Unterschiedliche Menschen.

Im Jahre 1478 wurde Dr. Geiler von Kaysersberg an die Hauptkirche nach Straßburg berufen, wo er zwei und dreißig Jahre lang unter großem Beifalle gepredigt hat.

Was gute und was hoffärtige Menschen seien, hat er einmal näher mit den sinnigen Worten bezeichnet, indem er sagte:

„Gute Menschen gleichen guten Bäumen. Ihre Wurzel ist ein gutes Gewissen, ihr Stamm ein rechtschaffener Wille; sie sprossen Blätter heiliger Gedanken, treiben Blüthen frommer Worte und tragen Früchte guter Werke. Sie achten sich selber für Nichts, sondern, voll von Früchten, neigen und biegen und demüthigen sie sich bis in die Erde; ja, sie bedürfen, daß man sie unterstütze und tröste, damit sie nicht gar verzagen! —

Ganz anders verhält es sich mit den hoffärtigen Menschen; wie verfluchte und verdorrte Bäume entbehren sie alles Saftes der Gnade und der Liebe; sie spreizen sich hoch, sind aber allezeit dürr, und was sie erzeugen, sind Wurmnester und Spinngewebe!" —

---

318. Das tiefe Thal und Gottes Sonnenstrahl.

Johann Ruysbroek, geboren gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zuerst Pfarrer an der St. Gudula-Kirche zu Brüssel und später Prior der Augustiner zu Grünthal, sagte einmal:

„Ein tiefes Thal wird, wann die Sonne in der Mittagshöhe steht, heller, wärmer und fruchtbarer, als das ebene Ackerfeld. — Wer nun erkennt, daß er weder etwas Gutes ist, noch hat, noch aus eigenen Kräften wirken kann; wer von seiner Armuth und Dürftigkeit die Ueberzeugung in sich trägt; wer den Abstand göttlicher Höhe und menschlicher Schwäche recht bedenkt: der macht sich zu einem solchen tiefen Thale. — Sofort aber sendet auch Jesus Christus, die Sonne der Gerechtigkeit und des Erbarmens, die an der Mitte des Himmels, das heißt, zur Rechten Gottes steht, in das demüthige Herz seine Strahlen. Da wird es, reichlich erleuchtet durch die Gnade und mächtig erwärmt durch die Liebe, fruchtbar an Tugenden und guten Werken.“ —

319. „Seid einfältig wie die Tauben!“

Ueber den Ausspruch des Herrn: „Seid einfältig wie die Tauben!“ gab der heilige Hieronymus die folgende Erläuterung; er sagt nämlich:

„Die Tauben haben das Eigenthümliche, daß sie sich ihre Jungen aus dem Neste nehmen lassen — ohne Widerstand und Sträuben. Das ist das vollendete Muster für das Leben der Christen. Diese Einfalt verlangt Gott auch von uns. Erst, wenn wir bereit sind, auch das Theuerste, was uns so lieb ist wie den Eltern ihre Kinder, ohne Widerstand, mit vollkommener Ergebung Gott dem Herrn hinzuopfern, haben wir die Stufe der christlichen Vollkommenheit erreicht, die uns das Wohlgefallen Gottes erwirbt!“ —

320. Die Glückseligkeit im Herrn.

Richard von Sanct Victor, ein geborener Schottländer, der im Jahre 1162 Prior der so berühmten Abtei von Sanct Victor in Paris gewesen und in seinen Schriften einen eben so tief religiösen, als hohen und glänzenden Geist kundgiebt, hat über die Glückseligkeit im Herrn sich in folgender Weise ausgesprochen:

„Die innere Seligkeit wird in der heiligen Schrift bald ein „„Kosten,““ bald ein „„Rausch““ genannt, um anzuzeigen, wie klein und wie groß sie ist. Klein ist sie vor der Fülle des ewigen Lebens, groß vor jeder weltlichen Freude! O wunderbare Empfindung; große Empfindung und doch so kleine Empfindung! Wie solltest du nicht groß sein, da du alle irdische Lust übertriffst, wie nicht klein, da du nur ein schwacher Tropfen aus jenem unendlichen Meere bist!

„„Kostet und sehet,““ spricht der Prophet, „„daß der Herr freundlich ist!““ und andererseits wiederum: „„Du hast das Land heimgesucht und es trunken gemacht!““ —

Höre einen Menschen, der von dieser Trunkenheit berauscht war und nicht mehr wußte, was mit ihm vorging. „„Ob ich im Leibe war,““ sagt der Apostel **Paulus**, „„oder außer dem Leibe, weiß ich nicht, Gott weiß es!““ — Wie mußte Der die Welt vergessen haben, der von sich selber nichts mehr wußte!“ —

---

321. Die Ehrbegierde ist eine Fessel der Seele.

Die heilige Theresia von Jesu bemerkt:

„Eine Fessel der Seele ist die Ehrbegierde! Merkst du, daß du noch an einem einzigen Ehrenpünktlein hängst, so bete und bemühe dich, bis du desselben los wirst; denn sonst kannst du im Guten nicht vorwärts. Es ist ja diese Fessel von der Art, daß sie durch keine Feile, sondern nur durch Gottes Gnade kann durchbrochen werden.

Ich sehe Personen, die im Aeußerlichen heilig sind und beinahe Wunder wirken; und doch haften sie an der Erde! — Warum aber haben sie sich noch nicht bis zur Vollkommenheit erschwungen? Wodurch lassen sie sich in der Tiefe zurückhalten, da sie doch schon so viel für Gott thun? Ach, sie hängen an einem Ehrenpünktlein, und, was noch ärger ist, sie wissen nicht, daß sie daran hängen; denn auf Eingebung des Feindes glauben sie, nur ihre Pflicht zu thun, indem sie an diesem Ehrenpünktlein so fest halten.

Glaube es mir: Wenn diese Raupen nicht abgestreift werden, so wird der Tugendbaum nie schön; er wird selbst nicht wachsen und auch Andere im Wachsthum neben sich verhindern, denn die Frucht seines Beispiels ist schädlich. Es mag zwar da und dort ein Tugendblatt an ihm bleiben, aber auch — das wird angefressen sein!

In der Musik kann eine einzige Fehlnote, oder eine einzige Irrung im Takte das Ganze verstimmen: eben so verderbt Ein geliebtes Ehrenpünktlein die ganze innere Tugend.

Wir geben vor, daß wir Jesu Räthe befolgen und Eins mit Ihm werden wollen, mit Ihm, der Schmach, Hohn und Verläumdungen aller Art duldete; — indessen aber wollen wir unsere Ehre ganz unversehrt erhalten! — Diese zwei Wege gehen nicht zusammen!

Nur dann geht Gott in unsere Seele ein, wenn wir uns selbst Gewalt anthun, und uns in allen Dingen — unserer Ansprüche begeben!“ —

---

322. Des Königs Verheißung.

Ein König hatte zwei Diener, von welchen der Eine sehr mißgünstig war, so daß es ihm den größten Kummer verursachte, wenn er irgend Jemand vom Glück begünstigt sah; der Andere hingegen war sehr habsüchtig, und trotz dem großen Vermögen, das er schon besaß, hatte er nie genug, und strebte immer mehr zu haben. — Umsonst hielt der König Beiden ihre abscheuliche Leidenschaft vor; umsonst ermahnte er sie mehrmals ernst und streng, dieselben aus ihrem Herzen gänzlich auszureuten, und drohte ihnen sogar mit seiner Ungnade; nichts aber fruchtete — die Leidenschaft war ihrer schon zu sehr Herr geworden. —

Eines Tages nun wollte sich der König einen Spaß mit ihnen machen. Er berief sie Beide zu sich und sprach zu ihnen: „Hört, ich erlaube Jedem von euch, sich von mir etwas zu erbitten! Derjenige, der sein Begehren mir zuerst ausspricht, erhält dasselbe vollständig, aber nur einfach; indeß der Andere doppelt so viel bekommt!"

Da waren nun die Beiden in großer Verlegenheit. Der Mißgünstige wollte sein Begehren nicht zuerst aussprechen, weil er dem Andern das Doppelte nicht gönnte; und der Habsüchtige wollte nicht anfangen, weil er eben das Doppelte zu erwerben trachtete.

Nachdem der König sich lange an ihrer Verlegenheit geweidet hatte, sprach er: „Es ist nun hohe Zeit, daß Einer von euch sich bestimme, den Anfang zu machen!"

Da sagte endlich der Mißgünstige: „„Ist es wirklich so, o Herr! daß meinem Collegen das Doppelte von Dem zu Theil wird, was ich mir erbitte?""

„So ist's wirklich!" entgegnete der König entschieden; „ich schwöre es dir zu — bei meiner Krone!"

„„Wohlan!"" sagte der Mißgünstige, „„ich erbitte mir, daß mein König mir Ein Auge ausstechen lasse!"" —

Und so geschah es.

Der König hielt seinen Schwur und ließ dem Mißgünstigen **Ein** Auge und dem Habsüchtigen darauf **beide** Augen ausstechen. —

---

323. Rührende Danksagung.

Ein blinder alter Mann kam einst nach einer Stadt, um sich da ein Almosen zu sammeln. Er setzte sich deßhalb an den Eingang des Gotteshauses.

Da trat ein frommer und allgemein geschätzter Priester der Stadt zu dem Blinden hin und setzte sich neben ihn an seine linke Seite.

Jeder der Vorübergehenden, der das sah, dachte: „Dieser blinde Greis muß ein sehr ehrwürdiger Mann sein, und vielleicht noch würdiger, als der Geistliche selbst ist, sonst würde sich dieser ihm nicht zur Linken gesetzt haben!“ und man beeilte sich, dem Armen ein reichliches Geschenk zu geben.

Der Blinde, über die Reichhaltigkeit der Gaben erstaunt, forschte der Ursache nach; und als er diese vernommen, wandte er sich tief ergriffen an den Mann zu seiner Seite und sprach:

„„Hochwürdiger Herr! Du hast Gnade erwiesen Einem, der gesehen wird und nicht sieht; so möge **Der**, der da sieht und nicht gesehen wird, Dir reichlichste Gnade erweisen!““ —

---

324. Die pflichttreue Gattin.

Zur Zeit der Revolution litt die Stadt Metz wie die meisten anderen des französischen Reiches, das nun plötzlich in eine rasende, blutdürstige Republik verwandelt werden sollte; Hunderte mußten um ihres Glaubens oder ihrer vornehmen Geburt willen den Kopf unter das Fallbeil legen, und andere Hunderte als Verbannte auf immer ihr Vaterland verlassen; es möge hier die Geschichte einer solchen Unglücklichen erzählt werden, der Jeannette Serrot nämlich, die, als die Tochter eines angesehenen Metzer Einwohners geboren, sehr jung ihrem Bräutigam nach Paris folgte und hier ihren Tod fand:

Unter Denen, die im Jahre 1793 das Unglück hatten, durch den Vorzug einer adeligen Geburt frühere Neider erweckt zu haben, befand sich auch der Marquis Louis Serrot. Es erschien wider ihn schon als Anklage, daß er ein Edelmann war, und noch dazu Einer von den Edelleuten, die nicht, zur rechten Zeit alles Edlere im Menschen verleugnend, Jakobiner oder — — Tiger wurden, um à la Robespierre den Namen Mensch zu schänden, und den Fluch aller Nationen auf sich zu laden; und so wurde er mit auf die Liste Derer gesetzt, die vermöge ihres „von“ zum Tode qualificirt waren.

Man fragte den Marquis, ob er sein unrechtmäßiges, bisher gebrauchtes Rangverhältniß abschwören und fortan nur: „Bürger Serrot“ heißen wolle?

„„Ich habe mir auf den Rang niemals etwas zu Gute gethan,““ — erwiederte er — „„und viel ehrenwerther erscheint

mir der Name Bürger, wenn darunter nur Ehrenmänner verstanden werden sollen. Also — fort mit dem Marquis, ich heiße Serrot.'"

Das paßte aber dem Wütherich (Robespierre) nicht. „,Verstellung, nichts als Verstellung!'" — rief er aus — „,er fürchtet das Gericht, darum weicht er der Macht, aber im Herzen bleibt er doch, was er war, ein Edelmann, ein Verräther! Er sterbe!'"

„,Er sterbe!'" — schrien die Anderen, meist seine Kreaturen, ihm nach, und schnell ward nun der Befehl gegeben, ihn zu verhaften, zum Scheinverhöre vorzuführen und dann — zu guillotiniren.—

Traurig saßen Serrot und seine junge Frau neben einander am Abendtische, von dem sie aber die Speisen unberührt wieder abnehmen ließen, und sahen in stillem Ernste düster vor sich hin, als ob eine innere Stimme ihnen die schmerzliche Zukunft verkünde, und nur von Zeit zu Zeit drängte sich ein banger Seufzer aus ihrer Brust; da schien es plötzlich laut im Dorfe zu werden, wo sie, drei Stunden von Paris, auf ihrem ländlichen Besitzthume lebten, und bald darauf stürzte ein Arbeiter athemlos und todtenbleich herein und rief: „Retten Sie sich, Marquis! das ganze Dorf wimmelt voll Militär der Pariser Machthaber, und in wenigen Minuten werden sie im Schlosse sein, Sie zu verhaften."

Lange schon darauf vorbereitet, faltete Serrot seine Hände und sagte: „,,Herr, wie du willst!'"" — Aber die Gattin sprang schnell gefaßt auf und rief ihm zu: „,Nicht also, mein Louis! wir haben noch Ein Mittel zur Rettung, und wenn Du mich liebst, so folgst Du mir!'"

Kopfschüttelnd wollte er sie abwehren, da fiel sie ihm zu Füßen und schwur, mit ihm zugleich zu sterben, wenn er es zum Aeußersten kommen lasse; das wirkte; mit Thränen im Auge über so viel Liebe, reichte er ihr die Hand und that, was sie gewollt.

In wenigen Augenblicken war darauf das Schloß umzingelt, und die Häscher traten ein, den Edelmann zu suchen; aber — das war zu spät, der war, im Schutze der treuen Gattin, ihren Späherblicken entgangen, und ihn zu entdecken, wäre auch dem schlauesten Spione schwierig, wo nicht unmöglich gewesen; da ergrimmten die Söldlinge, die den Namen von Soldaten nur brandmarkten, und wüthend, vergeblich gekommen zu sein, zündeten sie Schloß und Dorf an, ermordeten, was ihnen in den Weg kam, und zogen dann fluchend und tobend in die Hauptstadt zurück.

Aus dem Innern des Schlosses führte ein unterirdischer Gang in eine Gruft oder in ein Gemach, das allenfalls auf kurze Zeit zum Aufenthaltsorte dienen konnte; hierher hatte Jeannette den Gatten geführt; und als die Brandstifter fort waren, ging sie wieder

hervor, für die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu sorgen. Anfangs wagte sie sich nicht weit; da sie indeß sah, daß sie für ihre Person sicher sein mochte, traute sie sich weiter, und wußte nach und nach die Höhle mit dem Dringendsten, das zum Leben unentbehrlich schien, zu versehen.

Fast ein halbes Jahr hatte der Unglückliche hier verseufzt, und wenn Jeannette ihm auch sein Schicksal tragen half und dieß auf alle Weise zu erleichtern suchte; so fühlte er doch sehr wohl, wie schwer auch ihr ein solches Leben werden mußte, und der Schmerz, sie um alle ihre Freuden durch die Verkettung mit seinem Geschick gebracht zu haben, drohte ihn täglich mehr zu verzehren. — Da beschloß sie einst, selbst nach Paris zu gehen, um heimlich den Lauf der Begebenheiten, und ob man ihren Gatten vielleicht vergessen habe, zu erforschen. Sie theilte ihm diesen Plan nicht mit; aber als sie ging, bat sie ihn, nicht unruhig zu werden, wenn sie heute etwas länger ausbleibe, da sie weiter gehen müsse; dann verabschiedete sie sich herzlich, betend zu Gott emporblickend, und eilte schnell hinaus.

Jeannette war seit drei Jahren mit Serrot vermählt, und während dieser Zeit hatte sie die innigste Achtung, die herzlichste Freundschaft, oder, wenn man will, eine stille ruhige Liebe mit einander verbunden, obwohl sie am Hochzeitstage manche Thräne gewaltsam unterdrücken oder unbemerkt trocknen mußte; denn — ihr Herz gehörte damals einem Andern. Sie liebte den jungen Beaudrait; aber Beaudrait war kein Edelmann, und Jeannettens Vater, ein adelstolzer Beamter in Metz, konnte sich nicht entschließen, seine Tochter einem Bürgerlichen zu geben; darum wurde jenes Band, das sie heimlich mit dem Gewählten ihres Herzens geschlossen, gewaltsam getrennt und eben so ein neues wider ihren Willen mit Serrot geknüpft.

Kaum war aber der Segen der Kirche über sie und Serrot gesprochen, als sie sich selbst auch heilig gelobte, nur ihm anzugehören und Jenen — zu vergessen. Täglich lernte sie nun den Werth ihres Gatten, sein vortreffliches Herz und seinen schönen, edlen Charakter immer mehr und mehr kennen und schätzen, und erwies ihm die Hingebung der pflichttreuen Gattin. —

Drei Jahre waren so vergangen, ihr Vater erlebte das schreckliche Ende seines Königs nicht, er starb einige Zeit früher aus Gram und empfahl seinem Schwiegersohn noch auf dem Sterbebette, Alles für seinen Stand zu opfern. Drei Jahre also waren vergangen, als die Häscher den Unglücklichen in jene Höhle verbannten, in der Jeannette ihn jetzt doppelt wehmüthig zurückließ; denn ihr

Abschied hatte etwas so Ergreifendes für ihn, daß er sich noch Schrecklicheres davon versprach. — Sie ging also nach Paris, fragte hier und hörte zu ihrer Freude, wie man täglich dem Sturze des Terrorismus entgegen sehe, und wie dadurch auch ihr Gatte sehr vermuthlich würde wieder frei auftreten können. Schon wollte sie mit frohem Herzklopfen zur Stadt hinaus zu ihm, ihm schnell das Bild der gewonnenen Hoffnung zu zeigen, da begegnete ihr ein Mann, der sie scharf ansah und — o Himmel! es war Beaudrait. Sie wollte an ihm vorübereilen, er hielt sie aber auf, fragte, wie es ihr gehe? wo ihr Mann sei? u. s. w., und schalt sie dann, daß sie sich nicht gleich vertrauenvoll ihm entdeckt und um seine Hilfe gebeten habe, da er Einer der Machthaber sei und dem Robespierre ganz nahe stehe. Sie dachte an ihren armen Serrot, und aus Liebe gegen ihn vertraute sie sich dem ersten Bräutigam, der sie mit dem Gatten zu sich einlud, sie dort zu verstecken versprach, und sich dann für ihre Sicherheit verwenden wollte. Sie verabredeten nun, wie sie am Abend in seiner Wohnung eintreffen wollten; und glücklich wie eine Königin lief sie drei Stunden gewiß in zweien hinaus, sank ihm, als sie in die Höhle trat, freudetrunken an die Brust und konnte erst nach und nach von den Muthmaßungen der Pariser über die Schreckensregierung und endlich von Beaudrait erzählen. Serrot hatte keinen Verdacht, und mehr über die Erlösung seiner armen Jeannette, als in Rücksicht der eigenen Freiheit, sank er auf die Kniee und pries die Allmacht des Allerhöchsten. Sie säumten nun auch nicht mehr lange, der Einladung Folge zu leisten, und zur bestimmten Stunde standen sie an der Thüre des Freundes in der Noth, der sie sogleich einließ, in einen hübsch eingerichteten Hinterbau führte und sie dann zu einer glänzenden Abendtafel lud, wie die Armen sie freilich in sechs Monaten nicht mehr gehabt hatten. Darauf wünschte er ihnen wohl zu schlafen und ging; aber kaum war er fort, als ein Lärm im Hause entstand und — Serrot verhaftet wurde.

Außer sich sprang Jeannette an seinen Hals und war nicht von ihm zu trennen, so daß man sie mit in's Gefängniß bringen mußte. Am andern Tage aber wurde er schon zum Verhöre geführt; gewaltsam drängte sich die Gattin mit in den Saal.

Man verurtheilte ihn sogleich zum Tode, Jeannette aber wurde freigesprochen.

„Was?“ — rief sie entschlossen — „ich soll frei sein? — ich, die Alles mit ihm theilte, seine Tugenden, seine Verbrechen, seine Schuld? Nein, ihr Herren! da irrt ihr euch, wenn ihr mich für besser haltet; wißt denn: ich hasse, ich verfluche die gottlose Republik,

ich lebe und athme nur im rechtmäßigen Königthum; versucht's einmal und laßt mich frei, wenn ihr ihn richtet, und meine erste Arbeit soll die Mühe sein, euch jämmerlich zu stürzen, euch Elende, die ihr zur Schande, zur ewigen Schmach der ganzen Nation diese selbst zu euch herabwürdigt! Fluch, Fluch über euch! Es lebe der König!"

Da gebot ihr der Richter mit drohend gehobener Rechten Stille, und sprach dann auch über sie das Urtheil.

Glücklich, als ob man ihr die Welt geschenkt habe, umarmte sie ihren Gatten und bestieg eine Stunde später mit der heitersten Miene das Schaffot, ihm — der ihr gleich darauf in die Ewigkeit folgte, noch herzlich zurufend: „Treu **Dir** im Leben, treu **Dir** im Tode!"

Kalt stand der Bube, der sie dem Tode überliefert hatte, Beaudrait, vor der Guillotine und sah sie Beide sterben; — einen Monat später ging er denselben Weg! — —

---

325. Heroismus der Kindesliebe.

Die Gräfin von Redern, eine geborne Montpepat, hat unter dem Titel „Episoden" ein Werk zu Paris herausgegeben, worin eines wunderbar rührenden Zuges von kindlicher Liebe während der Schreckenszeit der Revolution in Frankreich Erwähnung gethan wird.

Frau von Chaussande lebte mit ihrer sechzehnjährigen, eben so schönen als gottesfürchtigen Tochter Isaure noch in dem Jahre 1793 ruhig auf ihrem Gute zu Carpentras. Aber in jener Zeit, wo selbst die Sanftmuth Argwohn erregte, hatte auch Frau von Chaussande das Unglück, den Behörden verdächtig zu werden; man zog sie ein und brachte sie vor das Revolutions-Tribunal zu Orange.

Die zärtliche Tochter wollte ihre Mutter nicht verlassen, sondern folgte ihr freiwillig in's Gefängniß und linderte ihrer Mutter, wo und wie immer nur sie es vermochte, die Schauer und die Greuel ihres Aufenthalts in den Kerkermauern.

Es währte nicht lange, und Mutter und Tochter wurde von dem Revolutions-Tribunal zum Tode verurtheilt.

Weder die ehrwürdige Erscheinung der Gott ergebenen Mutter, noch die Schönheit und Unschuld der Tochter rührte das Herz dieser Blutmenschen; nur der Henker erbietet sich, Isaura zu heirathen.

Das Gericht willigte in den Antrag des Henkers ein.

Man eröffnet der Isaura die Bedingung, unter welcher allein sie sich dem Fallbeil entziehen könnte.

Mit einer heldenmüthigen Ergebung fragte alsbald das Mädchen: „Rette ich für diesen Preis denn auch — meine gute Mutter?"

Der Präsident entgegnet, daß sie nur ihr eigenes Leben durch diesen Schritt erkaufen könne.

„Nun wohlan," ruft Isaura, „so führt uns Beide zum Tode!"

Mutter und Tochter wurden hingerichtet. —

---

326. Eine edle Schwester.

Die Schwestern Desille lebten während Robespierre's Blutherrschaft in der Bretagne. Die ältere war Mutter von vier Kindern; Iphigenie, die jüngere, unverheirathet. Aus Scheu vor den überall lauernden Späheraugen mieden die beiden Schwestern jede Gesellschaft und verschlossen sich in den innersten Gemächern des Hauses. Aber dem Argwohne der Tyrannen war vielleicht eben diese Zurückgezogenheit verdächtig. Plötzlich kam der Befehl an die Ortsbehörden, dreißig Personen vor das Pariser Blutgericht zu stellen. Auf der verhängnißvollen Liste stand auch der Name „Iphigenie." Die Unglückliche wurde aus den Armen ihrer Schwester gerissen und dem furchtbaren Tribunal überliefert. Man nahm sie als eine Staatsverbrecherin in's Verhör; und worauf stützten ihre Feinde die Anklage des Hochverrathes? Auf einen unbedeutenden, mit dem Familiennamen „Desille" unterzeichneten Brief, in welchem sich durchaus nichts Anstößiges fand, als der zufällig erwähnte Name eines Mannes der — Königs-Partei.

Der Inquisitin Frage: ob entfernte, folgenlose Bekanntschaft mit einem Feinde des Vaterlandes Jemanden als Verbrechen zugerechnet werden könne? beantwortete der Vorsitzer: Es sei nicht die Rede von Dem, was sich aus dem Inhalte ergebe, sondern davon, ob sie den Brief eigenhändig geschrieben zu haben eingestehe. Iphigenie bekannte sich zur Handschrift, brachte wiederholt ihre Einwürfe vor, sah sie wiederholt ohne Beachtung gelassen, und bat endlich um einen Vertheidiger, den man ihr auch zugestand.

Am folgenden Morgen besuchte der Rechtsgelehrte Chauveau die Gefangene, um sich von ihr die zur Vertheidigung nöthigen

Mittheilungen zu erwirken. Er verbarg seiner Schützlingin nicht, daß sie sich durch Anerkennung des fatalen Briefes der größten Lebensgefahr ausgesetzt habe.

„Aber," meinte Iphigenie, „der Brief enthält doch nichts, was die Schreiberin verdächtig machen könnte!"

„„Nichts! sagen Sie?"" erwiederte Chauveau: „„O, mehr als genug für Richter, welchen es nur um irgend einen Vorwand zu thun ist!""

„Sie glauben also, daß es mir an's Leben gehen werde?"

Der Anwalt zuckte die Achseln.

„Ich verstehe Sie," sagte Iphigenie, „und bin gefaßt. Indeß thun Sie immerhin das Möglichste, meinen Kopf zu retten; und damit ich Ihren Eifer befeuere, will ich Sie überzeugen, daß ich vollkommen unschuldig bin, daß nicht einmal jene unseligen Zeilen auf mir haften, aus welchen die Tyrannen den Hochverrath herausdeuteln. Eh' ich mich jedoch deutlicher ausspreche, müssen Sie mir erst schwören, in der Vertheidigungsrede durchaus keinen Gebrauch von meinen weiteren Mittheilungen machen zu wollen."

„„Mademoiselle,"" entgegnete der Rechtsgelehrte; „„ich begreife Sie zwar nicht, aber ich schwöre!""

„So wissen Sie denn," gestand nun Iphigenie, „nicht ich — **meine Schwester** schrieb den unglücklichen Brief. Gerechte Richter würden uns nicht verdammen; von diesen Mördern aber ist das Schlimmste zu erwarten. Fällt das Todesloos, so soll es mir gelten! Meine Schwester würde hart aus dem Leben scheiden, denn sie müßte vier unerzogene Kinder verlassen, die der Mutterpflege noch lange bedürfen. Für mich, die Freie, Ungefesselte, Entbehrliche — hat der Tod nichts Schreckliches. Ich will sterben, damit die Mutter ihren Kindern lebe!"

Chauveau war ganz Bewunderung. Des edlen Mädchens Entschluß, sich für die Schwester aufzuopfern, hatte in seinen Augen so etwas Erhabenes und Heiliges, daß er jeden Versuch, ihn wanken zu machen, für einen Frevel an der Tugend gehalten hätte. Noch weniger wagte er, seinen Schwur zu brechen und den Richtern die wahre Verfasserin des Briefes zu entdecken. Dafür bot er die ganze Kraft seiner Beredsamkeit auf, und erwies mit den schlagendsten Gründen die Nichtigkeit der Anklage, die keine andere Stütze habe, als die von der Parteiwuth absichtlich verdächtigte Stelle eines höchst unerheblichen und gleichgiltigen Briefes.

Vor jedem andern Tribunale hätte er die Unschuld seiner Clientin dargethan; aber Robespierre's Gerichtshof wollte nicht Recht, sondern Blut. Iphigenie wurde verurtheilt und starb

mit derselben Entschlossenheit, mit welcher sie sich freiwillig dem Tode geweiht hatte. Sterbend rief sie noch: „Jesus, dir leb' ich! Jesus, dir sterb' ich! Jesus, Dein bin ich — todt und lebendig!" —

Bald kam die Reihe auch an ihren Vertheidiger. Er war in seinem Eifer den Blutrichtern zu nahe getreten, hatte ihr Gewissen gerüttelt, und das verzeihen die Bösen nie. Kurz vor seiner Hinrichtung erzählte er einem Freunde die Geschichte der großmüthigen Iphigenie. „„Ich will mein Geheimniß nicht mit in's Grab nehmen,"" sagte er; „„bewahre dieses Beispiel ungewöhnlicher Seelengröße, bis bessere Zeiten erlauben, es der Welt bekannt zu machen. — Die edle Iphigenie darf nicht vergessen werden: ihre Aufopferung sei den Menschen ein leuchtendes Vorbild **echter Geschwisterliebe!**"" —

327. Ein Vertheidiger des Kreuzes.

Ein Reisender erzählt:

Auf meiner Wanderung durch die Fluren des Dörfchens von Unter-Briacé, bei dem Flecken Jauné, zeigte man mir auf dem Feld ein hölzernes Kreuz, dessen Unterlage mit einer Mauer umgeben ist, von der Höhe einer mäßigen Brustlehne. Aber in dem kreisförmigen Umfange dieses Platzes ward ich erst auf die Trümmer eines andern, älteren Kreuzes aufmerksam gemacht, das die Zeit bereits ganz ausgedorrt und mit grauem Moose bedeckt hatte.

„Hier," — sagte mein Begleiter, — „floß einst das Blut eines Martyrers! — Es ward nämlich in der Schreckenszeit aus diesem Dörfchen ein Mann, Namens Ripoche, der in den Reihen der königlichen Armee diente, von den Republikanern, welche man Blauröcke nannte, mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Man führte ihn hierher zu diesem Kreuz und richtete folgende Worte an ihn: „„Du bist mit den Waffen in der Hand gefangen worden, das heißt so viel, als dein Todesurtheil ist gesprochen! Siehe da deine Hütte, in welcher du geboren wurdest: noch lebt dein Vater darin; auch du sollst leben, wenn du gehorchen willst!"" — Der Vendeer blickte seine väterliche Hütte an, und Thränen traten ihm in die Augen. Er fragte: „„Was muß ich thun, um das Leben zu erhalten?"" Da antwortete ihm ein Soldat der Republik: „Nimm dieses Beil, und haue hier das Kreuz um!" Ripoche nahm das Beil. Seine Unglücksgefährten, die mit ihm gefangen wurden, stutzten und wandten von ihm das

Gesicht ab, in der Meinung, daß ihr Kamerad seinem Gott abtrünnig werden wolle; sie schauderten. Da schwang Ripoche das Beil, womit man seine Hand bewaffnete, schwingt sich auf das Fußgestell des Kreuzes, und, indem er seine Waffe erhob, rief er mit einer Stimme, die weit in die Ferne scholl: „„Tod und Verderben dem Verruchten, der es wagt, das Kreuz Jesu Christi zu verletzen! Ich will es bis zu meinem letzten Athemzuge vertheidigen!"" — Angelehnt nun mit dem Rücken an dem geheiligten Holze, blitzte ein himmlisches Feuer in seinen Augen, und eine übernatürliche Kraft schien sein ganzes Wesen zu beseelen. Es gelang ihm durch einige Augenblicke, die Gotteslästerer von sich hinweg zu treiben. — Solch unerwarteter Muth fesselt seine Angreifer eine Weile mit sprachlosem Staunen. Aber sehr bald über ihre Verlegenheit erröthend, wodurch sie keinen Schritt vorwärts zu thun sich getrauten, ja zürnend, sich so von einem einzigen Menschen aufgehalten zu sehen, stürzen sie jetzt unter furchtbarem Geschrei auf Ripoche, diesen muthvollen Christen, ein; ihre Ueberzahl wirft ihn zu Boden, und er wird von allen Seiten verwundet. Noch hielt er sich am Kreuze fest; die Wüthenden reißen seine Arme davon los, strecken ihn über das Fußgestell hin, setzen ihm ihre Bajonette auf die Brust, und wiederholen ihr Begehren mit den Worten: „„„Nieder mit diesem Zeichen des Aberglaubens, und wir schenken dir das Leben!""" Laut aber rief der Ueberwältigte aus: „„Es ist das Zeichen meiner Erlösung; auch jetzt noch will ich es umarmen!"" Dieß aussprechend, strengte er seine letzten Kräfte an, sich mit seinen Armen an diesem Holze des Heils fest anzuklammern. Da erstarrten diese Arme, denn in dieser Stellung empfing er den Tod! . . . So ließen seine Mörder ihn liegen, und hieben das Kreuz um. Nachts kamen heimlich fromme Vendéerinnen und begruben ihn tief unter diesem Kreuze, für das er gefallen!" —

---

328. Das „Salve Regina."

(Von Dr. Guido Görres.)

Die Lieder und Hymnen der katholischen Kirche wurden oft von heiligen und großen Männern oder auch in großen, entscheidenden, die Gemüther tief erschütternden Augenblicken gedichtet; andere sind im grauesten Dunkel der Vorzeit entsprungen, zuerst von einer unbekannten Seele angestimmt, haben sie dann Jahrhunderte hindurch fortgetönt. Es ließe sich auch von gar vielen

aus ihnen eine eigene Geschichte schreiben, an welchen verhängnißvollen, an welchen denkwürdigen Tagen und unter welchen herzergreifenden Umständen sie angestimmt wurden und wie sie dann anders und anders auf die so oder so gestimmten Gemüther wirkten.

Ein „Te Deum," das die Schiffmannschaft in nassem Kleide mit freudezitterndem Herzen auf einsamem Meere singt, wenn im Augenblick der höchsten Gefahr sich die Wuth des Sturmes unter ihrem Gebete gebrochen; oder das eine tapfere wundenbedeckte Heldenschaar auf blutigem Schlachtfelde zwischen Leichen intonirt, wenn sie für ihr Heiligstes kämpfend gegen die dreifache Uebermacht mit Gottes Hilfe den Sieg errungen: es klingt wohl anders, als wenn ein Werk frevelhafter Gewaltthat oder treuloser List und tückischer Ränke endlich gelungen, und nun das böse Gewissen sich aufmacht, ein pompöses „Te Deum" Gott zu singen, der an diesem Werk der Hölle keinen Antheil hat. Und wie anders wird das „Dies irae" klingen, angestimmt bei der Leiche eines Gerechten, eines Heiligen, den segnend der dankbare Schmerz von Tausenden umgiebt, oder bei dem finstern Grabe eines Verruchten, dem der Fluch seiner Missethaten folgt! —

Manchmal ist es auch geschehen, daß gerade in dem Augenblick, da die losgelassene Hölle im wildesten Taumel teuflischer Lust ihren höchsten Triumph feierte, ein solcher Gesang aus heiligen Seelen mit himmlischer Gewalt siegreich ertönte! —

Es war in den greuelvollsten Tagen der französischen Revolution. Vom Blute trunken war den Männern des Schreckens das Morden und Schlachten eine Lust geworden. Niemand war am Abend sicher, daß ihn nicht am Morgen der Blutkarren zum Blutgericht führte, und je reiner und unschuldiger Einer war, um so sicherer durfte er seines Todes sein. Jede Tugend galt ja dem Neid als ein todwürdiges Verbrechen. Die Guillotine arbeitete der Mordlust zu langsam; die Erde konnte das viele Blut nicht schnell genug eintrinken, es entstanden verpestete Blutpfützen; die Grausamkeit mußte Mittel ersinnen, ihre Opfer, Männer und Frauen, Greise und Kinder, zu Hunderten auf einmal zu ertränken oder niederzumetzeln. Hinrichtungen waren das einzige öffentliche Vergnügen, das die Revolution dem Volke gelassen. Es gab Strickerinnen und Tänzerinnen der Guillotine, die strickend mit kaltem Blick sich an den letzten Zuckungen der Geschlachteten weideten oder mit wildem Furiengeheul und hohnlachendem Gebrüll das furchtbare Gerüst umtanzten.

In dieser Zeit mordgieriger Raserei geschah es, daß einst das Bluturtheil ein ganzes Nonnenkloster der Guillotine in Paris

zuwies. Der verhängnißvolle Karren hielt an der Thüre. Die Klosterfrauen stiegen gottergeben hinan, und ihre klösterliche Andacht nicht unterbrechend, stimmten sie auch auf diesem letzten Gange wie zur Vesperzeit das „Salve Regina" an; sie sangen es durch die Straßen fahrend; sie sangen es auf dem Greveplatz; sie sangen es, während Eine nach der Andern das Haupt unter das Mordbeil legte; und erst, als die Letzte, die Aebtissin, das Haupt gebeugt, verstummte das „Salve Regina," mit ihrem Geiste verklingend und entschwebend.

Das wüthende Volk hatte erschüttert diesen Gesang vernommen; es lachte nicht, es klatschte nicht, es tanzte nicht, wie es sonst bei solchen Massenhinrichtungen seine Gewohnheit war; als ob es aus einem betäubenden Rausche erwacht sei, hörte es stumm dem Gesange der Sterbenden zu; ja, sein Höllenjubel hörte seitdem bei den Hinrichtungen auf. Die Revolution hatte mit dem „Salve Regina" ihren Höhepunkt überschritten!

So ließe sich einem katholischen Liederbuch auch ein Historienbuch beifügen. —

---

329. Die Rosen und Aepfel aus dem Paradiese.

Die heilige Dorothea, jung, zart und edel, betrat nun auch, mit den unzähligen gebenedeiten Martyrern vor ihr, den herben Weg, den Weg des Todes. Willig ging ihn die erhabene Jungfrau, und sie pries sich glücklich, für ihren vielgeliebten Bräutigam Jesus Christus, der auch zu ihrer Entsündigung, Heiligung und ewigen Beseligung am Kreuz auf Golgatha geblutet, ihr jungfräuliches Leben auszubluten. Zwar weinten und wehklagten und rangen sich die Hände wund ihre zahlreichen Freunde und Freundinnen, die ihr das letzte Geleit gaben; Dorothea aber sprach zu ihnen im sanftesten Tone der Verweisung: „Ihr weinet, meine Trauten? Sehet, ich bin heiter und lächle! Ihr wehklaget? Sehet, ich frohlocke! Ihr ringet die Hände? Sehet, ich klatsche siegesfroh in die Hände; denn bald ist der Vorhang gefallen, und ich bin auf ewig bei meiner Liebe, bei dem guten Hirten, bei meinem Heiland und Seligmacher!" —

Es war aber im tiefsten Winter, da man Dorothea hinaus zur Richtstätte führte. Und als ein Schwall von Schlossen auf die Jungfrau niederbrauste aus den nachtvollen Wolken, da sprach die fromme Jungfrau: „Ach, wie nächtlich ist's in den Wolken! Wie schneidend weht der Sturmwind! Wie so nackt und öde trauert der winterliche Boden! Wie kalt und todt ist Alles, auch Alles umher!

Aber wohl mir! Ueber ein Kleines, und ich bin nicht mehr im Thale der Gräber! Ich bin dann droben und wandle mit meinem lieben Heiland im Paradieses-Garten der himmlischen Herrlichkeit! Dort wird mein Freund mir frische Rosen pflücken und mir süße Aepfel brechen vom Baume des ewigen Lebens!" Also sprach die Jungfrau, muthig verharrend im kindlichsten Gottvertrauen. —

Und Theophilus, des Landvogts Schreiber, der dieses fromme Wort vernommen, sprach zu Dorothea mit dem bittersten Hohn und Spott: „„Wohlan, ich bitte dich schön, schicke mir doch auch von diesen frischen Rosen einige und auch von diesen süßen Aepfeln einige, die da wachsen in dem Garten deines Geliebten!!""

Dorothea sah ihn mit einem bedeutsamen Blick an, und rief: „Was du bittest, o Jüngling, das soll dir geschehen!" Sie sprach dieses Wort mild lächelnd und ging ruhig weiter.

Als sie nun erreicht die Opferstätte, als sie noch gesegnet die Welt, als sie nun noch Lebewohl gesagt ihren Freunden und Freundinnen, und als sie nun im Kreise hingekniet, um noch einmal im demüthigsten Gebet ihre Seele Gott zu empfehlen: — siehe! da stand vor ihr ein wunderschöner Knabe, angethan mit einem blauen Mantel, hin und wieder gestickt mit güldenen Sternen; kraus und goldfarb waren seine Locken und smaragdgrün die gesenkten Schwingen. Und es trug der schöne Knabe in den Händen ein aus Silberdraht geflochtenes Körbchen, in welchem drei frische Rosen und drei gar rothwangige Aepfel lagen.

„„Liebe Schwester,"" sprach das Engelein, „„diese frischen Rosen und diese rothen Aepfel schickt dir dein geliebter Bräutigam Jesus Christus aus seinem Himmelsgarten!""

„Lieber Bruder!" entgegnete die fromme Jungfrau, „bringe doch ungesäumt mit meinen besten Grüßen diese frischen Rosen und diese rothen Aepfel zu des Landvogts Schreiber, zu Theophilus, und sag' ihm: Diese frischen Rosen und diese rothen Aepfel schickt Dorothea dir — zum Angedenken!"

Also sprach sie, winkte dann dem Henker, und unter dem Beil entsank ihr schönes Haupt dem Nacken — zur Verherrlichung des Gekreuzigten. —

Eilend aber ging der Engelsknabe zu Theophilus, des Landvogts Schreiber, fand ihn gedankenvoll stehen am Fenster im Palaste des Landvogts, reichte ihm freundlich das Körbchen hin und sprach bedeutsam: „„Diese frischen Rosen, diese rothen Aepfel schickt **Dorothea** dir — zum Angedenken!""

Und als der Jüngling die Botschaft aus Dorothea's letztem Gruße vernahm, und sein Auge sah diese frischen Rosen und diese rothen Aepfel, emporgesproßt zur Zeit des schärfsten Winterfrostes, da schlug er sich auf die Brust und weinte und rief unter glühenden Seufzern: „Weh' mir, ich habe Gott gelästert! Weh' mir, ich habe die keusche Braut Jesu Christi verhöhnt! Weh' mir, ich habe gegen den Glauben der Christen gefrevelt! Verzeihe mir, heilige Jungfrau Dorothea, und bitte für mich armen Sünder bei Jesus Christus um Gnade und Barmherzigkeit!“ — —

Und Theophilus, des Landvogts Schreiber, ward bekehrt von dieser Stunde an; er nahm Unterricht im Christenthum, glaubte an den Gott=Menschen Jesus Christus, ließ sich taufen, trat in den Dienst des Herrn, predigte gewaltig, warb dem Heilande viele treue Jünger, und nach einem schweren, aber wohl bestandenen Kampfe bekränzte auch ihn die gnadenreiche Martyr=Krone. —

---

330. Martertod eines fünfjährigen Knaben.

(Aus: Kirchengeschichte von Godeau, 29. Buch, § 135.)

In einer furchtbaren Christenverfolgung, welche im Jahr 520 in Arabien ausbrach, zeichnete sich ein Knabe von fünf Jahren aus wegen seines außerordentlichen Muthes und seiner Glaubensstärke, jedoch hat die Geschichte uns seinen Namen nicht aufbewahrt.

Dunaan, ein Jude und ein geschworener Feind der Jünger Jesu Christi, beherrschte in jenem Zeitpunkte das Land und wüthete besonders gegen die Einwohner der Stadt Nagra, die größtentheils eifrige Katholiken waren. Seine Verfolgungswuth kannte keine Grenze und erstreckte sich sogar auf die bereits Verstorbenen und im Schooße der Erde Ruhenden. So ließ er unter Andern den Leichnam des zwei Jahre vorher verstorbenen Bischofs Paulus ausgraben, verbrennen und die Asche in die Luft streuen. Auch Frauen, Jungfrauen und Kinder wollte seine Tyrannei knechten, und es ward ihnen zugemuthet, Jesum Christum zu verleugnen, oder auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Aber Alle zeichneten sich aus durch ein freies und muthiges Bekenntniß des Namens Jesu, und es war unter ihnen ein heiliger Wetteifer, ihr Blut für den Heiland und die Wahrheit des christlichen Glaubens zu vergießen.

Während nun eine christliche Mutter nebst ihrem fünfjährigen Sohne dem Dunaan vorgestellt und wegen ihrer Standhaftigkeit im Glauben zum Scheiterhaufen geschleppt wurde; da riß

sich der fünfjährige Knabe von ihrer Hand los, lief dem in der Nähe aufgestellten Throne des Tyrannen zu und küßte dessen Kniee.

Die Einfalt des Kindes rührte Dunaan, und er hob den Knaben zu sich empor, küßte ihn und sprach: „Liebes Kind, was ziehst du vor? Sterben mit deiner Mutter, oder mit mir leben?"

Der holdselige Knabe antwortete, zum Erstaunen des Tyrannen, ganz heiter: „„Lieber sterben mit der Mutter; ja, ich bitte dich, laß doch meine Mutter wieder losbinden, daß sie mich zuerst zur Marter führe, zu welcher sie mich so oft ermuntert hat!""

Dunaan: „Aber für Wen willst du denn die Marter leiden?"

Der Knabe: „„Für Jesus Christus!""

Dunaan: „Wer ist denn dieser Jesus Christus?"

Der Knabe: „„Wenn du mit mir in die Kirche gehen willst, will ich Ihn dir zeigen.""

Dunaan nahm jetzt zu Schmeicheleien seine Zuflucht; er versprach dem Kinde, ihm recht schöne Früchte der Erde zu geben, wenn es bei ihm bleiben wolle. Das Kind hörte anfänglich diese Verheißungen aufmerksam an; als es aber sah, daß die Mutter in den angezündeten Scheiterhaufen geworfen ward, da suchte es sich loszuwinden; und weil Dunaan es mit Gewalt zurückhalten wollte, biß es ihm in den Schenkel, so daß er vor Schmerz überlaut zu schreien anfing.

Doch entlassen wollte er seine Beute nicht; er berief daher einen Hofbeamten und übergab ihm den Knaben, mit dem Auftrage, ihn in der jüdischen Religion zu erziehen.

Der Hofbeamte ergriff sogleich das Kind und wollte es fortführen; dieses aber entwand sich ihm augenblicklich, lief wie mit Blitzesschnelle dem brennenden Scheiterhaufen zu, stürzte sich in denselben hinein und opferte seinen Geist in die Hände Jesu Christi, des göttlichen Kinderfreundes. —

Die Gebeine des Kindes lagen neben denen seiner Mutter! —

---

331. Der Tod des heiligen Martyrers Bonifacius.

(Aus: Rheinische Geschichten und Sagen von Niklas Vogt.)

Den großen Thaten und Werken des Erzbischofs von Mainz Winnefried, dem der Papst den Namen „Bonifacius," d. h. „Wohlthäter," und eines „Apostels von Deutschland" gab, fehlte zu den glorreichen Erfolgen seiner Wirksamkeit in der

Ausbreitung des Christenthums weiter nichts mehr, als die Martyrkrone, um ihn zu der Heiligkeit eines Apostels zu erheben; und sie wurde ihm wirklich.

Nachdem Winnefried das Christenthum schon in den meisten Theilen von Deutschland fest gegründet hatte, zog er noch einmal den Rhein hinab zu den Friesen, um Das unter diesem Volke zu vollenden, was er dort schon bei seiner ersten apostolischen Sendung angefangen.

Wenn man nun in seiner Geschichte liest: daß er vor seiner Abreise den Lullus zu seinem Nachfolger im Erzbisthume von Mainz ernannte, und seine letzte Ermahnung an diesen Schüler erwägt, so sollte man fast glauben, er habe schon eine Ahnung von seinem künftigen Martyrtode gehabt. „Die Zeit meiner Auflösung," sagte er zu ihm, „naht heran. Ich habe beschlossen, hinzureisen, wohin mich Gott ruft. Liebster Sohn! Deine Pflicht erheischt nun, für deine dir anvertraute Heerde zu wachen! Führe das Volk von seinen Irrthümern zurück! Den von mir angefangenen Kirchenbau an der Fulda setze fort! In dieses Kloster sollst du, ich mag sterben, wo ich will, meinen entseelten Leib zur Erde bestatten! Sorge nun für Alles, was zu meiner Reise nothwendig ist! Die Leinwand, womit man meinen Körper bedecken soll, lege zu meinen Büchern!"

Dieses waren die Worte des Abschieds.

Unter Seufzen und Thränen versprach Lullus seinem ehrwürdigen Lehrer, in Allem zu gehorchen. Bonifacius aber fuhr den Rhein hinunter nach Friesland und brachte noch eine Menge Heiden zum christlichen Glauben.

Als hierauf das hochheilige Pfingstfest herannahete, wollte er diesen Neubekehrten die Kraft des heiligen Geistes durch die Firmung ertheilen. — Deßhalb ließ er in der Gegend, wo das Flüßchen Burde — Friesland in den Ost- und West-Gau theilt, bei Dockum Zelte aufschlagen, und dorthin die Heiligthümer nebst den zu der gottesdienstlichen Handlung erforderlichen Büchern und Geräthschaften bringen. Ihn sollte dabei Eoban, der Bischof von Utrecht, nebst fünfzig seiner Diakonen und Schüler unterstützen.

Indeß aber Bonifacius sich also zur Firmung vorbereitete, hatte sich ein großer Haufen heidnischer Friesen unter die Neubekehrten gemengt; und dieser stürzte, gerade in dem Augenblicke, als der Bischof sein Amt beginnen wollte, mit Schwertern und Dolchen auf ihn und seine Genossen wüthend los, um die Ehre ihrer verlassenen Götter zu rächen. Da die jungen Christen die Gewaltthaten des aufgebrachten Heidenvolkes sahen, sprangen sie bewaffnet

aus den Zelten hervor, und wollten ihren geistlichen Vater vertheidigen. Dieser aber, mehr um die Rettung der Heiligthümer, als seines Lebens besorgt, trat mit seinen Genossen unter sie und sagte gelassen folgende Worte: „Ich bitte euch, meine lieben Kinder! euere Waffen nicht gegen unsere Feinde zu wenden. Denn die göttlich heilige Schrift erlaubt uns nicht, Unbild mit Unbild zu vergelten. Sie gebietet uns vielmehr, das erlittene Böse mit Gutem zu erwiedern. Jetzt, da uns der lang erwünschte Tag erscheint, wo wir, von den Mühseligkeiten dieser Welt befreit, zu den himmlischen Freuden eingeladen werden, warum wollt ihr eine so große Gnade, einen so herrlichen Lohn von uns abhalten? Stärket euch vielmehr in Gott, und laßt uns dieses göttliche Geschenk mit Dank annehmen! Hoffet auf unsern Herrn Jesus Christus, er wird uns sicher aus aller Gefahr befreien!"

Nachdem er auf diese Weise die kampflustigen Jünglinge besänftigt hatte, wendete er sich mit folgenden Worten zu seinen Geistlichen: „Liebste Brüder! wenn euch je reine Liebe zu Gott beseelt, wenn euch je meine Ermahnung gerührt hat: so beherzigt in gegenwärtigem Augenblick die Worte Gottes, und erschreckt nicht vor Denen, welche unsere sterblichen Leiber, nicht aber unsere unsterbliche Seele tödten können! Setzt nun alle euere Hoffnung auf Gott, wie auf einen Anker, und er wird euch nach diesem kurzen Lebenslauf mit dem ewigen Bürgerrechte in dem Himmel belohnen! Ich bitte euch inständig, laßt euch nicht jetzt in diesem Streite die Siegeskrone rauben, welche wir durch einen so langen Geisteskampf bereits erworben haben! Erduldet vielmehr standhaft und männlich die uns bevorstehende Lebensgefahr aus Liebe zu Dem, der für uns gelitten hat, und mit dem ihr euch ewig freuen werdet!"

Kaum hatte er diese Ermuthigung zum Martyrtode geendet, als schon die wüthende Heiden-Schaar auf ihn und seine Jünger eindrang und ihn und seine Jünger mordete.

So erduldete Winnefried am 5. Juni des Jahres 755 nach Christi Geburt, wie Einer der ersten Apostel, den Martyrtod für den christlichen Glauben und das sittliche Wohl der deutschen Völkerschaft. — Wenn religiöse Geistesbildung dem menschlichen Geschlechte heilsamer ist als politische oder mechanische, so hat sich Bonifacius durch seine Bekehrungen mehr Verdienste um das deutsche Volk erworben, als Carl der Große durch seine Eroberungen. Mit allem Rechte wurde er daher auch unter die Zahl der Heiligen und Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes gezählt.

Auch seine Lehr- und Todes-Genossen verdienen mit ihm in der rheinischen Geschichte genannt zu werden, obwohl man nur Elfe

dem Namen nach kennt. Davon waren Eoban Bischof, Wintrung, Walther und Adelher Priester, Hamund, Skirbald und Boso Diakonen, Wacker, Gundekar, Willher und Adolf Mönche. —

Nach dem Martyrtode derselben haben sich die Mörder selbst einander entleibt, indem sie über die Theilung der Beute nicht einig werden konnten.

Als endlich die Heiden von den Christen vertrieben waren, fand man die Körper der Martyrer nebst dem Evangelienbuch und anderen Schriften.

Diese Reliquien wurden von den Geistlichen nach Utrecht getragen; den Körper des heiligen Bonifacius aber brachte man, wie er es geboten hatte, mit seinem Evangelienbuch und seinen Schriften nach Fulda, wo sie noch gesehen und verehrt werden.*) Sein Herz und seine Eingeweide blieben in der St. Johannis-Kirche zu Mainz zurück. —

Ueber das gottgesegnete Wirken des heiligen Bonifacius in Deutschland hat der Protestant Heinrich Leo in seinem Werke: „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Halle 1854. I. Bd." folgendes Urtheil gefällt, indem er sagt:

„Das größte und herrlichste seiner Werke war die Grundlegung der deutschen Nation durch Herstellung einer deutschen Kirche, — man kann sagen: die erste Schöpfung und Pflanzung der deutschen Nation, der er dem Stamme nach verwandt war, — er war ja ein Westsachse, — der er aber, indem er ihr den christlichen Geist einhauchte, erst Zusammenhang und ein tieferes Motiv geistiger Entwickelung verlieh, und die er theils aus der Verfahrenheit eines abgelebten und absterbenden Heidenthums rettete, theils aus der Mattheit eines bloß äußerlichen Christenthums aufrichtete.

Es giebt wenige Menschen, denen so Großes gegeben worden ist, wie diesem Manne, der mit einem gleich klaren Blicke wie Moses seine Lebensaufgabe in einem Sinne mit ungebrochenem

*) Am 5. Juni 1855 fand zu Fulda die elfhundertjährige Feier des Martyrtodes des heiligen Bonifacius in der großartigsten Weise Statt; in der auf's Herrlichste ausgeführten Prozession durch die Stadt wurden von Diakonen getragen: der Hirtenstab und die Bücher des Heiligen; — ferner von Priestern getragen: zwei Pyramiden mit Gebeinen des Heiligen, sowie dem Dolche, womit, und einem Theile der Tunicella, worin derselbe ermordet worden; — endlich, gleichfalls von Priestern getragen: ein Reliquien-Schrein mit einem Theile des Schädels, dem Gehirn und anderen Reliquien des Heiligen.

Muthe und ungestörter Beharrlichkeit hinausführte und wie jener der jüdischen, so er der deutschen Nation, der zweitgrößten, welche die Weltgeschichte kennt, in sittlicher Bedeutung ihr Gepräge aufgedrückt hat. Im Jahre 751 schrieb er von seiner Lieblings-Gründung Fulda: „Diesen Ort habe ich von frommen Männern rechtmäßig erworben und dem Erlöser geweiht. Hier will ich einst, wenn auch nur wenige Tage, meinen müden Leib pflegen und nach meinem Tode ruhen, denn die vier Stämme der Ostfranken, Thüringer, Hessen und Sachsen, denen ich durch die Gnade Gottes das Evangelium gepredigt habe, wohnen in der Umgegend. Eben denselben will ich, so lange ich lebe und Geisteskraft behalte, nützlich sein — getreu der Kirche, und unter dem Volke, zu dem ich gesandt bin, bis zum Tode verharren!“ —

Ausgeharrt hat der Mann in Dem, was die Aufgabe seines Lebens gewesen war, bis zum Tode, und der Herr hat sein Werk gesegnet. Der Sprengel des Mainzer Erzbisthums, nachher des Mainzer Primates, ist der Pflanzboden des deutschen Reiches geworden; des Bonifacius Nachfolger auf dem Stuhle zu Mainz haben diesen Boden vor Zerreissungs-Versuchen bewahrt, und, wo sie eine Theilung nicht immer verhindern konnten, ihn wieder zusammengebracht, bis ein eigenes deutsches Königreich, dessen Umfang mit dem des Mainzer Primates zusammenfiel, erwachsen war; und auch dann noch sind lange die Mainzer Erzbischöfe die vornehmsten Räthe der deutschen Könige gewesen, haben die Politik deutscher Könige geleitet, den Ausbau der weiteren Reichsverfassung angegeben. Der in der Schule von Fulda angeschlagene nüchterne historische Ton hat ebenso in der deutschen Bildung obgesiegt, und mit einem Worte: Alles, was später in kirchlicher, politischer und geistiger Beziehung in Deutschland erwachsen ist, steht auf **dem** Fundamente, welches **Bonifacius** gelegt hat, — **Bonifacius**, dessen Grabesstätte in Fulda uns heiligerer Boden sein müßte, als die Gräber der Patriarchen den Israeliten waren, denn **er** hat unser Volk und uns in diesem geistig gezeugt!“ —

---

332. Der Tod des heiligen Lambert.

(Nach einer alten Legende.)

Der heilige Bischof Lambert wollte nicht in die Verbindung Pipin's mit Algais einstimmen, strafte ihn stets darüber und ermahnte ihn, seine rechtmäßige Gattin Plectrudis wieder zu sich zu nehmen. Aber Alles war vergebens!

Diese aber sann auf Rache an dem frommen Bischofe, ging am 15. September des Jahres 674 nach Bolsee und sandte von dort aus einen Boten an ihren Bruder Dodon, der zu Avroy in dem Hause ihres Vaters wohnte, damit derselbe alsbald zu ihr komme. Andere Boten schickte sie zu den Herren von Emburg, Sagin, Carl von Ramet, Ebruck und Anderen; und als diese Alle bei ihr sich versammelt hatten, trug sie ihnen auf, den heiligen Lambert zu tödten, und versprach ihnen dafür große Schätze.

Die Mörder kamen mit Anbruch des Tages da zusammen, wo nun das Kloster „Sanct Lambert" steht, um dort des Bischofs zu warten. Als sie ihn aber nicht kommen sahen, stiegen sie nieder in's Thal zur Einsiedelei, in der Lambert jeden Morgen die heilige Messe las.

Der Diener des heiligen Bischofs bemerkte die Mörder und kündete seinem Herrn ihr Nahen; doch Lambert sprach ruhig: „Wenn mein letzter Tag gekommen ist, dann gebe Gott mir Muth, damit ich sterbe als ein guter und getreuer Martyrer!" Und mit diesen Worten zog er sein Meßgewand an und ging zum Altare.

Da stürmte Dodon mit den Anderen heran zur Siedelei, zerbrachen die Thore und ermordeten Peter und Andolet, die Neffen des Bischofs. Als sie ihn selbst nicht fanden, stieg Einer von ihnen auf das Dach der Kapelle und sah, wie der Heilige vor dem Altare im Gebete lag. Alsbald griff der Gottlose zu seiner Lanze und schleuderte sie hinunter, des Bischofs Leib durchbohrend.

Nachdem sie noch die Kapelle alles Schmuckes beraubt, zogen sich die Mörder nach Publemont zurück, wo Dodon sie ihre Beute theilen hieß.

Algais harrte inzwischen auf dem Thurme von Dugeye der Boten, welche ihr Lamberti Tod verkünden sollten. Als sie aber so am Fenster saß und in die Ferne schaute, kamen durch die Luft plötzlich viele Tropfen Blutes geflogen und fielen auf die Steine der Fensterbrüstung nieder. Erschrocken griff Algais nach einem Tuche, um sie wegzuwischen, aber das war unmöglich; sie blieben da bis auf den heutigen Tag, und werden von den Gläubigen noch in großer Verehrung gehalten.

Dodon, der Bruder der Algais, hatte sechs Finger an einer Hand, und Gott strafte sein ganzes Geschlecht mit dieser Mißform. Noch jetzt ist ein Kind in dem Lütticherlande verachtet, wenn es sechs Finger hat, denn man glaubt, daß es aus dem Stamme Dodon's sei. —

333. Die heilige Jungfrau und Martyrin Regina.

Regina, bei Alise in Burgund von heidnischen Eltern geboren, verlor ihre Mutter schon bei der Geburt, und wurde von ihrem reichen und angesehenen Vater einer Pflegamme übergeben. Diese, eine Christin, ließ die Regina taufen und erzog sie nach den Vorschriften des Evangeliums.

Als der Vater dieß vernahm, wurde er sehr zornig und erklärte seiner Tochter, sie müsse entweder dem Christenthume entsagen, oder sein Haus verlassen. Regina, welche Jesum Christum mehr liebte, als ihren Vater, wählte das Letztere, und kehrte wieder zu ihrer Pflegamme zurück. Weil diese arm war, mußte Regina die Lämmer und anderes Vieh weiden.

Unter den Uebungen des Gebets, der Arbeit, der Betrachtung und unter mancherlei Prüfungen erreichte die Jungfrau ihr fünfzehntes Lebensjahr. Da geschah es, daß der unter dem Kaiser Dezius für Frankreich bestellte heidnische Landpfleger Olybrius durch die Gegend zog, wo Regina ihre Heerde weidete. Bei ihrem Anblicke ganz ergriffen, ließ er sie zu sich führen und erklärte ihr seine Neigung und seinen Entschluß, sie durch seine Liebe zur vornehmsten Frau in Gallien zu machen. „Mein Bräutigam ist Jesus Christus,“ antwortete Regina; „Ihm will ich ewig getreu bleiben!“ Da sich Olybrius verschmäht sah, gerieth er in Zorn, ließ die Jungfrau geißeln und in den Kerker werfen. Während der Nacht wurde das Gefängniß von einer glänzenden Taube erleuchtet, die auf einem Kreuze erschien. Himmlische Tröstungen erfüllten das Herz der Martyrin, und ihre Wunden wurden augenblicklich geheilt.

Unerschütterlich fest blieb sie auch des folgenden Tages. Nach wiederholt erlittenen Martern befahl Olybrius, daß man sie enthaupte. Die heilige Jungfrau lobte und pries Gott. Auf der Todesstätte angelangt, erscholl eine Stimme vom Himmel: „Komm', Regina, komm' und regiere mit deinem Bräutigam!“ Auf diese Wunderstimme bekehrten sich mehr als achthundert Personen zum christlichen Glauben. Sie aber wurde sogleich enthauptet um das Jahr 251. —

Die Reliquien dieser jungfräulichen Martyrin wurden im Jahre 864 in die Abtei Flavigny unweit Alise gebracht, wo sie zur Verehrung aufbewahrt werden. Nicht ferne davon erhob sich ein Städtchen mit dem Namen dieser Heiligen. —

334. Das fromme Hirtenmädchen.

(Auszug aus: Legende von Dr. Alban Stolz.)

Es sind vielleicht bald tausend Jahre her, daß in einem Dorfe des fränkischen Reiches, in Villemonte, ein Rebmann wohnte, dem Gott ein gar liebenswürdiges Kind geschenkt hatte. Die Eltern erzogen ihr Töchterlein, Namens Solongia, in der Furcht des Herrn, und diese Erziehung trug bald die herrlichsten Früchte. —

Nicht weit von Villemonte war ein einsamer Platz, unangebaut und waldig, wohin selten Jemand kam. Jetzt wird jener Platz „das Feld der heiligen Solongia“ genannt, und es steht dort ein hölzernes Crucifix aufgerichtet — zum Andenken Dessen, was dort sich zugetragen.

Weil man in dieser Abgeschiedenheit gar ruhig in Gebet und Betrachtung sich aufhalten konnte, so ging das fromme Mädchen in jedem freien Augenblick an diesen stillen Ort, um hier ihre Heerde zu weiden und dann auch recht nach Herzenswunsch zu dem lieben Heiland am Kreuz in Andacht aufzuschauen und sich ihm gänzlich aufzuopfern.

Während aber Solongia nur die Ehre und Verherrlichung Jesu Christi suchte, so verherrlichte er auch wieder diese treue Seele vor den Menschen. Es wird von ihr erzählt, daß Besessene durch sie von der Plage der bösen Geister befreit, daß manchmal, wie bei dem heiligen Apostel Petrus, Kranke schon gesund wurden, wenn nur ihr Schatten auf sie fiel, und daß sie Sturm und Ungewitter abgewendet oder gestillt habe. Ob ihrer Reinheit und Liebestreue gegen Gott gehorchten ihr sogar die Thiere; ja, sie soll einzig durch ihren Willen manchmal die Vögel, welche in jener Gegend die Saaten verwüsteten, vom Feld abgehalten haben. Wenn zuweilen eines ihrer Schafe von der Erde sich entfernte und an fremdem Felde weidete, dann machte Solongia es nicht wie gewöhnlich die Hirten; sie rannte nicht auf es los, brach nicht in heftiges Geschrei aus, hetzte nicht die Hunde, warf nicht mit Steinen oder Grundschollen, schlug nicht mit ihrem Hirtenstab, sondern ohne Zorn und Gewalt rief sie die Schafe lediglich zurück durch sanfte und leise Worte, in der Art, wie Engel zu reden pflegen. —

In der Hauptstadt des Bezirks, die mehrere Stunden von Villemonte entfernt lag, hörte der Sohn des Statthalters von der Schönheit dieses Mädchens. Er suchte sie auf, fand sie an dem gewohnten Ort ihrer Gebetsübungen, bemühte sich, sie unter den schmeichelhaftesten Reden zu verführen, und da Alles fruchtlos blieb, versprach er ihr scheinbar die Ehe. Sie widersetzte sich muthvoll

und rief: „Ich habe mich von Kindheit an Gott gänzlich aufgeopfert; gegen Den, welcher meinetwegen Mensch geworden und alles menschliche Elend auf sich genommen hat, gegen Den gelten mir alle Liebhaber der Erde nichts!“ —

Der Wüstling, in Aerger und Wuth, wollte nun Gewalt brauchen. Das Mädchen entfloh; er aber eilte ihr nach, holte sie ein, faßte sie und schleuderte sie auf sein Pferd und floh mit ihr im Galopp davon. Ungefähr sechshundert Schritte von dem Platz, wo der Bösewicht die Jungfrau ergriffen, floß ein Bach; hier riß sich die Gottesbraut los und wand sich vom Pferd herab. Der Rasende zog nun sein Schwert und führte einen wüthenden Streich auf das Mädchen; dieses, tödtlich getroffen, rief noch dreimal den Namen „Jesus Christus!“ und gab seinen reinen Geist auf. —

Solongia wurde alsbald nach ihrem Tod als eine „Heilige“ verehrt, theils weil sie schon zu Lebzeiten wegen ihres heiligen Wandels berühmt war, theils wegen der Wunder, die auf ihre Anrufung geschahen.

Später wurde ihr zu Ehren eine Kirche gebaut.

Insbesondere sind zwei wunderbare Vorkommnisse aufgezeichnet, in welchen gleichsam das heilige Hirtenmädchen seine Nähe übernatürlich anzeigte. — Es wurde nämlich ihr heiliger Leib in einen kostbaren Sarg eingeschlossen und zuweilen bei Prozessionen herumgetragen; da geschah es einige Male, daß Leute, welche mit einer größeren Sünde befleckt gewesen, den Sarg nicht von der Stelle brachten. — Deßgleichen kamen gewöhnlich einige Tausend Menschen zusammen, wenn jährlich am 10. Mai ein feierlicher Umgang nach dem „Solongia-Feld“ gehalten wurde. Der Weg dorthin ist aber zu schmal, um diese Menge Volkes zu fassen; daher wurden die nebenliegenden Getreidefelder ganz überlaufen und die Saat niedergetreten; aber alle Jahr stand das Getreide nach zwei Tagen wieder auf, wie wenn niemals damit das Geringste geschehen wäre. Auch war der Pfad, auf welchem Solongia zu ihrem einsamen Betorte ging, viel schöner und stärker bewachsen, als der übrige Boden ringsherum. —

---

335. Hussitische Greuelthat.

Ein zu Leipzig erscheinendes protestantisches Unterhaltungsblatt, betitelt: „Das Pfennig-Magazin zur Belehrung und Unterhaltung,“ — erzählt in der Nummer vom 18. Januar 1855 die folgende hussitische Greuelthat mit den Worten:

Nachdem die Hussiten im Jahre 1425 auf ihren verheerenden Zügen in Deutschland auch Wünschelburg in Sachsen eingenommen und in Brand gesteckt hatten, bei welcher Gelegenheit die in den Kellern verborgenen Jungfrauen erstickten, die Weiber mit den Kindern aber vom Feinde freien Abzug erhielten, blieb zuletzt in Folge der Einnahme des Schlosses noch der Pfarrer Megerlein mit einigen ledigen Gesellen zurück. Er ermahnte dieselben zum heftigsten Widerstande: „Liebe Gesellen! Wehret euch heute euerer Hälse und stehet fest; wenn ihr euch gefangen gebt, werden sie euch quälen, martern und peinigen!“

Anfangs befolgten sie seinen Rath; da sie aber sahen, daß sich sämmtliche Bürger ergeben hatten, geriethen sie in Furcht, ließen nach im Kampfe und überlieferten endlich das Schloß dem Feinde.

Nur Megerlein und ein alter Dorfpfarrer blieben zurück, wurden von den Hussiten herabgeholt und unter das Heer geführt. Meister Ambrosius, ein Grätzer Hussite, redete hier den Pfarrer lateinisch an und versprach ihm das Leben, wenn er widerrufen wolle, was er gepredigt habe; wo nicht, so sei ihm der Feuertod gewiß.

Da erhob sich Megerlein voll Würde und sprach: „Das wolle Gott nicht, daß ich widerrufen sollte die Wahrheit unseres heiligen Christenglaubens um dieser kurzen Pein willen! Ich habe gelehrt die Wahrheit zu Prag, zu Görlitz, zu Gratz, und weiß auch um derselben willen zu sterben!“

Diese heroischen Worte rührten indeß die wüthenden Feinde nicht. Ein Hussit brachte eine Schütte Stroh. Sie banden und gürteten ihm dasselbe um den Leib und ließen den Unglücklichen, nachdem das Stroh angezündet worden, so lange springen, bis er, durch den Rauch betäubt, zu Boden sank. Dann warfen sie ihn in eine Braupfanne voll siedenden Wassers und ließen den alten Dorfgeistlichen gleichfalls dieses entsetzliche Schicksal theilen, bis Beide den Geist aufgegeben hatten. —

---

336. Die Gründung des Klosters Disiboden = Berg.

(Auszug aus: Bilder aus dem Nahethale von W. O. von Horn.)

In der Hauptstadt Irlands lebte im sechsten Jahrhundert nach unsers Herrn Geburt ein Bischof, welcher Disibod hieß. Er war ein Mann nach dem Herzen Gottes; denn sein Leben war Frömmigkeit, sein Thun Liebe, sein Leiden Geduld und Harren der Hilfe des Herrn. Der Ruf seiner Heiligkeit war groß unter dem Volke, und groß die Liebe, die es für ihn hegte.

Da in einer Nacht erschien ihm der Engel des Herrn im Traume und führte ihn auf eine ungeheure Höhe. Sein Auge schweifte über das unermeßliche Meer, an dessen Saume sich eine Küste erhob. „Dorthin," sprach der Engel, „sollst du segeln und mit dir nehmen Salust, Gisbald und Clemens, die treuen Diener des Herrn, die dich lieb haben! Dort sollst du wandern unter den blinden Heiden, und predigen das Evangelium des menschgewordenen Sohnes Gottes; da, wo du deinen Wanderstab in die Erde steckst und er grünt, wo ein weißes Reh sich dir naht und am Boden scharrt, daß ein Born lebendigen Wassers hervorquillt, da baue dir eine Hütte und weile! Gründe allda ein Kloster zu gottgeweihetem Leben und zur Beförderung des Reiches Gottes unter den Heiden!" —

Disibod vernahm des Engels Kunde mit frohem Herzen.

Schon am andern Morgen nahm er den Pilgerhut, hing die Ledertasche um und griff zum Stabe. Seine Freunde staunten ob seines Thuns. Als er ihnen aber kund that des Engels Geheiß, da nahmen auch sie Hut, Stab und Tasche und folgten ihm nach; das arme Volk aber wehklagte laut, denn sein Freund und Tröster schied von dannen. Es folgte den frommen Sendboten zu der Küste des Meeres, wo das schwanke Schifflein lag, das sie aufnehmen sollte. Wild stürmte es auf dem Meere, und die Wellen brandeten schauerlich an den Felsen der Insel. Das Volk warf sich nieder vor den frommen Männern und flehte Disibod an, daß er das Schifflein nicht besteige, das ihm gewissen Tod drohe. „Ich bin in der Hand des Herrn auf dem Wasser, wie auf dem Lande," sprach Disibod; „ich folge seinem Rufe. Sein heiliger Wille geschehe!" Und alsbald bestiegen sie das Schifflein. Kaum war das Segel entfaltet, und der Anker gelichtet, so legte sich der Sturm, und die See glättete sich wie ein Spiegel; bald aber erhob sich ein frischer Wind vom Lande, der die Segel blähte, daß das Schifflein mit den Glaubensboten durch die Fluthen dahin schoß, wie ein Pfeil von der Sehne des Bogens.

An Frankreichs Küste landeten sie glücklich, und kaum waren sie an's Ufer getreten, als sie niederknieten und betend dem Herrn gelobten, als seine getreuen Sendboten rastlos umherzuziehen und das Wort des Lebens zu verkündigen, bis des Engels Verheißung würde erfüllt sein. So zogen sie denn durch ganz Frankreich, Jesum Christum verkündigend, und kamen nach neun mühevollen Jahren gen Trier, wo Magnerius Erzbischof war, zur Zeit, als Childebert der Zweite im Reiche herrschte. Der Erzbischof nahm sie liebevoll auf. Als sie ihn baten, auch in den Landen, deren

Oberhirte er war, des Herrn Wort verkündigen zu dürfen, sprach er: „„Ziehet hin, ihr Gesegneten des Herrn; er gebe euch seinen Segen zum Worte, daß es viele Frucht bringe!““ Also zogen die vier Gottesmänner von Trier weg und durchwanderten viele Jahre lang die Gebirge und die Wälder des Erzstiftes, überall weilend, wo frommer Glaube ihrem Worte entgegenkam.

Die Jahre des heiligen Disibod aber nahmen zu, und er war müde des Wanderns. Er flehte daher zu dem Herrn, daß er ihn möge finden lassen den Ort, wo er bleiben sollte nach der Verheißung des Engels. Er hatte oft den langen Pilgerstab in die Erde gesteckt; aber nie hatte er gegrünt, und das weiße Reh war nie gekommen, daß es die labende Quelle aus dem Boden scharre.

So war der Frühling wieder gekommen, und die Vöglein sangen ihre fröhlichen Weisen unter dem grünen Laubdache des Waldes. Die Quellen sprudelten helle, umgeben von blauen Vergißmeinnicht und schneeweißer Steinbrech. Der Himmel war tiefblau und heiter, und die Sonnenstrahlen erwärmten selbst des Waldes Dunkel. Die frommen Sendboten folgten dem Höhenzuge, der sich auf dem rechten Ufer der Nahe herabzieht, und kamen endlich an einen Berg, an dessen Fuße zwei Flüßchen sich vereinigen, die Nahe und der Glan. Da, wo gen Osten der Berg sich sanft abflachte, war ein Platz, den die Sonne freundlich beschien. Disibod und seine Genossen ließen sich hier nieder, denn sie waren müde von der Wanderung, welche sie bereits seit Sonnenaufgang, ohne zu rasten, fortgesetzt hatten. Als der Durst sie plagte, gingen Clemens, Gisbald und Salust hinab zu dem Flusse, dort ihre Kürbisflaschen zu füllen. Bei ihrer Rückkehr aber zu der Stätte, wo sie den frommen Disibod verlassen hatten, bot sich ihnen ein wunderbares Schauspiel dar. Der ehrwürdige Greis kniete betend in Mitten des Rasenplatzes. Sein hoher Pilgerstab stand in der Erde und schlug aus in Aeste und Blättergrün, und ein schneeweißes Reh scharrte mit seinem zarten Hufe, daß alsbald ein Quell herabrieselte in's frische Gras, so rein wie Kristall. „**Hier** ist die Stätte heilig!“ rief Disibod. „Hier lasset uns Hütten bauen!“

Und sie baueten sich Hütten daselbst und wohnten allda, und predigten das Evangelium dem nahe wohnenden Volke, welches sich um die frommen Männer sammelte. Der Wald auf des Berges Gipfel ward ausgerodet, und wenige Jahre nachher erhob sich daselbst eine herrliche Kirche nebst einem Kloster. Die Herrscher und Ritter des Landes bedachten es reichlich mit Gaben und die Mönche breiteten das Reich Gottes aus unter den Heiden, welche noch zahlreich im Gebirge wohnten.

Der heilige Disibod aber blieb in seiner einfachen Hütte am östlichen Abhange des Berges, wo sein Stab zum schattenreichen Baume geworden war und der Quell, welchen des Rehes Huf gegraben, lustig hervorsprudelte. Neben seiner Hütte grub er sich selbst ein Grab und harrete, bis der Engel des Herrn ihn zum Frieden abrufen würde. Und als die Stunde endlich gekommen war, daß er das Zeitliche verließ, wurde er bestattet in seinem Grabe. Nachmals aber bettete man seine Gebeine unter dem Hochaltare der Kirche Disibodenberg. —

337. Der Landkrämer als Missionär.

Mit den heiligen und für die Menschheit so wohlthätigen Männern Bonifacius, Virgilius, Willibald und Wunibald — hatte auch der fromme Winthir, der Sohn vornehmer Eltern, England verlassen, und kam gegen das Ende des achten Jahrhunderts nach Bayern.

Um das arme Volk mehr und mehr im Christenthume zu bestärken und mit demselben vertraulicher verkehren zu können, kleidete er sich wie ein Landkrämer, trieb ein Lastthier vor sich her und nährte sich mit dem kärglichen Ertrage seiner Handelsschaft. Das gerade und biedere Benehmen der bayerischen Landleute gefiel ihm überaus wohl, und er erbaute sich eine Klause neben dem Kirchlein zu Neuhausen.

Wenn nach vollbrachter Arbeit die Landleute am Abend von ihren Feldern zurückkehrten, trat der fromme Winthir aus seiner Zelle hervor, setzte sich vor derselben auf die Holzbank, grüßte die Vorübergehenden freundlichst mit dem süßen Namen „Jesus" und lud sie väterlich wohlwollend zu vertraulichen Gesprächen ein. Gewöhnlich lenkte er dann die Unterhaltung ganz unbemerkt auf das Wort vom Kreuz und das Heil in dem Kreuz des Erlösers, und schilderte dann den Trost und das Glück eines christlichen Tugendwandels; und die Belehrungen flossen ihm dann so herzgewinnend von dem honigsüßen Munde, daß Jung und Alt in ihm einen Boten Gottes erkannte und gern dem heiligmäßigen Manne bis in die späte Nacht zuhorchte. Und so wurde er der geistliche Vater aller Bewohner in der Umgegend, und Gottesfurcht und Gesittung bildete das Land wie zu einem sichtbaren Ackerfelde Gottes, und durch Fleiß und Strebsamkeit im irdischen Berufswerke erblühte bald auch Allen der gedeihlichste Wohlstand im Zeitlichen. —

Als Winthir sein nahes Ende fühlte und betend und schluchzend die Landleute um sein Sterbelager hinknieten, da erinnerte er

sie noch einmal, wenn auch mit der mattesten Stimme, an all die guten Lehren, welche sie von ihm seit Jahren empfingen; mit aufgehobenen Händen bat er sie, dem lieben Heiland Jesus Christus und seiner Nachfolge ja stets getreu zu bleiben; dann flehte er noch inbrünstig zu Gott um ihr geistiges und leibliches Wohl, segnete sie herzlichst und verschied in ihrer Gegenwart sanft und heiter, wie er gelebt hatte.

So groß die Liebe und Achtung war, welche alle Landleute ihm im Leben erwiesen, so aufrichtig waren auch die Thränen, die bei seinem Tode flossen. „Gottes Segen," riefen die Männer von Neuhausen, „hat der Selige für uns erfleht, so lange er unter uns gewandelt; Glück und Wohlstand hat er gleichfalls auf dem Sterbebett uns noch versprochen, wenn wir in der Gottseligkeit verharren würden; lasset uns also — nach Gott — auf Ihn vertrauen, wir haben ja nun einen Fürbitter im Himmel an ihm!" —

Mit Ehrfurcht beerdigten sie seinen Leichnam, wie Winthir selbst es gewünscht, in der bescheidenen Zelle an der Wand des Kirchleins, und besuchten oft sein Grab, und bestreuten es mit Blumen. —

In neueren Zeiten wurde das Kirchlein erweitert und schön verziert, und die Wand der Epistel-Seite über sein Grab hinausgerückt. Dieses befindet sich nun im Gotteshause selbst, und der Selige ruht unter dem Antritte des Altars, der mit seinem Bildnisse geschmückt ist.

Wann aber je Noth und Unglück die Gegend um Neuhausen heimsuchte, dann erinnerten sich die Bewohner des frommen Winthir, versammelten sich im Kirchlein zum gemeinsamen Gebet und riefen demüthiglich seine Fürbitte an, daß der liebe Gott die Strafruthe von ihnen abwenden möge; und stets fanden sie auch Hilfe in ihren Nöthen, und Glück und Wohlstand verbreiteten sich wieder augenscheinlich unter ihnen. —

---

338. Der „gute Born" bei Gerstungen.

(Nach: Sage und Geschichte aus den Sachsenländern von E. Heusinger.)

Es sind noch keine volle hundert Jahre, als an dem Fuße des Fuldaischen Berges, im sogenannten Oberfelde bei Gerstungen, ein Quell entsprang, krystallhell und in reichlichster Fülle, der „gute Born" genannt. Eine feste, steinerne Einfassung in alterthümlichem Style schmückte und schützte den fröhlich murmelnden Sprudel, und Bänke von schattenden Bäumen überwölbt gewährten

dem Wanderer dort einen angenehmen, stillen Ruheplatz. Bis zum Anfange der (sogenannten) Reformation sah man auch auf dem Gipfel des Hügels eine stattliche Wallfahrt=Kapelle, zu der Tausende von frommen Gläubigen pilgerten. Dort stärkten sich auch alle Diejenigen durch Gebet im Glauben, die da Heilung durch den Gebrauch der Quelle für körperliche Gebrechen erwarteten; so z. B. wurden Blinde sehend, Lahme gingen nachher ohne Krücken, und das Fieber wich von Jenen, die von dem heilsamen Wasser getrunken hatten.

Doch mit der im vorigen Jahrhundert vielfach um sich greifenden falschen Aufklärung, die überall den kindlichen Glauben als Aberglauben verhöhnte, verschwand auch allmählich im Volke der Glaube an die Wunderkraft des tausend Jahre hindurch als Heilquelle berühmt gewesenen Wassers. Dem Hochmuthe des mündigen Fortschrittes in der Aufklärung wurde bald auch die uralte steinerne Einfassung der Quelle, als eine Erinnerung an die mysterieuse Vergangenheit, zum grellsten Anstoße; sie wurde stückweise zu ganz materiellen Zwecken benutzt, bis auch die letzte Spur davon verschwunden war. Aber sonderbar genug — mit der zunehmenden Vernachlässigung des silberhellen Sprudels, gleichsam um sich für die Indifferenz der Aufklärung zu rächen, verschwand sein Wasser immer mehr, bis es nach und nach zum unbedeutenden Wässerchen versiechte, das im Sommer ganz ausbleibt! —

Ueber den Ursprung des „guten Borns" erzählt die Sage:

Als einst der Letzte in der Gegend von Windisch=Suhl — Wünschensuhl — hausende heidnische Fürst, der hartnäckig jedem Versuche, ihn zur christlichen Religion zu bekehren, Widerstand geleistet hatte, des Weges auf die Reichelsdorfer Grube ritt, traf er an jener Stelle einen Mönch, der eben sein Morgengebet während des Sonnen=Aufganges verrichtete. Spöttisch lächelnd wollte der Heide vorübereilen; da glaubte der fromme Apostel, daß es doch endlich an der Zeit sei, noch einen Versuch zu machen, ob er den einflußreichen Häuptling eines so mächtigen Stammes nicht zur Verehrung des Einen und wahren Gottes bewegen könnte. Mild, doch eindringend, lautete das Wort seiner Belehrung. Der Wendenfürst sagte indessen lachend: „Kannst du mir im Namen dieses Einen und wahren Gottes hier aus dem trockenen Erdreiche Wasser schaffen, so will ich künftig Deinen Gott verehren!" — Und siehe! kaum tönte das Wort von seinen Lippen, als mit fröhlichem Plätschern der Quell zu den Füßen seines Rosses emporsprudelte, das ihn laut wiehernd begrüßte. Da stieg, von der Gnade Gottes tief ergriffen, der rauhe Kriegsmann vom Pferd und

kniete vor dem Allerhöchsten nieder im Staube. Der Mönch aber taufte ihn alsbald mit dem Wasser des Wunderquelles, der von diesem Tag an bis auf unsere Zeit der „gute Born“ und auch der „heilige Born“ genannt ist. —

339. Ein Missionär unter den Preußen.

Es war im Jahr 995, als sich der heilige Adalbert Bischof von Prag, mit zwei Freunden und dreißig Bewaffneten zu Krakau einschiffte, um, die Weichsel hinabfahrend, in das Land der heidnischen Preußen zu gelangen und dort das Christenthum zu verkündigen. Er kam in die Gegend von Danzig. Kaum war er gelandet, so strömte das Volk herbei, um das Begehren der seltsamen Fremdlinge zu erfahren. Von der begeisterten Rede des Apostels ergriffen, stiegen Viele hinab in die Weichsel, um die heilige Taufe zu empfangen und dadurch all der Wohlthaten des ewigen Heiles theilhaftig zu werden, von denen der Bischof gesprochen hatte.

Nach diesem glücklichen Anfange bestieg er wieder das Schiff, um, wie er es sich ursprünglich vorgenommen, das unbekannte östliche Preußen, das Bernsteinland, zu besuchen. Er kam in's frische Haff und daselbst an eine kleine Insel, an der Küste von Samland gelegen. Hier landete er mit seinen beiden Freunden. Die Bewaffneten hatte er zurückgelassen, um nicht durch ihren Anblick die Bewohner zu reizen, sondern ihnen vielmehr auch äußerlich als ein Bote des Friedens zu erscheinen. Die Insulaner aber, ahnend, daß es sich darum handle, ihnen ihre Götter und mit ihnen auch etwa ihre Freiheit zu rauben, strömten tobend herbei, um die Fremdlinge zu vertreiben. Der heilige Adalbert fing nun an, mit lauter Stimme einen Psalm zu singen, hoffend, er werde durch die Klänge des heiligen Liedes die Gemüther der Aufgebrachten zu besänftigen vermögen. Umsonst! Schreiend dringen sie auf ihn ein. Ein Ruderschlag auf die Schulter streckte ihn zu Boden. Gott lobend, daß er würdig gewesen war, um seines Namens willen Schmach zu leiden, erhebt er sich wieder, begiebt sich in's Fahrzeug und schifft nach Samland hinüber.

Es war ein Sonntag, als er die Küste des Landes betrat. Gen Abend kam er in ein Dorf, wo er von dem Herrn desselben freundlich aufgenommen wurde. Eh' es indeß völlig dunkel geworden, eilten die Leute herbei, umgaben das Haus und verlangten zu wissen: warum die Fremdlinge gekommen seien? Adalbert geht hinaus, um es ihnen zu sagen. Kaum aber haben sie den Sinn

seiner Rede vernommen, so erheben sie ein wüthendes Geschrei, schwingen ihre Keulen und drohen, ihn zu tödten, wenn er am kommenden Morgen nicht das Dorf verlassen hätte.

Noch in der Nacht brach er auf, und kam nach einem anderen Orte der samländischen Küste. Hier verweilte er fünf Tage in einem Dorfe. Alles, was er hier sah und hörte von den Bewohnern, von ihrem festen Sinne, mit welchem sie beharrten bei den Göttern ihrer Väter, war keineswegs geeignet, ihn zum weiteren Vordringen zu ermuntern. Auch einige Traumgesichte schienen ihm das Gefährliche seiner Unternehmung zeigen und ihm die Rückkehr gebieten zu wollen. Allein der fromme Apostel achtete nicht auf solche Zeichen, und der Gedanke, daß er vielleicht dem gewissen Tode entgegen gehe, vermochte seinen regen Eifer nicht zu erkalten, ohne seinen heiligen Beruf erfüllt zu haben.

Demnach zog er mit seinen Freunden mehr landeinwärts. Ein dichter Wald nahm sie auf. Tiefe Stille herrschte unter den Schatten der gewaltigen Bäume. Adalbert stimmte einen Psalm an. Von neuem Muthe belebt, schritten sie im Namen Jesu unerschrocken vorwärts und erreichten gen Mittag einen vom Wald umkränzten freien Platz. Einer der Freunde las hier auf einem Trag=Altarsteine die heilige Messe und Adalbert empfing das heilige Abendmahl. Darauf genossen sie einige Speise und legten sich in die Schatten der Bäume, um neue Kraft zum Fortsetzen der Reise zu sammeln. Bald senkte sich der Schlaf auf ihre müden Augen, und die vorige Stille trat wieder ein.

Die ehrwürdigen Pilger aber waren, ohne es zu wissen, durch den „heiligen Wald" auf das „geheiligte Feld" der Preußen gekommen, welche geweihten Oerter der Fuß des Fremden ungestraft nicht betreten durfte. Wildes Geschrei schreckte deßhalb die Schläfer allplötzlich aus ihrem Schlummer. Mit hoch geschwungenen Keulen stürzten die Heiden herbei, um diese Entweihung ihrer Heiligthümer zu rächen. Die Wanderer wurden ergriffen, gefesselt, gegeisselt und zum Tode bestimmt.

„Trauert nicht, liebe Freunde!" rief der heilige Adalbert. „Ihr wisset, daß wir dieß Alles nur leiden für den Namen des wahren Gottes, welcher allein Herr ist über Leben und Tod!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Führer des Haufens, ein heidnischer Priester, herbeistürzt und ihm den Wurfspieß in die Brust stößt. Die zunächst stehenden Heiden folgten seinem Beispiele. Von sieben Lanzen durchbohrt, stand Adalbert noch aufrecht, Augen und Hände betend gen Himmel gerichtet. „Vater, vergieb ihnen!" lallt er sterbend, und stürzt leblos nieder.

Neue Volkshaufen strömen herbei. Wüthend fallen sie über den Leichnam her, verstümmeln ihn und stecken das Haupt auf eine Stange. Die beiden Freunde des Gemordeten werden fortgeführt und dann freigelassen. Sie eilen zurück und bringen dem Polenkönige Boleslaw Gorvin die so traurige Kunde.

Boleslaw wünschte sehnlichst in den Besitz des Leichnams des heiligen Martyrers zu gelangen; aber die heidnischen Priester heischten für denselben so viel **Gold**, als der Leichnam schwer sei. Da sendete der König vieles Gold; allein es wog den Körper noch nicht auf, ja, bewegte nicht einmal die Schaale, darauf der Leichnam lag. Und es warfen die Abgesandten des Königs noch ihr eigenes Gold hinzu; doch vergebens. Weiter so kamen noch preußische Christen, die Adalbert getauft hatte, und gaben all ihr Gold; doch wieder fruchtlos. Da nahte ein armes altes Weib, die schaute, daß die Leute Gold auf die Wagschaale warfen, und wollte ihr Scherflein auch darbringen; sie hatte aber nur zwei Pfennige, die warf sie zu dem Golde, und siehe! in demselben Augenblick sank die Schaale mit Gewalt, und der Leichnam stieg in die Höhe, und mußte alles hinzugelegte Gold weggenommen werden; und als nichts mehr auf der Schaale lag, als die zwei Pfennige der Frau, da traten beide Schaalen in das Gleichgewicht, und ward so der heilige Leichnam aufgewogen.

Boleslaw erhielt den Leichnam, ließ ihn nach Gnesen bringen und in der Domkirche daselbst beisetzen.

Die Ermordung des Apostels geschah an der Stätte in der Nähe des Bernsteinortes „Fischhausen," wo am Strande der Ostsee noch die Ruinen von St. Adalbert's Kapelle einsam trauern. —

---

340. Das Kreuz.

(Parabel von dem verstorbenen Bischofe von Regensburg Franz Xaver von Schwäbl.)

Paul Schnitzer war ein Bauersmann in den Rheingegenden. Er hatte die Jahre seines Lebens allzeit in Glück und Segen gelebt; denn er verstand die Wirthschaft des Feldes, und war dabei fromm von ganzem Herzen. Er kannte keine größere Freude, als an Feierabenden in den heiligen Schriften, oder in irgend einem anderen nützlichen Buche zu lesen; deßwegen wußte er auch klugen Bescheid von geistlichen und weltlichen Dingen zu geben, und die Nachbarn besuchten ihn gerne, und wenn er zu reden begann, da schwiegen Alle und hingen mit gespannter Aufmerk-

samkeit an seinem lehrreichen Munde; denn, sagten sie, Gott hat dem Paul die Weisheit in's Herz gegeben.

Eines Abends hatte er seine Aecker besucht und er war zurückgekehrt zur Heimath voll stillen Vergnügens: denn dicht und schön stand sein Getreide, und die segenschwere Saat hatte sich herniedergeneigt zur Erde. „Gott Lob!" sprach er, als er bei den Seinigen angekommen war, „die Zeit der Reife ist da; in zwei Tagen mögen wir die Schnitter hinaussenden zur Ernte!"

Darüber war die Freude der Mutter und Kinder unaussprechlich groß, und sie gingen nun Alle mit fröhlichem Herzen zum Nachtessen. Bald aber wurden sie aufgeschreckt durch ferne Donnerstimmen und leuchtende Blitze. Paul eilte zum Fenster und sah hin in die Ferne. Siehe! da zog ein schweres, schwarzes Gewölke furchtbar heran. Schnell erhob sich ein Sturmwind; schrecklich heulte er durch die Wälder und Bäume. Auf Einmal ergoß sich der Himmel, und es fielen dichte Schlossen herab! Fürchterlich rauschte und klang's auf den Dächern; die Fenster klirrten und sprangen. „„Ach, mein Gott!"" seufzte die Mutter, „„nun ist Alles dahin!"" und die Kinder fürchteten sich sehr. „Seid ruhig, meine Lieben," sprach in stiller Wehmuth der Vater, „denn die Hand Gottes ist über uns!"

Des andern Morgens gingen Männer und Weiber hinaus auf die Felder. „„Ach, meine Aecker! mein Flachsland!"" schrien da Einige. „„Ach, mein Garten! mein Weinberg!"" jammerten dort Andere und weinten bitterlich; denn es war Alles in Grund und Boden geschlagen, und überall ein Greuel der Verwüstung.

Da gesellten sich nach und nach die Männer des Dorfes zu Paul, welcher eben vor einem Feldkreuze stand, das durch den Sturm umgestürzt und in zwei Stücke auseinander gebrochen war. Die Männer aber rangen die Hände und sprachen: „„Ach, verloren ist nun eines ganzen Jahres mühselige Arbeit! vergebens all der vergossene Schweiß! Die Kindlein daheim und das Gesinde schreien um Brod, und wir haben nun die Hände leer, und vermögen nimmermehr, ihnen den Hunger zu stillen!"" — „„Das ist ein Kreuz!"" sagten die Einen. „„Ach! das ist ein großes Kreuz!"" sagten die Anderen. „„Nachbar Paul,"" redete ein Dritter, „„du hast uns so oft ermuntert in traurigen Tagen; weißt du ein Wort des Trostes in dieser Trübsal: o, so verkünde es uns Armen!""

Da ermannte sich Paul und sprach: „Ihr lieben Brüder! allerdings ist das Schicksal betrübt, welches uns traf; doch die Wege Gottes sind alle schnurgerade und eben! Er schickt dem Menschen niemals ein Kreuz; das Kreuz machen wir uns immer erst selbst!"

Darüber verwunderten sich die Männer und sprachen: „„Deine Rede ist dunkel, lieber Paul! Sag' uns doch dieses mit deutlichen Worten."'

Und darauf begann Paul: „Sehet ihr da die zwei Balken von dem zerbrochenen Kreuze? Wenn ich nun beide über= oder nebeneinander lege, in einer und der nämlichen Richtung, so wird ja daraus niemals wieder ein Kreuz. Wird aber der eine über den anderen nach der Quere gelegt, dann erst entsteht ein Kreuz. —

Also verhält es sich auch mit dem göttlichen und menschlichen Willen. Wenn unser Wille allezeit Eins mit dem göttlichen ist — in den Tagen der Trübsal, wie in den Tagen der Freude, und wenn wir uns immer mit kindlichem Herzen in Gottes heilige Fügung ergeben, so werden wir nimmermehr klagen über Leiden und Kreuz. Sobald aber unser fleischlicher Sinn widerstrebt den Anordnungen der göttlichen Weisheit, dann erst liegt uns ein schweres Kreuz auf der Schulter; wir versinken in Unmuth und Trostlosigkeit, und wissen uns nimmer zu helfen. —

Darum, ihr lieben Brüder, wollen wir auch in dieser großen Noth niederfallen mit Hiob, und anbeten: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Herr kann's zehnfach wiedergeben; gebenedeit sei der Name des Herrn!"

„„Ja, er sei gebenedeit!"' stimmten die gerührten Männer mit ein, „„denn es lebt ja noch der alte Gott!"'

„Wahrlich, er lebt und speist die Vögel der Luft, und kleidet die Blumen des Feldes! Er wird auch uns zu versorgen wissen; denn sein Name ist — Vater!" —

So sprach Paul, und die Männer gingen getröstet und voll stiller Wehmuth auseinander. —

---

341. Zwei Aeste. *)

(Parabel von Meßmer.)

Holzhauer ließen in einem Walde zwei Stücke Holz liegen; sie waren im Grase verborgen, und so hatten sie dieselben übersehen. Darob freuten sich nun diese beiden Aeste gar sehr; denn im freien

---

*) Aus: Jugendblätter für christliche Unterhaltung und Belehrung, herausgegeben von Isabella Braun. Stuttgart 1856. Gebrüder Scheitlin. — Diese gediegene und in ihrer Gesinnung durch und durch katholische Zeitschrift darf man jeder Familie unbedingt und dringend zur Anschaffung anrathen. A. H.

Walde lag es sich doch besser, als in einer dumpfen, finsteren Holzhütte, und das frische Bächlein, welches ganz nahe an ihnen vorbeirieselte, war auch eine viel angenehmere Nachbarschaft, als heiße Kohlen in einem Ofen. Auch kam hie und da ein paar muntere Vögelein, die auf den beiden Aesten gar emsig plauderten vom Leben in der Stadt und auf dem Dorfe, und wie es auf den Bergen und in den Thälern sei, so daß die Aeste allerlei hörten und ganz gescheidt wurden. —

Doch auf dieser Erde dauert keine Freude lange. An einem lieblichen Morgen voll Sonnenlicht und Himmelblau waren die beiden hölzernen Kameraden gerade von den Träumen erwacht, die ihnen das Bächlein die ganze Nacht vorgemurmelt hatte, und lauschten begierig dem Gespräche, welches zwei welterfahrene Finken über ihnen hielten, als diese plötzlich zu reden aufhörten, ihre Köpflein umdrehten und dann in größter Eilfertigkeit davonflogen. Denn, o weh! aus dem Gebüsche trat ein Mann mit einem Beil in der Hand, und ging nach dem Platze, wo die beiden Aeste lagen. Diese konnten nicht wie die Finken davoneilen, denn man sagt nicht umsonst: „Du fliegst wie ein Holzblock!“ Und so mußten sie halt in ihrer Angst liegen bleiben. Ein freundliches Lüftlein zersprengte sich beinahe seine Lungen, so stark blies es in die Gräser und Kräuter, zwischen denen die Aeste lagen. Es wollte nämlich die Gräser und Kräuter so über die armen Aeste hinbiegen, daß sie von dem Mann mit dem Beile nicht gesehen werden konnten. Der hätte sie auch wirklich nicht bemerkt, aber ach! da stolperte sein Fuß an einem derselben. Der Mann blickte nieder, hob einen der Aeste auf, und rief, nachdem er ihn von allen Seiten angeschaut hatte, voll Freuden: „Ach! der ist prächtig, ganz glatt und rein, da brauche ich nicht mehr lange zu suchen!“ Mit diesen Worten legte er ihn auf seine Schulter. Den andern Ast stieß er mit dem Fuße herum; da er aber sah, daß er voll Knorren und Buckeln sei, ließ er ihn liegen. Der war freilich froh; der andere aber schaute voll Wehmuth von der Schulter des Mannes herab auf sein verlassenes Plätzlein, seinen Kameraden und das Bächlein, bis er sie nicht mehr sehen konnte. Dann aber befiel ihn eine große Angst, was ihm jetzt wohl weiter geschehen werde, und mit Grausen sah er unter sich das Beil hin und her funkeln, das der Mann in der andern Hand trug. —

Er kam in die Werkstätte eines Schnitzers. Wohl war ihm das noch lieber, als wenn er in einen Ofen oder auf einen Herd gekommen wäre; aber da er die schneidigen Hobel und die vielen, vielen Messer, Stemmeisen und Stichel erblickte, da überfiel ihn

eine solche Angst, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang. Dieses rührte aber den Schnitzkünstler nicht im Geringsten. „Das Schwitzen will ich dir bald vertreiben!“ sprach er ganz gelassen, und stellte den Ast an die Sonne und bei Nacht in ein Kämmerlein, wo die Luft recht durchzog. Da hatte er nun Zeit, über sein Schicksal nachzudenken. Bald beneidete er seinen Kameraden im lustigen Walde, bald grübelte er nach, was wohl aus ihm noch werden solle. Nach und nach aber kam er zu dem Entschlusse, sich in Alles fügen zu wollen, was da komme. — Vor Allem nun kam das Beil und hieb schonungslos an dem Aste herum, bis er sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Wer könnte die Seufzer zählen, die er da ausstieß! Dann kamen die größeren und dann die kleineren Eisen, die Alle mit seinem Aechzen und Stöhnen nur Spott zu treiben schienen; mit solch unermüdeter Emsigkeit meißelten, schafften und bildeten sie an ihm. Wie schmerzten diese Wunden alle! Endlich wurden die Eisen entfernt; des Meisters Blick ruhte mit Wohlgefallen auf dem nun in ein Bildwerk umgewandelten Ast aus dem Walde. Mehrere Schüsselein, mit Oelfarben gefüllt, wurden nun herumgestellt und der Schnitzer tauchte die sanften Pinsel gar oft in die lieblichen Farben und fuhr damit dem Bildwerke über Glieder und Gewand. Das Oel that dem so oft verwundeten Aste wohl, so wohl, wie früher die milde Luft im Walde draußen; und das Himmelsblau, das er so lange nicht mehr gesehen, trug er nun als Mantel an seinem Leibe. Sein Unterkleid war aber so herrlich roth, daß er das Morgen- und Abendroth, das ihn so oft im Freien beschienen, gerne vergaß, und seine Füße waren in grüne Schuhe gekleidet, so frisch und saftig, wie das Moos und die Gräslein im Walde. Der Ast aus dem Walde war nun ein **Heiligenbild** geworden. Sein Haupt zierte ein goldenes Krönlein und in seiner Hand hielt er einen silbernen Stab. So herrlich ausgestattet, wurde er in ein Kirchlein getragen, wo er nun vor Sturm und Regen für immer geschützt stand. An dem Tage des Heiligen, den er vorstellte, lagen Rosen und Veilchen und andere schöne Blumen zu seinen Füßen, und eine Menge Lichter umstrahlten ihn. Am liebsten aber war ihm der sanfte Schimmer der Oellampe vor seinem Altare, die während der ganzen Nacht ihm liebliche Geschichten vom Himmel erzählte, schönere, als die er vom Bächlein im Walde gehört, welches immer nur erzählt hatte, wie es in den Bergen unter der Erde sei. — —

Was war aber unterdessen aus dem andern Aste geworden, der so knorrig und buckelig war, daß ihn der Schnitzer liegen ließ? O der! der hat sich viele Tage lang selbst Glück gewünscht und

sich seiner Freiheit gefreut. Bald aber bekam er Risse und Löcher und fing zu faulen an. Ameisen kamen und ließen ihm keinen ruhigen Augenblick mehr, bis er auseinanderfiel. Die Trümmer glänzten im Mondschein oft wie Silber und täuschten manchen Wanderer, der sie dann mit den Füßen zertrat, wenn er sah, daß es nur faules Holz gewesen. — So ist es dem andern Aste ergangen! —

Seht, Christen, **so** ist es bei den Menschen auch. Damit sie nicht meinen, sie wüßten schon etwas, obwohl sie von Gott nichts wissen, nimmt sie Gott in seine Zucht. Er nimmt aber nur die Willigen in seine Zucht, die Widerspenstigen läßt er liegen. Seine Zucht besteht aber in mancherlei Leiden, die er Denen schickt, die sich ihm überlassen, bis sie ihre Fehler alle abgelegt haben. Das thut freilich oft grimmig weh; aber Gott weiß, warum er es thut, wie der Schnitzkünstler mit dem Aste es wußte. Und sind einmal die Hauptfehler weg von der Seele, dann kommt Gott mit dem Oele seiner heiligenden Gnade und tröstet die Seele und ruht nicht, bis er sie in das Himmelblau des Glaubens, in den Purpur der Liebe und in das Grün der Hoffnung gekleidet hat. So geschmückt, kann sie dann in den Himmel kommen und mit der Krone der Seligkeit bekränzt im ewigen Lichte Gottes wohnen. Und schon jetzt, da ihr euch noch auf der Wanderschaft zum Himmel befindet, habt ihr Manches zu leiden, wenn ihr beargwohnt oder gestraft, oder verachtet, oder verfolgt, oder unterdrückt werdet; wenn euch das Gewissen auszankt, oder wenn dieses oder jenes geistige oder leibliche Weh voll der bittersten Schmerzen euch tief darniederbeugt. Denkt da nur immer, daß dieses die Eisen sind, mit denen Gott euch umgestalten will, und fügt euch willig darein. Außerdem würde euere Seele faul, wie der knorrige Ast im Walde; könntet auch wohl, wie Jener, für frei, reich und glücklich gelten — in der Nähe betrachtet, wäret ihr aber doch nur — faules Holz. Und davor möge euch der liebe Gott behüten! —

---

342. Trost im Leiden.

Ein Mann, der in großem Reichthum, in Wohlleben und Müßiggang gelebt hatte, verlor sein Gut und wurde darob ganz mißmuthig. Um sich zu zerstreuen und zu erholen, verließ er die Stadt, und ging so auf das Land.

Er kam zuerst in ein Dorf; da sah er einen Bauer, der in seiner Scheune mit einer Schaufel das Getreide umwendete. Den

fragte er: warum er das thue? Und der Bauer antwortete: „Damit das Getreide nicht Schaden leide und in Fäulniß übergehe.“ —

Dann kam er auf das Feld und sah einen Bauer, der pflügte. Den fragte er auch: warum er das thue? Der Bauer antwortete: „Damit das Erdreich locker werde und Regen und Sonnenschein aufnehmen könne.“ —

Er ging weiter, und kam in einen Weingarten; da sah er einen Bauer, der die Reben beschnitt. Er fragte ihn gleichfalls: warum er das thue? Der Bauer antwortete: „Er beschneide die Reben, damit sie viele und gute Früchte tragen.“ —

Da ging der Mißmuthige in sich, und sagte: „„Warum ängstet sich meine Seele so hart? Ich bin der Weizen, der emporgerüttelt werden muß, damit er nicht faule! Ich bin das Erdreich, das aufgerissen wird, damit es Segen empfangen könne vom Himmel! Ich bin die Rebe, die beschnitten werden muß, damit sie gute Früchte trage für die Ewigkeit!““ —

Demüthig trug er fortan sein Ungemach, als eine wohlverdiente Züchtigung, die über ihn zu seinem Heile — Gottes väterliches Erbarmen hatte kommen lassen. —

---

343 — 347. Blinde Dulder.

1. Kaiser Julian der Abtrünnige ließ einst den erblindeten Bischof Narsetes von Chalcedon vor sich führen. Beim Anschauen desselben spottete er nun über ihn und rief: „Was für ein stattlicher Gott ist doch dein Galliläer, daß Er deine Augen dir nicht heilen konnte!“ —

„„Du urtheilst sehr unrecht,““ antwortete hierauf der heilige Bischof; „„Christus hat mir eine der größten Gnaden dadurch erzeigt, daß er mir das Gesicht genommen, damit ich — dich gottlosen Frevler nicht ansehen müsse!““ —

2. Der heilige Einsiedler Antonius wurde von dem heiligen Patriarchen Athanasius von Alexandrien berufen, um die arianischen Irrlehren zu widerlegen. Um diese Zeit kam unter Andern auch der berühmte Didymus, ein sehr gelehrter Mann, zu ihm, der auf beiden Augen gänzlich erblindet war. Sie besprachen sich über verschiedene Gegenstände aus der heiligen Schrift und der Gottesgelehrtheit, und Antonius bewunderte den reifen Verstand, den Tiefsinn und die umfassenden Kenntnisse dieses Dulders.

Endlich fragte er ihn, ob es ihm nicht schmerzlich falle, daß er das Licht seiner Augen verloren habe? Da aber Didymus auf

diese Frage beschämt schwieg, fragte Antonius ihn zum zweiten und bald auch zum dritten Male, und erhielt endlich die Antwort von ihm: sein Gemüth sei allerdings hierüber tief betrübt.

Der heilige Einsiedler sprach aber hierauf zu ihm: „Mich wundert, daß ein so verständiger Mann über den Verlust einer Sache sich sonderlich betrüben kann, welche auch Ameisen und Mücken haben; und daß er sich nicht vielmehr erfreut, etwas zu besitzen, das er mit den Aposteln und den Heiligen Gottes gemein hat! Denn besser ist es ja allerdings, — geistige als leibliche Augen zu haben; besser, solche Augen zu besitzen, in welche kein Splitter einer Sünde fallen kann, als solche, die durch ihren Anblick mittels der Begierlichkeit den Menschen in das ewige Verderben stürzen können!" —

3. Als einst der selige Abt Petrus von Clairveaux in eine hitzige Krankheit verfallen war, und mit großem Bedauern der Arzt ihm vorhersagte, was auch hernach eintraf, — diese schreckliche Fiebergluth würde ihn des Einen seiner Augen berauben: da frohlockte der heilige Mann und sprach: „O ich Glückseliger! so werde ich in der Zukunft mit Einem Feinde weniger zu kämpfen haben!" —

4. Der heilige Hieronymus erzählt von dem heiligen Abte Hilarion, es sei einst ein blindes Weib von ihm geführt worden, das bei den Aerzten vergeblich Hilfe gesucht hatte.

Als nun diese Frau bei dem heiligen Manne hierüber klagte, antwortete er ihr: „Wenn du, was du vergeblich an die Aerzte verschwendet, den Armen gegeben und für deine blinde Seele angewendet hättest, so hätte Jesus Christus, der wahre Arzt, dich längst geheilt!"

Da nun die Blinde ihre Schuld bekannte, betete der heilige Abt über sie und ertheilte ihr im Namen Jesu das Gesicht wieder. —

5. Dr. Ludwig Lang, der verdienstvolle Herausgeber des nicht genug zu empfehlenden Werkes: „Hausbuch für christliche Unterhaltung," giebt in dem Bericht über seine jüngste Wanderung von der Donau zum Rheine die folgende rührende Mittheilung:

Als der Abend und die Zeit der Weiterreise nach Bamberg nahte... gelangte ich wohlbehalten und zufrieden über den Verlauf des ersten Pilgertages (von Nürnberg aus) nach dem Bahnhofe.....

Neben mir im Wagen der Eisenbahn befanden sich zwei Mädchen von vierzehn bis sechzehn Jahren mit blassen, vollen Gesichtern. Aus den erblindeten Augen flossen bittere Thränen, die Stimme zitterte manchmal unter dem unterdrückten Schluchzen,

wenn sie auf Fragen Antwort gaben oder aus der kurzen Geschichte ihrer trüben Jugend erzählten.

Sie waren die Töchter eines niederen Beamten, fast von Kindheit auf schon blind, und seit einem Jahre ohne Vater, und seit drei Wochen auch noch der Mutter beraubt. Diese hatte mit unmenschlicher Anstrengung gearbeitet, sich, die blinden Kinder und einen noch jüngeren Knaben redlich zu ernähren, und nie sich dazu verstehen wollen, die Mädchen in ein Blinden-Institut zu geben. Ein Nervenschlag hatte ihrem Leben ein schnelles Ende gemacht; eine Freundin vermittelte, daß die armen Blinden im Institut zu Bamberg untergebracht wurden. — Sie befanden sich eben auf dem Wege dahin, aber — allein, mutterseelallein, ohne alle Begleitung, ohne anderen Schutz als den eines Eisenbahn-Kondukteurs, der bei jeder Station an den Wagen kam und einige freundliche, ermunternde Worte an die Kinder richtete, das Einzige, was sein Beruf zu thun ihm erlaubte. — Wenn sie von der Mutter sprachen, falteten sie die Hände, die Jüngere klagte und zagte viel weniger als die Aeltere, die ich nur ein einziges Mal lächeln sah.

Eine ältliche Frau, die ihnen gegenüber saß, fragte sie, ob sie in Bamberg Jemand erwarte, um sie in die Stadt zu geleiten? Sie antworteten: „Das wissen wir nicht!" und fingen recht herzlich zu weinen an, so daß auch der Frau die Thränen in die Augen traten. Als aber diese sagte: „„Es wird wohl der liebe **Gott** Ihr Führer sein und Ihnen gute Menschen zusenden!"" da lächelten Beide unter Thränen, und die Aeltere antwortete: „„Das hat uns der Herr Kooperator, der unserer Mutter die letzte Wegzehrung brachte, versichert — daß unser **Herr Gott**, der das Licht und der Weg ist, uns führen werde, wenn wir Ihn bitten!"' — —

Gute Kinder! Ihr seid glücklich in Bamberg angelangt und euerer Bestimmung zugeführt worden; möget ihr nie unglücklicher und sorgenvoller werden, als ihr an jenem Abend waret! —

---

348. Geduld in Krankheiten.

Der heilige Franziskus von Sales ertrug die Schmerzen der Krankheit mit einer Geduld, die mit so großer Liebe und Sanftmuth gepaart war, daß man ihn niemals in die leiseste Klage ausbrechen, noch auch je das mindeste Verlangen aussprechen

hörte, das dem heiligen Willen Gottes nicht vollkommen gleichförmig gewesen wäre.

Nie auch war es ihm leid, daß er Gott und dem Nächsten nun nicht wie in der Gesundheit dienen könne; sondern er wollte leiden, weil dieß das Wohlgefallen Gottes war. „Gott weiß besser," sprach er, „was mir frommt, als ich! Lassen wir ihn schalten; Er ist der Herr; Er thue nach seinem Wohlgefallen! O Gott, dein Wille geschehe; nicht der meinige! Ja, himmlischer Vater, ich bin damit zufrieden, weil es dir also wohlgefällig ist! Ja, Herr! daß ich deinen Willen vollziehe, dieß habe ich gewollt, und dein Gesetz und dein Wille bleiben in meines Herzens Mitte!" (Luk. 22, 42. Luk. 10, 21. Ps. 39, 9.) —

Fragte man ihn, ob es ihm gefällig wäre, Arznei zu nehmen, etwas Fleischbrühe zu trinken, sich zur Ader zu lassen, oder Aehnliches: so antwortete er nicht anders als: „Machet mit dem Kranken, was euch beliebt; Gott hat mich den Aerzten überlassen!" —

Nie sah man einen einfachern und gehorsamern Kranken; denn er ehrte Gott in den Aerzten, weil er wußte, daß die Heilkunde von Gott kommt, und daß er die Aerzte zu ehren befiehlt; und zwar mit einer Ehre, welche Gehorsam erzeugt. —

Er gab seine Leiden ganz einfach an, ohne sie durch übertriebene Klagen zu vergrößern, noch zu verringern. Das Erste hielt er für Feigheit, das Andere für Falschheit.

Schmachtete auch der untere Theil seiner Seele unter dem Drucke der heftigsten Schmerzen, so las man dennoch auf seinem Angesichte und zumal in seinen Augen, daß der obere Theil derselben sehr heiter war; und diese Heiterkeit leuchtete mitten durch die Wolken des körperlichen Schmerzes freundlich hindurch. —

---

349. Das abgewiesene Mitleid.

Die gottselige Jungfrau Faustina, der man über ihre so großen Schmerzen und Leiden das aufrichtigste Mitleid bezeigte, erwiederte ihren Trösterinnen die heldenmüthigen Worte:

„Wenn ich gegen den heiligsten Willen Gottes dieses mein zehrendes Fieber vertreiben könnte auch nur mit einem leichten Kreuzeszeichen; so würde ich dazu keine Hand, ja nicht einmal einen Finger bewegen!" —

---

350. Nach einem Blutsturze.

Die heilige Rosa von Lima weinte, als es mit ihr zum Sterben kam. Man fragte nach der Ursache ihrer Thränen, und sie antwortete: „Nicht weine ich, weil ich die Erde verlassen muß; auch nicht wegen der Leiden, die ich erdulde; sondern — weil ich nicht genug gelitten habe, um den Himmel zu verdienen!“ —

Bald nach diesen Worten hatte sie einen heftigen Blutsturz. —

Als sie wieder sprechen konnte, richtete sie folgende Worte an den göttlichen Heiland: „O mein geliebter Bräutigam! würdige dich, dieses Blut als einen Beweis zu nehmen, wie sehnlich mich verlangt, für deine Ehre zu sterben! Ich weiß, daß ich es verdient habe, was ich in meiner Krankheit leide! Herr, vollbringe an mir Alles, was deinem heiligsten Willen wohlgefällig ist! Ich weigere mich nicht, den bittersten Tod, und selbst noch größere Schmerzen, als der bitterste Tod ist, zu erdulden! Herr, vermehre die Peinen meiner Krankheit, aber vermehre nur auch meine Liebe! Gieb mir Schmerzen über Schmerzen; aber vermehre zugleich auch meine Geduld!“ —

---

351. Die Gäste.

Einem Kranken, der seiner baldigen Auflösung entgegensieht, kommen allerlei Gedanken, bald im Wachen, bald im Traum.

Ein solcher Kranker, der aber sein Herz bei weitem noch nicht von den Banden und Sclavenketten dieser Welt losgerissen hatte, träumte in einer Nacht — der Heiland Jesus Christus klopfe an seinem Herzen an und bitte um Einlaß.

So sanftmüthig aber auch Jesus anklopfte, fand sich der Kranke doch nicht bewogen, Ihm aufzuthun, sondern antwortete kalt: „Ich habe der Gäste in meinem Herzen schon genug, und kann dich, den Heiland, nicht brauchen, da ich für dich keinen Platz mehr habe!“

Da antwortete Jesus betrübt: „„Wer sind denn diese Gäste?““

Und es entgegnete ihm der Kranke: „Es sind dieß der Hochmuth, die Unkeuschheit, der Neid, der Zorn, die Trägheit und noch andere gute Freunde und Freundinnen, die schon so lange in Treue mit mir verbunden sind.“

Da sagte ihm Jesus, er solle diese Gesellschaft aus seinem Herzen hinausweisen, damit **Er** darin Platz finde; es müßten aber Alle hinaus, damit **Er allein** sein Herz in Besitz nehme.

Vergeblicher Anspruch!

Der Kranke erwiederte: „Ich kann doch meine besten Freunde nicht **der** Art behandeln!" —

Und der Heiland seufzte, und ging betrübt von dannen. — —

Die zweite Nacht aber hatte der Kranke einen ähnlichen, und doch ganz andern Traum. Es träumte ihm nämlich, daß er von dieser Erde geschieden sei und vor der Himmelspforte stehe, gar dringlich den Einlaß begehrend.

Allein Jesus selbst erschien an der Himmelspforte und sprach: „„Das kann nicht sein; ich habe schon viele Gäste, und kann dich nicht brauchen, da ich keinen Platz mehr für dich habe.""

„Ach!" sagte der Kranke, „wer sind denn diese Gäste?"

Worauf er vom Heiland die Antwort empfing: „„Meine gebenedeite Mutter, die allerseligste Jungfrau Maria, die vielen Gerechten des Alten Bundes und die zahllosen Heiligen, Marthyrer und Bekenner des Neuen Bundes, und noch andere gute Freunde und Freundinnen, die schon so lange in Treue mit mir verbunden sind!""

Da begehrte der Kranke von Jesus: „Weise doch diese Gäste aus dem Himmel hinaus, damit **ich** in demselben Platz nehme!"

Vergeblicher Anspruch!

Der Heiland gab ihm zu bedenken: „„Ich kann doch meine besten Freunde nicht **der** Art behandeln!""

Und der Kranke wich betrübt von der Himmelsthür. — —

Als er aber erwachte aus diesem Traum, erkannte er die furchtbare Wahrheit desselben, that von Stund' an aufrichtige Buße, und starb eines höchst auferbaulichen, gottseligen Todes. —

---

352. Die hochherzige Augustiner-Nonne.

Als im Jahre 1343 der Werrastrom so hoch ging, daß er die Mauern der Stadt Creutzburg in Sachsen überstieg, wurden fast alle Häuser des Stadttheiles, der nach dem Fluß hinlag, von den wilden Fluten hinweggespült; und es war ein herzzerreißender Anblick, wie Menschen jeden Alters, Säuglinge und Greise, untermischt mit den Trümmern der zerschellten Häuser, eine Beute der schäumenden Wogen wurden. —

So war nun auch der Hof des Augustinerklosters bald mit Wasser angefüllt, und zagend bebten die geängstigten Nonnen mit jedem Augenblick dem eigenen Untergang entgegen; während sie von den höchsten Fenstern des Klosters bald Leichen, bald Lebende zahl-

reich vorübertreiben sahen, die, obgleich schon mit dem Tode ringend, doch noch einmal um Rettung flehend die matten Arme zu den heiligen Mauern emporstreckten.

Da geschah es, daß auch eine Wiege mit zwei schlafenden Kindern auf die Mauer zuschwamm, sich einige Male im Kreise drehte und dann an einem Vorsprunge hängen blieb.

Der Anblick der hilflosen Kleinen war zu ergreifend, als daß die Leute im Kloster bei all ihrer eigenen Noth nicht hätten auf Rettung derselben sinnen sollen. Aber es fand sich Niemand unter dem Kloster-Gesinde, der geneigt war, die vorgeschlagenen Rettungsmittel in Ausführung zu bringen.

Da löste Schwester Clara, die jüngste der Nonnen, begeistert von der höchsten Liebe zu dem süßen Christkind, einen im Hof angebundenen Kahn, befahl ihre Seele in kurzem, inbrünstigem Gebet dem heiligen Augustinus, dem Schutzpatron des Klosters, und steuerte muthig in den Strom hinein.

Wohl gelang es der heldenmüthigen Nonne, Eines der Kinder in ihr Fahrzeug zu retten; auch das andere hatte sie bereits aus der Wiege gehoben — da schwankte plötzlich der Kahn, und die Nonne, das Kind in ihren Armen, sank hinab und wurde vom Strome hinweggerissen, während das Fahrzeug im stilleren Wasser des Hofes mit dem geretteten Kinde dem Kloster zutrieb und dort geborgen wurde.

Man hielt die Schwester Clara für verloren!

Da erschien plötzlich der heilige Augustinus, breitete seinen Mantel über die Gewässer, besänftigte die wilde Fluth, und die barmherzige Nonne wurde durch seinen starken Arm gerettet. —

Man verehrte sie fortan als eine Heilige im Kloster, und nach ihrem Tode wurde ihr Bild, auf dem sie mit dem geretteten Kind im Arm abconterfeit war, neben dem des heiligen Augustinus über einer besondern Erhöhung aufgestellt. Dahin nahmen betend die frommen Bewohnerinnen des Klosters und die Einwohner der Stadt Creutzburg in jeder Noth ihre Zuflucht, besonders aber dann, wenn die Werra Gefahr drohete. Sie erschien dann, angethan mit der Glorie eines Schutzengels, in einem glänzenden Nachen — zur Seite des heiligen Augustinus — und besänftigte jederzeit die empörten Fluthen; und nie hat man bis zur Zerstörung des Klosters wieder von einer ähnlichen Ueberschwemmung gehört, ähnlich der im Jahre 1343.

Dann aber blieb die sorgsame Clara aus; und nur Einmal noch in späteren Jahren will man sie mehrere Tage hintereinander — nicht auf der Werra, sondern im Innern der Klosterkirche auf

der Stelle des ehemaligen Klosters gesehen haben, und zwar zur Zeit, als die ehrwürdigen Mauern dieses so schön gelegenen uralten Klosters auf eine ganz unerhörte Weise im Bauernkriege profanirt wurden.

Mit tiefer Wehmuth blickt der Wanderer auf die grauen Trümmer der Klosterkirche, die, dicht am Ufer des Flusses gelegen und von uralten Linden beschattet, einst ein Lieblingsplatz der Creutzburger war. Es sind dieß aber die rührenden Ueberbleibsel eines Gotteshauses, das der Landgraf Ludwig der Eiserne ehedessen in seinem heiligen Eifer für die Ehre Gottes und das Seelenheil seiner Unterthanen erbaut hatte! —

---

353. „Zu Granada wird dein Kreuz sein!"

(Aus: Die christliche Mystik, von Joseph v. Görres.)

Wenn irgend Jemand der Beruf geworden, Barmherzigkeit zu üben wie im Drange eines unwiderstehlichen Instinktes, dann ist es der heilige Johannes von Gott gewesen. Eine vielleicht legendenhafte Sage in seinem Leben drückt die Weise dieses Berufes auf's Allerbeste aus.

Als er einst über Feld ging, begegnete ihm ein überaus schönes Kind, das im Bauernröcklein barfuß einherging, und wegen des rauhen Weges sich die Füße gar übel verletzte. Johannes hatte großes Mitleiden mit dem Kleinen, wie er so erbärmlich dahergíng; zog deßwegen seine Schuhe ab, und sagte: „Liebes Kind! mein Herz wendet sich um, wenn ich dich also sehe, darum ziehe lieber diese meine Schuhe an, ich kann leichter barfuß gehen als du!"

Das Kind nahm die Schuhe an, und versuchte, ob es darin gehen könne, weil sie ihm aber zu groß waren, gab es sie ihm zurück, sprechend: „„Ich kann in deinen Schuhen nicht gehen, gieb sie aber einem Andern, welcher größer ist und ärmer denn ich.""

Johannes war betrübt und sagte: „Eia du gebenedeites Knäblein, weil dir meine Schuhe nicht dienen können, so mag dir wohl mein Rücken dienen, und ich will dich aus Liebe des Weges tragen!" Er nahm nun das Kind auf den Rücken, und trug es die Straße dahin. Wie er aber eine Weile fortgegangen war, wurde das Kind so schwer, als wenn's ein großer Mann wäre, und drückte ihn so hart, daß ihm am ganzen Leibe der Schweiß ausbrach. Gleichwohl ging er fort mit seiner Last, so gut es gehen wollte; und das Kind wischte ihm den Schweiß mit der Hand von der Stirn. Er kam endlich an einen Brunnen, und war so müde, daß er nicht weiter fortgehen konnte; deßwegen wollte er ein wenig ruhen und seinen Durst aus dem Brunnen löschen. Er setzte deßwegen das Kind

unter einem Baume nieder, und ging dem Brunnen zu. Nach einer kleinen Zeit hörte er, daß das Kind ihm rufe; und als er sich umwendete, sah er in seiner Hand einen Granatapfel, in dessen Spalt ein kleines Kreuz stand. Das Kind hatte auch ein so schön leuchtendes Angesicht, als ob's ein Engel wäre, und sprach zu ihm mit lieblicher Stimme: „„Johannes, zu Granada wird **dein Kreuz** sein!““ Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung.

Johannes stand eine Zeitlang voll Erstaunens; dann brach er in Thränen aus, darum daß er das Kind nicht erkannt, und daß es so bald von ihm gewichen. — Es war das Bild seines ganzen Lebens, das ihm hier also vorgekommen! —

Er ging nach Granada, wurde dort durch die Predigten des Avila auf's Tiefste ergriffen, und spielte nun, um für seine Sünden durch Demüthigung zu büßen, eine Zeitlang den Thoren in jener Stadt; wurde deßwegen in's Armenhaus abgeliefert und dort so lange furchtbar mißhandelt, bis er glaubte, es sei nun genug, und die angenommene Larve der Thorheit von sich that. — Er diente darauf den Kranken eine Zeitlang in jenem Hause, und hier kam ihm der Gedanke, selber ein Hospital zu gründen, um in ihm dem Berufe seines Lebens ganz und gar nachzuleben. Er begann damit, daß er auf dem nahen Berge Reisig sammelte und es in die Stadt zum Verkaufe trug, wovon er sich selbst und Andere ernährte. Es gelang ihm bald, ein leer stehendes Haus zu miethen; darin nahm er so viel Arme auf, als es fassen mochte; was sie bedurften, gewann er ihnen bald durch sein flehend Wort, das der Menschen Herzen bis zum tiefsten Grund im Mitleid zu bewegen wußte. Der Segen war über all seinem Thun; je mehr die Mittel wuchsen, um so mehr erweiterte er die Anstalt, und breitete sie auf jede Art von Dürftigkeit und Preßhaftigkeit aus. Auf seinem Rücken schleppte er selbst die Kranken herzu, daß er oft unter der Last zusammenbrach; Tag und Nacht sorgte er rastlos für seine Pflegbefohlenen. Kein Undank, keine Mißhandlung vermochte seinen Eifer zu hemmen. Nicht eigene Noth und drückender Mangel konnte ihn abhalten; wo die Almosen nicht ausreichten, lieh er Geld, um ihren Bedürfnissen zu genügen; und immer fand er dann Solche, die für ihn einstanden. — Einst war im königlichen Spitale bei Gelegenheit eines Gelages, das die Vorsteher gaben, Feuer ausgebrochen, und die Flammen hatten so schnell um sich gegriffen, daß, als die Leute herzugeeilt, Niemand sich, der Wuth des Feuers wegen, in die Nähe des Gebäudes wagte und man davon redete, von der Alhambra aus, ein Mittelgebäude mit dem Geschütze zu demoliren, um den noch unversehrten Theil zu retten. Johannes war auch unter den Ersten

herbeigeeilt; als er die Wehklagen der Kranken von den Fenstern hörte, konnte er es nicht über sich gewinnen, müßig zu bleiben, und drang durch eines der ganz mit Rauch verhüllten Thore ein. Ohne Verzug schritt er innen zum Werke; den Kranken, die noch gehen konnten, wies er die Wege; Andere führte er, Andere wurden getragen, noch Andere bisweilen paarweise geschleppt; die Unteren wurden durch die Fenster herabgelassen: Alles mit solcher Kraft und Schnelle, daß Alle, besonders Solche, die seinen durch Fasten und Wachen geschwächten Körper kannten, darüber staunten. Als die Kranken in Sicherheit waren, rettete er vom Geräthe, was zu retten war, überall vornan und mit Besonnenheit die beste Vorkehr machend. Er nahm dann eine Axt und bestieg den Speicher, um den Flammen zu wehren; während es ihm aber damit auf einer Seite gelang, brachen sie auf der andern um so heftiger hervor. Eine halbe Stunde lang hatten die Anwesenden ihn aus den Augen verloren und ihn schon aufgegeben: als er auf Einmal aus den Flammen hervorsprang, die Kleidung unverletzt, nur Augenbrauen und Wimpern verbrannt. Siebzig Zeugen haben den Vorgang eidlich beschworen. —

In solchen Werken hatte er die zwölf letzten Jahre seines Lebens hingebracht, als ihn endlich im 55sten der Tod, am Fuße des Crucifixes, im Jahr 1550 fand. *)

Die Hospitaliter, nach ihm genannt, haben ihren Ursprung von ihm genommen. —

354. Das Gott geopferte Werk der Hände.

Plazilla, die Gemahlin des Kaisers Theodosius, erwies sich (wie Nicephorus im zwölften Buche seiner Kirchengeschichte erzählt) immer sehr liebevoll und barmherzig gegen die Kranken; und zwar in der Weise, daß sie nicht allein große Summen zu deren Erquickung verwendete, sondern daß sie auch in Person dieselben in ihren Häusern aufsuchte, um nachzuforschen: ob und wie die armen Dulder gepflegt würden.

Gleichfalls besuchte sie sehr oft die Spitäler in der Stadt Constantinopel, reichte Denen, die ob ihrer schweren Krankheit zu Bette liegen mußten, selbst die Arznei, untersuchte dort auch die Geschirre zur Bereitung der verschiedenen Speisen und Getränke,

*) Die Sterbestunde dieses Heiligen findet man geschildert im I. Bande des Anekdotenschatzes, Seite 504.

verkostete dieselben, ob sie auch recht gut zubereitet wären, brachte sie dann nach und nach den Kranken und bediente die Einzelnen, indem sie ihnen die Schüsseln vorhielt, oder indem sie den Schwächeren den Löffel zum Munde führte.

Als nun einige Weichlinge am Hofe bemerkten: daß die Kaiserin zu viel Geld, das ihr doch aus Staats=Mitteln zuflösse, den Armen gäbe, anstatt es wieder zu Staats=Zwecken zu verwenden; und daß für ihren höchsten Rang im Staate solche persönliche Pflege der Kranken nicht passe; da erwiederte die hohe Gebieterin in demüthigster Antwort:

„Es gebührt allerdings dem Staate, daß er mir Geld ertheile; ich aber opfere Demjenigen in der Armen=Pflege den Besitz und das Werk meiner Hände, der mir den Staat verliehen hat!“ —

355. Vergeltung des Bösen mit Gutem.

Der heilige Ignatius von Loyola hatte, während er noch zu Paris auf der hohen Schule studirte, Einem seiner Mitschüler eine beträchtliche Summe anvertraut. Dieser, statt das Eigenthum seines Freundes zum Besten desselben zu verwalten, lebte in Saus und Braus und ergriff die Flucht, als der letzte Heller verpraßt war.

Ignatius, der Betrogene, sah sich durch diesen Verrath an der Freundschaft den bittersten Nahrungssorgen preisgegeben, welche ihn um so mehr drückten, als er beständig kränkelte. Er mußte, um das Leben zu fristen, sich in ein Armenhaus begeben und täglich vor der Thüre sein Brod erbetteln. —

Lange Zeit nachher fand Ignatius den Betrüger gefährlich krank in einem Spitale. Der fromme Mann vergaß den schlimmen Streich, der ihm gespielt worden, und gedachte bei dem Anblicke des treulosen Freundes nur der Worte des Heilandes: „Thuet Gutes Denen, die euch Böses gethan!“ Er besuchte den Elenden, tröstete ihn, pflegte ihn mit unermüdlicher Geduld, und that Alles, was seine so traurige Lage erleichtern konnte, — und was das Beste für den Kranken noch war: er führte ihn, den Reumüthigen, noch zuletzt in die süßen Arme der Barmherzigkeit Jesu Christi. —

356. Die versagte Bitte.

Rufinus von Aquileja erzählt:

Ein Ordensmann bat den heiligmäßigen und wunderthätigen Einsiedler Johannes: „Ich bitte dich, bete doch für mich und

lege mir deine Hände auf, damit ich von dem dreitägigen Fieber, das so sehr mich martert, endlich befreit werde!"

Dem aber antwortete Johannes:

„„Du begehrst eine Sache von dir abzulegen, welche gerade dir ganz besonders noththut; denn wie durch Seife das Tuch, also wird durch Krankheit die Seele gewaschen! Des Leibes Krankheit ist der Seele Gesundheit! In dem Leiden erreicht die Tugend ihre Vollkommenheit!""

Auf diese Erläuterung gab sich der kranke Bruder zufrieden und trug in Geduld das Kreuzlein seiner Krankheit. —

357 — 363. Einige Trostsprüche an Kranke.

1. Der heilige Thomas von Villanova sagte zu einem Kranken: „Der Zeughaus-Meister bestreicht die Waffen, an welche sich Rost ansetzt, mit Oel, dann polirt er sie mit einem Eisen, bis sie glänzen wie Spiegel. — So salbt auch der Herr die Seinen inwendig mit dem heiligen Geiste, auswendig polirt er sie durch Trübsal, bis sie allen Rost irdischer Begierden verlieren und rein glänzen wie Spiegel der Gottheit!" —

2. Der heilige Cassianus: „Körperliche Krankheit hindert nicht, ein reines Herz zu haben, ja befördert es noch, wenn Jemand es versteht, sie so in Gott zu erdulden, wie es sein soll. Siehe nur zu, daß die körperliche Krankheit nicht dadurch in die Seele übergeht, daß du deinem Willen folgen und dem Willen Gottes gegenüber ungeduldig werden willst!" —

3. Der fromme Pater Alvarez: „Was du in Einem Monate geduldig leidest, das gefällt Gott weit besser, als die Arbeit eines ganzen Jahres!" —

4. Der heilige Franziskus von Sales: „Nächte sind Tage, wenn die Geduld des Gekreuzigten in unserem Herzen ist; und Tage sind Nächte, wenn der Heiland und seine Geduld nicht in uns waltet!" —

5. Der heilige Ambrosius: „Nehmet den Martyrern ihre Kämpfe, und ihr nehmet ihnen ihre Kronen! Nehmet unserm Leben auf Erden die Geduld in den Leiden, und ihr nehmet ihm seine Seligkeit!" —

6. Der heilige Bernardus: „Der Weg des Kreuzes ist der Weg zum Leben, der Weg zum Reiche der ewigen Glorie!" —

7. Der heilige Johannes Chrysostomus: „Du möchtest in den Himmel kommen; warum wirfst du aber den Schlüssel von dir — das Kreuz?" —

364 und 365. Das Gebet für ungeduldige Kranke.

1. Der Mann der heiligen Katharina von Genua, dem sie allezeit gehorsam blieb, und dem sie ohne Murren mit stilltragender Geduld immer begegnet, obgleich sie durch seine unordentliche Lebensweise und sein wunderliches Wesen stets viel Schmerzliches von ihm erfahren mußte; fiel endlich in eine schwere, schmerzliche und langwierige Krankheit, die ihn zur größten Ungeduld und beinah' zur Verzweiflung brachte.

Katharina, aufrichtig besorgt für das Heil seiner unsterblichen Seele, wußte, daß er dem Tode nah'; und es stand in ihr auch die Ueberzeugung fest, wie er, wenn er in diesem Zustande der Verzweiflung sterben würde, vor dem Richterstuhle Gottes nicht bestehen könne.

Daher schloß sie sich auf einen Augenblick in ihre einsame Kammer ein, kniete nieder vor dem Crucifix und betete zu ihrer Liebe am Kreuz für ihren Gatten: „O Jesus, o Liebe, schenke mir doch diese Seele! Ich bitte dich, o Liebe, schenke mir diese Seele! O Liebe, du kannst sie mir schenken, wenn du nur willst!"

Kaum hatte sie eine halbe Stunde in ihrem Gebet angehalten, so ward sie in ihrem Innern der Erhörung versichert.

Sie kehrte zu ihrem Manne zurück, und fand ihn ganz umgewandelt — voll Ruhe und Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters. —

2. Die Frau eines kranken Mannes, der auch vor Schmerzen beinah' verzweifelte, kam zu der heiligen Katharina von Genua mit der dringendsten Bitte, ihren Mann zu besuchen und für ihn zu beten.

Sie folgte augenblicklich diesem Rufe zu einer Leidensstätte; denn Katharina war so mitleidig und dienstfertig, daß, wenn eine Ameise sie zu irgend einem Werk der Liebe gerufen hätte, sie ihr gefolgt sein würde.

Nachdem sie voll Demuth, Theilnahme und Andacht den Kranken getröstet, schied sie von ihm betend, eilte in die nächste Kapelle, kniete vor dem Allerheiligsten nieder und flehte inniglich um die Erleuchtung und Beruhigung der Seele dieses Unglücklichen.

Und alsbald schien dieser Mann aus einem Satan in einen Engel umgewandelt zu sein.

„Sage mir doch," sprach er zu seiner Frau, „was war das für eine Heilige, die du zu mir geführt hast?"

„„Es ist,"" antwortete seine Frau, „„die Katharina von Genua, die gar heilig lebt!""

Als Katharina wieder zu ihm kam, drückte er, mit Thränen in den Augen, ihre Hand, und erzählte ihr, daß, als sie gestern weggegangen wäre, der Heiland ihm die Seele mit recht frommen Gedanken erfüllt und ihn innerlich gemahnt habe: er möchte sich zum Tode bereiten, denn er müsse bald sterben.

Er verlangte auch sogleich nach den Tröstungen der Religion, und Katharina rief selbst den Priester, der dem nunmehr Gott völlig ergebenen Kranken die heilige Wegzehrung brachte. —

Der Sterbende ist unter dem Gebete Katharina's und in ihren Armen im Frieden Gottes verschieden. —

---

366. Die verlangte Wegzehrung.

Als der fromme Estevan Centenares noch allein in der Sierra Morena Spaniens als Einsiedler lebte in seiner Zelle an dem bescheidenen Gärtlein und Kirchlein — da klopfte es einst in tiefer Nacht an die kleine Korkthür.

Centenares, der anfänglich glaubte, es seien Räuber, wagte nicht zu öffnen. Weil es jedoch immer ungestümer rief, so öffnete er die Pforte.

Zwei Jünglinge von ungemeiner Schönheit und Anmuth standen draußen, brennende Kerzen in den Händen. Sie baten ihn dringlichst: er möge alsbald einem Todtkranken die heilige Wegzehrung bringen.

Centenares eilte eben so muthig als freudig in das Kirchlein, mild beleuchtet von dem ewigen Licht, nahm das allerheiligste Altar-Sakrament aus dem kleinen Tabernakel und folgte den Jünglingen, die den Herrn des Himmels und der Erde mit den flimmernden Kerzen begleiteten. Immer betend förderte er — durch das öde, unwegsame Gebirg — seine Schritte, als ginge es durch eine Ebene, von einem freundlichen, blumen-umdufteten Pfade durchzogen.

Von ferne glänzte jetzt aus einer niedrigen Hütte ein Lichtlein; dahin führten ihn die Jünglinge; er trat mit ihnen in die Hütte; da breitete ein kranker Greis die Arme sehnsuchtsvoll seinem Erlöser entgegen. Nach einer reuevollen Beicht mit der heiligen Wegzehrung auf das Labendste und Trostvollste gestärkt, entschlief er sanft in den Armen des gottseligen Priesters.

Die Jünglinge begleiteten ihn mit den brennenden Kerzen wieder nach der Einsiedelei zurück. Hier blieben sie, indeß Centenares in das Kirchlein ging, das Ciborium in den Tabernakel zu

stellen — vor dem Pförtlein stehen; und als Centenares hierauf den Jünglingen danken wollte, waren sie verschwunden.

Ein himmlischer Wohlgeruch duftete ihm entgegen, wo die Jünglinge gestanden hatten. —

367 — 376. Fromme Aufblicke in die Ewigkeit.

1. Der heilige Paulus, der Erste der christlichen Einsiedler, ging schon in seinem sechzehnten Jahre in die Wüste, und zwar in einen tief abgelegenen, einsamen Ort, wo er, von allen Menschen entfernt, nur an Gott und sein Seelenheil dachte. So lebte er beinahe hundert Jahre lang, ohne von der Welt mehr etwas zu sehen oder zu hören. —

Kurz vor seinem Tode besuchte ihn ein anderer Einsiedler, der heilige Antonius. —

Paulus, der schon seit so langer Zeit keinen Menschen mehr gesehen hatte, fragte den Antonius: „Wie geht's in der Welt? Was thun die Leute? Bauen sie noch so schöne, große Häuser?"

Antonius antwortete: „„Es geht noch so, wie vorher; die Leute leben noch ganz so, wie vorher; sie bauen jetzt nur noch schönere und noch größere Häuser, als vorher!""

Paulus holte einen tiefen Seufzer, und sprach: „O, die Menschen! denken sie denn nicht daran, daß sie einst sterben müssen!?" —

2. Der heilige Basilius der Große rief einst, vom heiligen Eifer bewegt, eine unchristliche Seele für das Trachten nach himmlischen Gütern zu entflammen, einem Weltsüchtigen zu:

„Warum staunst du das Gold an? Warum bewunderst du den Diamant und andere Edelsteine? Erde sind sie, und weiter nichts als Erde! — Du hast Wälder, Aecker, Wiesen, Gärten, Weinberge, Teiche, Bäche, Haine! Und was dann? Ein Fleckchen Erde, zwei Schuhe breit und sechs Schuhe lang, wird deine Wohnung sein, und ein Stein reicht hin, deinen Leib zu bewahren! — Wen haben die Reichthümer noch je vom Tode befreit? Wen hat das Geld je von einer Krankheit frei gemacht? Wie lange soll das Geld noch ein Fallstrick der Seele, eine Speise der Sünde und eine Angel des Teufels sein?!" —

3. Die heilige Magdalena von Pazzis war niemals eine eitle, weltlich gesinnte Person; sondern von Jugend auf führte sie ein ganz reines und unschuldiges Leben, so zwar, daß sie gar nicht wußte, wie man gegen die Tugend der Reinigkeit fehlen könne.

Sie lebte mehr wie ein Seraph, als wie ein sterblicher Mensch — immer in der Uebung der heldenmüthigsten Tugenden, immer in Gott versenkt, gleichsam in einer immerwährenden Verzückung.

Als sie aber dem Tode nahe war, zitterte sie wegen ihres Seelenheiles und fragte ihren geistlichen Vater, der ihr beistand: „Mein Vater! was glauben Sie, werde ich selig werden?“

Der Beichtvater war erstaunt, daß eine Seele von solcher Beschaffenheit sich fürchte; und um ihr Muth einzuflößen, stellte er ihr die unendliche Güte und Barmherzigkeit Gottes vor, und brachte ihr wieder in Erinnerung all die Gnaden und Wohlthaten, die ihr himmlischer Bräutigam in ihrem Leben ihr erwiesen hatte.

Und die Heilige antwortete:

„Mein Vater, dieß Alles ist wahr; aber ich bin denn doch **nicht** sicher!“ —

4. Den heiligen Thomas von Aquin, der bereits dem Sterben nahe, fragte ein Religiose, der die Tugenden des großen Lehrers bewunderte: „was man thun müsse, um in der Gnade beständig treu zu sein?“

Und mit einem Blick auf das Crucifix sagte der Heilige: „„Wer ohne Unterbrechung in der Gegenwart Gottes wandelt, wird immerdar bereit sein, Ihm über seine Handlungen Rechenschaft zu geben, und wird niemals seine Liebe durch Einwilligung in eine Sünde verlieren!““ —

5. Der Cardinal Baronius trug in seinem Ringe — statt eines Edelsteins — einen Todtenkopf, mit der Umschrift: „Memento mori! Gedenke, daß du sterben wirst!“ —

6. Ein frommer Erzbischof in Frankreich hatte in seiner Schlafkammer an seinen Betstuhle, ja sogar in seinen Wappen die Worte geschrieben: „An einem Faden hängt das Leben, an dem Leben hängt der Tod, an dem Tode — die Ewigkeit!“ —

7. Der fromme Bischof von St. Pölten, Dr. Michael Wagner, pflegte zu sagen: „Wenn ich etwas Wichtiges zu entscheiden habe, so stelle ich mich allezeit im Gedanken zwischen die letzte Oelung und die Sterbe-Kerze!“ —

8. Im April des Jahres 1842 starb plötzlich Einer der geschätztesten Männer Frankreichs, Herr Johann Georg Humann, Finanz-Minister des Königs Ludwig Philipp. — Dieser gewissenhafte Staatsmann lebte in der Zeit stets schon für die Ewigkeit, und an dem Fürstenhofe für den Himmel. — An einem jeden Morgen, bevor er die schweren Verwaltungs-Arbeiten

begann, las er in einem Gebetbuch irgend eine Betrachtung über die letzten Dinge des Menschen. — Bei seiner letzten Reise in's Elsaß war er von der Nothwendigkeit einer ernsten Vorbereitung auf die Ewigkeit so sehr überzeugt, daß er sich auf vierzehn Tage in die Abtei Einsiedeln in der Schweiz zurückzog, um dort über sein ganzes Leben und über die dereinst ihm bevorstehende Rechenschaft jenseits sich vorzubereiten. — An dem Tage seines plötzlichen Todes noch hatte er, wie das Zeichen in seinem Andachtsbuche bewies, über die ungewisse Stunde des Todes seine Erwägungen gehalten. —

9. Der durch seine gemüthlichen Volkspredigten allbekannte Pater Dr. Aegidius Jais schrieb einst an einen Freund:

„Liebster! — Der Gute fürchtet den Tod nicht! — — — So viele, zum Theil ganz unvermuthete Todesfälle sollten uns recht oft und lebhaft erinnern, daß auch wir einst sterben müssen, und alle Stunden sterben können. Aber der Tod hat für gute Christen nichts Schreckbares; er ist der Anfang eines besseren Lebens, und der Eintritt in die ewige Freude.

Ein gutes Kind erschrickt nicht, wenn man ihm sagt: „„Der Vater kommt!““ Wie muß sich ein guter Christ freuen, wenn die Stunde herannaht, da man ihm, und auch er sich selbst sagen kann: „„Jetzt komme ich zu Gott, meinem besten und liebsten Vater!““ — Wir wollen uns, mein Lieber, mit neuem Eifer befleißigen, jetzt Seine guten, gehorsamen Kinder zu sein (damit wir dann sichere Hoffnung haben). — Gelobt sei Jesus Christus! — Dein aufrichtiger Freund A. Jais.“ —

10. Ein altes frommes Mütterchen kam dem Tode nahe. Ihr Beichtvater, der etwa vor dreißig Jahren gestorben ist, stand ihr bei und tröstete sie mit den Freuden des Himmels, die sie bald genießen werde.

Die Sterbende war auch ganz ergeben; sie fürchtete nicht den Schritt in die Ewigkeit, weil sie Gott geliebt und ihm gedient hat in der Zeit. „Nur Eines liegt mir noch auf dem Herzen,“ sagte sie in der ganzen Einfalt des Gemüthes. „Ach, mein Pater, wenn ich nun im Himmel vor Gott erscheinen werde, was soll ich einfaches Geschöpf denn da sagen? Ich werde keine Worte finden!“ —

„„O mein Kind,““ antwortete ihr der Beichtvater, der zwar ein gelehrter, aber dabei ebenfalls ein einfacher und heiligmäßiger Mann war; „„sei ganz unbesorgt! Wenn du im Himmel vor dem Thron Gottes erscheinen wirst, sage nur: „Gelobt sei Jesus Christus!“

Und der ganze Himmel wird antworten: „In Ewigkeit! In Ewigkeit! In Ewigkeit!““ —

377 — 396. Das Sterbe-Glöcklein.

1. Cosmus von Medici war dem Tode schon sehr nahe, und er hielt fortwährend die Augen geschlossen. —

Da fragte ihn seine Gattin: „Warum schließest du denn stets die Augen, indem du doch nicht schläfst, sondern immer wach bist?"

Und er antwortete mit der ernstesten Besonnenheit: „„Ich wollte mich einstweilen hieran gewöhnen; damit, wenn der **Tod** mir die Augen schließen wollte, ich es nicht unwillig ertragen würde!"" —

2. Carl III., König von Spanien, lag auf dem Sterbebette. Bevor er die heilige Wegzehrung empfing, wurde er von dem Patriarchen von Indien befragt: ob er auch seinen Feinden verzeihe?

Und der Kranke gab die wahrhaft christliche und königliche Antwort: „Also hätte ich bis auf diesen ernsten Augenblick warten sollen, um meinen Feinden zu verzeihen? Ich habe ihnen **gleich damals** schon verziehen, als sie mich beleidigten!" —

3. Der Papst Innocentius X., als er in einem Alter von mehr als achtzig Jahren auf das Sterbebett sich niederlegte, sagte er zum Cardinale Sforza: „Da sehen Sie, wie alle Größe eines Papstes endet!" —

Und drei Tage lang ließ er alle Thüren des päpstlichen Palastes offen stehen, damit Jedermann kommen und an ihm die Hinfälligkeit alles Irdischen betrachten könnte. —

4. Der Cardinal Robert Nobilius beschloß — nach vielgeübten Tugenden — endlich sein Leben mit den Worten: — „Demuth! Demuth! Demuth!" —

5. Man fragte den sterbenden Johannes Ximenes, Laien-Bruder aus der Gesellschaft Jesu: ob er in den Himmel gehen wolle? — Und er antwortete:

„Ich will gar nichts; denn schon längst habe ich Gott versprochen, daß an mir allzeit **nur** der heiligste Wille Gottes in Erfüllung gehen solle!" —

6. Man fragte den heiligen Felix, Laien-Bruder aus dem Kapuziner-Orden, als er auf dem Sterbebette lag: ob er vom bösen Feinde eine Versuchung leide? —

Felix aber, dessen Herz voll Demuth war, gab zur Antwort: „Der Satan versucht nur heilige Seelen; **mich** greift er nicht an, weil ich gleichsam der Auswurf der Welt bin!" —

7. Unweit von München liegt Puch, und auf einem Hügel erhebt sich hinter dem Kirchlein der uralte Baum, unter dem die heilige Edigna, eine fränkische Königstochter, lebte; dann ist gleich oberhalb der sogenannte „Kaiser-Anger," der vor alten Zeiten ein Waldspiegel gewesen. Hier war es, wo Deutschlands Kaiser Ludwig der Bayer von dem Pferde sank und in den Armen eines Bauern gestorben ist. In seiner Todesnoth lallte er: „O Herr, ich hab' etwan viel gesündigt, aber Treue dir gehalten im Herzen und Glauben!" —

8. Als der Abt Agathon starb, blieb er drei Tage und Nächte mit offenen Augen unbeweglich liegen. Es rüttelten ihn aber die Brüder und sprachen: „Vater! wo bist du?" Und er antwortete: „„Vor dem göttlichen Gerichte!"" — Die Brüder fragten ferner: „Fürchtest du dich denn?" Er erwiederte: „„Ich habe zwar gestrebt, was an mir lag, die Gebote Gottes zu halten; doch weiß ich nicht, ob meine Werke Gott gefielen, denn seine Gerichte sind weit anders, als die Urtheile der Menschen!"" — Da sie ihn aber weiter fragen wollten, sprach er: „„Meine Brüder, erweiset mir die Liebe, nicht ferner mit mir zu reden, denn ich habe vollauf zu thun!"" — Nach diesen Worten aber gab er seinen Geist auf. —

9. Der heilige Richard starb unmittelbar nach der Anrufung der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. — Nachdem er Jesum am Kreuze wohl hundertmal geküßt und ihm in Demuth seine Seele empfohlen hatte, wendete er sich mit der größten Innigkeit zu Maria und rief: „O Maria, Mutter der Gnaden! Maria, Mutter der Barmherzigkeit! beschütze mich gegen den bösen Feind, und nimm mich auf in der Stunde meines Todes!" —

10. Der Papst Clemens XI., nachdem er sich durch die heiligen Sakramente, die er mit der größten Ehrerbietung empfangen, auf einen guten Tod vorbereitet hatte, ließ noch seinen Neffen, den Cardinal Albani, zu sich entbieten, und sprach zu ihm: „Betrachte mich nun genau! Siehe da, wie alle Ehren und Hoheiten dieser Welt enden! Nichts ist groß, was nicht in Gottes Augen groß ist! Strebe niemals nach einer andern, als nach dieser heiligen und wahren Ehre!" —

Es kam das Fest Sanct Joseph's, des Nährvaters Jesu Christi; an diesem Tage fühlte sich der Papst dem Tode ganz nahe, und er sprach noch zu dem Cardinal Olivieri: „Stets sehe ich

den lieben heiligen Joseph als einen mächtigen Fürbitter bei dem Herrn an; von jeher wünschte ich, an seinem Feste zu sterben; heute wird es gefeiert, und ich hoffe, meine Wünsche sollen bald Erhörung finden!“ — Dieß seine letzten Worte. — Er starb am 19. März 1721, zwei und siebenzig Jahre alt. —

11. Johann Gerardin, ein Ordens-Geistlicher aus der Gesellschaft Jesu, sagte beim Sterben: „Ich fürchte den Tod nicht, denn ich habe von Christus eine Schuldverschreibung auf den Himmel — mit doppeltem Siegel versehen. Diese Schuldverschreibung aber sind die Worte Jesu: „„Wer Vater und Mutter verläßt, und Bruder und Schwester, und Weib und Kind, und Haus und Hof — der wird das ewige Leben erlangen!““ — Das doppelte Insiegel aber sind die Worte: „„Amen, amen, dico vobis! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch!““ —

12. Der heilige Didakus ließ, als er in der Todesnoth lag, das Bildniß des Gekreuzigten nicht aus den Händen, sondern drückte es inbrünstig an sein Herz, und seufzte noch im Scheiden: „O süße Nägel! o süße Lust!“ —

13. Als der heilige Robert aus dem Cölestiner-Orden seinem Ende nahe war, ließ er sich auf seinem Sterbebettlein aufrichten, erhob die Augen mit Thränen gegen den Himmel, betete das Glaubensbekenntniß mit lauter Stimme und setzte noch die folgenden Worte bei:

„Ich glaube und habe allzeit geglaubt, ich halte für wahr und habe allzeit für wahr gehalten, ich bekenne und habe allzeit bekannt — jenen heiligsten Glauben, den Jesus Christus geoffenbart, die Apostel gepredigt und die heilige römisch-katholische Kirche jederzeit gelehrt hat! Ich habe in diesem Glauben gelebt, und sterbe in dem Glauben des Sohnes Gottes, den ich geliebt und der sich für mich in den Tod hingegeben hat! Ich glaube, daß mein Erlöser lebt und daß ich am jüngsten Tag aus dem Grab auferstehen werde, und hoffe, meinen Gott und meinen Herrn in diesem meinem Fleische zu sehen!“ —

14. Der fromme Pater Laurentius aus dem Benediktiner-Orden rief beim Sterben gar froh in Gott:

„Zwei Dinge habe ich noch übrig — meinen Leib und meine Seele. Beide schenke ich euch, o Jesus und Maria; ich setze euch zu meinen Universal-Erben ein!“ —

15. Der heilige Gebhard verlangte sehnsüchtig nach dem Empfange der heiligen Sterbsakramente.

Man stellte ihm vor, daß, nach menschlicher Berechnung, die Stunde seiner Auflösung noch nicht so nahe sei, wie er es vermuthe.

Der echte Schüler Jesu Christi aber entgegnete: „Mit **Dem**, was das Allerwichtigste ist, soll man nicht zögern, oder auf **jene** Stunde warten, in welcher der Geist seiner selbst nicht mehr mächtig ist, und die Tröstungen, welche ihm durch das Allerheiligste zu Theil werden sollen, nicht mehr fassen kann; der Kranke bedarf ja in höchster Beziehung des Trostes und der Stärkung, und — wo könnten wir Trost und Stärkung sicherer erhalten, als durch die heiligen Sakramente?!"

Mit diesen Aussprüchen des lebendigsten Glaubens überwand er die ihn Umgebenden, und nach wenigen Augenblicken erschien schon der gerufene Priester mit der heiligen Wegzehrung, — durch deren würdigen Genuß der fromme Gebhard das Unterpfand der seligen Unsterblichkeit empfing.

Er ward hierauf so getröstet und erhoben, daß er fröhlich ausrief: „Mag's nun kommen, wie es will, ich bin ja vereinigt mit meinem Gottheiland! Ist **Der** mit mir, wer mag wider mich sein?" —

16. Der heilige Adelard hob, nachdem er die heilige Oelung empfangen hatte, die Augen und Arme zum Himmel empor und betete:

„Nun lasse, nach deinem Wort, o Herr! deinen Diener im Frieden scheiden! Ich habe alle deine heiligen Geheimnisse empfangen; was ist mir nun noch anders übrig, als daß ich **zu dir** gelange!" —

17. Ludwig de Ponte aus Valladolid in Castilien, Mitglied des Jesuiten-Ordens, von dem wir das kostbare und nicht genug zu lesende Werk besitzen: „Betrachtungen über die vorzüglichsten Geheimnisse des Glaubens," — wurde siebenzig Jahre alt; obwohl immer kränklich, war er doch gerade vor seinem Tode nicht eigentlich krank, sondern arbeitete selbst an seinem Sterbetage fünf Stunden lang. Indessen hatte er aber eine sehr bestimmte Ahnung seines Todes. Als er denselben herannahen fühlte (es war der Abend des 16. Februar 1624), verlangte er dringend mit den heiligen Sterbsakramenten versehen zu werden. Man willfahrte ihm, mehr um ihn zu trösten, als weil man sein Ende nahe glaubte; denn sein Aeußeres hatte dasselbe Aussehen, wie man es seit Jahren kannte. Als er die letzten Tröstungen der Religion

empfangen, verfiel er in einen festen Schlaf, wenn es nicht vielleicht eine Entzückung war, indem Ludwig seit langer Zeit kaum mehr als eine halbe Stunde, und da nur sehr leise schlafen konnte. — Als er erwachte, verlangte er die Sterbekerze, heftete seine Augen auf das Crucifix, das er in der Hand hielt, sprach mit leiser Stimme: „Herr, wenn du zum Gerichte kommst, so verwirf mich nicht!" Und in's Kissen zurücksinkend, schlummerte er ohne Todeskampf in die Ewigkeit hinüber. —

18. Boursoul, ein unermüdlicher Missionär, starb am 4. April 1774 auf der Kanzel, und zwar in dem Augenblicke, als er eben über die Glückseligkeit der Auserwählten predigte, und, die Augen zum Himmel emporgerichtet, die Worte aussprach: „In dem Himmel werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht und ohne Schleier sehen!" —

19. Der gottselige Bruder Gerard, ein leiblicher Bruder des heiligen Bernardus, fing in dem letzten Todeskampfe mit wunderbarlicher Freude zu singen an: „Lobet den Herrn in dem Himmel, lobet ihn in der Höhe!" —

Die umherstehenden Geistlichen, voll Erstaunen über ein so seltsames Ereigniß, riefen sogleich den heiligen Bernardus herbei. — Nachdem dieser mit den anderen Brüdern beim Sterbebette des Hinscheidenden die gewöhnlichen Psalmen gebetet hatte, richtete Gerard sein Auge gegen den Himmel, rief mehrmal: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!" Und dann sagte er mit lächelndem Angesichte zu seinem Bruder Bernardus: „Ach, wie groß ist die Güte Gottes, daß er ein Vater der Menschen sein will! — Wie groß ist die Ehre der Menschen, daß sie Brüder Gottes und Erben seines Reiches sind! — O, wie gut ist es, Gott zu dienen, und wie vergnügt scheidet man aus diesem Leben, wenn man seinen Pflichten nachgekommen ist!" —

20. Die heilige Katharina von Genua wurde von einer äußerst schmerzlichen Krankheit befallen, und tödtliche Wehen zuckten durch ihren jungfräulichen Leib. Aber schon war sie vom Vorgefühle des ewigen Lebens durchdrungen, und betete leise: „Herr, dir opfere ich mich gänzlich auf, mache mit mir, was du willst!" —

Sie ließ sich die Fenster öffnen, um den Himmel von Außen anzuschauen, und betete mit Inbrunst: „Komm bald, Schöpfer, heiliger Geist, und suche das Herz deiner Dienerin heim!"

Anderthalb Stunden war ihr Auge unverrückt gen Himmel gerichtet, ihr Angesicht glänzte und verkündigte die Freude ihres

Herzens. Endlich rief sie wiederholt aus: „Wohlan, lasset uns hingehen, lasset uns hingehen in die Nähe unseres Geliebten! Nun nicht mehr Erde, nun nicht mehr Sünde, nun nicht mehr Angst und Tod, sondern ewiges Leben in Jesus Christus, dem Gekreuzigten!“ —

Schon konnte sie nichts mehr sprechen, kaum mehr Athem holen, aber ein äußerst liebliches Lächeln war über ihr ganzes Gesicht verbreitet. Sie zeigte mit dem Finger aufwärts, als wollte sie sagen: „Jetzt geht es zum großen Abendmahle meines Heilandes, wo ich ganz und ewig mit meiner Liebe mich vereinigen kann!“ — Und in diesem Augenblicke schied ihre Seele friedlich vom gequälten Leibe, um an dem Herzen des Erlösers auszurasten. —

397 — 405. Ehrwürdige Sterbebilder.

1. Der Tod eines Hirten in den Pyrenäen. *)

(Claire von Glümer, eine Protestantin, erzählt:)

1. Plaudernd und Blumen pflückend erreichten wir, nämlich der Abbé, Julie und ich, den Weiler von Goust und gingen dann über Wiesen immer aufwärts in die Berge hinein. Der Abbé machte uns auf die sorgfältige Bewässerung dieser köstlich grünen Weideplätze aufmerksam. Das Wasser, das hier von allen Höhen herabfließt, wird in unzählige Kanäle vertheilt. Große Schieferplatten bilden die Schleusen, die nach Bedürfniß geöffnet und geschlossen werden. So wird das Gewässer von einem Abhang zum andern geleitet. Dieser Einrichtung verdanken die Bergwiesen ihre unvergängliche Frische, und nach zwei- und dreimaliger Heuernte finden die Heerden, wenn sie die Sommerweide im Hochgebirge verlassen müssen, auf den Vorbergen und an den geschützteren Abhängen ein frisches kräftiges Futter, bis der Spätherbst seine Schneestürme schickt. Aber den größten Theil des Jahres ist es hier einsam. In das Zirpen der Grille, das sanfte Rieseln des Wassers tönt nur zuweilen der Schrei des Adlers, oder ein von ferne herüberschallender Wiederhall. Die Ruhe dieser grünen, waldumschlossenen Triften hat etwas unsäglich Verlockendes — sie verleitet uns, wir könnten hier Alles vergessen, was wir begehren oder beklagen.

Indessen stiegen wir langsam am Bergabhange hinauf und erreichten nach mehrstündiger Wanderung ein Plateau, das von

*) Ausgezogen aus der Schrift mit dem Titel: „Aus den Pyrenäen.“ Dessau 1854.

Tannenwald, zerrissenen Bergwänden und zerklüfteten Felsen umgeben ist. Ein Bach drängt sich tosend aus Steintrümmern hervor, verliert sich in ein weites Becken und fließt dann weniger ungestüm dem Walde zu. Kurzes, feines Gras wechselt hier mit Haide und Steinmoosen, und schon zeigt sich hier und da ein Rhododendron oder ein Büschel blaublühender Enzian.

Aber eine Rauchwolke, die zwischen den Felsblöcken zur Rechten aufstieg, verkündete die Nähe menschlicher Wohnungen. Wir folgten der Richtung und erblickten in einer Vertiefung des Bodens Kühe, Schafe, einige Ziegen, zwei große Wolfshunde und endlich ein in Schafsfelle gekleidetes Wesen mit langem, schwarzem Haar, das neben dem qualmenden Holzstoß am Boden kauerte.

Bei unserer Begrüßung erhob sich die ruhende Gestalt; es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Er war groß und hager, seine scharf geschnittenen Züge und das tiefliegende dunkle Auge verriethen Stolz und Mißtrauen; aber ein unbeschreiblich melancholischer Wohllaut lag in dem Tone, mit dem er nach unseren Wünschen fragte.

„Ich würde Sie bitten, in meiner Hütte auszuruhen," sagte er höflich und deutete auf einen Haufen übereinander geschichteter Felsblöcke, deren Zwischenräume mit Moos und Erde bedeckt waren, „aber Sie finden dort nicht mehr Bequemlichkeit als hier auf dem Grase — und es liegt ein armes schlafendes Kind darin, das ich nicht stören möchte."

Wir dankten, setzten uns im Schatten der Felsen nieder und fragten den Hirten, ob er uns Etwas von seinen Mundvorräthen überlassen könnte.

Er schüttelte den Kopf.

„So gern ich Ihnen gefällig wäre," antwortete er, „so geht's doch nicht. Der Knabe, der mir die Lebensmittel zu holen pflegt, liegt krank in meiner Hütte — ich bekomme nun vielleicht wochenlang keine Zufuhr. Auch würden Sie nicht mögen, was ich bieten könnte: etwas verschimmeltes Brod und harten Käse. Speck und Zwiebeln habe ich schon seit drei Tagen nicht mehr."

„„Aber ein Glas Milch?"" fragte Julie, die von der ungewohnten Anstrengung sehr ermüdet war.

„Milch kann ich Ihnen freilich geben," antwortete der Hirt, „aber dann müssen Sie mit mir an den Bach gehen, denn ich habe weder ein Glas, noch ein anderes kleines Gefäß, aus dem Sie trinken könnten!"

Wir standen auf, ohne recht zu wissen, was wir am Bache zu erwarten hätten. „Attention!" rief unser Wirth im Fortgehen seinen Hunden zu. Sie antworteten durch ein leichtes Knurren,

blieben aber ruhig mit vorgestrecktem Halse auf ihren gewaltigen Tatzen liegen und überwachten mit aufmerksamen Blicken die Bewegungen des weidenden Viehes.

„„Diese unvernünftigen Thiere könnten manchen lässigen Diener durch ihre Klugheit und Pflichttreue beschämen!““ sagte der Abbé; „„ich glaube, man könnte ihnen stundenlang die Aufsicht anvertrauen, und sie würden ihre Schützlinge hüten und vertheidigen.““

„Sie sprechen so verständig, Herr Abbé, als wenn Sie immer mit den Hunden gelebt hätten!“ antwortete der Hirt mit wohlgefälligem Lächeln. „Ich bin nun beinahe seit dreißig Jahren bei dem Vieh im Gebirge, und da hab' ich erfahren, wie verschieden die Thiere von Charakter sind. Eine Kuh kann recht brav sein und die Ziegen sind oft listige, drollige Geschöpfe — aber der Hund, der ist doch etwas ganz Anderes! Er vergißt niemals, was er zu thun hat; er ist fröhlich, wenn ich fröhlich bin, und grämt sich mit mir, als könnte er meine traurigen Gedanken errathen. Wenn er hungrig ist, und ich sage: Sei ruhig, mein Alter, wir haben nichts mehr! — so verlangt er nichts weiter und sieht mich mit den treuen Augen an, als wollte er mich trösten; und das ist gewiß — wenn man ihm eine menschliche Sprache und den rechten Glauben gäbe, so wäre er mehr werth als viele Menschen!“

Unter solchen Gesprächen erreichten wir den Bach. Aus den Wellen erhob sich unter überhängendem Buschwerk ein viereckiger kastenähnlicher Bau von Steinen, und als der Hirt den Deckel desselben, eine große Schieferplatte, abnahm, erblickten wir mehrere hohe Gefäße von Fichtenholz mit süßer Milch gefüllt. Auf jedem dieser Kübel schwamm ein hölzerner Löffel, den wir als Schöpfeimer und Pokal benutzten — und während wir unsern Durst löschten, erzählte unser Wirth, daß alle Hirten der Umgegend ihre Milch auf diese Weise vor Hitze und Insekten schützen, bis sie zur Butter- und Käsebereitung den nöthigen Vorrath gesammelt haben.

Nachdem wir uns an dem köstlich frischen Getränk zur Genüge erquickt hatten, gingen wir mit dem Hirten zurück, um noch eine Weile auszuruhen.

2. Es mochte fünf Uhr gewesen sein, als wir den Hirten verließen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, und wir irrten lang im Walde. Endlich lichtete sich der Wald — noch eine geringe Anstrengung, und wir standen am Ausgange des Holzes. Vor uns lag eine blumenreiche Wiese, eine kleine Heerde weidete darauf und eine Hütte von Moos und Erde ließ uns hoffen, daß wir hier einen Führer oder Rathgeber finden könnten.

Als wir näher kamen, bellte der Hund; ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren zeigte sich am Eingange der Hütte. Er lief uns entgegen, er winkte mit den Händen und rief, sobald wir ihn hören konnten, in ziemlich gutem Französisch: „Kommen Sie, kommen Sie, mein armer Vater liegt im Sterben! Wir haben den Herrn Pfarrer umsonst erwartet!“ *) Wir beschleunigten unsere Schritte; es war vielleicht noch zu helfen — zu trösten jedenfalls. Der Knabe lief voraus, um unser Kommen zu verkündigen.

Das Innere der Hütte war ein niedriger dunkler Raum, den eine Reihe großer Steine in zwei ungleiche Hälften theilte. Die kleinere war das Kamin; es brannte das Feuer darin und mehrere Küchengeräthschaften standen daneben. In der vorderen Abtheilung lagen einige Klötze, welche Tische und Schemel vorstellen sollten, und ein Lager von Laub und Moos.

Als wir eintraten, bewegte sich Etwas auf diesem dürftigen Bette, eine schwache Stimme begrüßte uns, aber wir sahen den Kranken erst, als der Knabe einen Kienspan anzündete und zwischen die Steine steckte. Es war ein Mann von mittleren Jahren und kräftigem Körperbau, aber abgezehrt und sehr bleich. Er athmete schwer, stöhnte zuweilen leise und schien die Besinnung oft minutenlang zu verlieren. Der Knabe erzählte unter Thränen, sein Vater wäre im vergangenen Jahre von einem Felsen gestürzt, und hätte sich seitdem nicht wieder wohl gefühlt. Er habe nicht mehr laufen und klettern können, wie zuvor, hätte oft über Schmerzen in der Brust geklagt, und seit vier Wochen wäre nun auch das Fieber dazu gekommen. Der Kranke hätte oft stundenlang gerast, dann wieder in tiefem Schlaf gelegen, und manchen Tag seinen Sohn gar nicht erkannt. — „Und doch habe ich gethan, was ich nur irgend wußte!“ sagte der arme Kleine. „Ich habe sogar einen „„klugen Mann““ geholt, der hat dem Vater alle Wochen zur Ader gelassen, und er meinte erst, es müsse besser werden. Gestern sah er freilich, daß nichts mehr hilft; nun habe ich einen Knaben, der vorbei kam, gebeten, den Herrn Pfarrer zu rufen.“ Das arme Kind weinte bitterlich.

Indessen war es dem Abbé gelungen, sich dem Knaben verständlich zu machen. Das geistliche Gewand übte, sobald es erkannt war, eine magische Gewalt. Der Sterbende richtete sich auf und bat den Priester, seine Beichte zu hören.

Wir Andern verließen die Hütte.

---

*) Die natürliche Ursache des Ausbleibens des Seelsorgers ist Seite 483 erklärt.

Der Abend war hell und ruhig, und es war merkwürdig, wie schnell der Knabe in der frischen Luft seinen Gram vergaß. Er erzählte von der Mutter, die im Lande Oléron bei einem Bauer zu arbeiten pflege, bis sie der Winter mit Mann und Kind im Heimathdorfe vereinige; und von dem lustigen Zusammenleben der Kameraden; und wie sehr man sich freut, wenn die Heerden im Frühjahr in die Berge zurückgetrieben werden. Plötzlich fiel ihm der kranke Vater wieder ein. Er warf sich auf den Rasen, schrie und schluchzte, und wollte auf unser tröstendes und ermahnendes Zureden nicht mehr hören.

Der Abbé erschien auf der Thürschwelle. „„Laßt uns beten!““ sagte er. Julie und der Knabe folgten ihm in die Hütte, und bald darauf hörte ich das feierliche Psalmodiren der Sterbegebete.

Dazu rauschte der Abendwind über den Wald, dessen Wipfel im Purpurscheine der Wolken glänzten. — Das arme Weib des Sterbenden dachte jetzt vielleicht mit sehnsüchtigem Verlangen an die Ihrigen auf den fernen Bergen, oder sie lacht und scherzt nach schwerem Tagewerk, während Fremde ihrem Gatten die Augen zudrücken und ihr verwaistes Kind zu beruhigen suchen!

Der Todeskampf des Hirten war nicht lang — dann lag er da, als wäre er unter heiteren Gedanken eingeschlafen.

Der Bergbewohner besitzt eine unerschütterliche Glaubensfreudigkeit — das Wort des Priesters ist ihm das Evangelium. Wenn er die letzten Sakramente erhalten hat, erhebt ihn das Bewußtsein, mit dem Himmel versöhnt zu sterben. Das Paradies zeigt sich seinen Blicken, Heilige und Engel winken ihm zu, und seine trauernden Angehörigen werden für das Heil seiner Seele beten.

In dieser Sorge, die über das Grab hinausreicht, liegt ein starker Trost für kindliche Herzen!

Der Knabe wurde ruhiger und wiederholte, wenn auch mit Thränen und Schluchzen, die Worte des Priesters, denn es war ja für die Erlösung seines Vaters aus der Qual des Fegfeuers — und als wir beim Hereinbrechen der Nacht an unseren Heimweg denken mußten, und fragten: ob wir im nächsten Dorfe das Begräbniß bestellen könnten? sagte der Knabe: „Ich muß selbst für den armen Vater sorgen, und ich werde Sie führen.“

Dann nahm er sein Barett und des Verstorbenen großen Alpenstock, verschloß die Hütte mit Steinen und Zweigen, befahl dem Hunde, wachsam zu sein, und ging so rüstig voran, daß wir kaum im Stande waren, ihm zu folgen.

3. Nach beinahe zweistündiger Wanderung erreichten wir das Dorf. Es war vollständig dunkel geworden, und Julie und ich

waren so ermüdet, daß an Weitergehen nicht gedacht werden konnte. Das sogenannte Wirthshaus, eine elende Baracke ohne Thür und Fensterladen, versprach nicht die geringste Bequemlichkeit. Unser kleiner Führer meinte, wir möchten nur mit nach dem Pfarrhause gehen. Auch „gewöhnliche" Fremde fänden dort eine gastfreundliche Aufnahme.

Schon von Weitem sahen wir das Kaminfeuer des Pfarrhauses durch die Fensterläden leuchten. Die Thür war nicht verschlossen, und als wir klopften, kam uns eine freundliche Alte in ärmlicher, aber äußerst sauberer Kleidung entgegen. Der Herr Pfarrer wäre in's Gebirge gegangen, um einem Kranken den lieben Gott, d. h. das Abendmahl zu bringen, sagte sie — wir möchten es uns indessen so bequem als möglich machen. Jetzt erblickte sie des Knaben trauriges, thränengeröthetes Gesicht, und errieth sogleich, was geschehen war.

„„Armes, liebes Kind!"" rief sie aus. „„Jesus Maria, Gott erbarme sich Deiner! So zu sterben, ohne Beichte, ohne Absolution!""

Der Abbé beruhigte sie über den letzten Punkt.

Sichtlich getröstet dankte sie ihm, indem sie seine Hand an die Lippen drückte; schob einen großen Lehnsessel mit Lederpolster, wahrscheinlich der Sorgenstuhl ihres Herrn, an das Feuer, stellte einige hölzerne Schemel daneben, die sie trotz ihrer Sauberkeit noch einmal sorgfältig mit der Schürze abwischte, bat uns auszuruhen, und versprach, recht schnell ein Souper zu bereiten, damit wir nach den erschütternden Erlebnissen des Tages bald Ruhe fänden.

„„Du mußt mir jetzt helfen, Jeannin,"" sagte sie zu dem Knaben; „„nachher wollen wir zusammen das Todtengeläute besorgen und mit einander für die arme Seele deines Vaters einen Rosenkranz beten.""

Der Knabe gehorchte, trug Wasser und Holz herbei, schälte Kastanien und Zwiebeln und glaubte wahrscheinlich durch seine Traurigkeit gegen den Anstand zu sündigen, denn er wischte die hervordringenden Thränen immer hastig mit dem Jackenärmel ab, und sah uns dann an, als wollte er fragen: „Ihr zürnt mir doch nicht?" Und wenn wir ihm freundlich zunickten, zuckte ein dankbares Lächeln über sein Gesicht, er setzte die Arbeit emsiger fort und gab sich sichtlich Mühe, den Erzählungen der Haushälterin zuzuhören.

Das einfache Mahl war bald bereitet, aber als wir uns zu Tische setzten, machte Jeannin den Versuch, sich der Autorität der Pfarrköchin zu entziehen. Er weigerte sich entschieden, am Souper

theilzunehmen, brach endlich in Thränen aus und sprach: „Nur ein Jude oder Heide könnte essen, wenn die Leiche des Vaters noch in der Hütte liegt!“

Die Haushälterin wies mit Entschiedenheit diese Beschuldigung zurück, daß sie jemals etwas Unchristliches anrathen oder verlangen könne. Jeannin mußte um Verzeihung bitten und sich zu uns setzen; dann erzählte die Haushälterin dem Kleinen von seiner Mutter, deren Trost und Stütze er nun werden müsse, und wie sie sich freuen würde, wenn es heiße: „„Der Jeannin wird einmal eben so fromm und brav, wie sein Vater war.““ Und dabei schluckte das Kind den steifen Mehlbrei, die Zwiebeln und Kastanien hinunter, obwohl ihm fortwährend Thränen im Auge standen; — dabei war nun wieder die Alte so gerührt, daß sie kaum die Honneurs als Wirthin machen konnte, und sich gewiß freute, als wir die Hände zum Gratias falteten.

„„Ich habe für die Damen mein Bett frisch überzogen,““ sagte sie dann; „„ich muß nun doch erst den Herrn Pfarrer erwarten und für das arme Kind und seinen Vater beten, und der Herr Abbé wird das kleine Gastzimmer nicht verschmähen, das immer für Fremde in Bereitschaft ist.““

Wir dankten ihr und nahmen Abschied von dem Knaben, der uns versicherte, er wolle uns nicht vergessen. Wir konnten ihn nur mit Mühe zur Annahme einer kleinen Geldsumme bewegen, und dann übergab er sie gleich der Pfarrköchin, um sie für seine Mutter aufzuheben.

Die Alte führte uns in die Schlafzimmer, und als ich bald darauf an das kleine Fenster trat, sah ich sie mit dem Knaben, der eine Laterne trug, über den Friedhof trippeln, und einen Augenblick später schallte das melancholische Todtengeläute durch die Stille der Nacht. — —

Die Sorge für die Gräber (sagte man mir am anderen Tage noch) ist dem hiesigen Landvolke fremd; man giebt den Todten freilich ein Kreuz mit Namen, Geburts- und Sterbetag, vielleicht auch einen Spruch, eine Anrufung des Schutzheiligen und der Mutter Gottes — am Tage Aller-Seelen kommt die Gemeinde, um für die Verstorbenen zu beten, aber übrigens liegen die Gräber in Gottes Hut. Und da sind sie wahrlich auf's Beste gehütet! Hohes, wehendes Gras verbirgt die Schlummerstätten, der Flieder streut seine Blüthen darauf, Flatterrosen glühen zwischen dunklem Laube; der glockenreiche Convolvolus rankt sich an den Kreuzen empor, und über die Schlehdornhecke des Pfarrgartens schauen neugierige Syringen, Goldregenbüsche und Lorbeerrosen. —

2. Der heilige Dominikus.

(Aus der Lebensbeschreibung des Heiligen von Caro.)

Der heilige Dominikus, der Besieger der albigensischen Ketzerei, der Spender des heiligen Rosenkranzes, der Stifter des Prediger-Ordens, konnte ruhig sterben. Sein Werk war vollendet, während sein blühender Orden sich allerwärts den reichsten Segen bringend in Europa erhob.

Gott ließ ihm, bezüglich seines letzten Stündleins, hienieden noch einige Erinnerungen zukommen, die er als besondere Gnaden des Himmels demüthig und dankbar entgegennahm.

Eines Tages klang eine geheimnißvolle Stimme vernehmlich an sein Ohr. Sie lud ihn ein zur Theilnahme an den Freuden des Himmels, und bestimmte ihm die Stunde der nächsten Zusammenkunft. Er war nach Bologna gereist, um etliche Studirende, denen er ob ihrer Tugenden von Herzen zugethan gewesen, zu besuchen, und kündete ihnen vertraulich die Nachricht von seinem Tode an, sie zugleich dringend zur Verachtung dieser Welt auffordernd. „O, meine Freunde,“ sagte er zu ihnen, „ihr seht mich in voller Gesundheit; aber wisset, ehe das Fest der heiligen Empfängniß Maria's kommt, werde ich dieses sterbliche Leben verlassen haben! Gedenket dann meiner!“ —

Dann begab er sich nach Venedig, wo er ein letztes Zusammentreffen mit dem Cardinal Ugolino, seinem ältesten Freunde, hatte, der sein ausdauernder Fürsprecher am päpstlichen Stuhle geblieben. Was in diesem hehren Augenblicke die beiden Freunde, von denen der Eine bereits wie ein Heiliger verehrt wurde, der Andere später Stellvertreter Jesu Christi auf der Erde geworden, besprochen, davon haben uns die Chroniken nichts gemeldet. Gewiß erbat sich der ehrwürdige Dominikus für „seine geistliche Familie“ jenes Wohlwollen und Beschirmen, wovon ihm Ugolino so viele Proben gegeben hatte. Gewiß anempfahl er sein Werk dem apostolischen Legaten, der nach einigen Tagen sein Leichenbegängniß begehen und zwölf Jahre später von der Höhe des Vaticans feierlich hienieden die Heiligkeit des Dominikus aussprechen sollte, der bereits in dem Himmel aus seines Erlösers Hand die Krone der ewigen Beseligung empfangen. —

Es war um die Mitte des Sommers. Der heilige Dominikus reiste immer zu Fuße, den Wanderstab in der Hand, die Briefe des heiligen Apostels Paulus lesend oder darüber nachdenkend. Er führte dieselben immer mit sich. — Eines Abends traf er ermüdet und von der Hitze des Tages erschöpft in Sanct Nikolaus ein, und nachdem er einige Minuten mit dem Verwalter und Prior des Klosters gesprochen, ging er in die Kirche und blieb da in Gebeten begriffen

die ganze Nacht über bis zur Morgenandacht. Nachdem die Frühmette vorüber war, sank er, ermattet durch die Anstrengung, von einem heftigen Fieber durchschauert, nieder und streckte sich auf einer elenden Matte von Wolle aus, welche das heroische Todtenbett des „Athleten Gottes“ sein sollte.

Während sein Herz erfüllt war von gottseliger Freude und Ungeduld nach der Vereinigung mit Gott, blieb noch die unaufhörliche Beschäftigung des sterbenden Heiligen — der Gedanke an die Armuth, die ihm stets am Herzen lag, und die er, nach seiner Meinung, als die festeste Stütze seines Ordens anerkannte. Er ließ deßhalb die Brüder um sein Sterbebett sich versammeln und sagte, daß er ihnen eine dreifache Erbschaft hinterlasse, nämlich: die Liebe, die Demuth und die Armuth. „Diejenigen,“ fuhr er fort, „welche mit mir in den Geist dieser Erbschaft eingehen, werden bei der Theilung des Himmelreiches meine Miterben sein!“ — Wahrlich! ein bewunderungswürdiges Vermächtniß, das er den Erben des heiligen und unerschöpflichen Schatzes seiner Beispiele und Tugenden bestimmte. — An solcher Sprache erkennt man die Könige des Himmelreiches! —

Als sich nun der untröstliche Schmerz seiner Mitbrüder in lautem Schluchzen kundgab, rief er aus: „Mein Abscheiden aus eurer Mitte, theure Brüder, möge euch nicht betrüben; dort, wohin ich gehe, werde ich euch nützlicher sein können, denn hier auf der Erde!“

Dann, nachdem er die Novizen entlassen, und um sich die zwölf ältesten Brüder des Klosters versammelt hatte, legte er dem Pater Ventura eine General-Beichte ab, und nachdem dieß vorüber war, wendete er sich zu den Brüdern mit den Worten: „Ich sage Dank dem Allerhöchsten, dessen Barmherzigkeit mir eine unverletzte Keuschheit bewahrt hat! Wenn ihr, meine Brüder, euere Keuschheit bewahren wollet, so meidet sorgfältig jede gefährliche Unterhaltung! Wachet stets über euer Herz!“ — Einen Augenblick später, von einer plötzlichen Besorgniß ergriffen, welche uns die ganze Reinheit dieser Seele offenbart, sagte er im Tone der Abbitte zu Pater Ventura: „Ich glaube, daß ich gesündigt, da ich vor allen meinen Brüdern so offen über meine Keuschheit gesprochen!“ —

Die Brüder versuchten Alles, ihn zu retten. Ein Arzt hatte gemeint, daß eine Luftveränderung eine wohlthätige Krise zur Folge haben könnte.

Man trug deßhalb den Heiligen nach Sancta Maria de Mont, auf einer Anhöhe in geringer Entfernung von Bologna. Aber das hartnäckige Uebel ließ sich nicht beugen, und der fromme Dulder verlangte die heilige Oelung.

Als er seine Todesstunde nahen fühlte, wünschte er seinen letzten Seufzer im Kreise seiner Brüder auszuhauchen, und bat, man möchte ihn nach Sanct Nikolaus zurückbringen. — Es war ein wahrer Leichenzug, als die Mönche über die Weinberge und Wiesen ihren Vater, der bereits in den letzten Zuckungen des Todes lag, und mitten unter solchen Leiden nur für die Seinigen betete und sie segnete, auf der wollenen Matte dahintrugen. Der Augenblick des Todes schritt näher; des Kranken Kräfte gingen zur Neige.

Als sie im Kloster angelangt und der heilige Dominikus in der Zelle des Bruders Moneta niedergelegt wurde, begannen die feierlichen Gebete, und nach einem nochmaligen Aufflackern der letzten Lebenskraft, welche der Sterbende dazu benützte, um seinen Orden, den er nun verwaist zurückließ, der Gnade des Allmächtigen zu empfehlen, entschlief er sanft, indem er noch im Tode den Schimmer jenes beschaulichen Lebens an sich trug, das er auf der Erde begonnen und nun jenseits vollenden sollte.

Der neue Apostel der Kirche Gottes starb um die Mittagsstunde, am 6. August des Jahres 1221, an einem Freitage. — —

In der Stunde, in welcher die bestürzten Brüder den letzten Seufzer des Heiligen empfingen, offenbarten himmlische Gesichte an zwei verschiedenen Orten die inhaltschwere Nachricht von dem Abscheiden des heiligen Patriarchen und seinen Einzug in's Himmelreich. — In einer wundersamen Vision sah im Convent zu Brescia der Bruder Guala den Himmel sich öffnen, einen von Engeln getragenen Thron, und wie Jesus Christus und seine heilige Mutter im Glanze des Paradieses einen Mönch empfingen, dessen Gestalt nach der Weise der Todten verhüllt war. — Zur nämlichen Stunde las der Bruder Raon zu Tivoli die heilige Messe, gerieth in eine Verzückung, und ein Strahl der Begeisterung wies ihm plötzlich den heiligen Dominikus, der mit einem Heiligenschein auf der Stirn aus Bologna ging.

Aus eben diesem Anlasse, wie eingedenk der heiligen Freundschaft, die ihn mit dem Verstorbenen verband, kam Cardinal Ugolino den Tag nach dessen Tode in Bologna an, um dem Leichname, den die Seele eines Heiligen verlassen, die letzte Ehre zu erweisen. Die Tröstungen der Religion, die ja dem Frommen das ewige Leben verbürgen, gaben ihm Kraft, die tiefste Betrübniß seines Herzens zu bewältigen.

Aber nicht alle Brüder des Klosters waren im Stande, sich zu der erhabenen Resignation des Greises zu erschwingen, den ja selbst nur noch einige wenige Jahre von der Stunde trennten, in welcher er seinen geliebten Dominikus am Throne Gottes wieder=

sehen sollte. Die Chroniken berichten, daß die Feier des Todtenamtes eine jammervolle Scene gewesen sei. Jeden Augenblick wurde die Todten-Andacht von diesen Ausbrüchen des Schmerzes unterbrochen. — Man erzählt, daß inmitten der Ceremonie ein Bruder, Namens Albert, welchen Dominikus besonders geliebt, und der aus verschiedenen wichtigen Ursachen um die Zeit, da Dominikus erkrankte und starb, von Bologna abwesend war, in die Kirche eintrat, und vom Schmerze, dessen er nicht mehr Meister werden konnte, vernichtet, sich auf den Leichnam stürzte, den man den Blicken Aller ausgestellt hatte, und ihn mit Küssen und Thränen bedeckte. Die Legende erzählt weiter, daß die todten Glieder sich belebt haben, gleichsam, um diese innige, himmlische Hingebung zu ehren, und daß Dominikus dem Bruder Albert versprochen habe, daß sie bald mit einander vereint sein würden. *) —

Die Todtenfeier endete unter diesem geistigen und frommen Schrecken, welcher die Seele Angesichts übernatürlicher Ereignisse ergreift.

Wie es der heilige Dominikus verlangt hatte, wurde er unter der Kirche unter den Füßen seiner Brüder bestattet. So lebte seine Demuth noch im Tode fort!

Zahlreiche Wunder umblühten bald, wie Gottesblumen, sein Grab. — —

Der ehemalige Cardinal von Ostia, Ugolino, des Dominikus vertrautester Freund, der später unter dem geheiligten Namen Gregor IX. als Papst die Kirche Gottes regierte, nahm ihn unter die Zahl der Heiligen auf. Das großartige Fest der Heiligsprechung fand am zweiten Tage nach Pfingsten im Jahre 1233 Statt. Es steht in den Annalen der Kirche Bolognas und des Prediger-Ordens in ewigem Andenken.

Die Einwohner von Bologna schmückten auch um die Wette des Dominikus Grab; die berühmtesten Künstler von Nikolaus von Pisa bis Michael Angelo verherrlichten ihren Ruhm, ihn mit jenem des Heiligen verbindend. Die schönen Künste vervielfältigten ihre Wunder um dieses Grab, worin der niedrigste und ärmste Diener Gottes ruhte. Der Mann, der im Leben nichts besaß — als ein Buch und einen Wanderstab, wurde nach seinem Tode von den Wundern der Kunst verherrlicht, deren sich selbst der Stolz der Großen dieser Erde nicht immer zu rühmen vermag; die heilige Begeisterung ruft ja mehr Kunstwerke in's Leben, als das Gold der Könige! —

---

*) Das Orakel, welches der Leichnam verkündete, ging auch in Jahresfrist in Erfüllung.

3. Die Priorin eines Klosters der Karmeliterinnen.

(Aus: Das Bündniß des Friedens mit Gott, von P. Joh. N. Stöger.)

Maria von der allerheiligsten Dreifaltigkeit hatte sich im beschaulichen Leben ihres Ordensstandes manche Grundsätze und Wünsche in's Herz geschrieben, die dann in der Stunde des Todes in Erfüllung gegangen sind.

Das Verlangen — in Wahrheit und Gerechtigkeit zu wandeln, hatte sie von der Jugendzeit an schon angetrieben, heldenmüthiger Weise nach christlicher Vollkommenheit zu streben. Die Tugenden, zu welchen sie ihr strenger Beruf aufforderte, übte sie mit seltenem Ernst im Glauben. Einer ihrer Grundsätze war: „Ich muß gehorsam sein, und sollt' es mich das Leben kosten!“ —

Ihre Armuth war so groß, daß sie Jahre lang nicht einmal einen Stuhl in ihrer Zelle hatte; ihre schwesterliche Liebe so innig, daß, wenn sie einen Fehler ahnden mußte, sie die Buße dafür selbst auf sich nahm; deßhalb war ihr Lieblingsspruch, mit dem sie die Schwestern immerdar zur Observanz aufforderte: „Halten wir aus, liebe Schwestern! halten wir aus in unserm Gelöbnisse, ohne Linderung, treu bis in den Tod!“ —

Am meisten Einfluß aber auf ihr Leben und ihr Sterben hatte ihre Liebe und ihr Vertrauen zu Jesus und Maria. — Ihr Vertrauen auf den unermeßlichen Werth unserer Erlösung und auf die unendlichen Verdienste Jesu Christi war unaussprechlich groß. Das stete Andenken an das bittere Leiden und Sterben Jesu, welches der liebste Gegenstand ihres Gebetes verblieb, und der lebendige Glaube, der ihr in der heiligen Messe das nämliche Opfer zeigte, das der Gottmensch auf dem Calvarienberge vollbracht hatte, flößte ihr eine unbegrenzte Zuversicht ein; und weil sie es sich zur Gewohnheit gemacht, den Preis unserer Erlösung, das Leiden und Blut Jesu Christi, unzähligemal dem himmlischen Vater aufzuopfern für ihre Sünden, und für die Sünden der ganzen Welt, so steigerte sich ihre Zuversicht bei aller Demuth doch auf eine seltene Höhe. Die Liebe zu Maria hatte ebenfalls ihr ganzes Herz durchdrungen; Alles legte sie in ihre Hand, und erfuhr oftmals ihren wunderbaren Schutz. Täglich flehte sie Mariens Fürbitte an um ein gnädiges Gericht; und viele Jahre hindurch unterließ sie es nimmer, bevor sie sich zur Ruhe begab, Maria zu ihrem Sterbestündlein einzuladen. —

Als ein lange dauerndes, zehrendes Fieber ihre Auflösung, nach welcher sie sich mit Freuden sehnte, immer näher brachte, war ihr Wunsch — an einem Feste der heiligen Mutter Gottes zu

sterben, so wie sie auch an einem solchen Feste der Welt abgestorben, das heißt, in's Kloster getreten. — Einen andern Wunsch hegte sie — die letzte Wegzehrung doch ja kurz vor ihrem Hinscheiden zu empfangen, damit, wie sie zu sagen pflegte, sie — mit Jesus noch im Herzen — beim Gericht in der Ewigkeit erscheine. „Mit Jesus zum Gerichte! Mit Jesus zum Gerichte!“ stammelte oft ihr Gebet und ihr Herz.

Und siehe! der Herr, der so liebevoll und in seinem Versprechen so getreu ist, hat alle ihre Wünsche erfüllt. —

Den Tag vor ihrem Hinscheiden, an welchem sie in der Frühe mit kindlicher Andacht kommunizirte, wurde sie bei hereinbrechender Todesgefahr mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, welche sie mit großer Erbauung empfing. Mit Jesus vereint, die Augen geschlossen, das Kreuz und ein Marienbild auf der Brust, die Sterbekerze in der Hand, lag die fromme Braut Christi beinahe vier und zwanzig Stunden in der Todesangst.

Des kommenden Tages früh, es war das hohe Fest „Maria Verkündigung“ und ihr Tag der Gelübde-Ablegung, wo man meinte, sie wisse nichts mehr von sich — sie war schon ganz kalt, und der Todesschweiß auf ihrem Angesicht, da sagte sie auf einmal zur größten Verwunderung Aller: „Ich bitte um die heilige Kommunion!“ Und sie konnte wirklich kurz vor ihrem Tode noch einen kleinen Partikel der heiligen Hostie als Wegzehrung auf die ganz nahe Reise in die Ewigkeit empfangen.

Als die Convent-Messe gelesen wurde, sagte eine Schwester zu ihr: „„Heute ist das Fest Maria Verkündigung, der Professions-Tag Euer Ehrwürden, und jetzt wird die heilige Messe für sie gelesen!““ — Die heilige Messe war beinah' bis zur Wandlung gekommen, da sprach die Sterbende dreimal ganz leise: „Heilig! — Heilig! — Heilig! —“ und dieß waren ihre letzten Worte.

Alle Umstehenden erwarteten nun ihr stilles Erlöschen; doch siehe! eine Viertelstunde vor dem Hinscheiden machte die Sterbende plötzlich heftige Bewegungen; sie faltete die Hände wie eine inbrünstig Betende, erhob die Arme, als ob sie — gerufen — Jemanden nacheilen wolle, hob die gefalteten Hände über das Haupt und selbst den Leib, so viel sie konnte, in die Höhe, öffnete die Arme, machte mit beiden Händen eine sehr schnelle und heftige Bewegung, als ob sie fliegen wolle, und streckte dann langsam beide Arme in der Form des Kreuzes aus, so daß der Beichtvater ihr die Worte zusprach: „„Nicht wahr, Sie wollen, wie Jesus, am Kreuze sterben?““

Bei diesem lieblichen und trostreichen Anblicke, der aus den Herzen aller Schwestern, die das Sterbebett ihrer guten Mutter umgaben, jede Traurigkeit hinwegnahm; bei dem Anblicke: wie die theuere Sterbende mit einer solchen Fröhlichkeit die Hände bittend gen Himmel streckte, und hernach mit den Händen und Füßen gleichsam schwebend und fliegend Jemanden nacheilen wollte, — rief eine Schwester mit aller Einfalt des Herzens aus: „„Die Mutter Priorin fliegt uns davon!““ —

Und nachdem die Sterbende noch einmal die wieder herab gelegten Arme in die Form ausgespannt hatte, wie Jesus am Kreuz, verschied sie nach sechs Athemzügen fröhlich und heiter im Herrn, nach der heiligen Messe gegen halb elf Uhr: an demselben Tage, wie sie es gewünscht, und zur nämlichen Stunde sogar, in welcher sie vor dreizehn Jahren die heilige Ordens-Profession abgelegt, welches Gelöbniß sie ohne Milderung so treu bis in den Tod gehalten hatte. —

Maria ging im drei und vierzigsten Jahre ihres Alters zu ihrem Bräutigam hinüber, und wird, da sie Jesum noch im Herzen trug (so darf man von der Barmherzigkeit Gottes hoffen), nach ihrem heißesten Wunsche und nach ihrer tausendmaligen Bitte, ein gnädiges Gericht gefunden haben.

Ihre Leiche war so freundlich und schön, daß man unmöglich Scheue vor ihrem entseelten Körper haben konnte. —

4. Der unerwartete Tod Sr. Majestät des Königs von Sachsen Friedrich August II. *)

(Aus öffentlichen Blättern zusammengestellt.)

1. Die Augsburger Allgemeine Zeitung enthielt über die so traurigen letzten Stunden dieses wahrhaft hochherzigen deutschen Fürsten, der in jeder Beziehung ein Mann nach dem Herzen Gottes gewesen, ein sicherer Hort seiner Familie **) und ein liebender Vater seines Volkes, aus Brennbüchl in Tirol den folgenden Bericht:

---

*) Er wurde geboren zu Pillnitz am 18. Mai 1797, und war der älteste Sohn des Prinzen Maximilian, Herzogs zu Sachsen, aus erster Ehe mit der Prinzessin Carolina von Parma.

Sein Wahlspruch lautete: „Vertrauen erweckt Vertrauen!“ —

**) Mit seiner liebenswürdigen Gemahlin Maria und den übrigen Gliedern des königlichen Hauses stand er in dem freundlichsten Verhältniß. Darüber sprach er sich selbst aus in seinem eigenhändig geschriebenen Testament vom 4. April 1854 mit den Worten:

Es war Mittwoch, den 9. August 1854, etwas nach acht Uhr Vormittags, als der König, von Karres herabfahrend, jenen verhängnißvollen Weg erblicken konnte, der ihn zum Tod führen sollte. Hart an diesem Wege vorbei eilte der Wagen hinauf nach Imst zur Post. Dort sollte er bleiben, bis des Königs Majestät das Pitz-Thal besehen, von wo derselbe sich dann über den Piller nach Prutz zu begeben gedachte, woselbst ihn der königliche Wagen zu erwarten hatte. In Imst angelangt, wurde dem Postamt der Auftrag gegeben, unverzüglich einen leichten Wagen zu besorgen, was denn auch sogleich geschah. Mittlerweile hatte der König, ohne irgend welche Erfrischung genommen zu haben, den Rückweg nach Brennbüchl angetreten, und war bis zum sogenannten „Buß-Kreuz," das auf einem der reizendsten Punkte unserer Umgebung errichtet ist, vorausgeeilt. Hier blieb Höchstderselbe stehen, und begann, nach seiner Gewohnheit, dasselbe abzuzeichnen. — Es sollte dieß die Schlußzeichnung der vielen sein, welche sich in der Mappe des Königs über unser Gebirgsland befinden! — Bald kam der Wagen angefahren. Den königlichen Adjutanten Zeschwitz zur Seite, in Begleitung eines königlichen Dieners, fuhr nun Se. Majestät hierher. Vom hiesigen Gasthaus beugt zur Rechten der Hauptstraße ein Vicinal-Weg dem Inn zu, welcher nach Arzl und Wenns und von da in das romantische Pitzthal führt.

Der Weg ist etwas schmal und nur mit leichten und kurzen Wagen zu befahren. Der lang andauernde Regen hatte die ohnehin rauhe Bahn stark ausgefressen. Ein paar Steinwürfe hinter den Häusern geht es stark aufwärts. Auf der Höhe stieg der Postillon ab, um die Pferde über den steil abwärtsgehenden Weg am Zügel zu führen. Die steilste Strecke war glücklich zurückgelegt. Doch bei dem sogenannten „Ried" (so heißt hier die Beugung eines Weges) fing der Wagen an, sich bedeutend rechts zu neigen. Der König bemerkte es und rief: „„Haltet nur die Pferde!"" Leider zu spät! Denn in dem nämlichen Augenblicke stürzte der Wagen. Der König, der Flügeladjutant und Major von Zeschwitz und der Kammerlakai Kleeberg wurden aus und von dem Wagen geschleudert, und während

---

„Vor Allem danke ich meiner geliebten Frau für ihre treue Liebe, womit sie mein Leben verschönert, mir die trüben Tage erheitert und mir die glücklichsten Stunden bereitet, die ich in diesem Leben genossen.

Ebenso danke ich meinen lieben Geschwistern, Schwägerinnen, Schwager, Neffen und Nichten und anderen Verwandten für die mir fortwährend bewiesene Liebe." —

die beiden Letzteren mit leichten Contusionen davonkamen, hatte das übrigens zahme, durch den Sturz über den Zugstrang scheu gewordene Handpferd Se. Majestät den König, der nach vorn geschleudert worden war, an den Hinterkopf geschlagen, so daß der König augenblicklich die Besinnung verlor. Der Kammerlakai zog mit Hilfe des Majors Se. Majestät aus den Pferden heraus, legte ihn auf den nahen Grasboden und gaben ihm ein Kissen aus dem Wagen unter das Haupt. Hier schlug er plötzlich die Augen auf und sagte zu seinem Diener: „„Verlaß mich nicht, ich werde dich auch nicht vergessen!““ Der Kammerlakai hatte einen Becher Wasser und trocknete dem Unglücklichen den Schweiß ab; zu gleicher Zeit schrie man um Hilfe. Mit Hilfe der aus dem nahen Felde herbeieilenden Arbeiter wurde Se. Majestät auf eine Tragbahre gelegt und nach Brennbüchl zurückgebracht, während der Major nach Imst eilte, um ärztlichen Beistand zu suchen. Mit dem einzigen in Imst anwesenden Wundarzte Nocker kehrte er eiligst nach Brennbüchl zurück, wo derselbe Se. Majestät als sehr gefährlich verletzt erklärte. Das von demselben für nöthig gefundene Schlagen einer Ader erfolgte augenblicklich, aber schon ergoß sich fast kein Blut mehr. Der Wundarzt bemerkte nun dem anwesenden greisen Priester Stephan Krismer, welcher bereits einige fünfzig Jahre im Priesteramte steht und aus den kriegsbewegten Zeiten des Jahres 1809 wohl bekannt ist, daß es gefährlich sei, und er nicht zögern dürfe, dem hohen Kranken die Tröstungen der Religion zu bieten. Mit der Stole angethan spendete demnach Krismer Sr. Majestät das Sakrament der letzten Oelung, ertheilte Höchstdemselben die General-Absolution und sprach ihm die Sterbegebete vor. Die Füße des Königs fingen an zu zittern, doch sein Angesicht blickte heiter; nach ein paar Athemzügen aus tiefster Brust war der edle Fürst verschieden. Es war $10^1/_4$ Uhr Vormittags. — —

Der Oberststallmeister und Generallieutenant von Engel überbrachten nach Dresden das Hufeisen vom rechten Fuße des Pferdes, durch dessen Schlag der so gräßliche Tod Sr. Majestät unvermuthet herbeigeführt wurde.

Dieses Hufeisen und die Königs-Krone, welche Gegensätze!! —

2. Als Ihre Majestät die verwittwete Königin von Sachsen den ersten Boten, der die Trauerkunde überbringen sollte, empfing und an ihm bemerkte, daß eine schmerzliche Kunde Ihrer wartete, befahl die hohe Frau demselben: ohne Umschweife und Einkleidung Alles zu berichten. — Sobald die Schreckensnachricht aus dem Munde des Unglücksboten erklungen war, sanken Ihre Majestät, von Schmerz bewältigt, auf die Kniee. Und so, jede Unterstützung stumm zurück-

weisend, verblieb die von Schmerz zerrissene Königin eine Zeit lang im Gebet versunken. Dann stand sie auf und sprach: „**Gott** hat mich im Gebete mit Kraft erfüllt; ich konnte ihm danken: daß er mir ein und zwanzig Jahre ehelichen Glückes geschenkt hat!“ — Was muß das für ein Glaube sein — bemerkt bei dieser Nachricht die Fr. Sachsenzeitung — der das Herz der Königin Maria in der schmerzvollsten Stunde ihres L bens so riesenstark machte! —

Einer ihrer ersten Gedanken war, an dem Orte, wo ihr Gemahl den so verhängnißvollen Schlag erhielt, ein Kreuz aufrichten zu lassen; und sie sandte deßhalb nach Tirol, damit ihr Wunsch alsbald vollführt werden möchte. Allein man hatte dort ihrem Sehnen schon vorgegriffen; die Einwohner hatten bereits an dieser Stelle so schwerer Heimsuchung das Zeichen des alleinigen Trostes und der Hoffnung aufgepflanzt. — Als die Königin von diesem freiwilligen Acte des Glaubens und der Ehrfurcht Kunde erhielt, ließ sie fragen: was sie zu thun vermöge, um dieser Einwohnerschaft ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen? — Und man antwortete: daß die Kirche zu arm sei, um das Oel für die ewige Lampe zu zahlen, welche vor dem allerheiligsten Sakramente des Altars brennen sollte; und daß man bitte, sie möge es gnädigst liefern. — Zur Ehre Gottes war es also, zu welcher die uneigennützige Bitte der frommen Dankbarkeit der Königin die Richtung gab! — —

Welche wahrhaft wehmüthige Erinnerungen mag in der hohen Königs-Familie zu Dresden der Anblick der letzten Handarbeit des abgeschiedenen Königs, nämlich die Zeichnung des Buß-Kreuzes auf dem Wege nach Brennbüchl und der Anblick des Hufeisens, das in der Hand der unerforschlichen Fügungen Gottes das Werkzeug zu seinem so plötzlichen Tode geworden, stets erwecken! — Und wie wird das einsame, schlichte Todes-Kreuz auf dem sogenannten „Ried“ bei Brennbüchl und das stille Flämmlein der ewigen Lampe in der Dorfkirche daselbst einen jeden Beschauer stets leise mahnen: „Bete doch für die Seelenruhe des Königs von Sachsen Friedrich August II.; und bete zugleich auch für die gute Königin Wittwe Maria und für das Wohl der ganzen sächsischen Königs-Familie!“ — —

3. Zwei rührende Blumen auf Friedrich August's II. Gruft gestreut, sind die zwei Proklamationen, die sein Nachfolger, sein Bruder Johann, der jetzt regierende König von Sachsen, an das sächsische Volk und an das sächsische Heer zu erlassen geruht hat.

Die Proklamation an das sächsische Volk lautet:

„An meine Sachsen! Eine unerwartete schwere Prüfung hat uns der Allerhöchste aufgelegt. Trauernd stehen wir gemeinschaftlich an dem Grabe des besten Fürsten. Mit tiefbewegtem Herzen, aber im Vertrauen auf die Hilfe des Allmächtigen und mit dem festen Vorsatz ergreife ich die Zügel der Regierung, in seinem Sinne und Geist fortzuwalten, in dem Geiste jener Gerechtigkeit und Milde, jener Umsicht und Festigkeit, jener treuen Liebe zu seinem Volke, die sein Andenken stets im Segen erhalten werden. Kommt auch ihr Mir mit Vertrauen und Liebe entgegen, so wird das alte Band, das die Sachsen und seine Fürsten seit Jahrhunderten umschlingt, auch uns innig vereinen! Dresden, 10. Aug. 1854. Johann."

Die Proklamation an das sächsische Heer lautet:

„Soldaten! Ein unerwartetes, furchtbares Ereigniß hat das Land seines Fürsten, hat euch eueres Kriegsherrn beraubt. Ich weiß es, die Zeichen der äußeren Trauer bezeugen nur unvollkommen den Schmerz, der euere Brust erfüllt. Ihr waret Ihm treu — selbst in der schwersten Prüfungsstunde! Die Treue, die den Besten der Fürsten mit euch verband, wird fortbestehen auch über sein Grab hinaus. Ihr werdet auch Mir jene Tugend, die den schönsten Schmuck des Kriegers bildet, bewahren. Ich stehe zu euch und unserem Vaterlande! Ihr steht zu Mir und Meinem Hause! Dresden, 10. Aug. 1854. Johann." —

4. Von den herzlichen und freundlichen Zügen, welche man sich in vielen Gegenden Sachsens erzählt, wo der höchstselige König Friedrich August II., wenn er ungekannt und ohne Begleitung kleine Ausflüge unternommen, hinkam, mag hier folgender, welcher aus Dippoldiswalde berichtet wird, eine Stelle finden. — Vor wenigen Jahren fuhr der König mit seiner Gemahlin durch das Geißingsthal, um den Geißing zu erklimmen. Unfern der Blechmühle steigt er aus und geht mit seiner Gemahlin zu Fuß durch das Thal. Letztere fühlte Verlangen nach einem Trunk, und der König, gar wohl bekannt mit der Oertlichkeit, bog alsbald in einen Seitenweg ein und gelangte mit seiner Gemahlin an ein kleines Haus, woselbst sie eine junge Frau mit einem kleinen Kinde antrafen. Die ganze Einrichtung des Hauses war sehr ärmlich; doch brachte die junge Frau in einem bunten Glase Milch und etwas Brod, und suchte sonst den ungewöhnlichen, ihr jedoch nicht bekannten Besuch nach Kräften gut aufzunehmen. Als der König die Milch, für welche 6 Pfennige gefordert, und das Brod, für welches die Frau, wie sie sagte, nichts rechnen könne, bezahlen wollte, vermochte dieselbe auf ein Zweithalerstück nicht wiederzugeben, hatte aber auch Niemanden, um das Geldstück in der über $1/4$ Stunde entfernten Mahlmühle, das nächste

bewohnte Gebäude, auswechseln zu können, schien aber die 6 Pfennige gern haben zu wollen. Die Königin half bald aus dieser Lage, indem sie der Frau anrieth, das Geldstück so lange zu behalten, bis der Mann bei der Rückreise wieder käme und einzelnes Geld bringe. Beim Trennen führte die Frau das königliche Paar auf einem näheren Fußsteig zur Straße, und da nahm die Königin, während ihr Gemahl etwas vorausgegangen war, Gelegenheit, der Frau mitzutheilen, daß der König bei ihr eingesprochen sei, worüber dieselbe in ihrer Art und Weise ein freudiges Staunen ausdrückte. Einige Wochen darauf wurde dem Manne der armen Frau von dem betreffenden Gerichte eröffnet, daß der König die auf seinem Hause haftende Consensschuld von 100 Thalern bezahlt und sein Häuschen schuldenfrei gemacht habe. — Das Zweithalerstück befindet sich heute noch in der Familie; die junge Frau, welche im vorigen Jahre verstorben, hatte dasselbe als ein Andenken sorgfältig aufbewahrt. —

(Ein Jahr nachher.)

5. Die Augsburger Allgemeine Zeitung vom Jahre 1855 enthielt die nachstehenden rührenden Mittheilungen:

Brennbüchl, 8. August. Unser kleiner Weiler bildet gegenwärtig den Brennpunkt des Oberlandes. Da kommen fortwährend „hohe Herren" aus Sachsenland, betreten still und ernst den Todesweg ihres edlen Königs, und beschauen sich tiefergriffen jene Stelle, an welcher Friedrich August seine Seele in die Hand des Herrn gelegt hat. Wer solcher Scenen Zeuge ist, gedenkt unwillkürlich des Wortes: „Er säete Gerechtigkeit und erntete Liebe!" —

Heute Abend betrat ein hoher Gast mit wehmüthigen Gefühlen die Schwelle jenes Hauses, in welchem sein Theuerstes auf Erden das Leben ausgehaucht — es war die verwittwete Königin von Sachsen. Um die Gefühle des Schmerzes ungestört walten zu lassen, hatte sich Ihre Majestät alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten. Ihr erster Gang war in das Zimmer, in dem Friedrich August verschieden; es war zum Schlafgemach beistimmt. Beim Eintritt in dasselbe brach Ihre Majestät in lautes Schluchzen aus. Die innigste Theilnahme der Anwesenden spiegelte sich auf allen Gesichtern. Bei der hierauf folgenden Audienz sprach die tieferschütterte Frau nur von ihrem seligen Gemahle Friedrich August, erkundigte sich um jede seiner letzten Aeußerungen, und zog sich bald zurück, um allein und einsam zu sein an diesem Orte traurigster Erinnerung. — —

Brennbüchl, 9. August. Das unfreundliche Wetter von gestern und heute stimmt zur Trauerfeier des Tages. Ihre Majestät die verwittwete Königin von Sachsen verfügte sich gegen acht Uhr

Morgens in die als Denkmal von ihr errichtete Kapelle, *) wohnte daselbst einer von Stephan Krismer celebrirten Messe bei und empfing die heilige Kommunion. — Auf zehn Uhr hatte die Königin einen zweiten stillen Gottesdienst angeordnet, gehalten vom einstigen Begleiter Friedrich August's über die Berge, dem Beneficiaten Moriggl. Sämmtliche anwesende Sachsen, sowie die diesseitigen Honoratioren hatten sich dabei eingefunden, während sich die große Volksmenge auf den nahen Hügeln zu malerischen Gruppen andächtig gesammelt. Hierauf wurden von einem auserlesenen Chor zwei Trauer-Gesänge vorgetragen, während denen wohl kaum Ein Auge trocken blieb. — In das hiesige Gasthaus zurückgekehrt, unterzeichnete die Königin den Stiftsbrief für die Kirche von Karröſten, besprach sich noch in huldvoller Weise mit jenem Postillon, welcher den Wagen des Königs geführt, und reiste um halb ein Uhr Nachmittags nach Innsbruck ab. Die aufrichtigsten Segenswünsche des biedern Volks begleiteten sie. —

*) Die „Friedrich-August-Kapelle," eine Stiftung der verwittweten Königin Maria, steht auf **jenem** Plätzchen neben der Straße, auf welchem der tödtlich verletzte König, von treuen Dienerhänden hingelegt, die Träger erwartete, welche Se. Majestät alsdann in das Gasthaus des nahen Dorfes Brennbüchl übertrugen, in welchem (wie schon erzählt wurde) Friedrich August alsbald verschied. — Das Kirchlein ist in rein gothischem Styl erbaut; der Thurm erhebt sich auf der Giebel-Ecke, und hier mißt das Gebäude eine Höhe von 85 Fuß; der Thurm ist mit Eisenblech, die Kirche mit glasirten Ziegeln gedeckt; die Fenster bestehen aus gefärbtem Glas; außer einigen Gemälden ist auch der aus Eichenholz verfertigte Altar von besonderem Werthe. Massiv von trefflichem Bruchstein erbaut, dürfte dieses fromme Denkmal viele Jahrhunderte überdauern.

Am 8. August erfolgte die feierliche Einweihung dieser Votiv-Kapelle, bei welcher Feier die bürgerliche Schützen-Compagnie des Marktes Imst mit ihrer Musikbande, sowie die Schützen-Compagnien der Gemeinden Wens und Arzl paradirten, und zwölf Priester in Chorröcken den Consekrator umgaben. Volksmassen aus Nah und Fern bedeckten die Hügel ringsum, und selbst am fernen jenseitigen Inn-Ufer erblickte man theilnehmende Gruppen.

Aus Dresden waren mehrere Tage zuvor die von Ihrer Majestät der Königin Wittwe für diese Kapelle gespendeten, sehr werth- und kunstvollen Paramente angelangt: zwei silberne Leuchter, zwei Kelche, zwei Meß-Bücher, die Meß-Kannen und Meßbuch-Polster, welche am Schlüsse der Einsegnung des Gotteshauses ebenso wie die Thurm-Glocken geweiht wurden, unter den Gewehr-Salven der Schützen-Compagnien und den Klängen der drei Musikbanden, sowie dem Donner der Böller. —

(Auszug aus: Katholische Illustrirte Zeitung von Adolph Henze.)

5. Die letzten Stunden des Bischofs van Bommel.

Am Mittwoch in der Charwoche 1852, 7. April, des Abends gegen 7 Uhr starb der hochwürdigste Herr Cornelius Richard Anton van Bommel, Bischof von Lüttich, geboren zu Leyden am 5. April 1790, zum Bischof in Lüttich consekrirt am 15. November 1829. —

In der letzten Hälfte des Monats Januar hatte er sich durch die Anstrengungen beim Jubiläum eine Lungenentzündung zugezogen. Um die Mitte des Monats März schwand die Hoffnung auf seine Wiederherstellung. Fünf Aerzte hatten ihn nach abgehaltener Berathung fast aufgegeben.

Sonntags am 14. März wurde ihm auf sein Verlangen feierlich die heilige Wegzehrung unter Begleitung der Professoren und der Zöglinge des Seminars, der Mitglieder des Domkapitels und einer großen Menschenmenge gebracht. Von der Domkirche bis zu dem Thore des bischöflichen Hofes wurde der Psalm: „Miserere mei, Deus!" gesungen. Neben dem Zimmer des Prälaten war eine Kapelle eingerichtet. Er war mühsam aufgestanden und kniete in Rochet und Stola auf dem Betschemel. Nachdem er eine Weile in der Stille das allerheiligste Sakrament angebetet, wurde das katholische Glaubensbekenntniß gelesen. Der Bischof stand auf und sprach: „Ich betheuere, diesen katholischen Glauben immer unerschütterlich und fest gehalten, geglaubt und vertheidigt zu haben, und in demselben leben und sterben zu wollen, wie es Gott gefällt!" — Darauf kniete er nieder und empfing aus der Hand des Erzbischofs von Tyrus die heilige Wegzehrung. Dieser wurde von Augenblick zu Augenblick mehr bewegt, und aus den Augen Aller flossen Thränen. Dem Bischof allein blieb diese Bewegung fremd, er war ruhig und ganz in die heilige Handlung versunken. — Während er seine Danksagung verrichtete, kehrte die Prozession zur Cathedrale zurück, die Psalmen: „Laudate Dominum de coelis!" und: „Cantate Domino!" singend. Es war ein feierlicher, thränenvoller, gebetsreicher Augenblick! —

Am 7. April, des Nachmittags zwischen drei und vier Uhr, trat die letzte Krise ein. Der Erzbischof von Tyrus war eben wieder angekommen, den Kranken zu besuchen; er selbst war ruhig, wie beim Empfange der heiligen Wegzehrung. Der Generalvicar Neven verrichtete die für die Sterbenden üblichen Gebete; als sie beendigt waren, sagte der Bischof: „Wie schön sind diese Gebete!" — Um den Sterbenden beim Herannahen des Todes zu kräftigen, fragte ihn Herr Neven: „Ob er bereit sei, Gott das Opfer seines Lebens darzubringen?" — „„Gänzlich!"" antwortete der Bischof. —

Neven fuhr fort: „Sie haben das Glück gehabt, in der Ausübung unserer heiligen Religion zu leben; sterben Sie auch mit der nämlichen Hoffnung, mit dem nämlichen...?“ Hier stockte Herr Neven von Ergriffenheit, und der Bischof setzte hinzu: „„Mit dem nämlichen Glauben!““

Aber nicht allein seine Stunden, seine Minuten waren gezählt. Er rief nochmals seine Generalvicare Neven und Jaquemotte und segnete in ihnen den Clerus seiner Diöcese, die Ordensgenossenschaften, die religiösen Vereine, die Gläubigen und die Zöglinge aller Unterrichtsanstalten, die er „„seine Kinder““ zu nennen pflegte. In diesem hehren Augenblicke trat der Kanonikus Bellefroid, Professor der Rhetorik im Vorseminar zu St. Trond, der Lieblingsanstalt des Bischofs, ein. Ihm ertheilte er noch ganz besonders seinen Segen; dann auch den Mitgliedern seiner Familie. Nun begann Todeskälte die Hände und Füße zu ergreifen. Da war der letzte Augenblick genaht; man wollte sie erwärmen. „„Das ist vergeblich!““ sagte der Scheidende. Herr Neven erinnerte noch den im Sterben Liegenden, welche Verehrung er stets der heiligen Mutter Gottes gewidmet habe, und begann das Gebet: „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin!“ indem er seine Augen auf den Bischof richtet. Dieser aber hatte während dieses Flehens seine letzten Seufzer betend ausgehaucht. —

6. Die heilige Kaiserin Adelheid.

(Auszug aus: Katholische Erzählungen von Heinrich Oberhage.)

Die heilige Adelheid, Wittwe Lothar's, des Königs von Italien, und später auch Wittwe des Kaisers Otto des Großen, brachte im Kloster zu Selz, unweit Straßburg, wo sie vor zwölf Jahren das Kloster hatte errichten lassen, ihre letzten Tage zu mit Fasten, Beten, Almosengeben, Betrachtungen, Bußübungen und steter Vorbereitung zum Tode. Schon lange hatte sie sich des kaiserlichen Schmuckes beraubt, Scepter und Krone zu dem Fuße des Kreuzes niedergelegt und aller irdischen Eitelkeit entsagt; aber jetzt legte sie noch das Gewand der Bräute Christi an und wollte als eine der niedrigsten Schwestern erachtet sein.

Sie führte ein Tagebuch, in das sie ihre stillen Betrachtungen niederschrieb; und so liest man auf einem seiner Blätter das rührende Gebet zu Jesus Christus mit den Worten: „Hole mich ab, mein himmlischer Bräutigam! Ich stehe bereit! Ich habe mich rein gewaschen; ich habe das weiße Gewand angezogen, das du mir schenktest; ich habe mich geschmückt mit deinen Edelsteinen und Blumen! Den Myrthenkranz hab' ich in mein Haar geflochten,

deinen Trauring hab' ich sorgsam bewahrt, und er ziert noch immer meine Hand! Füge hinzu aus deiner Gnade, was mir noch fehlt, auf daß ich dir wohlgefalle! Ach, wie lange zögerst du! Liebe und Sehnsucht nach den Hütten des ewigen Lebens verzehren mich! Ich wandere unruhig auf und ab, setze mich nieder und stehe auf, geh' zur Thüre, und schau', ob du noch nicht kommst? Herr, wie weilst du doch so lange! — O, mein Vaterland, nimm mich müdeste Pilgerin auf! Ich klopfe an; öffne mir, mein Vater, die Thüre, und nimm dein Kind zu dir!" —

Drei Tage vor ihrem Tode hatte sie ihr Leichentuch vollendet. Sie sprach zu ihrem Beichtvater, dem sie es zeigte: „Dieses Leichentuch hab' ich mit meinen eigenen Händen verfertigt. So oft ich in kaiserlicher Pracht und Herrlichkeit erscheinen mußte, die goldene Krone mit Edelsteinen auf dem Haupte, die Glieder in Seide gehüllt, blitzend von Gold und Silber, — stickte ich gleich an diesem Tuch, auf daß mein Auge, vom Erdenglanz geblendet, auf diese Arbeit schauend und auf diese dunkle Farbe, sich wieder erholen möchte. Und so, das Ende stets bedenkend, welches Fürsten den Bettlern gleich macht, ist es mir, von Gott unterstützt, gelungen, aller Laster Urquelle, die Hoffart, zu verstopfen! — An dieser Seite steht der Tod, ein furchtbares Gerippe, die Sense in der rechten Hand, und auf dem linken Arm hängt ein Purpurkleid; er trägt die Krone auf dem Haupte, denn Alle müssen ihm gehorchen und folgen. — Und an dieser Seite erblickt man den Tod des Gerechten in verklärter Gestalt, als Engel; er trägt ein schweres Kreuz in der einen Hand, und in der anderen eine Palme; das schwere Kreuz nimmt er von des Erdenpilgers wundgedrückten Schultern, die Palme reicht er dem jungen Himmelsbürger, der triumphirenden Seele, dar." —

Die wenigen Stunden, die ihr noch geschenkt waren, widmete sie einzig dem Gebet und der Betrachtung, und empfing wohlvorbereitet, zu Aller Erbauung, die heiligen Sterbsakramente.

Von der anstoßenden Kirche herüber klangen wie Engelsgrüße die feierlichen Orgeltöne, vereint mit den Gesängen der gottverlobten Klosterjungfrauen:

„„Salve Regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra, salve!

(Gruß dir, Königin, aller Barmherzigkeit Mutter! Du, unser Leben, Wonne und Hoffnung — Gruß dir!)""

Die Sterbende lauschte mit Wonne den so hehren, himmlischen Klängen, und begrüßte mit den frommen Bräuten Jesu Christi die Mutter der Barmherzigkeit, die Himmelskönigin Maria, die sich in

ihrem Leben gar oft recht huldreich gegen sie erwiesen. Sie glaubte schon die Chöre der Cherubim und Seraphim zu vernehmen, so erhebend tönte dieses süßen Liedes Inhalt und Melodie!

„„Ad te clamamus exules filii Hevae!
(Zu dir rufen wir verbannte Eva's Kinder!)

Ad te suspiramus gementes et flentes in hac lacrymarum valle!
(Zu dir seufzen wir auf, weinend und flehend, in diesem Thale der Thränen!)““

Nahe dem Ziele der Verbannung, im Begriffe, zum Vaterlande zu wandern, fühlend die letzten Schmerzen des Jammerthales, und krank von Sehnsucht und Heimweh nach den Hütten des ewigen Lebens, empfand sie tief des Gesanges Worte und blickte mit bethränten Augen zum Himmel empor.

Und wie wenn fromme Töchter ihre zärtliche Mutter um eine Gabe anflehen, sangen die Jungfrauen weiter:

„„Eja ergo, advocata nostra, illos tuos misericordes oculos ad nos converte, et Jesum, benedictum fructum ventris tui, nobis post hoc exilium ostende!

(Darum wende du, unsere Fürsprecherin, voll Erbarmen deine Blicke auf uns, und zeig' uns nach unserer Verbannung Jesum, die gesegnete Frucht deines Leibes!)““

Da ward ihr Gesicht verklärt. Adelheid drückte das Crucifix an ihr Herz und küßte es mit Inbrunst. Es war ihr, als hätte sie die himmlische Jungfrau erblickt am Throne des Sohnes, wie sie ihr winkte und die Palme entgegen hielt. Ihr letztes Wort war: „Ich habe Sehnsucht abzuscheiden und bei Christo zu sein!“ Dann entschlummerte sie. — Es war im Wintermonat, als das zehnte Jahrhundert zu Grabe ging. — Es geschahen viele Wunder auf der Gruft der Heiligen. —

7. Der Papst Leo IX.

(Auszug aus: Die deutschen Päpste von Constantin Höfler.)

Am 12. März des Jahres 1054 verließ Papst Leo IX. die Stadt Benevent und kam, nach einigem Aufenthalt unterwegs, endlich in der Stadt Rom an, wo er in seinem bischöflichen Palast am Lateran abstieg. In Folge ununterbrochener Abtödtung und Kasteiung war er unvermögend geworden, irgend eine Speise mehr zu sich zu nehmen, kaum daß er noch einige Tropfen Wassers zu ertragen vermochte.

Bald nach seiner Ankunft wurde ihm auch ein Gesicht zu Theil, in welchem der Fürst der Apostel ihm verkündete, er habe seine Auflösung nur in der Nähe der St. Peterskirche zu erwarten.

Der Papst ließ sich in das der Kirche zunächst liegende bischöfliche Haus bringen, wohin von allen Seiten die zu Rom anwesenden Cardinäle, Bischöfe und Aebte sich in aller Eile begaben, um ihn noch einmal zu sehen. Er wandte sich an sie und sprach: „Wisset, meine Brüder! daß ich in wenigen Tagen aus dieser Welt scheiden werde. Schon in der verflossenen Nacht war ich im Geiste in dem andern Leben, für das es mich bereits widert, noch in dem gegenwärtigen zu sein. Dort ward mir die große Freude, unter den Blutzeugen Christi auch jene Brüder und Freunde zu erblicken, die mich nach Apulien begleitet und die dort in der Vertheidigung der Gerechtigkeit den Tod erlitten haben. Schön geschmückt trugen sie Palmen in den Händen, wie Sieger; sie riefen mich an mit lauter Stimme und sagten: „„Komm', Geliebter, und bleibe bei uns, da wir durch dich so große Herrlichkeit erlangten!"" Von der andern Seite aber hörte ich eine Stimme, die mir zurief: „„Noch nicht, sondern erst am dritten Tage wirst du zu uns kommen!"" Wenn ich aber am dritten Tage nicht mehr bin, so werdet ihr daraus sehen, ob ich wahr geredet habe."

Nach noch recht väterlichen Ermahnungen entließ er die Herbeigekommenen; Mehrere blieben jedoch die Nacht bei ihm und erzählten später: der Papst habe die ganze Nacht, auf den Boden hingeworfen, im Gebet zugebracht. —

Als es aber Tag wurde, befahl er, den für ihn bestimmten Sarcophag in die St. Peterskirche zu bringen, und ließ sich dann selbst auf einem Ruhbette dahin tragen.

Auch hier hielt er nochmals gewichtige Ansprachen an den zahlreich versammelten Clerus und das römische Volk, rief dann die Bischöfe zu sich, legte ihnen mit lauter Stimme sein Sündenbekenntniß ab, richtete dann, sich etwas vom Lager erhebend, seinen Blick auf das heilige Kreuz und betete lange und unter vielen Thränen zu Gott, auch den Anwesenden ihre Sünden zu vergeben. Hierauf ließ er sich die letzte Oelung reichen und empfing die heilige Kommunion.

Darauf verrichtete er noch mehrere herzliche Gebete mit lauter Stimme; am Schlusse derselben riefen alle Anwesenden: „„Amen!"" und ein süßer Duft verbreitete sich zugleich in der ganzen Kirche, so daß Alle meinten, er könne nur aus dem Paradiese kommen.

Der Papst ließ nun in einem goldenen Gefäße Wein und Brod kommen, genoß selbst dreimal davon und ließ das Uebrige den Anwesenden, nach der Weise der Eulogien, darreichen.

Durch den Genuß dieser Gaben gestärkt erhob sich dann Leo mit der Hilfe seiner Diener, begab sich zu dem Sarcophage, der

so bald seine irdischen Reste aufnehmen sollte, blickte ihn an und sprach voll Wehmuth und Thränen zu den Umstehenden:

„Sehet, meine Brüder, wie elend und vergänglich die menschliche Größe ist! Möge doch Jeder von euch, der in den Ehren dieser vergänglichen Welt glänzt, mich immer zum Beispiel und vor Augen haben! Betrachtet Alle, wie wandelbar das menschliche Schicksal ist! Ich, der beinah' aus Nichts auf den Gipfel menschlicher Herrlichkeit erhoben wurde, bin bereits wieder auf ein Nichts zurückgebracht, und die Zelle, die ich als Mönch bewohnte, dann in große Paläste umgewandelt sah, ist jetzt in der Enge des Sarges wieder erneut! Bald werde ich, statt mit kostbarem Ornate, mit dem Gewebe der Spinnen bedeckt sein; schon bin ich eine für die Würmer bereitete Speise!"

Dann zu dem steinernen Sarge gewendet, segnete er ihn mit gebrochener Stimme und sprach:

„Es segne dich, der dich aus dem Nichts erschaffen hat und bestimmte, daß du einst der Hüter meines Leibes werden solltest! Sei mir ein wahrhaft getreuer Fels; damit, wie Christus seine Kirche auf den apostolischen Felsen befestigte, ich dich zum getreuen Hüter habe bis zum Tage des jüngsten Gerichts, und mich, wenn der strenge Richter kommt, deinem und meinem Schöpfer übergebe!"

Als die Menge dieß hörte, brach sie in Thränen aus; der Papst aber ließ sich in das Bett zurückbringen und rief den Anwesenden zu:

„Ihr habt für heute schon genug mit mir ausgehalten; es gehe jetzt ein Jeder nach Hause und komme morgen wieder, um zu sehen, was sich ereignen wird."

Anstatt aber, als sich die Menge verlaufen hatte, der Ruhe zu pflegen, brachte der Papst die ganze Nacht in dem Nebengebäude zu, wo ihn Mehrere, die bei ihm zurückgeblieben waren, mit lauter Stimme flehen hörten:

„Herr Gott Sabaoth! blicke auf mich, deinen Knecht, herab, erhöre mich, erhöre Alle, die zu dir flehen! Gieb, daß überall, wo du gepredigt wirst, die Verkündigung deines Wortes nicht fruchtlos ist, sondern zeige deine Wahrheit in uns! Wer immer von den Gläubigen mein Gedächtniß durch Gebet und durch Almosen zu feiern gedenkt, vergelte ihnen dieß hundertfach in dieser und durch das ewige Leben in jener Welt! Unablässig flehe ich dich an, damit ich von dir erhört werde, auf daß du den Gläubigen deine Gnade schenken mögest! Ich klopfe an, damit du mir deine Pforten eröffnest, aber nicht nach meinem Verdienste oder meiner Gerechtigkeit, sondern

nach deiner Liebe und Barmherzigkeit! Dein Name, nicht der meinige, möge erhoben werden!“

In derselben Nacht sahen einige Mönche in einem Traumgesichte zwei Männer in glänzend weißen Kleidern, eine Rolle in den Händen, vor dem Bette des Papstes stehen, mit ihm reden und etwas niederschreiben. Sie erkannten diese als die Gründer der römischen Kirche, erwachten und standen auf, die Matutin zu läuten.

Als es nun Tag geworden, versammelten sich noch mehrere Menschen in der Kirche des heiligen Petrus, als am vorigen Tage, da Jeder wünschte, noch einmal den Segen des Sterbenden zu erhalten, der, wie ein Feldherr in der Schlacht, bis zum letzten Athemzug in der Erfüllung seiner Pflichten verharrte. Der Papst hatte sich auf seinem Lager in die Kirche zurückbringen lassen und begab sich nun, von zwei Dienern gestützt, zu dem Altare des heiligen Petrus. Dort warf er sich auf den Boden nieder und betete unter Thränen etwa eine Stunde lang. Dann ließ er sich wieder auf sein Lager bringen und fuhr, nachdem er Stille geboten, fort, das Volk zu ermahnen. Hierauf hieß er einen der Bischöfe das heilige Meßopfer darbringen, berief die Uebrigen zu sich, beichtete nochmals und empfing, sich mit dem Kreuze bezeichnend, die heilige Kommunion.

Nachdem dieß geschehen war, wandte er sich an das Volk und sagte: „Höret nun des Herren Willen und haltet Stille, vielleicht vermag ich ein wenig zu schlafen!“

Als er hierauf sein Haupt geneigt hatte, ruhte er ungefähr ein halbe Stunde.

Dann stand Einer von den Bischöfen auf und berührte ihn leise, ob er noch lebe. Aber schon war seine Seele zu dem Herrn heimgegangen.

Da der Bischof dieß gewahrte, sagte er es den anwesenden Erzbischöfen und Bischöfen, und stimmte mit ihnen nun das Gebet um den vielgeliebten Todten an.

Es war die neunte Stunde, dieselbe, in welcher der Heiland vor 1021 Jahren ausgestritten, im 1054sten Jahre seiner Geburt, am 19. des Monats April.

Und zu derselben Stunde erklang, von keines Menschen Hand berührt, die Glocke des heiligen Petrus; eine plötzliche Stille trat in Rom ein, wie nie zuvor, und man versicherte: man hätte einen Weg am Himmel erblickt, der wie von tausend Lichtern blinkte und mit den leuchtendsten Gewändern geziert war; auf ihm hätten Engel die Seele des Papstes zu den Wohnungen der Seligen hinübergeleitet.

Die Leiche des Papstes wurde, seinem Wunsche gemäß, noch am Todestage neben dem Altare des heiligen Gregorius bestattet und sein Leichenbegängniß mit großen Ehren gefeiert.

Der Trauer um ihn kam nur gleich — die Bewunderung seiner milden Größe. —

8. Die Fürstin Amalia von Gallitzin.

(Aus: Leben des Bernard Overberg von J. G Schlick.)

Die Fürstin Amalia von Gallitzin schlug im Mai des Jahres 1779 ihren Wohnsitz zu Münster in Westphalen auf. —

Diese fromme Wittwe litt in der letzteren Zeit ihres Lebens wiederholt sehr heftige Schmerzen, von denen der ganze Körper angegriffen wurde und mit denen die Hypochondrie verbunden war. Außer diesen Anfällen der heftigsten Art litt sie mehr oder weniger an der Hüftengicht, zu welcher sich Krämpfe gesellten. — Gestärkt durch die Religion blieb sie jedoch in diesen Zuständen stets heiter. „Nicht ich bin traurig,“ pflegte sie zu sagen, „sondern nur meine körperliche Umgebung!“ Sie verglich sich dann mit einem Reisenden, welcher auf dem Gipfel eines hohen Berges im Lichte der erfreulichen Sonne steht, während unten im Thale Stürme und Gewitter toben. Sie tröstete in ihrem Leiden noch andere Personen, die weniger schwer heimgesucht waren als sie. — Von ihren Mitmenschen ertrug sie Kränkungen, die sie ihr anthaten, mit Geduld, und betete für sie. — Das von Gott ihr auferlegte Kreuz umfaßte sie mit großer Liebe, und wollte lieber immer etwas zu leiden haben, als ganz ohne Leiden leben. Sie gebrauchte zwar Arzneimittel gegen ihre Krankheiten, wenn sie aber nicht halfen, sah sie in ihren Leiden den Willen Gottes. — Wenn ihr Gott Tröstungen sendete, nahm sie dieselben mit dankbarem Gemüthe an; doch war sie auch mit dem Zustande der Trostlosigkeit vollkommen zufrieden. „Ich preise dich,“ schrieb sie einmal nach einem sehr schmerzhaften Zustande, „himmlischer Vater! mehr noch für die Leiden, die du mir gesandt hast, als für die unzählig vielen Freuden! Freilich ist es ein Leichtes, dir zu danken in der Stunde der Befreiung; doch du, der du die Nieren durchforschest, weißt, daß ich dir auch während meines tiefsten Leidens aufrichtigst dankte!“ —

Im Winter 1804 und im Frühjahr 1805 blieb sie zwar von den heftigen Anfällen ihrer gewöhnlichen Krankheit verschont; nichtsdestoweniger zeigte sich aber eine Erschöpfung ihrer körperlichen Kräfte, die bedenklich auffiel. Sie erfüllte ihre gewöhnlichen Liebespflichten aber noch immer pünktlich, ja, sie begleitete im Monat Mai, bei einer rauhen und nassen Witterung, ihren ehrwürdigen

Freund, den achtzigjährigen Fürstenberg, noch nach Hildesheim. Sie kam sehr erschöpft zurück; doch erholte sie sich, als sie wieder einige Ruhe genoß, so weit, daß sie ihre Freundin, die Aebtissin von Vreden, die Gräfin Theresia von Truchseß, welche schwer erkrankt lag, besuchen und ihr drei Wochen, vom 30. Juli bis 19. August, abwarten konnte.

Als sie zurückgekommen war, fühlte sie ein Drücken in der rechten Seite, das allmählich zunahm und in eine so heftige und anhaltende Spannung in den Eingeweiden überging, daß sie weder gehen, noch fahren konnte, und selbst die geringste Bewegung auf ihrem Ruhelager ihr einen solchen Schmerz verursachte, daß sie jedesmal versucht wurde, laut aufzurufen.

Anfangs konnte sie des anhaltenden Schmerzes ungeachtet noch zu Zeiten lesen, über wichtige Wahrheiten nachdenken und beten und betrachten, wozu sie täglich drei bis vier Stunden zu bestimmen pflegte. Sie nannte dieß „ihre gesegnete Zeit," in welcher sie sich der Gegenwart Gottes bewußt blieb und Gottes Nähe wirksamer wahrnahm.

Nach und nach zeigten sich unverkennbare Spuren der Wassersucht, welche sich aus einer Verengung in den Eingeweiden erzeugt hatte. Als die Krankheit diesen Charakter angenommen, traten Beängstigungen ein, die sie wie Todesfurcht quälten. Die Empfindungen eines schauderhaften Ekels traten hinzu, und es erfolgten sehr häufige, zuletzt alle sechs Stunden eintretende Erbrechungen.

Unter diesen Umständen wurde die Kranke vom 2. März, da sie sich legte, um nicht wieder aufzustehen, bis zum 27. April 1806 bis auf Haut und Knochen ausgezehrt; doch blieb ihr Auge heiter. Es strahlte aus ihm eine Zufriedenheit, die als eine außerordentliche Stärkung von Oben mitgefühlt wurde.

„„Nie habe ich einen Kranken gesehen,"" sagt ein Freund von ihr, „„der mit so klarem und heiterem Bewußtsein dem Tod in's Angesicht sah, wie die Fürstin in ihrer letzteren Zeit; da sie fast jeden Morgen sich verwunderte, daß sie das Tageslicht noch erblicke.""

Wenn die Aerzte besorgt und verlegen, weil sie keine Hilfe geben konnten, zu ihrem Krankenlager kamen, gingen sie, erheitert durch ihre Unterhaltungen, falls sie dieselbe in leidensfreien Augenblicken gefunden hatten, davon hinweg.

Auf gleiche Weise sorgte sie mit der zartesten Aufmerksamkeit für die Personen ihrer Bedienung. — Außer dem Dienste, den sie von dem hochwürdigen Herrn Bernard Overberg, dem Vorsteher der Normalschule und Regens am bischöflichen Seminar zu Münster,

als ihrem Beichtvater, annahm, hatte sie nur weibliche Bedienung, nämlich ihre Tochter Marianne und ihre Nichte, die Gräfin Amalie von Schmettau, welche es sich als eine Gnade ausbaten, Tag und Nacht an ihrem Krankenbette verweilen zu dürfen, während die anderen zu ihrem Dienst bestimmten Personen sich in einem Nebenzimmer aufhielten; denn die Fürstin wollte nur eine oder zwei Personen bei sich haben. — Sie sorgte dafür, daß es diesen Personen, besonders zur Nachtzeit, nicht an der nöthigen Kleidung, Erfrischung u. s. w. fehle. Um ihren Geist zu beschäftigen, ließ sie sich gern vorlesen. Der Inhalt des zu Lesenden, es sei, daß Overberg oder eines von ihren Kindern vorlas, wurde von ihr jedesmal so gewählt, daß es für die vorlesende Person anziehend und lehrreich war.

Medizinalrath von Druffel besuchte die Fürstin Abends am 26. April und verließ sie nach einer heitern Unterredung unbesorgt um gefährliche Zufälle, die in der Nacht eintreten konnten, um 10 Uhr. Er hatte schon öfter, wenn bedenkliche Anzeichen vorhanden waren, in dem Hause der Fürstin übernachtet, dieß schien ihm aber für heute nicht nöthig.

Gegen Mitternacht wurde sie von Schmerzen in den Eingeweiden und Beängstigungen überfallen, welche ihr die Stunde ihrer Auflösung als nahe ankündeten. Sie gab Befehl, daß alle Hausgenossen geweckt werden sollten.

Auch von Druffel kam, weil gerufen, sogleich zurück, und fand sie ringend mit den schrecklichsten Schmerzen, die heiligen Namen „Jesus, Maria und Joseph" anrufend und um Stärke flehend, damit sie die Leiden mit Ergebung tragen könne, und sich auf eine neben ihr kniende Magd stützend.

Von Druffel nahm sogleich die kniende Stellung, damit die Leidende sich statt auf die Magd, auf ihn stützen könnte. Dann fragte er sie, ob sie nicht etwas Stärkendes nehmen wolle. Sie antwortete: „Nein!" Aber gleich darauf sich erinnernd, daß sie Gehorsam schuldig sei, sprach sie: „Ja Alles, was Sie wollen!" und nahm etwas von dem ihr gereichten Tokaier. Es erfolgten einige Augenblicke Ruhe.

Der Arzt fragte: ob sie nun etwas weniger leide?

„Nein!" war die Antwort; „ich leide wie zuvor; aber ich werde zu schwach, um den Schmerz ausdrücken zu können!"

Man fragte: ob sie es nicht für besser finde, sich wieder zu Bette zu legen?

„O ja," war die Antwort; „saget mir nur, wo ich mich hinlegen solle, um recht bald zu sterben!"

„„Sterben!““ versetzte Overberg, indem er sie an die Uebungen der Ergebung und Aufopferung ihres Willens erinnerte. „„Wollen wir denn nicht leiden, so lange es Gott verlangt?““

Sie antwortete mit einem Tone, der die ganze Fülle ihrer Empfindung ausdrückte: „O ja, das versteht sich, von Herzen gern!“

Nun überlegte sie selbst, wie man ihr am besten helfen könne, um wieder zu Bette zu kommen.

Inzwischen war es Mitternacht geworden. Der Sonntag hatte den Anfang genommen und die Zeit war erschienen, da Overberg, welcher, seit die Fürstin kränklich war, von der geistlichen Obrigkeit die Erlaubniß erhalten hatte, an ihrem Krankenbette das heilige Opfer darzubringen, dasselbe beginnen und sie mit der himmlischen Wegzehrung speisen konnte. Er machte ihr um ein Uhr diesen Vorschlag. Aber gewohnt, mit Rücksicht auf Vorbereitung und Geistessammlung für diese erhabene Handlung sich nach den strengen Forderungen zu richten, die sie in dieser Stunde des Todes wie in gesunden Tagen an sich machte, glaubte sie sich nicht fähig, an derselben Theil nehmen zu können.

Overberg, welcher ihr Verlangen kannte, ihren Heiland im Herzen und gestärkt durch das Opfer des Lammes, das für die Sünden der Welt geschlachtet wurde, vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen, beruhigte sie über diese Bedenklichkeit. Während er sich dazu vorbereitete, bat sie, nicht zu zögern, denn sie schien es wahrzunehmen — daß ihre letzte Stunde gekommen sei.

Der Altar war in dem größeren Nebenzimmer, dem kleineren Gemach gegenüber, aufgerichtet, in welchem das Krankenbett stand, so daß die Sterbende durch die geöffnete Thür auf denselben sehen konnte.

Der Arzt und ihre Tochter verweilten neben ihr, die übrigen Anwesenden umgaben den Altar im größeren Zimmer. Es war eine feierlich wehmüthige und über alle Beschreibung bedeutungsvolle Stunde. Alle Umstände deuteten auf ihre nahe Vollendung hin.

Es war jene Stunde der Nacht, welche sie seit Jahren her schlaflos der Betrachtung des Leidens Jesu weihte. Das Kirchengebet in der heiligen Messe erinnerte deutlich an ihre Berufung zum christlichen Glauben und an die Treue, mit der sie dem Gnadenruf folgend Alles verachtet hatte, was ihrer Bestimmung widerstrebte, und mit Liebe ergriffen, was sie ihr entgegenführte.

Das Evangelium des Tages enthielt die schönen und auf die Lage der Fürstin so anwendbaren Worte des Herrn: „Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen, und über ein Kleines werdet ihr mich wiedersehen!“ Overberg wiederholte, als er ihr

die heilige Kommunion reichte, diese Worte in der lateinischen Sprache, in welcher sie die heilige Schrift am liebsten las. — Nach der heiligen Messe ließ sich die Kranke aus dem Bette heben und auf einen Lehnstuhl setzen, um in der Stille das Dankgebet zu verrichten. Ihre Tochter Marianne stand an ihrer Seite. Um halb drei Uhr sah dieselbe den Arzt Druffel plötzlich weinen, woraus sie erkannte, daß sie das Beste, was ihr in diesem zeitlichen Leben gegeben war, verloren hatte. Die geliebte Mutter war nicht mehr unter den Lebenden. Ihr Todestag war den 27. April 1806.

Sie hatte auf ihr Sigill einst das Bild des Schmetterlings stechen lassen, wie er sich aus der Verpuppung entwindet und in die Lüfte schwingt. Nun glich ihre Seele selbst dem Schmetterlinge, indem sie frei von der irdischen Hülle sich zu ihrem Schöpfer erhob; und auch ihr Leib, wie das Waizenkorn in die Erde gesäet und erstorben, wird nach dem Worte des Erlösers, auf den sie einzig ihre Hoffnung gesetzt und mit dem sie sich ganz kurz vor dem Verscheiden im Sakramente der Liebe noch vereinigt hatte, wieder herrlich auferstehen. —

Am zweiten Tage nach ihrem Tode wurde ihre Leiche bei offenem Hause ausgestellt. Der Zulauf des zahlreich sich einfindenden Volkes dauerte den ganzen Tag fort. Man bedauerte ihren Tod allgemein, besonders beweinten die Armen in der Hingeschiedenen eine verlorene Mutter.

Sie hatte gewünscht, daß ihr Leichnam nach Angelmodde gebracht werde. Dreißig Tage nach ihrem Tode wurde diesem Wunsche willfahrt. Unter Begleitung ihrer trauernden Freunde führte man die entseelte Leiche dahin und begrub sie nach abgehaltenem Traueramte dicht neben der Kirche, die sie im Leben so oft besucht hatte. Ueber ihrer Ruhestätte wurde ein Denkmal errichtet, auf dem sich das Zeichen der Erlösung befindet.

Auf ihrem Grabstein steht folgende Inschrift:

„Ich achte Alles für Schaden gegen die Alles übertreffende Erkenntniß Christi, und halte es für Koth, damit ich Christum gewinne. Phil. 3, 8.

So war gesinnt, so lebte die Mutter der Armen und Bedrängten, die Fürstin Amalia von Gallitzin, geborene Gräfin von Schmettau, deren Gebeine vor diesem Bilde in der Hoffnung ihrer glorreichen Auferstehung ruhen.

Sie starb den 27. April 1806 im acht und fünfzigsten Jahre ihres Alters.

Bete für sie!“ —

9. Der Korbflechter Hocks zu Köln.

(Auszug aus: Katholische Tröfteinsamkeit von Johannes Laicus.)

Als eine merkwürdige und rührende Erscheinung blieb mir aus meiner Jugendzeit im Gedächtnisse der Nachbar, oder wie er auch titulirt wurde, „der Meister Hocks.“ Er war ein Korbflechter und wohnte uns gegenüber in einem alten Hause. Ich habe ihn nur als Greis gekannt, er mochte tief in die sechzig zählen, aber er war noch rüstig trotz einem Zwanziger. Die grauwollene Mütze, unter der nur wenige silberne Locken hervorblickten, kam nie von seinem Haupte; nur schob er sie im Sommer mehr zurück, im Winter mehr über die hohe gefurchte Stirn, „denn,“ sagte er, „wer seinen Kopf verwahrt, der verwahrt keine taube Nuß!“ Seine Augen waren groß und klar, und es lag eine seltene Heiterkeit und Unschuld in seinem Blick, die auch sein ganzes Wesen erfüllte und besonders zu ihm hinzog, wenn seinen Mund ein Lächeln umspielte; das war immer der Fall, sobald er ein geistliches Lied sang, oder mit uns Kindern scherzte. Er war groß von Gestalt und trug außer Wamms und Schürze noch die alten, kurzen Hosen und Sonntags silberne Schnallen auf den Schuhen und am Knie, dazu einen langen blauen Rock. Wenn der Vater im Sommer Morgens um halb fünf Uhr die Läden und die Hausthür öffnete, dann saß Meister Hocks schon auf seinem Stuhl auf der Straße und schälte Weiden, oder flocht Körbe, indem er mit heiterer Miene sang:

„Die ganze Welt, Herr Jesu Christ,
In deiner Urständ fröhlich ist!“ —
Oder: „Wenn mein Schifflein sich will wenden
In den Port der Ewigkeit!“ —
Oder: „Mein Testament soll sein am End
Jesus, Maria, Joseph!“ —

Er war dabei wie in stiller Gottfreudigkeit ganz in sich versunken und die Hände thaten nur mechanisch die seit fünfzig Jahren gewohnte Arbeit, die ihm stets rasch von statten ging. —

Wie das Leben des alten Meisters, so war auch sein Tod musterhaft. —

Eines Morgens saß er nicht auf seinem Stuhl auf der Straße und er fehlte in der Kirche. „„Was ist denn dem Meister Hocks?““ war die allgemeine Frage. — Es hieß, er fühle sich nicht recht wohl, und nach der heiligen Messe gingen die Nachbarn zu ihm, um sich selbst von seinem Zustand zu überzeugen.

Mein Vater fand erst Nachmittags Zeit, ihn zu besuchen. Er ging hinüber und kletterte die alte dunkle Wendeltreppe hinauf, an der ein Seil als Lehne diente und die zu des Meisters Schlafstube führte. Ich stolperte hintendrein.

Auf meines Vaters Frage, wie es ihm gehe, antwortete Hocks mit heiterem Gesicht, indem er sich von mir eine Hand geben ließ:

„Nun, wie es so geht. Diesen Morgen hab' ich nicht mehr gesungen, und das singe ich auch nicht mehr: „In der Arbeit, in der Ruh!" Jetzt muß ich singen, und er hub mit heller Stimme das Lied an:

„Alles meinem Gott zu Ehren!"

Die alten Knochen wollen nicht mehr gehorchen, Nachbar, es dauert nicht lang, dann schlägt's zum Appell dadroben!"

Das konnte der Vater unmöglich glauben, und wollte es ihm ausreden, aber Meister Hocks lächelte zuversichtlich und sprach:

„Das versteh' ich besser, als Ihr, Nachbar. Unser lieber Herrgott hat mir gerufen, und er weiß, ich komme gern und mache keine Umstände. Gebt mir Euere Hand und versprecht mir, übermorgen ein Vaterunser mehr für mich zu beten, wenn Ihr in die erste heilige Messe geht!"

Da traten meinem Vater die Thränen in die Augen, er küßte des ehrwürdigen Freundes Hand und wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Meister Hocks aber sprach:

„Pst, Nachbar, nicht solche Streiche! Ihr wollt mir doch das Herz nicht schwer machen? Seht mich an, war ich nicht immer ein fröhlicher Bursche? Ei, und ich will auch fröhlich von Euch Abschied nehmen und fröhlich zu unserm lieben Herrgott gehen."

Und er nahm den Stock, der neben seinem Bett stand, und klopfte auf den Boden. Seine Tochter kam und fragte, was er wünsche?

„Eine Flasche Wein, Gretchen!"

Der Vater wollte wehren, aber Meister Hocks sagte:

„Ruhig, Nachbar, wir müssen doch Johannis-Segen trinken, wir sehen uns lange nicht wieder! Weint über Euere Sünden, aber nicht über mich! Beten ist besser als Weinen, das thut **für mich!**"

Der Wein kam, der Meister wollte einschenken, aber die Kraft versagte ihm, und der Vater that es. Dann ergriff der Meister das kleine Stengelglas, stieß lächelnd an und sprach:

„Also auf Sanct Johannis Segen, Nachbar! Auf Wiedersehen, und damit wir uns freudig wiedersehen, haltet Gott vor Augen und vergeßt die heilige Muttergottes nicht! Ich will gern für Euch beten, betet Ihr auch für mich!"

Trinken konnte der Vater kaum, der Alte aber leerte das kleine Stengelglas und rief:

„Ausgetrunken, frisch, Nachbar, und dann laßt Ihr mich allein mit unserm lieben Herrgott und geht zum Herrn Pastor und sagt ihm, ich verlange auf morgen nach der heiligen Oelung und der heiligen Kommunion. Begleitet schön das allerheiligste Sakrament!"

So ergriffen, wie in diesem Augenblick, habe ich meinen Vater selten gesehen. Er konnte nicht sprechen, küßte noch einmal den greisen Meister auf Hand und Mund, und ging zu dem alten Pfarrer, dem er Alles erzählte. Dieser hörte des Alten Beichte noch am Abend. In unserem und vielen anderen Häusern beteten wir am Abend den Rosenkranz für Meister Hocks.

Begleitet von mehreren Nachbarn trug der Pfarrer am anderen Morgen das hochheiligste Sakrament zu des Kranken Haus. In der Schlafstube war ein Tisch mit dem besten Tischtuch des Hauses belegt, darauf stand unser schönes Crucifix zwischen zwei brennenden Lichtern, daneben Weihwasser mit einem Palmzweig. Die Hände gefaltet, das Angesicht von jenem verklärten Lächeln umflossen, mit dem er sonst die heiligen Lieder sang, saß der Meister, die Wollenmütze auf dem Haupt, in seinem Bett. Als der Pfarrer mit dem heiligen Sakrament eintrat, sagte er, indem er die Mütze vor sich hinlegte, wie freudig aufjubelnd:

„Ach, da bist du ja, mein liebster Herr Jesu!"

In der Stube und vor der Thür knieten die stillweinenden Nachbarn und Verwandten. Als die Vorbereitungsgebete gesprochen waren, winkte der Meister dem Vater und kniete mit dessen Hilfe im Bette nieder, laut an die Brust schlagend, zu den Worten:

„Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, aber sprich nur Ein Wort, so wird meine Seele gesund!"

Noch eine Weile lag er in sich versunken so auf den Knieen, dann legte ihn mein Vater wieder nieder. Er schien nichts davon zu merken, und seine Glieder hingen wie leblos; man hätte ihn todt geglaubt, wenn nicht sein Angesicht vom Wiederschein höheren Lebens übergossen gewesen wäre. Endlich schlug er die großen, klaren Augen auf, schaute um sich, als erinnere er sich nach und nach wieder, wo er sei, nahm dann den Rosenkranz von der Wand am Bett und bat den Pfarrer, vorzubeten. Nachdem das letzte „Ehre sei Gott dem Vater" u. s. w. gesprochen war, drückte er dem Pfarrer dankbar die Hand und sprach heiter:

„Ach, was habt ihr mir für eine Freude gemacht, ihr Kinder! Geht jetzt an euere Arbeit und versäumt nichts, benutzt euere Zeit! Der Herr Pastor bleibt noch eine Weile bei mir. Betet ein Vaterunser für mich!"

Alle drückten ihm noch die Hand und nahmen Abschied von ihm, sie ahnten es — für immer. Viele besuchten ihn Nachmittags noch, und zu ihnen sprach er ernste, mahnende Worte, wie sie für jedes Verhältniß paßten, und gab ihnen gute Lehren mit auf den Weg. Abends betete er den Seinen den Rosenkranz vor, dann schlief er nach seiner Gewohnheit ruhig ein. Am folgenden Morgen gegen vier Uhr klopfte er seiner Frau und Tochter, streckte den Eintretenden die Hände entgegen und sprach:

„Lebt wohl! — Gebt mir das Crucifix! — Mein Jesus kommt! — Haltet euch brav und bleibt auf Gottes Wegen! — Da bin ich, lieber Herr Jesus! — Jesus, Maria, Joseph, in euere Hände empfehle ich meinen Geist!" —

Nach der ersten heiligen Messe kniete am folgenden Morgen der Pfarrer am Fuß des Altars nieder und sprach: „„Lasset uns drei Vaterunser und drei Ave Maria beten für unsern verstorbenen Freund, den Meister **Hocks**!""

Und er schloß mit der Bitte: „„Herr, gieb ihm die ewige Ruhe!"" worauf die Anwesenden antworteten: „„Und das ewige Licht leuchte ihm!"" —

Am dritten Tage nachher geleitete ein großer Zug von Nachbarn und Freunden die Leiche zum Kirchhof, wo der greise Pfarrer gestand: er habe in seiner fast fünfzigjährigen priesterlichen Wirksamkeit kein so ganz in Gott fröhliches Gemüth gekannt, kein so seliges Ende erlebt, als das des alten Meisters Hocks. Er ruhe im Frieden! —

Dir aber, lieber Leser, schenke ich den Wunsch, daß dein Leben und Tod dem seinen gleich sein möge! — —

---

406. Die Ausstellung der Leiche eines heiligen Missionärs.

(Aus: Petrus Claver, Sclave der Negersclaven, von J. Holzwarth.)

Petrus Claver, der Apostel von Cartagena, den viele Tausende von Negern ihren geistlichen Vater nannten, kam, müde und gebrochen von der Pestkrankheit, die er früher überstanden, am 6. September des Jahres 1654 noch einmal zur Kirche des Jesuiten-Collegiums, in dem er wohnte, und mußte sich auf zwei Neger stützen. Er empfing zum letzten Male seinen geliebtesten Herrn im allerheiligsten Sakramente des Altars. Als er in der Sakristei am Bruder Sakristan vorüberging, sagte er lächelnd zu diesem: „Ich werde nun diese Welt verlassen, was für Aufträge habt Ihr mir für jene andere mitzugeben?" — „„Daß Ihr dieses

Haus und diese Stadt dem lieben Gott empfehlet!"" antwortete der Sakristan, und der gute Petrus gab ihm sein Wort darauf.

Als am andern Morgen der Krankenwärter zu ihm trat, fand er ihn sprachlos und ohne Bewegung. Alle Väter des Hauses und der Arzt eilten herbei, und man ertheilte ihm die letzte Oelung.

Unterdessen war die Kunde in die Stadt gedrungen. Da erwachte wie mit Einem Schlage der Ruf, der theilnahmvollste, allhin: „Der Apostel der Neger ist im Sterben!" Von allen Seiten kamen sie herbei, ihren Apostel noch einmal zu sehen. Man konnte jedoch nur wenigen Personen den Zutritt gestatten; aber das Geschrei und Gedränge schwoll an der Pforte massenhaft an, diese wurde erbrochen, und nun war das ganze Collegium von Leuten überfluthet; Alle wollten ihm die Hände küssen. Er schlummerte sanft; auf seinem lächelnden Angesichte ruhte der heilige Friede der reinen Seelen.

Auf allen Plätzen der Stadt riefen die Kinder: „Der Heilige stirbt! der Heilige stirbt!" Sie rotteten sich in Schaaren zusammen und drangen bis zum Sterbelager vor. Da knieten die unschuldigen Kinder bei ihrem heiligen Vater und die Neger bei ihrem Apostel.

Den ganzen Tag dauerte der Zulauf, und Jedes, das sich von den Neuankommenden fortgedrängt sah, nahm etwas aus dem Zimmer mit. Alle wollten eine Reliquie von ihrem heiligen Vater haben, und deßhalb wurde die ganze Sterbekammer rein ausgeplündert; es befand sich kein Gegenstand mehr darin, als das Bett, auf dem der Sterbende lag, und ein Crucifix, das ein Bruder beständig hielt, damit es nicht auch noch geraubt würde.

Als das Fest der „Geburt Mariä" angebrochen war, bald nach Mitternacht, kam die letzte Stunde des heiligen Apostels. Man betete die Empfehlung der Seele, und zwischen ein und zwei Uhr, bei den süßen Namen „Jesus und Maria!" schied die heilige Seele hinüber, und eine süße Freude ging durch Alle, die anwesend waren, sie fielen auf die Kniee und küßten ihm die Füße, die so vielen Tausenden im Heidenthum nachgegangen und sie in den gnadenreichen Schafstall des Erlösers hingeleitet; Keines weinte, ja Keines betete für ihn; sie wußten ja Alle, daß sie ihn nicht verloren, daß der Chor der Heiligen im Himmel ihn aufgenommen und daß sie in ihm einen Fürsprecher beim Vater hätten.

Sein heiliger, durch die Bußwerke abgezehrter Leib blühte in frischer Schönheit, ein milder Schein war über das Angesicht ausgegossen, die Hände und Füße waren weich, und ein süßer Wohlgeruch erfüllte das Gemach.

Die ganze Stadt kam in Bewegung, denn das gläubige Volk in ihr war im Stande, die ganze Bedeutung des Ereignisses zu ermessen, daß ein Heiliger aus seiner Mitte gestorben sei.

Man stritt sich um die Ehre, ihm den Sarg besorgen zu dürfen; man mußte sie der Donna Isabella von Urbino zugestehen, denn diese war eine der eifrigsten Beicht-Töchter des Entschlafenen, und reichte ihm Vieles zur Pflege der kranken und nothleidenden Neger, die er zum Christenthume geführt hatte. Sie schickte einen Sarg vom kostbarsten Cedernholze, der mit reichen Stoffen gefüttert und mit goldenem Beschläge versehen war. — Don Pedro, Herzog von Estrada, schickte eine kostbare Lampe. – Auch brachte man eine herrlich verzierte Palme, daß sie dem Sieger in die Hand gegeben werde. — Von allen Gotteshäusern der Stadt wurden die schönsten Tücher geschickt, um die Jesuiten-Kirche zu verzieren. — Der Statthalter von Cartagena, Don Pedro von Zegata, versammelte die Magistrats-Personen und machte ihnen den Vorschlag, die Leichen-Feierlichkeit zu Ehren eines so großen Mannes auf die Kosten der Stadt zu veranstalten.

Um das Todtenlager drängte sich immer noch das zahllose Volk. Die vornehmsten Personen wetteiferten, den heiligen Leichnam auf die eigenen Schultern zu nehmen, um ihn zur Kirche zu tragen. Es war nun eine schwere Mühe, durch das Gedränge zu kommen. Von allen Seiten nahte man der Bahre, Alle wollten das heilige Antlitz sehen und die Hände küssen. Endlich gelang es, das Kirchen-Portal zu erreichen. Die Kirche war von Theilnehmenden zum Erdrücken angefüllt. Alle hatten brennende Kerzen in den Händen. Und den ganzen Tag leerten sich die Räume der Kirche nicht. In Schaaren löste das Volk sich ab. Alle Corporationen kamen. Zuerst trat der Comenthur des Ordens von der Erlösung der Gefangenen mit allen seinen Religiosen ein; ihm folgte der Commandant der Gallionen, Marquis von Montalegre, an der Spitze des ganzen spanischen Adels; hierauf trat der Generalvicar des Bisthums mit allen Geistlichen des Domes ein.

Aber als der Abend kam, da wurde die Kirche fast gestürmt; es erschienen auch die Neger. Sie fielen über ihren Vater her, sie hätten ihn vor Liebe und Zärtlichkeit in Stücke zerrissen, wenn nicht die entschlossensten Männer immer beschäftigt gewesen wären, sie abzuhalten.

Im priesterlichen Gewande lag der Leichnam auf dem Parade-bette, in den Händen ruhte der Kelch. Man kam auf den Gedanken, diesen wegzustellen, damit das andächtige Volk beide Hände um so leichter küssen könnte. Nun ergriffen sie diese segensvollen Hände

und legten sie sich auf das Haupt, auf die Stirne, auf kranke Theile des Körpers, denn sie waren weich und biegsam.

Als es Nacht wurde, schickte der Statthalter die Stadtwachen, aber es gelang nicht, die Andächtigen aus der Kirche zu entfernen; man wollte endlich den Leichnam mit einem Tuche überdecken, da ertönte ein schmerzliches Jammergeschrei: „Wir wollen unsern Heiligen sehen!“

Am andern Morgen war der Zudrang, das Gewirre noch viel größer; man hätte glauben sollen, noch kein Mensch habe den Apostel Cartagena's am Tage zuvor gesehen. Alle Häuser standen leer. Die Neger aus der ganzen Umgegend strömten zusammen. Die Kranken ließen sich herbeitragen. Die Sterbenden riefen die Fürbitte des großen Apostels an.

Man konnte das Begräbniß nicht vornehmen. Schon war es dem Statthalter, den ersten Magistrats-Personen und der höchsten Geistlichkeit gelungen, den Sarg zu erheben; da stürmte es in gedrängten Haufen gegen sie. „Noch nicht! Noch nicht!“ riefen tausend Stimmen.

Endlich wurde der Leichnam in der Christus-Kapelle beigesetzt. — Aber der Zulauf dauerte noch viele Tage lang fort, und Tag um Tag wurden auf Kosten der Stadt, des Statthalters, der Klöster u. s. w. feierliche Gottesdienste gehalten.

Und die Neger? Sie schaarten sich zusammen und wählten auch einen Tag zur Todtenfeier. Da luden sie den Statthalter, den gesammten Adel und alle See-Offiziere ein. Sie theilten sich nach ihrer Nationalität in Gruppen und wanderten je unter einem Anführer in festlichem Aufzug zur Kirche. Wer dem Gottesdienst anwohnte, erhielt eine Kerze von ihnen, die vortrefflichste Trauer-Musik war bestellt, und der Prediger erörterte: daß der Beruf des seligen Paters — am Heile der Neger zu arbeiten, der Quellpunkt sei, woraus seine heroische Heiligkeit hervorgeflossen.

Wohin die Kunde drang — der Apostel der Neger sei gestorben — waren die armen Sclaven untröstlich; man hörte nichts als Weinen, Jammern, und die tieferen Gemüther gingen stille in sich gekehrt einher; sie Alle waren sich Dessen bewußt, was sie verloren. Aber der heilige Priester war ihnen nicht verloren. —

Ganz Cartagena begehrte, daß die Untersuchung über sein Leben bald eingeleitet werde. Man konnte nicht widerstehen, und zahllose Zeugen drängten sich herbei und verkündeten eidlich — Zeichen und Wunder und die heroische Größe seiner Tugenden.

Zweihundert Jahre dauerte die Untersuchung, bis Rom die Akten schloß und am 14. Mai 1851 laut der Welt die frohe Bot-

schaft brachte: „Wir glauben, daß Petrus Claver, der Apostel der Neger, der Sclave der Negersclaven, ein Seliger des Himmels ist und ein Fürsprecher beim Vater für Alle und für Diejenigen zuerst, die seinem heiligen Herzen auf dieser Erde so nahe gestanden, für die Aermsten aller Armen, für die Neger-Sclaven.“ —

---

407. Der Leichenschmuck eines Christus-Ritters.

H. Lauvergne, der Oberarzt der Marine und des Hospitals am Bagno zu Toulon, hat in seinem: „Der Todeskampf und der Tod in allen Klassen der Gesellschaften“ — betitelten Werke auch das nachstehende Ereigniß aufgezeichnet.

Er schreibt:

Ich besuchte eines Tages das alte Kloster des heiligen Franziskus zu Palermo. Bei meinem Erscheinen an der Pforte des Klosters zeigte die große Glocke des Bruders Pförtner sehr laut die Ankunft eines Fremden an. Ich wurde in den Ansprech-Saal geführt. Dieß war ein großer, mit den alten Bildern der Ordens-Vorsteher tapezirter Saal. Man sagte mir alsbald, daß ich die Erlaubniß hätte, das Kloster unter dem Geleite des Bruders Bartolomeo zu besehen. Ich erfuhr zugleich auch, daß ein Mönch im Todeskampfe liege, und ich sprach den Wunsch aus, davon Zeuge sein zu dürfen.

In dem Augenblicke jedoch, als ich in den Saal trat, war er soeben verschieden. — Ich sah noch das offene Auge des Verstorbenen, welches fest auf ein großes Crucifix, das zu den Füßen seines Lagers stand, geheftet war, und etwa fünfzig Geistliche, die um den Abgeschiedenen herum knieten, Gebete sangen, und von denen Jeder eine brennende Wachskerze in der Hand hielt.

Der verstorbene Bruder hatte zu dem Orden der „Christus-Ritter“ gehört, und man bekleidete ihn nun auch als einen solchen mit den Insignien des genannten Ordens.

Und worin bestanden diese Ordens-Insignien?

Dieselben bestanden in einer Dornenkrone, die man ihm auf das Haupt setzte; ein Strick wurde ihm mit der Hilfe einer laufenden Schleife um den Hals gelegt; dann breitete man seine Arme aus, wie wenn man sie auf den Kreuzesstamm ausbreiten wollte. — Als dieß geschehen war, schlug man noch eine Art hölzernen Gerüstes auf, und legte vier Backsteine auf dasselbe. — Der Kopf des Verstorbenen, sein Rücken und seine Fersen wurden alsdann auf

diese Steine gelegt, und so blieb er liegen bis zu seiner Aufnahme in die Klostergruft.

Fromme Mönche traten herzu und flüsterten: „Er wird nun glückselig bei Gott sein!“ und besprengten ihn mit Weihwasser. —

Ich muß gestehen, daß dieser Kapuziner mit seinem langen, weißen Barte, der in der ganzen Strenge eines „Christus-Ritters“ ausgestellt war, mir einen außerordentlichen Schauer und ernsteste Gedanken an die Ewigkeit einflößte. Ich ging ganz vernichtet hinaus. Wohl betete ich für ihn: „Herr, gieb ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm!“ aber ich betete zugleich auch recht inbrünstig für mich: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig!“ —

---

408. Päpstlicher Ausspruch über einen Bettler.

Der heilige Papst Gregorius der Große erwähnt in seiner fünfzehnten Homilie über die Evangelien mit großem Lobe des heiligen Servulus, eines Bettlers zu Rom, stellt diesen armen Gerechten seinen Zuhörern zur Nachfolge vor, und berührt zuletzt dessen Sterbestündlein, indem er erzählt:

„Auf dem bedeckten Wege, auf welchem man zur Kirche des heiligen Clemens geht, war ein Mann, Servulus mit Namen, den Viele von euch, wie ich, gekannt haben, dessen langwieriges körperliches Leiden der Tod endlich vollendete. Wie soll ich die Größe der Leiden eines Mannes schildern, welcher nicht stehen, im Bette sich weder aufrichten, noch sitzen, nie eine Hand zum Munde hin bewegen und nie auf die andere Seite sich wenden konnte! Er ward gepflegt von seiner Mutter und seinem Bruder. Diesen übergab er das Almosen, welches er von wohlthätigen Menschen empfangen hatte, und ließ sie Alles, was nach dem nothwendigsten Unterhalt übrig blieb, an andere Arme vertheilen. Er konnte nicht lesen, kaufte sich aber doch die heiligen Schriften, und bat, so oft sich eine Gelegenheit darbot, gottesfürchtige Menschen zu sich, daß sie ihm dieselben vorlesen sollten. Auf diese Weise erlangte er eine vollkommene Kenntniß des Inhalts der göttlichen Bücher. Während seiner schmerzlichen Leiden hörte er nicht auf, Gott dankbar zu preisen durch Lobgesänge bei Tag und bei Nacht. — Da die Zeit sich annäherte, daß seine so große und ausharrende Geduld belohnt werden sollte, warf sich der Schmerz von den äußeren Gliedern auf die edleren Lebenstheile; und als er sich dem Tode schon sehr nahe fühlte, hieß er die Fremdlinge, die er eben gastfreundlich in seiner Wohnung beherbergte, aufstehen und mit ihm Psalmen singen

zum seligen Ausgang aus diesem Leben. Schon sterbend stimmte er noch mit ein in den Gesang, den er aber auf Einmal unterbrach, indem er mit heftiger Anstrengung rief: „„Schweiget, o schweiget! Höret ihr denn nicht die Lobgesänge, die vom Himmel herab ertönen?““ — Vertieft in den himmlischen Gesang, den er innerlich vernahm, gab er seinen Geist auf. Und allplötzlich ward der Ort mit einem solchen Wohlgeruch erfüllt, daß alle Anwesenden auf eine unbeschreibliche Weise erquickt wurden und die tröstliche Zuversicht erhielten, daß der Verstorbene in die ewige Seligkeit eingegangen sei. — Unter den gegenwärtigen Personen war auch Einer von unseren Brüdern, der jetzt noch lebt, und nie anders als unter Freudenthränen bezeugt, daß jener Wohlgeruch sie so lange erquickt habe, bis der Leichnam beerdigt worden sei.“ —

Der Tod des heiligen Servulus erfolgte gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts. —

O wie reich vor Gott macht Armuth, wenn sie aus Liebe zu Gott getragen wird! Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich! —

---

409. Fürstliche Anerkennung gegen einen treuen Diener.

(Aus der Leichenrede des Geistlichen Rathes Christian Hüther.)

Im Jahre 1843 starb zu Homburg vor der Höhe ein schlichter Mann, Namens Matthias Weigandt aus Oberursel im Herzogthum Nassau, der mehr als vierzig Jahre lang Kammerdiener gewesen bei Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht dem Prinzen und Landgrafen Gustav zu Hessen-Homburg. —

Als er, ein Jüngling, von Sr. Durchlaucht in Dienst angenommen worden, da waren schwere und kummervolle Tage der Zucht und Prüfung für das deutsche Vaterland; das blutige Schwert des Krieges wüthete von Frankreich herüber, und allum starrte Verheerung und Zernichtung. — In jenen Zeiten kämpfte der Prinz Gustav, seinen erlauchten Ahnen und Brüdern gleich, voll Heldenmuth unter der gefeierten Fahne des österreichischen Doppel-Adlers, an Siegen und an Ehren reich. Und auf den schauerlichen Feldzügen in Italien, Rußland und Frankreich hatte der hochherzige Prinz immer seinen Diener Matthias zur Seite, der in allen Lagen seines Berufs das Wort des Apostels vor Augen und im Herzen hatte: „Ihr Knechte, gehorchet den leiblichen Herren mit Furcht und Zittern in der Einfalt eueres Herzens, gleichwie Christo: nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes thun von Herzen!“ Eph. 6, 5.

Aus blutgetränktem Boden war endlich nach vielen, vielen Kämpfen der Oelzweig des Friedens aufgediehen zur Freude aller Deutschen, und Prinz Gustav kehrte ruhmvoll heim in's alte Ahnenschloß, und hing zu den vielen Ehrenkränzen der angestammten Tapferkeit einen würdigen hinzu. Sein Diener Matthias folgte ihm gleichfalls in die Heimath, und als sein höchstes Glück erkannte er die hohe Gunst, die sein fürstlicher Herr für treu geleistete Dienste ihm stets erzeigte.

Matthias Weigandt muß auch ein guter Diener geblieben sein! Denn als er endlich schwer erkrankte und aus dem Schloß in seine Wohnung schied, so schied doch nicht seines Herrn Gunst und Liebe von ihm; sie sorgte vielmehr väterlich für ihn, und tröstete ihn, und erfreute ihn ganz besonders, wenn der hohe Prinz es nicht verschmähte, in die Wohnung und an das Krankenlager seines Dieners zu treten, und ihn so zu ehren und mit allen Zeichen der liebevollsten Theilnahme zu erquicken.

Matthias Weigandt wurde kränker und starb gottergeben und versehen mit den letzten Tröstungen der Religion.

Und als man die Nachricht von dessen Tode dem Prinzen hinterbrachte, wurde derselbe schmerzlichst berührt und sprach die eben so schönen als bedeutungsvollen Worte: „Ich habe einen treuen und redlichen Diener und — **Freund** verloren!“

Das waren edle Worte, eines edlen Herzens treue Zeugen, und für den Abgeschiedenen die schönste Inschrift auf den Leichenstein!

Und wenn also die fürstlichen Worte des gefeierten Prinzen die Treue und Redlichkeit eines Dieners ehrten und lohnten am Tage des Todes desselben; so ward dem Verblichenen nicht minder Ehre erwiesen, als man ihn in den Sarg legte, und zwar durch eine zarte weibliche Hand, durch die Hand der Durchlauchtigsten Prinzessin Gustav; denn sie sandte dem bewährt befundenen Diener ihres Gatten einen Kranz und ein Ruhekissen; und es sollte der Kranz die dankbare Krönung seiner Verdienste bedeuten, und das Ruhekissen das milde Gebet: „Herr! gieb ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! Herr, lass' ihn ruhen im Frieden!“ —

O, daß doch — um Gottes willen — alle Diener so treu gegen ihre Herrschaften und alle Herrschaften so christlich-liebevoll gegen ihre Dienstboten wären: dann fehlte nimmer dem redlichen Dienste der Kranz und das Ruhekissen! —

410. Eine Entscheidung über die Begräbniß-Stätte.

Nach dem im Jahre 979 erfolgten Tode des Bischofs Germenolph, des unmittelbaren Nachfolgers des heiligen Conrad, bestieg der heilige Gebhard den bischöflichen Stuhl von Constanz, der ein Mann voll Weisheit und Sanftmuth, ja ein Muster der christlichen Vollkommenheit war.

Obschon er sich der bischöflichen Würde ganz unwürdig und untauglich hielt, ward er doch zur Annahme derselben in wunderbarer Weise ermuntert. Es reichte ihm nämlich während des Schlafes die allerseligste Jungfrau Maria, deren Bild sich in der Domkirche befand, den Bischofsstab dar mit der mildesten Mahnung: er solle über die Heerde Jesu Christi wachen, sie weiden und ihr die Speise des ewigen Lebens reichen. —

Der heilige Gebhard, zum Bischofe geweiht, verwandte sein väterliches Erbe zur Stiftung des Klosters „Petershausen" bei Constanz an der Rheinbrücke, dessen Bau im Jahre 983 angefangen wurde. Während des Baues, indessen die Mauern schon hoch aufgeführt gewesen, fiel der Baumeister von einem Gerüste herab, so daß er bald darauf starb; diesen ließ der heilige Gebhard in die Sanct-Michaels-Kapelle tragen, betete dort für ihn und erlangte ihm von Gott wieder das Leben, so daß er den Bau, wie zuvor, leiten konnte. — Ebenfalls war zu Petershausen ein kunstreicher Bildhauer, der mit vielem Fleiß dem Gedeihen des Baues der neuen Kirche oblag, aber so krumm und lahm war, daß er nur auf den Knieen mit der Hilfe der Hände gehen konnte; da ihn der Heilige erblickte, reichte er ihm seinen Kreuzes-Stab, an dem er selbst ging, und sagte: „Nimm hin meinen Stab, stütze dich darauf im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und in Zukunft sollst du aufrecht gehen!" Auf diese Worte richtete sich der Bildhauer fröhlich auf und ging dann aufrecht seinen Weg. — Nach acht Jahren wurde der Bau vollendet; im Jahre 992 auf den heiligen Aposteltag Simon und Judas weihte der heilige Gebhard das Münster zur Ehre des heiligen Gregor des Großen; hierauf berief er zwölf Benediktiner-Mönche aus dem Kloster Einsiedeln, die damals schon im hohen Rufe der Heiligkeit standen, in sein Gotteshaus. Damit er nun für das neuerbaute Kloster die päpstliche Freiheit erlange, wanderte er in der Kleidung eines schlichten Pilgers nach Rom, und es wurde seiner Bitte von Papst Johannes XV. vermittelst einer Bulle entsprochen; auch Papst Gregor V., der das Kloster einweihte, nahm es in den besonderen Schutz des apostolischen Stuhls. Nachdem der heilige Gebhard etwa sechzehn Jahre seiner Diöcese

mit außerordentlicher Frömmigkeit, Klugheit und Opferwilligkeit vorgestanden und während seines Lebens von Gottes Vaterhuld mit der Wunderkraft ganz besonders begnadet gewesen, erkrankte er zu Constanz; und als er die Stunde seines Abscheidens ganz nahe erblickte, befahl er demüthiglich seine Seele und seine Heerde Christo Jesu, dem guten Hirten, verlangte hierauf noch, daß man seinen Leichnam in das Kloster „Petershausen“ begraben solle, und verschied gottergeben und gottselig am 27. August des Jahres 996. —

Als er nun zur Beerdigung kam, entstand ein Streit über sein Begräbniß, indem ihn die Einen in dem Dome, die Anderen — seinem letzten Willen gemäß — zu „Petershausen“ wollten begraben lassen.

Schon war man auf dem Wege, den Leichnam nach dem Dome zu tragen; da wurden die Träger auf einmal ganz kraftlos und die Bahre ward so schwer, daß sie kein Mensch mehr fortbringen konnte. Sobald man aber einwilligte, die Leiche an dem, von dem Heiligen selbst verlangten Orte zur Erde zu bestatten, kamen die Träger wieder zu Kräften, und man empfand keine Last mehr an der Bahre. Auch ist vor der Kirchenthüre des Doms eine Taube an den Leichnam geflogen und auf demselben geblieben, bis man mit ihm über den Rhein gefahren und in der Kirche des heiligen Gregorius ankam, wo die Taube dann wieder verschwunden ist und mit ihren Flügelschlägen einen überaus lieblichen Geruch allhin verbreitete. —

Im Jahre 1134 hat Papst Innocenz II. auf dem allgemeinen Concilium zu Pisa den Bischof Gebhard unter die Zahl der Heiligen gesetzt, und Gott verherrlichte sein Andenken durch viele Wunder. —

---

411. „Weiche Jungfrau — der Jungfrau!“

(Volkssage.)

Die ehrwürdigen heiligen Eheleute Kaiser Heinrich II. und Kunegunde lebten wie Bruder und Schwester in steter jungfräulicher Keuschheit.

Nach dem Tode des Kaisers begab sich, wie bekannt, die Kaiserin-Wittwe in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen, wo sie am 3. März 1040 gottselig entschlafen.

Ihr Leichnam wurde in den Dom zu Bamberg gebracht, um dicht neben dem ihres Gemahls bestattet zu werden.

Als der Sarg Heinrich's geöffnet wurde, um nun auch die Leiche seiner Gemahlin Kunegunde aufzunehmen, fand es sich, daß für diese

der Raum zur Linken des Kaisers frei geblieben war; da erscholl eine Stimme:

„Cede virgo virgini!
Weiche Jungfrau — der Jungfrau!“

Und sofort rückte die Leiche Heinrich's zur linken Seite und ließ der Kaiserin die rechte! —

---

412. Eine denkwürdige Leichenrede.

In jenem unseligen Jahre 1848, da man, durch unheilvolle Empörer gegen Kirche und Staat vielfach verführt, fast allerwärts nur noch von dem „souveränen Volkswillen“ sprach, der allein das wahre heißersehnte Glück Deutschlands herbeibringen könne: sah man endlich zu Frankfurt am Main, wo das sogenannte deutsche Parlament tagte, klar ein, worin diese Beglückung bestehen werde, nämlich: in **Gottlosigkeit** und **Mord!**

Die traurigste Bewahrheitung für diese Aussicht gab — die Ermordung des Fürsten Felix von Lichnowsky, katholischer Confession, und des Königl. preuß. Generals Hans von Auerswald, lutherischer Confession, zweier conservativ gesinnter Parlaments-Mitglieder, welche am 18. September des Nachmittags auf der Bornheimer Haide in wahrhaft barbarischer Weise durch die Aufständischen (die angeblichen Volks-Beglücker!) vollbracht wurde.

Am 23. September des Vormittags fand die feierliche Beerdigung dieser so schmählich Gemordeten, wie auch der im Barrikadenkampfe gefallenen Soldaten Statt; und der damalige Pfarrer von Hobsten in Westphalen, Freiherr Wilhelm Emmanuel von Ketteler, gleichfalls Parlaments-Mitglied, hielt die hier folgende Denkrede, die allseitig den tiefsten Eindruck hervorbrachte und jedenfalls die Rückkehr zum Besseren mitanbahnen half. Die Todesstille, die ringsum herrschte, durchbrach mit Einemmale das gewaltige Wort des selbst im innersten Herzen vom bittersten Weh erschütterten heldenkühnen Priesters, indem er anhub:

„Wir sind, meine christlichen Brüder! in der Nähe der Gruft angekommen, welche bestimmt ist, die Männer aufzunehmen, welche wir in unserer Mitte hierher geleitet haben. Es ist in der That ein Trauerweg, welchen wir heute mit einander gewandert sind, es ist ein Trauerdienst, welchen wir zu erfüllen im Begriffe stehen. Es bedarf nicht der Worte, um uns in diesem Augenblicke bei dieser Handlung mit dem feierlichsten Ernste, mit der tiefsten Rührung zu erfüllen. Die schaudervolle That, welche vor unseren Augen voll-

bracht worden, die Schlachtopfer, welche in Folge dieser That gefallen sind und nun hier zu unseren Füßen liegen, die besonderen Beziehungen, in denen wir zu diesen Männern stehen, welche theils unsere Freunde, theils jene braven deutschen Krieger sind, welche ihren Leib und ihr Leben für uns eingesetzt, um die drohende Gefahr von uns, vom gesammten deutschen Vaterland abzuwenden, das Alles dringt übergewaltig ein auf unsere Seele, so daß es der Worte nicht mehr bedarf, um uns tief zu erschüttern. — Noch vor einigen Tagen standen diese Männer in der Vollkraft ihres Lebens in unserer Mitte — und nun liegen sie da als — Leichen — vor uns!

Und in welchem Zustand ist die Gestalt **des** Mannes, *) der dort an der Stelle vor mir liegt? — Meine christlichen Brüder! Ich bin wohlvertraut mit allen Schrecknissen, welche die Todesstunde mit sich führt. Es ist mein täglicher Beruf, den Menschen auf ihrem letzten ernsten Lebenswege zur Seite zu stehen, in der Todesstunde ihnen mit dem Troste der Religion zu Hilfe zu eilen, nach dem Tod ihnen die Augen zuzudrücken. Ich erschrecke nicht vor der erstarrten Leiche mit dem gebrochenen Auge und der eisigen Kälte. Als ich aber die Leiche dieses Mannes aufsuchte, **) um mich an ihrer Seite niederzuknien und für die abgeschiedene Seele mein Gebet zu verrichten, da durchbebte ein kalter Schauer meine Glieder und meine Seele. Er schien mir nicht von Menschenhand ermordet, sondern von den Zähnen und Klauen wilder Thiere zerrissen zu sein. Auf dieser Leiche ruhte nicht jener Ausdruck eines sanften ruhigen Schlafes, welchen wir so gern bei dem Verstorbenen antreffen, der die zurückgebliebenen Freunde mit Trost und Frieden erfüllt; auf seiner Brust klaffte nicht eine offene, eine edle Wunde, wie sie die Brust des Kriegers ziert, der im Kampfe mit einem edlen Feinde sein Leben dahingegeben; nicht so fand ich die Leiche dieses Mannes, nicht so war sein Tod gewesen. Ohne Waffen, mit der an ihm bekannten Furchtlosigkeit und mit dem festesten Vertrauen zum Volke hatte er sich an jenem verhängnißvollen Tag in Begleitung seines älteren Freundes, ***) der da neben ihm liegt, zu Pferde vor das Thor hinausgewagt, und da hat man sie, die Wehr- und Waffenlosen, in großer Zahl meuchlings überfallen, man hat sie gehetzt, verfolgt,

*) Fürst Lichnowsky.

**) Man hatte die Leiche in dem Zimmer des Heilig-Geist-Hospitals Nr. 6 niedergelegt; ein Crucifix, Weihwasser und zwei brennende Kerzen standen ihr zur Linken.

***) Hans von Auerswald.

aus ihrem Verstecke herausgerissen, den Einen noch am Hause zerschlagen und erschossen, den Anderen unter furchtbaren Mißhandlungen weit in das Feld hinausgeschleppt und ihn dort in entsetzlicher Weise niedergemetzelt, man hat ihn zerschossen, zerschlagen, zerrissen, zerschnitten!!! Das ist der Zustand der Leichen dieser Männer.

Und **wer** waren denn die Männer, die man so behandelt? — Waren es schandvolle Missethäter, die dem Kerker entsprungen, und die ihr Leben lange verwirkt hatten? Waren es Feinde des deutschen Volkes, die den gerechten Haß des Volkes auf sich geladen? Nein, meine christlichen Brüder! Nichts von alle Dem. Es waren Männer, die Gott mit den edelsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet hatte. Sie haben mit festem Muth und hoher Begeisterung für ihre beste Ueberzeugung gekämpft, auf dem Schlachtfelde mit ihrem tapferen Schwert, im Rathe der Völker mit ihrem Geist, und selbst ihre Gegner achteten in ihnen würdige Söhne des deutschen Vaterlandes. Endlich war ihnen noch die höchste Ehre zu Theil geworden. Als das deutsche Volk aufgefordert wurde, seine edelsten und vertrautesten Männer hierher zu senden, da wählte es auch sie. Unter den fünf und vierzig Millionen Deutschen gehörten auch sie zu den sechshundert Auserwählten, denen der Auftrag geworden ist, den erhabenen Riesenbau eines einigen starken deutschen Vaterlandes auszuführen, und wir haben gesehen, wie sie an diesem Baue mitgearbeitet, und sie als höchst einsichtige, thatkräftige Bauleute kennen gelernt. Sie haben mit Ehren ihre Stellen eingenommen, mit Ehren die Würde getragen, welche ihnen das Volk auferlegt; sie haben sich werth gezeigt, deutsche Volksvertreter zu sein, vom deutschen Volke geehrt und geachtet zu werden.

Wie konnte denn aber an solchen Männern eine solche That vollbracht werden? — Bei allen Völkern der Erde ist ja der Vertreter des Volks eine unverletzliche Person! Wie konnte in unserem theuren Vaterland, in unserem edelmüthigen Deutschland, an einem deutschen Volksvertreter ein so übergrausenhafter Mord begangen werden? Welche Unthat haben diese Männer noch zuletzt begangen, daß man sie so schmachvoll hingeschlachtet, hingemetzelt hat? Haben sie das Wohl des Volkes verrathen, haben sie den Volksvertretern Hohn gesprochen, haben sie sich den Beschlüssen der Nationalversammlung widersetzt, sind sie von der deutschen Nationalversammlung für vogelfrei erklärt worden? Nein, meine christlichen Brüder! und abermals nein, nichts von dem Allen! Sie sind hingeschieden, hochgeachtet von dem Volke, das sie gewählt, hochgeachtet und geliebt von der Versammlung der deutschen Volksvertreter; und ihr ganzes Verbrechen hat nur darin bestanden,

daß sie Männer waren, daß sie nach freier, unabhängiger Ueberzeugung geredet und gestimmt, daß sie in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der deutschen Nationalversammlung gehandelt haben.

Ja, wir können uns den ganzen Umfang der Verruchtheit jener That nicht verhehlen, und wenn Männer aus anderen Ländern hier zu uns hintreten und fragen: „Wen wir denn hier auf deutscher Erde eingesenkt haben?“ so müssen wir mit schamrothem Antlitz und thränendem Auge antworten: „Hier ruhen zwei der edelsten Männer, der edelsten Söhne des deutschen Vaterlandes, die von deutscher Hand waffenlos und hilflos meuchlings ermordet sind, weil sie es gewagt haben, auf der ersten deutschen Volksversammlung nach ihrem besten Gewissen und Erkennen zu reden und zu stimmen!“ —

Und in **welcher** Zeit, in **welchem** Land ist diese That verübt? — In einer Zeit, die sich stolz über die Vergangenheit erhebt, welche sie nennt „eine Zeit der Finsterniß, der Barbarei, der tiefsten Versunkenheit,“ die von sich selbst sagt, „sie sei die Zeit der Humanität, des Lichtes, der Aufklärung;“ sie ist verübt in einem Lande, das von sich sagt, „es sei die Heimath der höchsten Gedanken, Ideen und Bestrebungen der Menschheit, es sei der Centralpunkt, von wo aus sich wahre Aufklärung und Humanität nach aller Welt hin verbreiten werde.“ —

Endlich stelle ich in Gegenwart dieser Leichen die ernste, die gewichtige Frage:

Wer sind denn die Mörder dieser unserer Freunde? — Fürchtet euch nicht, meine christlichen Brüder! daß ich diesen heiligen Ort durch Worte des Hasses entweihen werde; fürchtet euch nicht, daß ich in Gegenwart dieser Männer, welche im Frieden entschlafen, Unfrieden in eueren Seelen erregen werde; fürchtet euch nicht, daß ich zum Verräther an meinem hohen Berufe werde, dessen schönstes Ziel es ist, die Menschen in Liebe zu vereinen! Aber ich will die Wahrheit, die ganze unverkümmerte Wahrheit, denn nur die Wahrheit führt zur wahren Versöhnung, zum wahren Frieden; ich will insbesondere hier die Wahrheit, um unser gutes deutsches Volk von der Schmach zu befreien, als sei aus ihm diese That hervorgegangen: und so frag' ich abermals: wer sind die Mörder unserer Freunde? Sind es etwa Jene, welche ihnen die Kugeln durch die Brust geschossen, die mit der Sense ihnen den Schädel gespalten? Und ich sage unbedenklich: nein, sie sind es nicht! Die Gedanken sind es, welche auf Erden die guten und bösen Thaten gebären, und die Gedanken, welche diese Thaten hervorgerufen, ruhen **nicht** in unserem Volk. Ich kenne auch das deutsche Volk. Ich kenne es zwar nicht aus den Volksversammlungen, ich

kenne es aber aus seinem Leben. Ich lebe mit und unter dem Volk, ich kenne es in seinen Leiden, in seinen Schmerzen. Es fließen nicht viele Thränen in dem Volke, dessen Leitung mir anvertraut ist, die es mir nicht klagt, die ich nicht mit ihm theilte und zu lindern suchte. Ich habe mein ganzes Leben dem Dienste des armen Volkes gewidmet, und je mehr ich es kennen gelernt, desto mehr habe ich es lieben gelernt; ich weiß, wie große, edle Anlagen unser deutsches Volk von Gott erhalten hat. Nein, ich ruf' es abermals, und o möchte meine Stimme zugleich mit der Kunde von dieser That in alle Welt hinaushallen, nein, nicht unser edles, biederes, deutsches Volk ist es, aus dem diese entsetzliche That hervorgegangen! Von ihm gelten die Worte unseres Erlösers: „Es hat nicht gewußt, was es gethan." Aber die Mörder sind **jene** Männer, die dahin streben, im Volke den Glauben an den allmächtigen Gott zu vertilgen; es sind **jene** Männer, die da Christus, das Christenthum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verspotten, verlachen und mit ihrem niedrigen Geifer beflecken; es sind **jene** Männer, welche die beseligende, frohe Botschaft von der Erlösung der Menschheit im Herzen des Volkes zu vertilgen streben; es sind **jene** Männer, welche den Umsturz nicht nur als eine traurige Nothwendigkeit unter besonderen Umständen anerkennen, sondern welche den Umsturz zum Princip erheben, und das Volk von Umsturz zu Umsturz hinreißen, bis in die Familie, bis zu dem Stuhl, auf welchem Vater und Mutter gemeinsam sitzen; es sind **jene** Männer, welche dem Volke den Glauben nehmen, „daß es die Pflicht des Menschen sei, sich selbst zu beherrschen, seine Leidenschaften zu bezwingen, sich dem höheren Gesetze der Sitte und der Tugend zu unterwerfen," und welche dagegen die Leidenschaften zur Herrschaft bringen wollen, und das Volk damit entzünden; die Mörder sind **jene** Männer, welche sich selbst zu den Lügengötzen des Volkes machen wollen, daß es vor ihnen niederfalle und — **sie** anbete!

Nun aber tritt an diesen Gräbern ein Gedanke heran an meine Seele, den ich euch, meine christlichen Brüder! zum Schlusse noch mittheilen muß. — Ich sehe in der Welt auf der einen Seite ein gewaltiges Ringen und Drängen und Streben nach den höchsten Idealen, welche die Menschenseele zu fassen vermag, und auf der andern Seite sehe ich ein Aufkeimen so niederträchtiger Leidenschaften, wie sie kaum je in der Menschheit dagewesen; ich höre den Ruf nach einem „allgemeinen Frieden," — und wessen Seele möchte nicht jubelnd darin einstimmen?! — und ich sehe die Menschen sich immer mehr zertheilen, zertrennen und zerklüften, den

Vater vom Sohn, den Bruder von der Schwester, den Freund vom Freund; ich höre den Ruf nach „Gleichheit unter den Menschen," welche uns die Botschaft des Heils schon seit Jahrtausenden gelehrt, und ich sehe ein wahnsinniges Streben des Einen, über den Anderen sich zu erheben; ich höre den schönen, erhabenen Ruf nach „Brüderlichkeit und Liebe," der so ganz ein Ruf ist, vom Himmel uns zugetragen, und ich sehe den Haß und die Verleumdung und die Lüge unter den Menschen verbreitet; ich höre den Hilferuf für unsere armen, leidenvollen Mitbrüder, — und wer, der sich nicht beide Augen ausgerissen, kann es läugnen, daß die Noth unter unseren armen Mitbrüdern entsetzlich ist, und wer, der sich das Herz nicht aus der Brust gerissen, stimmt nicht aus voller Seele ein in diesen Hilferuf? — und ich sehe die Habgier und den Geiz zunehmen, die Genußsucht immer wachsen, ich sehe Menschen, die sich „Männer des Volkes" nennen, nichts Anderes treiben, als die Noth vermehren, die Arbeitslust untergraben, und ihre armen, verführten Mitbrüder auf die Taschen ihrer Mitmenschen hetzen, während sie selbst nicht daran denken, ihren Säckel den Armen zu öffnen; ich sehe sie die Christenlehre zerstören, welche da befiehlt, mit dem eigenen Säckel anzufangen; die da predigt: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen!" — ich höre den Ruf nach „Freiheit," und ich sehe da Menschen gemordet, die es gewagt haben, ein freies Wort zu sprechen; ich höre den Ruf nach „Einheit," und ich sehe den einen Stamm des Volkes mit dem anderen in blindem, unversöhnlichem Hader; ich höre den Ruf nach „Humanität," und ich sehe eine Brutalität , die mit Schauder erfüllt. — O ja, ich glaube an die Wahrheit aller dieser erhabenen Ideen, welche die Welt jetzt bewegen, mir ist keine zu hoch für die Menschen; ich glaube, daß es die Aufgabe der Menschheit ist, sie alle zu erfüllen; ich liebe die Zeit schon deßhalb, weil sie so gewaltig nach der Erfüllung dieser Ideen ringt, soweit ich sie von ihrer Erreichung auch noch entfernt sehe; aber, und Das ruft uns das Grab unserer Freunde in Verbindung mit so vielen anderen Erscheinungen der Gegenwart zu: es gibt nur ein Mittel, um diese erhabenen Ideen zu verwirklichen, und das ist, daß wir uns wieder hinwenden zu **Dem,** welcher sie der Welt zugetragen hat, zu dem Sohne Gottes, Jesus Christus. Christus hat uns alle jene Lehren verkündet, welche uns die Menschen, die von ihm abgefallen sind und ihn verhöhnen, jetzt als ihr Werk, als ihre Lehre anpreisen; aber er hat nicht nur gelehrt, er hat sie auch in seinem Leben geübt, und er hat uns den einzigen Weg gezeigt, um sie in unser Leben

einzuführen. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben; außer ihm ist Irrthum, Lüge und Tod. Mit ihm vermag die Menschheit Alles, das Höchste und Idealste, ohne ihn vermag sie Nichts. Mit ihm, in der Wahrheit, die er gelehrt, auf dem Wege, den er gewiesen, können wir die Erde zum Paradiese machen, können wir unseren armen leidenden Brüdern ihre Thränen trocknen, können wir Liebe, Eintracht und Brüderlichkeit, wahre Humanität in vollendeter Weise begründen, können wir, ja, ich behaupte es aus der tiefsten Ueberzeugung meiner Seele, selbst Gemeinschaft der Güter und den ewigen Frieden herstellen, und zugleich die freiesten socialen und politischen Institutionen schaffen, — **ohne** ihn werden wir mit Schmach, Schande und Elend zu Grunde gehen, ein Spott und ein Hohn für die Nachwelt!

Das ist die Wahrheit, welche uns aus diesen Gräbern entgegentönt, welche der Verlauf der Weltgeschichte bestätigt, — möchten wir sie beherzigen!

Endlich, meine christlichen Brüder! erinnere ich euch daran, daß nach dem Tod ist das Gericht, und ich bitte euch deßhalb, den Seelen unserer verstorbenen Freunde und unserer edlen Beschützer in unserem Gebet eingedenk zu sein, auf daß sie Gnade finden am Throne Gottes! Amen. —

---

413. Ein Leichenbegängniß zu Venedig.

Der „Augsburger Postzeitung“ schrieb unterm 8. Februar 1854 ein Priester aus Venedig:

Gleiches Mißgeschick und gleiche Muttersprache hatten mir in Venedig einen Landsmann zugeführt, und, wie dieß in der Fremde leichter geht, schnell zum Freunde gemacht; leider aber sollte ich ihn ebenso schnell durch den Tod verlieren! Ich wollte ihn wenigstens so weit begleiten, als es mir möglich war, das ist — zur Friedhofs-Insel San Michele. Die Leiche befand sich im Gebäude der alten Prokurazion, und nach der Aussegnung trug man sie aus der Wohnung zum nächsten Kanale an der Rückseite des Gebäudes. In der ersten Gondel nahm der Clerus Platz, der Pfarrer mit zwei Kaplänen; und da ich meinem Freunde die heiligen Sterbsakramente gereicht hatte, so wollte ich auch den Leichensegen mitsprechen und vertrat die Stelle des einen Kaplans. Der Sarg wurde auf eine offene Bahre gesetzt, darüber ein rothes Tuch gebreitet und Blumenkränze darauf gelegt; die Träger in rothen Talaren nahmen neben ihm Platz. Hinter dem Sarge pflegt sonst eine lange Reihe von

Gondeln mit Verwandten und Freunden sich anzuschließen, dießmal aber folgte demselben nur eine einzige, den Vater und den einen Bruder des Verblichenen tragend; es hat ihn ja sonst Niemand hier gekannt. Wir stießen ab und fuhren quer durch die Stadt zu dem sogenannten Jesuiten-Bogen. Die lautlose Stille wird nur unterbrochen durch den eintönigen Ruderschlag und das Anrufen der Gondoliere, wenn der Kanal um eine Ecke biegt, höchstens noch durch ein kurzes Geplauder der sich Begegnenden; die prächtigen halbverfallenen Paläste, an denen man vorüberzieht, erscheinen wie ausgestorben. Um so düsterer noch ist ein Leichenzug, da die Begegnenden sich bescheiden zur Seite halten und das freundliche Geplauder, dem das nach dem Leben ängstlich suchende Ohr so gerne horcht, unterbleiben muß, während die feierlichen Klänge des Miserere an seine Stelle treten. — Als wir durch den Jesuiten-Bogen auf der offenen Lagune angekommen waren, hatte eben die Sonne den Morgennebel durchbrochen und beleuchtete voll und warm die Stadt und die vor uns liegende Insel. San Michele ist eine kleine Insel im Norden der Stadt, mit einer hohen Mauer umschlossen, und außer den Todten und ihren Begräbern, den Franziskaner-Mönchen, wohnt Niemand auf ihr. — Nach einer Fahrt von einer halben Stunde landeten wir, stiegen aus und legten die Chorkleider ab, denn wir hatten das Gebiet einer fremden Pfarrei betreten. Ein Franziskaner nahm die Einsegnung vor; und sodann wurde der Sarg in einer Kapelle beigesetzt und versiegelt, um später in die Heimath geführt zu werden. —

Die Franziskaner haben eine schöne Kirche und beten in derselben täglich das Officium defunctorum. — Es ist doch auch keine kleine Aufgabe für diese sechs und dreißig Mönche, lebend unter den Todten zu wohnen, nur mit ihnen zu thun zu haben und höchstens noch mit den trauernden Angehörigen, die sie zu ihnen geleiteten! Aber so ist's in der Ordnung. Entsagungen und schwere Lasten, zu denen sich die Menschen für Erdenlohn nicht entschließen können, werden für Gotteslohn von Christi Dienern mit freudigem Muthe getragen, gleichviel — ob es gilt, verwahrloste Jugend zu erziehen, oder Kranke zu pflegen, oder Todte zu begraben! —

---

414 und 415. Starkmüthige Aufnahme von Todesbotschaften.

1. Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien, betrat mit der Einwilligung ihres Gatten, nachdem dieser und sie in die Hände des Bischofs von Breslau das Ordens-Gelöbniß nieder-

gelegt, im Jahre 1208 das Kloster zu Trebnitz, das sie und ihr Gemahl erbaute und zu dessen Ausführung die Bauarbeiten fünfzehn Jahre gewährt hatten.

Dort, in der Stille dieser gottgeweihten Räume, lebte sie nur heiligen Uebungen und Gebeten. Sommers und Winters ging sie barfuß und im härenen Gewande, Wasser war ihr Trank und Hülsenfrüchte ihre Speise. Sie rührte auch von dieser nichts an, bevor sie nicht dreizehn Armen zur Ehre Jesu Christi und seiner heiligen Apostel mit gebogenen Knieen Speise dargereicht hatte. Ihre einzige Gesellschaft waren ihre Töchter und die Nonnen. Nur wenn Armen oder Verunglückten Hilfe geboten werden sollte, oder wenn sie bei einem wohlthätigen Plane Unterstützung brauchte, oder wenn sie irgendwo Frieden stiften konnte, verließ sie auf Augenblicke die Schwellen des Klosters.

In die Einsamkeit der Zelle verschloß sie sich auch, als im Jahre 1238 der Leichnam ihres verstorbenen Gemahls nach Trebnitz gebracht wurde und alles Volk ihm klagend entgegenzog. Sie wollte durch nichts Irdisches in der Betrachtung des Ewigen unterbrochen werden. „Es ist unrecht, den göttlichen Rathschlüssen sich zu widersetzen!“ rief sie den weinenden Klosterfrauen zu. —

2. Unter der Regierung ihres ältesten Sohnes Heinrich brachen die heidnischen Tataren, nachdem sie in Polen überall rauchende Brandstätten und greuelvolle Wüsteneien hinterlassen, auch in Schlesien ein. Die deutschen und polnischen Heere stellten sich unter dem Herzoge Heinrich auf der Wahlstatt bei Liegnitz am 9. April 1241 denselben entgegen.

Schlimme Vorbedeutungen und düstere Ahnungen der Mutter begleiteten den frommen Sohn Heinrich in die Schlacht.

Die Tataren unter ihren grauenerregenden Götzen-Panieren erfochten nach entsetzlichem Verluste mit ihren zahllosen Schaaren einen vollständigen Sieg. Heinrich, beinahe schon gerettet, nachdem er am längsten ausgehalten, ward von einer Lanze durchbohrt und sein abgeschlagenes Haupt auf einem Spieße unter dem Siegsgeheul der Tataren davongetragen.

Hedwig wurde, während Alles in Thränen zerfloß und voll Furcht erzitterte, weder durch die Nachricht von der verlorenen Schlacht, noch durch die Botschaft vom Tod ihres geliebtesten Sohnes erschüttert. Das Antlitz der Wittwe, der von all ihren Kindern nur noch eine einzige Tochter im Kloster übrig geblieben war, zeigte keine Spur von Trauer; vielmehr dankte sie — mitten unter dem Jammer der Klosterfrauen — **Gott**, daß sie durch seine Gnade einen Sohn geboren habe, der nach einem frommen

Leben, während dessen er sie nie betrübte, sein Blut für die Religion und das Vaterland so freudig vergossen habe. —

Was war doch das für eine Zeit, in der es solche gottergebene und heroische Frauen gab!? —

---

416. Die treffliche Antwort.

(Aus dem österreichischen Volksfreunde.)

Ein Elternpaar, das sich sonst nicht viel um den lieben Gott und die heilige Religion bekümmerte, hatte das einzige Kind durch den Tod verloren. Da ergossen sich die Eltern nicht nur in die bittersten Klagen, sondern sie murrten auch über Gottes Vorsehung; wie es denn der Brauch ist, daß gerade Diejenigen, die am wenigsten an Gott denken, fordern, daß er desto mehr an sie denken, und sie und all das Ihrige wie seinen Augapfel bewahren solle.

Sie fragten ihren Seelsorger: wenn Gott, wie die Schrift sage, die Liebe sei, warum er denn ihr einziges geliebtes Kind genommen habe?

Der Seelsorger, ein wahrer Gottesmann, entgegnete: „Ihr wollt von mir wissen, warum Gott euer Kind zu sich genommen habe? Ich antworte: Er will aus euerer Familie auch Eins in den Himmel haben. Ihr Alten wollt nicht in den Himmel, und hättet das Kind, wäre es das euerige geblieben, auch nicht hineingelassen. Darum hat es der Herr zur rechten Zeit zu sich genommen. Wenn ihr ein Elternherz habt, so laufet dem Kinde nach, und suchet es auf dem Wege der Tugend und Gottseligkeit, und ihr werdet es wieder finden und nicht ferner verlieren!“ —

---

417. Mutterruf bei der Leiche ihres einzigen Sohnes.

Einer frommen Mutter nahm die Hand des Herrn ihren einzigen Sohn, der ihr Stab und Stütze und die einzige Freude ihres Herzens gewesen.

Niedersinkend an der Leiche ihres Lieblings rief sie, innerlich durch das Wort vom Kreuze her getröstet und erhoben:

„O mein Gott, er sieht dich und er liebt dich!“ —

---

418. Trost beim Tode der Gattin.

„Ach!" sprach der Steiger Mainhard, „mein Haus ist zum Trauerhause geworden! Seit meine fromme Gattin Elise gestorben, bin ich ganz vereinsamt und kann mit David sagen: „„Ich gleiche dem Käuzlein in der zerstörten Stadt!"" — Früher, als wir noch so bei einander waren und meine Schwester auch noch lebte, nannte ich wohl unser Haus „„ein stilles Bethania der Freundschaft und der Liebe"" — und das war es auch. Jetzt ruhen die Getreuen da Oben unter den Linden, und mein Bethania ist „„ein Gethsemane der Thränen"" geworden! — Sollte es denn kein Oel geben für meine Wunden?" — —

„„Wie,"" erwiederte der greise Gerhard, „„du findest kein Oel für deine Wunden? — Weißt du nicht, daß Gethsemane, die Stätte der Thränen, eben so gut am Oelberge liegt, als Bethanien, die Stätte der Freundschaft und der Liebe? — Geh' hinauf zu der Höhe, und sieh' in den offenen Himmel, und trinke dann den bitteren Kelch, bis du genesest!"" —

---

419. Ein kostbares Erbstück.

Einsam saß der arme Student Hermann N. in seinem Kämmerlein und harrte sehnsüchtig auf die Rückkehr seines Freundes Clemens G., der während der Osterferien in die Heimath gepilgert war; es mußte um die Zeit sein, daß er komme. Er öffnete das Fenster, sah zu dem lichten Sternenhimmel empor und sog die Frühlingsluft ein, die über die Akazienbäume zu ihm lind herüberhauchte.

Da ging plötzlich die Thür auf und Hermann eilte dem eintretenden lieben Freunde hastig entgegen, um ihn liebevoll zu umarmen und frohe Nachrichten aus der Heimath zu empfangen.

Doch der Freund bedeckte das schwermüthig sinnende Auge mit der Hand, und wehrte die dargebotene Rechte schweigend ab.

Betroffen ließ Hermann den Arm sinken: „Du trauerst, geliebter Freund! Du hast gewiß Schmerzen zu erdulden?"

„„Nein, zu verkünden!"" entgegnete Clemens mit tonloser Stimme. „„Die Botschaft aus der Heimath an dich lautet: Dein guter Vater ist krank!""

„Krank, Clemens! krank? — Nein, krank ist er nicht! Dein thränender Blick vereitelt die vorbereitenden Worte! — Mein Vater ist nicht mehr; sprich es nur aus: er ist todt!"

„„Ja, er ist's!"" —

Der vaterlose Jüngling erbleichte. Ein krampfhafter Schmerz durchzuckte die Brust, das starre Auge blickte regungslos den Todesboten an, und die lindernde Thräne versagte sich dem ungeheueren Schmerze.

Nicht Worte des Trostes sprach Clemens. Er löste schweigend das Band, welches das Bild des Gekreuzigten auf seiner Brust getragen hatte, und legte es in Hermann's Hand mit den Worten: „„Dieses Crucifix ist geweiht vom letzten Kusse deines sterbenden Vaters, und mir hat er's übergeben, daß ich dir es als einziges Erbtheil von ihm überbringen sollte!““ —

Und als der verwaiste Sohn das Zeichen des göttlichen Dulders erblickte, als er es an die fieberhaft glühenden Lippen preßte — da ward sein Schmerz in Christo Jesu — sanfter und geistiger.

Und nach einigen stummen Augenblicken erhob er sich wieder, umarmte den treuen Freund Clemens herzlich und rief: „Gott sei Dank, mein Vater hat mir das reichste, ja, das kostbarste Erbtheil gegeben — das **Kreuz** seines und meines Erlösers, des Gottmenschen Jesu Christi, der da ist die Auferstehung und das ewige Leben!“ —

---

420. Trost am Grabe des Vaters.

Johanna von Orvietta, die ehedessen im Orden des heiligen Dominikus ein Muster vorzüglicher Heiligkeit wurde, besaß schon in ihrer frühesten Jugend einen sehr regen Geist, und gab oft so vernünftige Antworten, wie man sie nur von erwachsenen und in der christlichen Vollkommenheit schon weit vorgeschrittenen Personen hätte erwarten können.

Frühzeitig verlor das unglückliche Kind den geliebten Vater. Die trostlose Mutter nahm darum gar oft an Sonn- und Feiertagen das zarte Mädchen, und führte es zum Grabe des unvergeßlichen Vaters, um da für seine unsterbliche Seele zu beten. — Einmal war die Mutter vor innerer Betrübniß ganz und gar außer sich und beklagte es mit bitteren Thränen, daß der Himmel so frühe schon ihrem Kinde den Vater nahm. Da ergreift Johanna die Hand der guten Mutter und spricht: „Weißt du nicht, Mutter! daß wir dort Oben noch einen Vater haben, den Himmelsvater, so gut und lieb? Hast du mich ja beten gelehrt: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!“ —

Diese einfache Bemerkung des frommen Kindes machte auf das niedergebeugte Mutterherz einen so gewaltigen Eindruck, daß die

arme Wittwe mit einem Blicke heiliger Freude zuerst gegen den Himmel und dann auf ihr Kind hinsah, dieses voll Liebe umarmte, ihre Thränen trocknete und künftighin nimmer murrte über die Fügungen der göttlichen Vorsehung. — Die Zukunft bewies es aber auch, daß Johanna an Gott im Himmel einen gar sorgsamen und lieben Vater hatte; denn unter dessen Gnade und Beistand wuchs sie zu einer herrlichen Blume heran im großen Garten Gottes. —

---

421 — 423. Einige merkwürdige Testamente.

1. Das Testament des Kaisers Ferdinand I.

(Aus: Geschichte Kaiser Ferdinand's II. und seiner Eltern von Friedrich Hurter.)

Im Jahre 1554 setzte Kaiser Ferdinand I. eine künftige Theilung der Erblande fest. — Nieder- und Oberösterreich mit Hallstadt und Ischl nebst Neuburg am Inn und Wildeneck sollten Maximilian, als dem Aeltesten, zufallen; — auf Tirol sammt Schwaben, Elsaß, dem Sundgau und Burgau war Ferdinand angewiesen; — für Carl wurden Steiermark, Kärnthen, Krain, die Grafschaft Görz und das Küstenland bestimmt. — In jedem Lande habe zu verbleiben, was an Geschütz und Kriegsvorrath darin vorhanden. — Der Einkünfte wegen solle nach seinem Tode eine Ausgleichung stattfinden, damit ein Jeder ebenso viel erhalte als der Andere. — Im Innern aller Landschaften sei freier Verkehr zu gewähren wie bisher. — Sollte eine Linie im Mannes-Stamme aussterben, so falle ihr Theil den anderen Beiden zu, doch daß immer der Aelteste der Uebrigen Vorgeher sei. — Heirathen dürfen nicht geschlossen werden ohne der Andern Einwilligung; noch weniger aber die jüngeren Söhne und deren Nachkommen ohne des Aeltern Vorwissen einen Krieg anfangen, dringliche Abwehr ausgenommen. — Für Carl's Minderjährigkeit wurde fürgesorgt, daß im Fall derselben die Brüder einen Rath aus elf Männern niedersetzen sollten, dessen Verhandlungen der junge Erzherzog beiwohnen könne, „dabei aber nicht seinem Kopf folgen dürfe," sondern „den Rathschlag müsse fürgehen" lassen.

In einem Nachtrage dann vom 11. August 1555 ermahnte Ferdinand seine Söhne noch besonders, **bei der katholischen Religion zu bleiben**, weil ihm kein größeres Leid widerfahren könne, als wenn Einer von ihr abscheiden sollte; „so groß," sagte er, „daß ich wollte viel lieber euch **todt** sehen, als daß ihr in die neuen Sekten und Religion fallen sollet!"

Auch ermahnte er sie zur Liebe und Treue gegen einander, zur Vermeidung alles Haders; wie er denn Eintracht unter den Seinigen auf jegliche Weise zu pflanzen und zu festigen jederzeit beflissen war. —

2. Das Testament eines Landpfarrers.

(Auszug aus den zu Mainz erscheinenden katholischen Sonntagsblättern.)

Am 9. Juni 1780 starb (in einem Alter von fünfundachtzig Jahren) Johann Jakob Martin Krafft, *) Pfarrer zu Nierstein am Rheine, am Schlagflusse, nachdem er am Tage vorher gebeichtet und die heilige Messe gelesen.

Sein Lebensbeschreiber sagt von ihm: „Jeden Tag, nachdem er die heilige Messe gelesen hatte, erklärte er dem Volk das Fest des Tages, des Heiligen, dessen Andenken an dem Tage begangen wurde, oder auch das Evangelium in einer kurzen Ermahnung. Nie hat man ihn müßig gesehen; er war stets beschäftigt, sei es mit Lesen, Schreiben, oder dem Gebete des Breviers, oder anderen Andachten. Kein Armer ging ungetröstet und ohne Almosen von seiner Thüre; er war gütig und freundlich gegen Jedermann; seinen Tisch theilte er freigebig mit Priestern und Laien, mit Ordensgeistlichen und seinen Mitbrüdern. Jeden Tag besuchte er mit besonderer Andacht das noch da stehende steinerne Crucifix, betete dann vor der Kirchenthüre das allerheiligste Altarssakrament in tiefster Ehrfurcht und auf den Knieen liegend an. Den Ort vor dem Crucifix segnete er ein, und er hatte von jeher bestimmt, daß er da begraben sein wolle." —

Fromm wie sein Leben, so war es auch sein Testament. In demselben verfügt er unter Anderem:

„„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, welche gelobt in Ewigkeit sei, setze ich hier und schreibe mit gutem Verstand meine letzte Lebens-Disposition, was nach meinem Tode soll gethan werden.

Erstlich übermache ich meine Seele dem Schöpfer aller Dinge, dem sie gehört und dem ich sie täglich aufgeopfert habe; meinen armseligen Leib aber überlasse ich der Erde, er soll ohne Gepräng und viele Umstände außer der Kirche nächst dem Crucifix, welches ich habe repariren lassen, schon dort in der Meinung begraben werden, weil ich allda ruhen wollte, und mitten unter meinen Schäflein als ihr vieljähriger geistlicher Hirt liegen.

Zweitens sollen, wie gebräuchlich, die dreitägigen Exequien gehalten werden, wozu achtzehn viertelpfündige Wachskerzen zu

---

*) Er war geboren im Jahre 1695 in Herriden, einem Ort in Frankenland und der Diöcese Eichstädt.

kaufen . . . anbei müssen die Armen nicht vergessen werden; anstatt Brod soll ihnen Geld ausgetheilt werden, da kann den Alten und Baufälligen was Mehreres als den Kindern gegeben werden. Geld wird besser sein als Brod, welches ich als Testamentarius oft erfahren, mit Brod viel Verdruß gemerkt.

Drittens, anstatt eines Anniversarii verlange, daß zwei Engelämter alle folgende Jahr gehalten werden mit Aussetzung des hochwürdigsten Sakraments und Abbetung der Kron Christi, oder Dreißiger, wie man hier zu halten pflegt, zur Intention des Stifters; auch vor dem Segen annoch laut fünf Vaterunser und Ave Maria für alle Verstorbenen dieser Pfarrei und für die Meinigen, auch in der Meinung für das Wohlsein der Pfarrei und aller noch lebenden Pfarrangehörigen sollen gebetet werden ꝛc. ꝛc.“ “ —

Trauer herrschte in der ganzen Stadt und unter beiden Confessionen, als die Nachricht von seinem durch einen Schlagfluß so plötzlich erfolgten Tod bekannt wurde; es war ein wahrer Vater von ihnen geschieden, und ihm wurde manche heiße Thräne nachgeweint. Am 12. Juni fand das feierliche Begräbniß an der Stelle Statt, die er sich jeden Tag mit Gebet geweiht hatte; Katholiken und Protestanten aus der Stadt und der ganzen Umgegend füllten Kirche und Friedhof; Cooperator Rollar aber schrieb noch an selbem Tage in's Sterbebuch: „„Johann Jakob Martin Krafft war immer voll Gottvertrauen, fromm, sehr gelehrt und sehr eifrig, und Niemand zweifelt hier daran, daß er der ewigen Seligkeit im Himmel genieße.“ “ —

Eine protestantische Fischerfamilie, Namens Förster, die einige Tage nach dem Begräbniß Abends vor der Thüre saß und sich von dem Verstorbenen unterhielt, erzählte: sie habe die Stelle an dem Grabe erleuchtet und schneeweiße Gestalten mit brennenden Kerzen daselbst gesehen. —

Auf dem Berge hoch oben umgiebt ein großer Gottesacker die Kirche; und wenn man das Haus des Herrn näher betrachtet, so erblickt man an dessen Seitenthüre einen schwarz-marmornen Grabstein in die Wand eingemauert. Dort ruht der ehrwürdige Seelsorger, der sich durch seine Berufstreue und Opferwilligkeit ein so rührendes Andenken in seiner kleinen Pfarrei gestiftet hat. Oft sieht man daselbst hochbetagte Leute, die von ihm, dem guten Hirten, den Kindern erzählen. Oefter noch sieht man daselbst stille Beter knien, mit Thränen in dem Auge und frischen Blumen in den Händen, mit denen dann das Grabmal, das so heilige, gar anmuthig geschmückt wird. —

3. Das Testament eines spanischen Granden.

Die Zeitung „Esperanza“ hat das Testament des berühmten katholischen Staatsmannes Don Juan Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas, veröffentlicht. Es ist dasselbe datirt: Madrid, den 23. December 1848. Es wird darin bestimmt, daß von seiner Nachlassenschaft sofort 20,000 Realen vorweg genommen werden sollen zu Seelenmessen und Werken der Milde. Dann folgen zwei Paragraphen, welche lauten:

„Ich empfehle den Meinigen, besonders meinem Bruder Don Francisco, die Wittwe und die Kinder unseres verstorbenen Bruders Don Pedro — als ihre Schwester und ihre eigenen Kinder zu betrachten, welche sich bemühen werden, im Leben ihrem Vater nachzueifern, der wie ein Gerechter lebte und wie ein Heiliger starb. Sein Leben wie sein Tod waren der Gegenstand meiner Thränen; ich weine noch heute bei dem Gedanken an ihn. Ich kann nicht vergelten, was er für mich gethan; durch Gottes Gnade wurde er das Werkzeug meiner Bekehrung, und durch Gottes Barmherzigkeit werden es seine heißen Gebete sein, welche mir die Pforten des Himmels öffnen. —

Ich verbiete ausdrücklich jeden Prunk bei meiner Bestattung; die Eitelkeit mag sich genügen lassen an der Herrschaft über die Lebenden, den Todten aber soll sie den Frieden gönnen! Vorzüglich verbiete ich, daß bei meiner Bestattung jene profane und wollüstige Musik gemacht werde, die unsere Kirchen in Comödienhäuser verwandelt hat! — — Donoso Cortes.“

---

424. Die Todesuhr der Könige von Frankreich.

Das Beiblatt zur Hanauer Zeitung vom 19. Juni 1847 brachte die hier folgende Nachricht:

In dem Marmorhause zu Versailles soll die sogenannte „Todes-Uhr“ wiederhergestellt werden.

Diese Uhr ist eigentlich keine Uhr, denn sie hat kein Räderwerk, sondern nur Einen Zeiger, den man in alter Zeit auf die Minute stellte, in welcher der König von Frankreich starb, und der sich während der ganzen Dauer der Regierung seines Nachfolgers nicht rührte.

Diese Einrichtung schreibt sich von Ludwig XIII. her, wurde aber, wie man sich wohl denken kann, bei dem Tode Ludwig's XVI. durch das Fallbeil nicht beachtet.

Der Kaiser Napoleon I. dachte auch nicht daran; und der Zeiger wurde erst bei dem Tode Ludwig's XVIII. wieder gestellt, dessen Todesstunde er in diesem Augenblicke noch immer anzeigt.

Das Zifferblatt soll schon sehr verwittert aussehen! —

---

425 und 426. Eine rührende Todtenfeier zu Paris.

1. Marie Therese Charlotte von Frankreich, Herzogin von Angoulême, Tochter des guillotinirten Königspaares Ludwig XVI. und Marie Antoinette, war am 19. December 1778 zu Versailles geboren, und starb zu Prag am 19. October 1851, folglich drei und siebenzig Jahre alt.

Es sind fast auf den Tag sechzig Jahre, daß ihre edle, unglückliche Mutter das Schaffot des Terrorismus bestieg; diese beiden Jahrestage können aber als Einer gelten, denn das Leben der erlauchten Tochter der Königin von Frankreich ist nur Ein langes und beständiges Martyrthum; in den Jahrbüchern der neueren Geschichte giebt es keine schmerzlichere und zugleich rührendere Gestalt als die der Herzogin von Angoulême; es läßt sich ja ihr Leben in einem einzigen Worte zusammenfassen: „Sie war von Jugend auf bis zum letzten Tage ihres Daseins unglücklich!"

Marie Therese Charlotte von Frankreich war dreizehn Jahre alt, als sie am 10. August 1792 zu Paris einen der Thürme des Gefängnisses, genannt der Tempel, betrat, um die Gefangenschaft ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Bruders und ihrer Tante zu theilen. Sie sah nach und nach Alles unter dem furchtbaren Beile der Guillotine fallen, was sie liebte: ihr Vater wurde hingerichtet am 21. Januar 1793, ihre Mutter am 16. October desselben Jahres, ihre Tante, Madame Elisabeth, die Schwester des Königs, am 10. Mai 1794; ihr Bruder aber, Ludwig XVII., durch die roheste und grausamste Mißhandlung gleichsam Tag für Tag gemordet, starb in seinem Gefängniß am 8. Juni 1795. *)

Von dieser Reihe von Opfern nur allein übrig geblieben, erhielt die junge Prinzessin erst ihre Freiheit wieder am 25. December 1795, als sie gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Oesterreichern überliefert hatte, zu Basel ausgewechselt wurde.

„Madame Royale," wie man sie benamte, begab sich zuerst nach Wien, dann im Mai 1799 nach Mitau zu ihrem Oheim, dem

---

*) Man erinnere sich hier an die Erzählungen im II. Bande des Anekdotenschatzes Seite 430, 436, 442 und 443.

nachmaligen König Ludwig XVIII., und vermählte sich am folgenden 10. Juli mit ihrem Vetter, dem Herzog von Angoulême, dem ältesten Sohne des Grafen von Artois, des nachmaligen Königs Carl X.

Die Frau Herzogin von Angoulême betheiligte sich an allen Wechseln ihrer im Exil umherirrenden Familie, und begleitete sie endlich nach England, wo sie zu Hartwell in tiefster Zurückgezogenheit bis zur Restauration lebte.

Nachdem im April 1814 die Bourbons den französischen Thron wieder erlangt hatten, hielt sie schon am 4. Mai mit dem Könige den Einzug in Paris.

Bei der Rückkehr des Kaisers Napoleon I. von der Insel Elba, als er in Cannes landete, befand sie sich mit ihrem Gemahl in Bordeaux, und war vergebens bemüht, diese Stadt dem Könige zu erhalten. Alsbald zur Auswanderung genöthigt, schiffte sie sich nach England ein, ging dann nach Gent und kam am 18. Juli 1815 wieder nach Paris.

Fünfzehn Jahre nachher, gleichfalls im Monat Juli, brach von Neuem zu Paris eine Revolution aus; als die Ordonnanzen vom 25. Juli 1830 erschienen, befand sie sich gerade in dem südöstlichen Departement; auf die Nachricht von dem Barrikaden-Kampfe in der Hauptstadt kehrte sie verkleidet über Dijon nach St. Cloud zurück; dann folgte sie dem vertriebenen Könige Carl X. von Cherbourg am 16. August nach England und Holyrood, suchte später Wien auf, wo sie ihrem ehemaligen Rang entsprechend aufgenommen wurde, und vereinigte sich im October 1832 mit ihrer Familie zu Prag.

Hier schloß sie ein Leben voll Tugenden, Schmerz und Gebet; an ihrem Sterbebette hatte sie den Grafen von Chambord, Heinrich V., ihren geliebten Neffen, den Erben ihres alten und glorreichen Geschlechtes. —

Die tragischen Ereignisse, inmitten deren die Gefangene des Tempels aufgewachsen war, prägten ihrem Gemüth eine tiefe Verachtung des Irdischen ein. — Im Testamente des Königs Ludwig XVI. finden sich diese einfachen und schönen Worte: „Ich empfehle meine Kinder meiner Gemahlin. Ich empfehle ihnen, die Größen dieser Welt (wenn sie verurtheilt sind, sie zu kosten) als gefährliche und vergängliche Güter zu betrachten, und ihre Blicke nach der einzig festen und dauerhaften Glorie der Ewigkeit zu wenden!“ — Die fromme Tochter des hingerichteten Vaters hatte diesem höchsten Wunsche gehorcht; sie zeigte eben so vielen heroischen Muth im Kampf, als Ergebung in den Willen Gottes; ihr Leben war eine lange und

schmerzhafte Pilgerfahrt, man könnte sie „den Weg des Kreuzes“ nennen. In den schrecklichen Zeiten, welche die Königstochter durchwanderte, waren ihre Thränen — wie eine tägliche Opfergabe zur Sühne der vielen Missethaten, die um sie her vollbracht wurden. Wohl mag man deßhalb bei der Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens mit J. B. Bossuet, dem ehemaligen Bischofe von Meaux, staunen — „über die Menge von Thränen, welche die Augen der Königinnen enthalten können!“ — —

2. Ueber die zu Paris am 5. November 1851 Statt gefundene **Todtenfeier** zum Andenken der hohen Abgeschiedenen schrieb ein Augenzeuge an die zu Hannover erscheinende Zeitung das Folgende:

„Ich komme so eben von der wahrhaft erhebenden Todtenfeier, die heute Mittag zu Ehren der Herzogin von Angoulême in der Magdalenen-Kirche gehalten worden ist. Das Innere des prachtvollen Gebäudes machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Trauertücher, mit silbernen Sternen gestickt, umgaben das Schiff, in dessen Mitte sich ein prachtvolles Kenotaph, von Hunderten von Kerzen umringt, erhob. Ueber diesem schwebte vom Gipfel des Schiffes herab ein riesiger, mit Hermelin eingefaßter Baldachin. An den Enden verbreitete die blaßgrüne Flamme aus vier Riesenleuchtern ein magisches Licht. Alle Fenster der Kirche waren gesperrt, und Hunderte von Kerzen und Lampen erhellten die künstliche Nacht, in deren geweihten Räumen die Todtenfeier der Tochter Ludwig's XVI. vor sich gehen sollte. Zu beiden Seiten der Kirche saß auf schwarz ausgeschlagenen Sesseln, was Paris an altem Adel aufzuweisen hat. Es hatte sich nicht allein die Blüthe der Legitimisten, sondern auch so ziemlich Alles eingefunden, was politischen Namen hat. Neben Larochejacquelin, Berryer, Saint Priest, Falloux, Clermont Tonnère, Kératry sah man Molé, Thiers, Changarnier, Lebreton, Heekeren, Estancelin und andere dem Principe der Legitimität nicht unbedingt huldigende Personen. — Nach einem kurzen Vorspiele auf dem wunderbaren Orgelwerke der Kirche, das, nachdem es vor einigen Jahren ein Raub der Flammen geworden, jetzt wieder in seiner ganzen Schönheit dasteht, begann um zwölf Uhr die Todtenmesse. Der katholische Ritus in Frankreich hat zum Theil die uralten Kirchengesänge beibehalten, die namentlich bei solchen Gelegenheiten einen wahrhaft erschütternden Eindruck hervorbringen. Für dießmal hatte der Kapellmeister der Kirche, Herr Dietsch, aber doch Stücke aus einem von ihm componirten Requiem eingeflochten, die, von einem vortrefflichen Orchester und tüchtigem Sängerchor ausgeführt, eine hehre Wirkung hervorbrachten. Der Componist schien sich Mozart's Requiem zum Vorbild genommen zu haben. Mit echter

Pietät hatte man aber das uralte Dies irae beibehalten, das mit Solo und Chor wie ein Tönen des Weltgerichts über die Versammlung herfloß. Athemlos lag das ganze Auditorium auf den Knieen; es war, als ob Jeder das weltliche Treiben vergessen und den Gefühlen der Ewigkeit Raum in sich gegeben hätte. Die herrliche Tenorstimme des beliebten Sängers Alexis Dupont war in diesen Musterstücken alter Kirchenmusik von unbeschreiblicher Wirkung. Der Augenblick war feierlich, wo die Blüthe des französischen Adels, die immer noch blutet von den Wunden der Revolution, über dem Grabe eines ihrer Martyrer vom Weltgerichte singen hörte, das Jedem seine Thaten vergelten soll. Vor mir lag eine alte Dame in tiefer Trauer beständig auf den Knieen. Sie schien ganz aufgelöst und verbarg ihre hohlen ausgeweinten Augen dem Anblick der Menge. — Als die Messe vorüber war, bewegte sich der Zug der Priester vom Hochaltar nach dem Kenotaph, und vom Chor herab erscholl das alte, aus grauer Vorzeit stammende De profundis. Dieses wunderbare Stück katholischer Kirchenmusik läßt bei weitem Alles zurück, was wir aus der Schule des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von italienischen und deutschen Meistern besitzen. Weder Paläſtrina, noch Orlando Lasso haben in dem ganzen Schatze ihres Genies etwas Aehnliches aufzuweisen. Diese Musik könnte eher für eine Offenbarung als für ein menschliches Werk gelten! —

Abgesehen von ihrer ursprünglichen Bedeutung, hat diese Feier in unserer jetzigen zerrütteten Zeit noch eine andere: die allgemeine Theilnahme, welche der Tod der Herzogin von Angoulême gefunden, ist ein klarer Beweis, daß man die Martyrer der Revolution zu entschädigen sucht.

Aehnliche Feierlichkeiten finden auch in anderen Kirchen Statt; und als man vorgestern in Versailles ein Todtenamt für die Tochter Ludwig's XVI. hielt, hatte fast die ganze Stadt Trauer angelegt." —

427. Das Grab des Getreuen.

Auf dem Kirchhofe Père-Lachaise zu Paris, dessen Portal die Inschrift trägt: „Die Todten, die in dem Herrn sterben, leben!" besteht die üblichste Form der Todtenhäuser in einer kleinen schrankartigen Kapelle, welche durch eine verzierte Gitterthür verschlossen wird, zu der man auf einigen Stufen hinansteigt. Das Innere gewährt eben Raum genug zu einem Miniatur-Altar im Hintergrunde, auf dem — neben einem Crucifixe — Gefäße

mit künstlichen Blumen stehen, und für zwei Betschemel oder Rohrstühle. Zum Material dieser Kapellen hat Marmor oder Sandstein gedient, doch finden sich auch einige wenige, bei denen man Erz oder Eisenguß benutzt hat. Um zwei bis drei Fuß über der Fahrstraße erhöht, bilden sie lange hügeliche Straßen, in denen noch ein schmaler Pfad vor ihren Façaden für den Fußgänger übrig bleibt. Alte hochragende Bäume überwölben sie, und zierliche Gebüsche verleihen dem Orte einen malerisch mildernden landschaftlichen Charakter. Hier kann man so recht der Betrachtung der letzten Dinge des Menschen sich widmen! Reinliche Stufen und sauber gehaltene Grabsteine laden zum Sitzen ein. Und je aufmerksamer man die vielen Namen der zur Ruhe gegangenen berühmten Einwohner, die statt der Hausnummer über ihren Gräberpforten stehen, durchmustert, desto mehr empfindet man die Vergänglichkeit alles Irdischen, da auch die marmornen Lorbeerkränze hier im leisen Verwittern begriffen sind! —

Inmitten dieser zahllosen Todtenmale, nahe bei den Gräbern der Männer, die unter der Führung des größten Eroberers aller Jahrhunderte seine Adler durch ganz Europa getragen haben, nennt ein bemooster Stein den Namen —

Desèze.

Graf Raymond Desèze, der Vertheidiger des so unglücklichen Königs Ludwig XVI. vor den Schranken des National-Convents, geboren 1750 zu Bordeaux, wo sein Vater als Parlaments-Advokat sich rühmlich ausgezeichnet, widmete sich aus angestammter Neigung der Advokatur, wobei er sehr bald ungewöhnliche Talente entwickelte. Durch den Minister de Vergennes wurde er nach Paris gezogen. — Sein Ruhm war schon gegründet, als ihm das schwere Geschäft übertragen wurde, den König Ludwig XVI. zu vertheidigen, nachdem die beiden anderen Vertheidiger, Malesherbes und Tronchet, die Unmöglichkeit voraussahen, es allein zu beendigen. Für die Verfertigung der eigentlichen Schutzschrift blieben ihm nur vier Nächte; die Tage vergingen unter den Untersuchungen der Aktenstücke und den nöthigen Unterredungen mit seinen Collegen. Desèze lieferte aber dessenungeachtet in seiner Vertheidigungs-Rede, welche er am 26. December 1792 vor den Schranken des Convents hielt, ein Meisterstück. — In der Folge ward er als verdächtig verhaftet, und erst am 9. Thermidor befreit. — Nach der Zurückkehr der Bourbons nach Frankreich überhäufte ihn Ludwig XVIII. mit Ehrenbezeugungen; er ward 1814 zum ersten Präsidenten des Cassations-Hofes und zum Großschatzmeister der königlichen Orden ernannt, und nachdem er während der hundert Tage dem Hofe nach

Gent gefolgt war, nach dessen Zurückkunft zum Grafen, Pair von Frankreich und zum Mitgliede der Akademie. — Er starb zu Paris am 28. Mai 1828. —

Dieser Mann der aufopferndsten Anhänglichkeit als Vertheidiger Ludwig's XVI. (bemerkt E. Kossak in seinen im Jahre 1855 erschienenen „Pariser Stereoskopen") hat das Glück gehabt, in einer Zeit zu sterben, die seinem Andenken das gebührende Recht widerfahren lassen konnte. Sein Grabmal steht unverletzt, und keine revolutionäre Hand hat seine bescheidenen Zierrathen in frevelhafter Parteienwuth beschädigt; nur die Vegetation kriecht über den Stein und droht ihm mit allmählichem Verderben. Die gegenwärtige Generation in ihrem hastigen Geldwucher hat keine Stunde, um die Ruhestätte eines treuen Dieners zu säubern, oder diese Tugend ist überhaupt in das Fabelbuch geschrieben, und findet keine würdigen Helden zu ihrer Ausübung mehr! —

Wie einsam und verlassen ist „das Grab dieses wahrhaft Getreuen!" —

---

428. Die Sanct Ferdinands-Kapelle in Paris.

Es ist bekannt, daß das Haus, in welchem der Herzog Ferdinand von Orleans, Kronprinz von Frankreich, nach seinem unglücklichen Fall am 13. Juli 1842 die letzten Athemzüge aushauchte, auf königliche Kosten dem Inhaber abgekauft und abgetragen wurde, um durch eine des Andenkens an den Prinzen würdige Gedächtnißstätte ersetzt zu werden. Die auf diesem Platze erbaute Kapelle ist nach dem Vornamen des Herzogs von Orleans benannt und dem Heiligen dieses Namens geweiht. Zur Grundlage des Bauplans hat man die Form des griechischen Kreuzes gewählt. Den obern Theil desselben nimmt der Hauptaltar ein, welcher der Jungfrau Maria gewidmet ist. Hinter diesem Altar gelangt man in die außerhalb des Kreuzes sich befindende Sakristei hinab. Die rechte Seite des Kreuzes bildet eine dem heiligen Ferdinand gewidmete Kapelle, und im linken Flügel befindet sich eine Statue des Prinzen in seiner Generalsuniform und in der Lage, in welcher er gestorben. Zu Häupten der Statue ist ein knieender betender Engel angebracht, aus Marmor gearbeitet, ein Werk der auch so früh verstorbenen Prinzessin Marie. Die schlafende Gestalt des Prinzen ist von Triqueti nach Ary Scheffer's (einem Freunde des Prinzen) Zeichnung angefertigt. An der Vorderseite des Sarkophags hat der Künstler einen Genius in schmerzvoller Haltung dargestellt, als Bild des über den erlittenen Verlust klagenden Frankreichs. Der Genius

hält eine Urne, und zu seinen Füßen ist die französische Fahne ausgebreitet.

Der untere Theil und die Mitte des Kreuzes sind für die Leidtragenden bestimmt. An den inneren Wänden der Kapelle erblickt man die Namenschiffern Desjenigen, zu dessen Gedächtniß das Gebäude errichtet ist. Hinter dem Hauptaltar, in einer außerhalb an der Kapelle angebrachten Nische, befindet sich eine Statue der heiligen Jungfrau, das Christuskind haltend. Die Kapelle hat zehn mit Glasmalereien geschmückte Fenster, auf denen vierzehn Heilige, sieben zur Rechten und sieben zur Linken der Jungfrau, dargestellt sind. Auf den drei runden Fenstern der Kapelle sind die drei christlichen Cardinaltugenden vorgeführt: der Glaube über der Eingangsthür, die Liebe über der Ferdinandskapelle, die Hoffnung in dem Theile des Kreuzes, wo das Monument des Prinzen sich befindet.

Auf dieser im byzantinischen Styl gebauten Kapelle ist ein steinernes Kreuz errichtet. Der Bau wurde von dem königlichen Architekten Fontaine und von dem Bauinspektor Lefranc unternommen und mit fast beispielloser Schnelligkeit vollendet. Es war kaum ein halbes Jahr her, daß man die Förmlichkeiten in Betreff der Erwerbung des Grundstücks beendigt, und schon stand die Kapelle fertig da. Die Compositionen für die Glasmalereien rühren von Ingres her. Die Anfertigung geschah in der königlichen Manufactur zu Sèvres. Der eingeschlossene Raum um die Kapelle ist mit Bäumen bepflanzt und in der Mitte ein Weg für die Anfahrt der Wagen vorbehalten. Vor der Kapelle befindet sich eine Wohnung für den dienstthuenden Geistlichen. — —

Die deutsche Schriftstellerin, Emma von Niendorf, die im Jahre 1854 Paris besuchte, schildert ihre Wahrnehmungen in dieser St. Ferdinandskapelle mit folgenden Worten:

Ein Seitenpförtlein erschließt, fern von Geräusch und Staub, den im Halbkreis mit Cypressen bekränzten Raum, darunter die durch den Grafen von Paris gepflanzte Ceder des Libanon. Diese Kapelle, welche als Denkmal tiefen Familienschmerzes rührt, ist — eben auch nur Eines von den Monumenten, in denen Paris seine flüchtige oder mindestens beflügelte Geschichte vor dem Fremden hinbreitet. Ueberall die Chiffre des Prinzen „F. P. O." Auf den Scheiben sämmtliche Patrone der königlichen Verwandten, nicht immer günstig ausgeführt. Zu beiden Seiten Ferdinands-Altäre. Unter dem einen die Marmorgestalt des Herzogs auf dem Sterbebette, in Uniform, mit offener Brust. Der Engel ihm zu Häupten mit gen Himmel geöffneten Händen — um Segen für den Todtwunden zu empfangen — über ihn geneigt, trägt das Monogramm „M. O.",

früheres Werk seiner verklärten Schwester Maria von Orleans, der, als sie es in lächelnder Jugend vollbrachte, nichts von dessen Bestimmung ahnen mochte. Den schwarzen Priedieu vor der Statue hat die Herzogin Helene von Orleans gestickt. Von dem Fenstergemälde gegenüber dem Sterbenden schaut St. Helena mit den Zügen seiner Gemahlin schmerzensbleich, wie unter dem Kreuze, auf ihn herab. Gelbe Immortellenkränze ringsum, künstliche Blüthen; auch ein frischer Strauß in Papier — so duften den Orleans an ihren Gräbern doch hier noch Blumen!

Ueber dem Hochaltare eine Kreuzabnahme in Marmor, ein Engel mit dem heiligen Leibe. Zwischendurch, zu Füßen des Leichnams, öffnet sich eine kleine Perspektive in die hinter diesem Altare mehrere Stufen tiefer gelegene Sakristei — **das Gemach selbst**, in welchem der Prinz starb, Rest des Hauses, wohin man ihn nach dem Sturze getragen: — und zwar schnurgerade auf ein Gemälde an der nämlichen Wand, an der er verschied, welches eben diese letzte Scene, das Todtenbett darstellt, so trefflich beleuchtet durch das Licht von einem Seitenfenster, daß man in den Vorgang selbst mitten hinein unter die Gestalten zu blicken wähnt. Die Wirkung ist ergreifend, nur etwas zu französisch, das heißt theatralisch. Auf diesem durch Copien hinreichend bekannten Bilde sieht König Louis Philipp aus wie ein Finanzmann, der Banqueroute zu machen fürchtet. Wenn er eine Treue verletzt hat — wie rasch kam das Verhängniß nachgeschritten! Wo ist jetzt diese Familie? Wie von der Windsbraut auseinander gefegt! Gar traurig und verlassen stehen die zwei schwarzen Betstühle für das Elternpaar vor dem Hauptaltare, der eine von der Königin der Franzosen, der andere von der Belgiens genäht.

Durch die Kapelle schwärmen, gleich Zugvögeln, Gruppen von Fremden aller Nationen. In dem kleinen Nebengebäude, wo die Trauernden abzusteigen pflegten, zwei schwarze Uhren. Die eine auf ihrem Zifferblatte nur die Minute des Sturzes, die andere nur jene des Todes zeigend. Vier Stunden liegen dazwischen..... Auch findet sich daselbst das von der Königin für den Trauergottesdienst gestickte, nachmals dem Erzbischofe von Paris geschenkte, bei dessen Tod — an den Wunden der Junischlacht — von den Erben wieder hierher zurückgesendete Kissen. Neben dem vom Prinzen Joinville heimgebrachten, seinem Bruder gegebenen „Canot,“ welcher nach der Auktion in diese stille Bucht einlief.

Der Herzog von Orleans soll beim Volke in der That beliebt gewesen sein. Mir sagten öfters Leute: „Wenn das Unglück nicht geschehen, wäre Alles anders!“ —

---

429. Das Grab einer Königin zu Tonnerre.

(Nach: Basreliefs von Adalbert von Bornstedt, 1837.)

Tonnerre hatte im Mittelalter seine souverainen Grafen, und von seinem Schlosse aus zogen manche Fähnlein, um an den Feudalkriegen Theil zu nehmen, bis später die Herzoge von Burgund und zuletzt der König von Frankreich diesen Landstrich an sich zog. Heutzutag ist das alte Schloß verschwunden und Tonnerre ist ein friedliches Städtchen geworden, welches seinem kriegerischen Namen schnurstracks entgegensteht, einen guten Burgunder-Wein zieht und eine bekannte heiße Quelle besitzt, welche aus einem naheliegenden Felsen sprudelt.

Nur wenige Reisende sind in die alte Hospital-Kirche getreten, und noch wenigere wissen, daß dieser alte Platz der des ehemaligen Schlosses war, eine königliche Gründerin hatte und ein Monument besitzt, das zu den besseren Werken der französischen Bildhauer gehört.

Wie die meisten Kirchen Frankreichs, hat auch dieses geräumige, öde, mit zahlreichen Grabsteinen gepflasterte Gotteshaus in der ersten Revolution sein altehrwürdiges Gewand ausziehen müssen; die Perlen sind dem Bildnisse der heiligen Jungfrau Maria aus dem Diadem und der Marmor dem Altar aus den Schaften gebrochen und die Kelche aus den Schränken der Sakristei gestohlen worden.

Die Kirche von Tonnerre gleicht noch jetzt (im Jahre 1836) einem geplünderten Tempel; das alterthümliche Mauerwerk der Wände zeigt tiefe Wunden, das gothische, sauber gearbeitete Holzwerk des Daches liegt kahl und dunkelbraun zu Tage, die Kapellen sind verödete Nischen, und nur im Hintergrunde, zunächst den Gebäuden des Frauenklosters, erhebt sich ein bescheidener Altar mit ein paar Leuchtern, künstlichen Blumen, gemalten Vasen und einem kümmerlichen Altarbilde. Aller vorzeitige Glanz ist verschwunden, und nur die Grabsteine, diese Todten-Mosaik, sind auf dem Boden unangetastet geblieben, weil die längst Begrabenen den revolutionären, antikatholischen Appetit, den die giftigen Tintenfässer Voltaire's und Rousseau's so satanisch geweckt, nicht reizten. Die Schritte hallen in den langen Räumen wieder; man wandert über einen steinernen Kirchhof bis zu dem Gitter des Hoch- und einzigen Altars.

Dort erblickt man ein schönes Mausoleum, lichten carrarischen Marmor in dem Hause der Zerstörung! Er stellt eine sterbende Königin vor, die mit der Krone auf dem schönen Haupte, dem

wallenden Hermelin-Mantel mit den bourbonischen Lilien auf den Schultern ihrem Schutzengel in die Arme sinkt, der die wohlthätige Fürstin emporgeleiten soll in die Heimath der Vergeltung, der Verklärung und des himmlischen Friedens.

Die folgende Inschrift auf dem Fußgestelle aber zeigt, daß ein altes Mausoleum ebenfalls in der Zerstörungs-Periode 1793 verschwunden war, und die neuere Zeit, wenn auch nicht das Gotteshaus, jedoch die Königin wieder ehren wollte:

„Ici repose Marguerite de Bourgogne, Belle-soeur de St. Louis, Reine de Jérusalem, de Naples et de Sicile, fondatrice de cet hospice, où elle décèda le 4 Septembre 1388 à l'âge de 68 ans — (Bridon fecit — 1826.)

(Hier ruht Margaretha von Burgund, Schwägerin [oder: Stiefschwester] Ludwig's des Heiligen, Königin von Jerusalem, Neapel und Sicilien, Gründerin dieses Hospitals, in welchem sie am 4. September 1388 starb, in einem Alter von 68 Jahren. — [Bridon hat 1826 dieß Mausoleum aufgeführt.])"

Der Künstler hat das Antlitz der Königin, auf das schon die Schimmer der Ostersonne des ewigen Lebens aus dem Jenseits mild herüberleuchten, jugendlich verklärt. Die religiöse Idealisirung ist gelungen und die Ausführung des Ganzen einfach und anmuthig. Es liegt ein gewisses Etwas, wie Andacht und den Beschauer zur Andacht Erhebendes in dieser anspruchslosen Gruppe, welche der jetzige Marquis von Louvois, Enkel des berühmten Kriegsministers Ludwig's XIV., einer der Beschützer dieses Hospitals, durch eine Subscription und persönliche Opfer in der alten Kirchenhalle errichten ließ. — —

Als wir in der Dämmerung über die gepflasterte Vergangenheit hinwegschritten, kam uns der Gedanke: Wie würden sich die ritterlichen, mittelalterlichen Todten geberden, wenn sie, plötzlich erwachend und aus ihren Gräbern hervorsteigend, unsere jetzige Zeit dieses alte ehrwürdige Heiligthum so vernachlässigen sähen! Sicher würden sie vor gerechtem Unmuth mit ihrem Panzerhandschuh gegen die breiten Klingen des Schwertes schlagen, die grauen Locken schütteln über die Verödung des zu ihren Zeiten so geheiligten Gotteshauses, und seine Zerstörer in der neueren Zeit — zur ernstesten Rechenschaft fordern! — —

Jenseit Tonnerre fährt man durch einen Flecken, „Ancy le Franc" genannt, an dessen Ausgange man das vom Kriegsminister Louvois erbaute Schloß gleiches Namens erblickt, ein altfranzösisches Gebäude mit vier Thürmen und großen Nebengebäuden. Dazu gehört ein stattlicher Park voll prächtiger, in Frankreich so seltener Baumgruppen; wohlunterhaltene und weithingedehnte Wasserbehälter,

kleine Inseln mit Trauerweidenbesatz und mehrere Kanäle, die, mit fließendem Wasser angefüllt, rings um die Besitzung laufen, bringen einen angenehmen Wechsel in dieses Gelände.

Schloß Ancy le Franc ist eine große, altadelige Herrschaft, rings von jenen Schlössern eines, deren so viele in der ersten Revolution unter dem Hammer des Aufruhrs und deren Besitzer meist Alle unter dem Beile der Guillotine fielen, heutzutag aber auf französischem Grund und Boden eine große Seltenheit geworden sind.

Der jetzige Marquis von Louvois lebt, obgleich Pair von Frankreich, Präsident des Departementalraths u. s. w., ohne allen Zwang und ohne alle Etikette.

Wir waren in den Schloßhof getreten, um uns die Erlaubniß zu erbitten, die Besitzung in Augenschein nehmen zu können, als uns ein Fünfziger in einer grauen Jacke nebst einer kleinen Kappe entgegenkam und sich äußerst höflich zum Führer anbot. Nachdem er uns sämmtliche Anlagen gezeigt hatte und wir ihm ein Trinkgeld anboten, erwiederte er: „Je n'oserais l'accepter, car Monsieur de Louvois se fâcherait! Ich darf es nicht annehmen, denn es würde den Herrn von Louvois beleidigen!" — Als wir wieder in den Wagen stiegen, erfuhren wir, daß der Marquis selbst unser Führer gewesen. —

Im Umschauen auf Tonnerre und seine Umgebung konnten wir uns des wehmüthigen Ausrufs nicht enthalten: „„Wie so reich und prachtvoll ist dieses Schloß Ancy le Franc und wie gar arm die Hospital-Kirche mit dem Mausoleum der Königin!"" —

---

430. Das Grab am Meere.

(Ein Reisender erzählt:)

Ich langte im Mai des Jahres 1836 in Havre an, und da ich kein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, so lenkte ich meine Schritte zum Hafen. Ich ging bereits eine Stunde maschinenmäßig fort, als ein frischer Wind, der mir mit Heftigkeit entgegenpfiff, mich aufmerksam machte, daß ich mich dem Ufer des Meeres nahete. Ich blieb eine Weile stehen, um mich in den Anblick dieser majestätischen Unendlichkeit zu versenken, dann setzte ich meinen Weg längs des Ufers fort. So gerieth ich zu einer Hütte aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt, vor welcher eine kleine, übel aussehende Barke mit nassen Tauen an einen Pfahl gebunden war. — Hier wohnt gewiß ein Fischer, dachte ich bei mir, und stieß die angelehnte Thür auf.

Ein Greis, dessen Scheitel nur noch wenige weiße Haare zeigte, saß in einem Winkel und besserte ein schwarzes Netz aus. Er war so sehr in seiner Arbeit vertieft, daß ich mit Ruhe die schöne Greisengestalt betrachten konnte. Ich fühlte mich von Achtung durchdrungen, und indem ich den Hut abzog, fragte ich ihn höflich, ob ihm die Barke gehöre, die draußen angebunden sei?

Der Greis hob langsam den Kopf: — „Ja, mein Herr!" erwiederte er.

„„Wolltet Ihr mich wohl ein wenig auf's Meer fahren?"" —

Er bejahte es, stand auf, indem er sein Netz bei Seite legte, blickte dann aufmerksam durch ein Fenster, und wandte sich hierauf zu mir mit den Worten: „Sehen Sie, mein Herr, dort jene graue Wolke? Ich rathe Ihnen, heute nicht auf's Meer zu gehen. Wir könnten in Kurzem einen Sturm haben."

„„Aber der Himmel ist ja so blau, und das Meer so ruhig wie ein See.""

„Wenn Sie es denn verlangen, so will ich Alles in Bereitschaft setzen."

Die Bemerkung, die mir dieser Mann eben machte, hatte mich auf andere Gedanken gebracht; und ich sagte ihm daher, wenn er wirklich dem Wetter nicht traue, so wollten wir die Spazierfahrt auf den andern Tag verschieben.

„Das wird besser sein, glaube ich," sagte der Mann; und damit setzte er sich wieder zu seinem Netze, während ich ihm zusah.

„„Ihr seid wohl schon recht alt, guter Mann?"" bemerkte ich, „„und es ist doch recht traurig, in so hohen Jahren noch arbeiten zu müssen.""

„Arbeit ist unser Leben, Herr!" erwiederte er, „und wir hören nur damit auf, wenn es auch mit diesem aus ist."

„„Ihr lebt so allein und einsam?""

„Ja wohl..."

Der Ausdruck, mit dem er diese zwei Worte sprach, that mir weh.

„„So, habt Ihr denn Niemand, der sich Eurer annimmt?""

„Ich bedarf keiner fremden Hilfe, meine Arbeit ernährt mich."

„„Ihr habt keine Kinder?""

„Ich hatte Eins."

„„Es ist gestorben?"" fragte ich ihn mit leiser Stimme, und fühlte alsbald, wie tief ihm diese Frage in's Herz eindringen müsse.

„Ja, Herr!" — —

Nun schwiegen wir Beide eine Weile, dann stand er halb auf, und sagte, indem er eine Bank näher rückte: „Will der Herr nicht sitzen?“

Ich folgte seiner Einladung, und das Gespräch ging weiter.

„„Wie alt seid Ihr, guter Mann?““ —

„Zweiundsiebenzig vorbei.“

„„Gehört Euch die Hütte?““ —

„Ich habe sie selbst gebaut.“

„„Und warum eben an diesem öden Platze?““ —

„Aus einer Ursache, Herr, die wohl schwerlich ein Anderer begreift.“

„„Und darf ich darum fragen?““

Er zeigte mit dem Finger durch eine geöffnete Thür im Hintergrunde und sagte: „Wegen jenes **Kreuzes dort**, vom Gesträuche umgeben.“

Ich stand auf, um es in der Nähe zu betrachten.

„„Das ist ein Grab?““

Er wiederholte dumpf: „Ein Grab!“ — —

„„Ich sehe aber keine Inschrift?““

Er schlug an seine Brust und sprach: „Die Inschrift steht hier!“

Zwei große Thränen rollten langsam über die Wangen des Greises; ich ergriff, bewegt von seinem Schmerze, seine Hand.

„„Ihr weinet, armer Greis?““

Er senkte das Haupt und murmelte unter Thränen: „Es ist das Grab meines Sohnes, meines armen Sohnes, meines einzigen Kindes, das ich hier unter meinen Augen habe sterben sehen! Mein armer Heinrich warf hier seinen letzten Blick auf mich, und ich konnte ihm mit aller meiner Liebe doch nicht helfen! — Ich, der schon alt war, mußte leben bleiben, und er, so jung und kräftig, mußte sterben!!“ — —

Ich ergriff die runzlichen Hände des Greises mit meinen beiden Händen, und fühlte, wie seine Thränen tropfenweise auf sie niederfielen. Endlich hob er den Kopf und sagte mit Ruhe: „Und am andern Tage war ich ohne Kind; allein und verlassen, neben einem Grabe und einem Kreuze, und mein Heinrich lag im Sarge, kalt und leblos, allein und verlassen, wie sein Vater; aber das Meer vor mir, das grausame Meer, gleich einem Henker, schien mir mit jeder Welle, die sich an den Felsen brach, brüllend zuzurufen: „Vater, ich habe dir deinen Sohn getödtet, und mir verdankst du dein Leben!“‘

Nach einer Pause fuhr er dann fort: „Kein Brett, kein Stein ist an dieser Hütte, der nicht von meinen Thränen benetzt wäre!“ —

Er hielt inne, und stützte sich erschöpft an die Pfosten der Thüre. Ich suchte ihn zu trösten, so gut ich konnte. Er drückte mir die Hand. Nach einigen Augenblicken eines trüben Stillschweigens wagte ich es erst, das Gespräch wieder fortzusetzen.

„„Euer Sohn ist gescheitert?““

„Ja, gescheitert, in jener Barke, die Sie sehen.“

Er fuhr mit der Hand über die Augen und erzählte mit ziemlicher Fassung: „Heinrich war sechzehn Jahre alt; er wollte gleich mir Schiffer werden, um mich nie verlassen zu dürfen, wie er sagte, und meinem Alter die Pflege wieder zu geben, die ich seiner Jugend hatte angedeihen lassen. Wir lebten vom Fischfange, und in dieser Barke, die Sie hier sehen, wagten wir uns oft bis zwei Stunden in's Meer hinaus. Wir schifften gewöhnlich des Abends aus. In einer Nacht überkam uns ein Wetter so schnell, daß wir trotz unseren Anstrengungen das Ufer nicht mehr erreichen konnten. Die Wellen schleuderten unser zerbrechliches Fahrzeug so umher, daß ich zum Erstenmale Furcht vor dem Meere hatte. Plötzlich sehe ich eine ungeheure Welle auf uns zukommen, und rufe Heinrich zu, sich recht fest zu halten, weil ich voraussah, daß diese Welle unser Fahrzeug umwerfen werde. Es war in der That so. Allplötzlich fühlte ich die Wassermasse über mich hereinbrechen; dann hob sich die Barke wieder, und mein Erstes war, als ich zur Besinnung kam, nach meinem Sohne zu blicken. Ich fand ihn nicht mehr an seiner Stelle; aber ich vernahm einen jammervollen Ruf: „„Gott sei mir gnädig!““ und sah meinen armen Heinrich mit dem tobenden Meer im Kampfe. Ich versuchte es, die Barke zu ihm zu lenken, ich warf ihm ein Tau zu. Alles vergebens! Jetzt, bei dem Strahl eines Blitzes, sehe ich mein Kind verschwinden; dann erscheint es wieder, nur noch langsam beide Arme bewegend. Mit einem entsetzlichen Geschrei stürzte ich mich nun aus der Barke in die Fluthen. Wir waren nur noch einen Büchsenschuß vom Ufer; ich tauchte unter und rief nach meinem Sohne, allein nur der Donner und das Heulen des Windes gaben mir Antwort. Meine Kräfte verließen mich, und ich dankte Gott, daß mir vergönnt war, mit meinem Sohne zu sterben. — Allein dieß sollte mein Schicksal nicht sein! — Besinnungslos wurde ich an die Küste geworfen.“ — —

Hier hielt der Greis inne und trocknete den Schweiß, der ihm von der Stirne floß, dann blickte er fest auf mich und fuhr fort: „Als ich die Augen öffnete, lag mein Sohn neben mir, aber bleich und mit geschlossenen Augen, denn er war — todt! — Fassen Sie wohl das Wort? — Ich aber lebte!“ —

Er schlug wehmüthig mit der rechten Hand auf seine Brust und blickte stumm und durch Thränen nach Oben; nach einer kleinen Pause aber rief er mit Hiob in heiliger Gottergebenheit: „Der Herr hatte mir diesen Sohn gegeben, der Herr hat mir ihn auch wieder genommen! Der Name des Herrn sei gebenedeit!" —

Die Erzählung hatte mich zu sehr ergriffen, als daß ich dem Greise ein Wort hätte sagen können. Wir standen Beide, an das Hüttenfenster gelehnt, stumm neben einander.

Da trug der Wind den schwachen Ton einer Glocke zu uns herüber. Der Greis hob den bleichen Kopf, horchte und wandte sich dann zu mir: „Um Vergebung, mein Herr! das ist **die** Stunde, wo ich auf dem Grabe meines Sohnes beten muß."

Ich sah, wie er zitternd und andachtsvoll am Kreuze niederkniete, und verließ leise die Hütte. — —

Fünf Monate darauf kam ich wieder nach Havre. Ich sollte nur ein paar Stunden dort verweilen; aber mich trieb es doch, meinen armen Fischer zu sehen.

Ich eilte zu der Stelle am Strande; allein ich fand nichts, als einige zerstreute Steine und — zwei hölzerne Kreuze nebeneinander. —

---

431. Die kleine Fürstengruft zu Bruchsal.

Als in Bruchsal die Sanct Peters-Kirche erbaut werden sollte, fragte der Baumeister den Fürst-Bischof Schönborn: wie groß die fürstliche Gruft zu machen sei?

Der Fürst hieß ihn nach einigen Tagen die Antwort holen, welche dann lautete: die Gruft solle für drei Särge etwa gebaut werden, denn eine größere Räumlichkeit sei nicht nöthig.

Zu Jedermanns Erstaunen wurde sie nun so klein gemacht; allein sie war, wie Schönborn vorhergesagt, groß genug.

Unter dem Dritten seiner Nachfolger ward nämlich das bischöfliche Fürstenthum aufgehoben, und da der Zweite derselben in Passau gestorben und begraben ist, so war die Gruft auch nur für drei Fürst-Bischöfe nöthig, und ist jetzt auf immer geschlossen. —

---

432. Spätere Sühne.

In dem im Jahre 1838 erschienenen Werke: „Tirol vom Glockner zum Orteles und vom Garda- zum Bodensee, von August Lewald" liest man:

Ehe man bei Innsbruck die Höhe des Schloßberges Ambras (Amras) erreicht hat, steige man aus, um seitwärts einen Fußpfad nach dem sogenannten „Tummel-Platz" einzuschlagen, der nicht beschwerlich ist.

Als in dem Kriege des Jahres 1799 das Schloß Ambras zu einem Feldlazarethe längere Zeit gedient, herrschte darin eine epidemische Krankheit, und die Todten wurden auf einem Hügel unweit des Schlosses begraben, der früher von den Rittern „zum Tummeln ihrer Rosse" gebraucht worden war. Eine Sage, die jedoch in neuester Zeit durch Belege eine furchtbare Bestätigung erhielt, berichtet nun aber: daß von den habsüchtigen Verpflegern und Lieferanten des Spitals, um die Zahl der Kranken so schnell als möglich zu vermindern, die halbtodten und schweren Patienten nach dem „Tummel-Platz" gebracht und dort beerdigt wurden; daß man dort in stiller Mitternacht diese Greuel verübte, und die Armen ohne Barmherzigkeit lebendig begrub, ohne sich an ihr Wimmern zu kehren, welches von der ersten Schaufel Erde völlig erstickt wurde. Die Angst vor der Epidemie, die sich immer weiter verbreitete, beschwichtigte die Gewissen der Helfershelfer bei diesen nächtlichen Unthaten. So soll der „Tummel-Platz" das Grab von 8000 Menschen geworden sein, größtentheils Unbekannter und Fremder, deren Namen man nicht einmal kennt. —

Eine spätere Zeit war bemüht, diese Verbrechen zu sühnen. — An allen Bäumen hängen nun Votivtafeln, überall sind Denksteine, Kreuze und andere fromme Grabes-Ornamente angebracht. In der Mitte, unter dem Dom hoher Eichen und Linden, ist eine offene Kapelle, mit dem Crucifix, und mit Bildern und Lampen im Freien. Der Glaube hat den Ort zu einer Wallfahrt erhoben, und eine Unzahl von verlobten Gliedmaßen in Wachs, wie man dieß an solchen Orten überall findet, bedecken die Baumstämme und hängen wie Früchte von den Zweigen herab. Eine schwere, eiserne Truhe steht da, um die Gaben der Opfernden zu empfangen. Aber selbst an diesen Ort frommer Buße wagte sich das Verbrechen auf's Neue; diese Truhe ist einigemal erbrochen und ihres Inhalts beraubt worden! — Stets findet man Beter hier, und selbst noch am späten Abend erblickte ich hin und wieder kniende Gestalten, wenn mich ein einsamer Spaziergang hierher führte. — Ein Mondschein-Abend wirkt hier ergreifend. — Die schönen Worte eines ältern französischen Schriftstellers waren mir *) hier beständig gegenwärtig:

*) August Lewald ist Protestant.

„La réformation, en regardant le culte des morts comme une idolâtrie, a détruit l'harmonie la plus poétique, qui unit ici bas les deux mondes.

(Die Reformation hat, indem sie die Verehrung der Abgeschiedenen als eine Abgötterei erklärte, den schönsten Zusammenhang zerstört, der hienieden die beiden Welten vereinigt.)"

---

433. Die alten christlichen Särge zu Arles.

(Nach: Tagebuch von Languedoc von Moritz Hartmann.)

Wenige Städte der Welt haben so interessante Grabmäler aus den ersten christlichen Jahrhunderten, als die Stadt Arles in Frankreich. Die schönsten Särge sind zwar in das Arleser Museum auf der place de l'hôtel de ville gebracht, aber es blieb genug übrig, um dem Fremden etwas Erstaunenswerthes, Schauderhaftes, in seiner Art ganz Neues zu zeigen.

Zu der Kirche, die ehemals in der Mitte des Begräbnißplatzes gelegen haben mag, führt eine lange Reihe der kolossalsten Grabdenkmäler und Särge, die zwei-, drei- und vierfach hinter einander aufgestellt sind, und die, je mehr man sich der alten Kirche nähert, an Zahl wachsen und endlich ordnungslos ein Irrgewinde von Särgen bilden.

Alle diese Särge sind kolossal, als hätten sie Riesenleichen beherbergt, aus Stein gehauen, und mit so dicken Wänden, als hätte man das feste Haus des Todes noch befestigen können. Nach ihrer Form zu schließen, standen sie, wie die Grabmäler der Alten, immer so den Blicken ausgestellt, Grab, Sarg und Leichenstein zugleich. Die Leichen sind verschwunden, die Deckel von den meisten Särgen weggeschoben; so scheinen sie neue Bewohner zu erwarten; andere sind mit Schutt gefüllt, und eine üppige Vegetation wächst und blüht aus ihrem Schooße hervor.

Die Kirche am Ende des langen, mit Särgen besetzten Ganges ist so sehr von Schling- und Mauerpflanzen bedeckt, daß sie selbst aus geringer Entfernung einem Hügel gleicht, auf den ihr Thurm mit seinen runden Bogenfenstern wie ein Tempelchen aufgesetzt ist.

Der Aufenthalt auf dieser Stätte wirkt rührend und ergreifend auf das Gemüth: wenn dort, an einem heiteren Sommerabend, alle hier Lustwandelnden sich verliefen und eine dieses Ortes würdige Stille auf den Särgen liegt, und es nur in den Cypressen hinter der Kirche nach und nach lebendig wird, indem die Nachtigallen schlagen — ihr Abendlied singend dem allwaltenden Gott,

dem Herrn der Lebendigen und der Todten! Ihr Gesang, der fromme, mahnt den frommen Besucher unwillkürlich, ein Vaterunser und Ave Maria für die Seelen zu beten, deren Gebeine ehedessen an dieser Stätte und in diesen Särgen vermoderten. —

---

434. Eines Eroberers Gebeine.

Die ansehnliche Hauptkirche zu Lima in Spanien enthält die Gebeine von vielen namhaften Männern, und unter diesen auch von dem mächtigen und gewaltigen Eroberer des alten peruanischen Reiches Franz Pizarro.

Hinter dem Hauptaltare (so erzählt der Kaplan Taylor im Jahre 1849) steigt man mehrere Stufen in einen Seitengang hinab, und wenn eine schwere Thüre von Erz sich in den verrosteten Angeln dröhnend geöffnet hat, gelangt man in das Gewölbe, welches die Ueberreste des 1541 durch Meuchelmord endenden Helden enthält. Kaum daß die Fackel des Führers die dicke Finsterniß, die hier herrscht, nothdürftig erhellen kann. Es geht noch neun Stufen hinab, ehe man den Boden erreicht, und viele Trümmer von Säulen, Capitälern, alten Altären und Heiligenbildern scheinen oft den Weg zu versperren. Der Pfad wird enger; denn auf drei Seiten reihen sich Särge über Särge, zum Theil verfallen, daß man die Leichname liegen sieht; und vorsichtig muß man dahinschreiten, denn unter dem Gewölbe ist wieder ein Gewölbe zur Aufnahme der Gebeine Derer, für welche an den Altären in der Kirche selbst Seelenmessen gestiftet sind. — Die Zahl solcher Stiftungen aber geht in die Hunderte. — Endlich hielt mein Führer und neigte die Fackel auf einen verfallenden Sarg im letzten Winkel und rief: „Hier ist der Leichnam Pizarro's!" — Der Deckel des Sarges fehlte, das bestäubte, beinah' in Asche zerfallene Gerippe lag fast nackt da. Von Fleisch war keine Spur mehr; der Schädel zeigte nur, daß einst Jahre lang ein Geist darin gehaust hatte; denn kaum enthielt die Kinnlade noch einige Zähne, und ihr ganzer Zahn-Rand war ziemlich verschwunden. Die Hände kreuzten sich noch auf der knochigen Brust, und Spuren von ungelöschtem Kalk zeigten sich an verschiedenen Stellen. (Das Grabgewölbe gehört übrigens zu denen, in welchen die Leichname schnell vertrocknen, daß selbst in den Höhlen der Brust und des Unterleibes keine Feuchtigkeit zurückbleibt.) Von der Kleidung war fast gar nichts geblieben; ein Stück schmutzige Leinwand, ein Stück vom vordern Hemdärmel am Handknöchel: weiter nichts hatte er von all der

Herrlichkeit, die ihn einst nach Atahualpa's, des letzten Ynka, Tode, umgeben hatte. — —

Wer muß, beim Hinblick auf die zerstäubende Hülle eines ehemaligen Eroberers, der auch so Alles nur an irdische Ziele setzte, nicht wehmüthig ausrufen:

„So viel Arbeit um ein Leichentuch!?"

Und wieder — wem tönt da nicht wie Osterglockenklang in die tiefste Seele das große Wort des Herrn:

„Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!" —

Alles von dieser Welt ist nur Staub; die Tugenden aber, die in Christi Jesu Nachfolge freudiglich geübt wurden, **die bleiben**, weil sie etwas Göttliches sind, durch die Ewigkeit der Ewigkeiten! —

Ich nahm mir, zum steten Andenken an die Nichtigkeiten dieser Welt, ein Stücklein von den Hemdärmeln Pizarro's mit, hatte dafür aber den Schreck, daß dem Führer die Fackel verlöschte. Doch dieser war im Gewölbe genugsam bekannt, den einzigen langen Weg wieder zu finden, der uns Beide hereingeführt hatte. Bald war die dunkle Pforte erreicht und schloß sich hinter uns mit dumpfem, wiederhallendem Tone.

In der Kirche sangen sie eben den Bitt-Choral für die Seelenruhe der Abgeschiedenen: „Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis! Herr, gieb ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!" —

---

435. Die Statuen des Morgenrothes, der Abenddämmerung und der Nacht.

(Nach: Catharina de Medici von Alfred Reumont.)

In der Medizeischen Grab-Kapelle in San Lorenzo zu Florenz, deren Bau der Papst Leo X. durch Michel Angelo Buonarotti beginnen ließ, sieht man zwei einander gegenüberstehende, in der Anordnung völlig gleichmäßige Denkmale.

An dem Einen dieser Denkmale ruhen auf dem Sarkophage zwei allegorische Figuren, welche Morgenroth und Abenddämmerung vorzustellen bestimmt sind, auf ein frühes Ende und die bald abgeblühten schönen Hoffnungen deutend. Am oberen Theil, in der Nische, sitzt, in sinnender Stellung, die rechte Hand auf's Knie gelegt, mit der Linken das Kinn stützend, in ritterlicher Rüstung, den Helm auf dem Haupte, eine männliche Gestalt, voll tiefen Ernstes und wie voll trüber Gedanken und Ahnungen, wenngleich

in noch jugendlichen Jahren. Der Geberde und Haltung wegen, die nicht glücklicher und sprechender hätten ausgedrückt werden können, hat man der Statue den Namen: Il Pensieroso gegeben. — Der Frühverstorbene, welchen diese Bildsäule vergegenwärtigt, war Lorenzo de Medici, Herzog von Urbino.

Das diesem Grabmal gegenüber sich erhebende und einem andern Sprößling aus der Familie, Giuliano, Herzog von Nemours, errichtete Grabmal zeigt auf seinem Sarkophage die Statue der Nacht, welche als Sculpturwerk den größten Ruhm erlangt hat. —

Und warum wählte der Papst Leo X. diese sinnbildlichen Figuren der Morgenröthe, der Abenddämmerung und der Nacht zur Auszierung der Grüfte seiner nächsten Anverwandten?

Um die anschaulichste Predigt der Nachwelt zu halten, wie bald die schönsten Erdenhoffnungen, aufgeblüht gleich der Lenzes-Morgenröthe, verwelken, absterben und in Nacht versinken können!

Denn als Leo X. Papst geworden, waren es achtzig Jahre bereits, daß die Familie Medici, aus der er selbst stammte, durch glückgesegnete Bestrebungen im Handel und in Künsten des Friedens unvermerkt in stetem Fortschritte emporgekommen, eine hohe Stellung in der Republik Florenz eingenommen und in der Zuneigung des Volkes feste Wurzel gefaßt hatte. Er knüpfte darum an seinen Brudersohn Lorenzo, Herzog von Urbino, große Erwartungen für die Zukunft, und ebenso an den Giuliano, Herzog von Nemours. Und siehe! in der kürzesten Zeit starben Beide dahin!

Des Papstes Erwartungen versanken aus dem Morgenrothe, dem anmuthigsten, gar frühe in kühle Abenddämmerung, und dieser folgte die kalte, kalte Nacht der bittersten Täuschung! —

Da rief's mit vernehmlicher Stimme: „**Alles ist eitel!**“ und diesen so heilsamen Mahn-Ruf gleichsam versteint der Nachwelt zu erhalten und sie an's Jenseitige, das Dauernde, das Heilige, die Saat auf den Geist fort und fort zu erinnern, hat er diesen beiden Grabdenkmälern die Statuen der Morgenröthe, der Abenddämmerung und der Nacht geben lassen. —

---

436. Der heilige Sand zu Worms am Rheine.

„Der heilige Sand“ — so hieß vor Zeiten die israelitische Begräbniß-Stätte zu Worms. — Judäa's geweihte Erde war in Schiffen hierher gebracht worden, und manche Gläubige aus fernen Gegenden verordneten, daß ihre Leichname nach Worms gebracht werden sollten, damit sie dort im „heiligen Sand“ ihre Ruhestätte fänden.

Die älteste israelitische Gemeinde in Deutschland war die zu Worms; schon **vor** der Zerstörung Jerusalems scheinen sie dort sich angesiedelt zu haben, und zu allen Zeiten behaupteten die Wormser Juden: „**Daß sie an der Kreuzigung Jesu Christi keinerlei Schuld trügen, da ihre Vorfahren schon vor dieser Zeit hier ansässig gewesen.**“ —

Diese Behauptung war auch ihr Schade nicht; denn durch das ganze Mittelalter herab stand die Wormser israelitische Gemeinde oben an unter den „kaiserlichen Kammerknechten“ und hatte mancherlei Privilegien vor anderen Stammgenossen voraus, wie denn der Rabbi von Worms den Vorrang vor allen Rabbinern in ganz Deutschland hatte. —

---

437. Der Schädelthurm auf der Insel Dscherbi.

Die Insel **Dscherbi** ist im Mittelländischen Meere an der Ostküste von Tunis gelegen, wozu sie auch gehört, und wird vom afrikanischen Festlande durch einen Kanal getrennt, der an einigen Punkten nicht mehr als zehn Klafter Breite hat. Die ziemlich zahlreichen Bewohner der durch große Fruchtbarkeit ausgezeichneten Insel (sie mag deren wohl gegen 30,000 haben) sind zerstreut in mehrere Dörfer oder Flecken, die nahe bei einander liegen, und treiben bedeutende Wollen- und Leinweberei. Der große Markt wird am Hafen gehalten, in dessen Nähe sich ein altes Schloß befindet.

Die Insulaner gelten zu Tripolis und Tunis für hab- und verfolgungssüchtig; sie zeigen sich aber gegen Christen freundlich, gefällig und gastfrei; da ist keine Spur von Verachtung der Christen, wie sie sonst die Muselmänner so häufig und so gern auf jede Art und bei jeder Gelegenheit kundgeben; man würde glauben, unter Freunden zu sein, wenn nicht das Auge auf ein Maalzeichen tödtlichen Christenhasses fiele, welches das Blut in den Adern erstarren macht — **eine Pyramide, erbaut aus Schädeln und Gebeinen grausam hingemordeter Christen.**

In dem Kriege, welchen die Spanier im Jahre 1558 unter der Anführung des Herzogs von Medina-Celi gegen die Mauren führten, deren Heer Kara Mustapha befehligte, warfen sich 800 der Ersteren in ein Fort und vertheidigten sich dort mit heldenmüthiger Tapferkeit. Die Mauren machten mehrere heftige Angriffe und berannten die Feste mit aller Macht, aber sie wurden jedesmal mit bedeutendem Verluste zurückgetrieben, und drei ihrer Oberanführer

fielen, während nicht Einem Spanier ein Haar gekrümmt wurde. Allein was so oft schon Belagerte, die das Schwert nicht besiegen konnte, bezwungen hat, das ward auch den heldenmüthigen Spaniern verderblich — der Mangel an Lebensmitteln. Tag für Tag harrten sie zwar sehnlichst auf Hilfe und Entsatz, allein umsonst! Als nun endlich die Hungerpein den höchsten Grad erreicht hatte, sah sich die Besatzung genöthigt, zu unterhandeln, und erhielt das feierliche Versprechen eines freien Rückzugs. Kaum hatten sich aber die Mauren in den Besitz des Forts gesetzt, als sie wuthentbrannt über die wehrlosen Gegner herfielen und, ihres gegebenen Versprechens treulos vergessend, sie grausam niedermetzelten. Hernach sammelten sie die Schädel und Knochen der Gefallenen und erbauten mit ihnen das traurige Denkmal ihrer blutigen That, das unter ihren Händen bis zur Höhe von wohl dreißig Fuß anstieg. — Noch jetzt steht es da und redet von ihr, ja, es wird sogar noch von Zeit zu Zeit sorgfältig übertüncht! —

Dem Wanderer wird seltsam zu Muthe bei diesem traurigen Anblicke; da liegen die Schädel, über einander geschichtet, und die Augenhöhlen scheinen ein Grab zu suchen, und die Gebeine, auf einander gehäuft, scheinen sich zu strecken und der letzten Ruhestätte im Schooße der heimischen geweihten Erde zu harren; doch fand sich noch keine Hand, die bereit gewesen wäre, den christlichen Brüdern diesen letzten Liebesdienst zu erweisen!!

Die Mauren, die im Kampfe mit jenen tapferen Spaniern fielen, liegen in der Nähe dieser Pyramide begraben, und aus der Menge der Gräber läßt sich schließen, daß die Anzahl derselben bedeutend war.

Eine Kapelle ist über den Gräbern der drei Anführer errichtet. —

Alles zur größern Ehre Gottes!

Hungari, Anton,

Katholischer Anekdoten-Schatz zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stä
nde

Bd.: 3

Frankfurt am Main 1856